Friedrich Kohlrausch,

Deutsche Geschichte.

II. Theil.

Sechzehnte Auflage.

Bearbeitet

von

Wilhelm Kentzler.

Hannover.

Hahn'sche Hofbuchhandlung.

1875.

STADTBIBLIOTHEK
* AUGSBURG *

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Inhalt.

IV. Das Zeitalter der Reformation.

A. Die Reformation der Kirche.

B. Die Wiederherstellung des Katholizismus und der 30jährige Krieg.

V. Die Zeit der Erniedrigung und der nationalen Wiederaufrichtung Deutschlands.

A. Frankreichs Uebergewicht.

B. Die Zeit Friedrichs des Großen.

C. Die Zeit der französischen Revolution und die Befreiungskriege.

D. Bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.

Vierte Periode.

Vom Beginn der Reformation bis zum westfälischen Frieden.
1517—1648.

IV. Das Zeitalter der Reformation.

A. Die Reformation der Kirche.

1517—1555.

Die Quellen für die Geschichte der Reformationszeit bestehen mehr in Aktenstücken, als in geschichtlichen Darstellungen.

I. Die allgemeine Geschichte dieses Zeitraums behandeln hauptsächlich:

1. Paul Jovius (geb. 1482 zu Como, starb 1552 als Bischof von Nuceria) in seiner historia sui temporis, 1494—1546.
2. Joh. Genesius Sepulveda, Historiograph Karls V., geb. 1491, gest. 1572, in seinen de rebus gestis Caroli V. Colon. 1657. Außer ihm kommen noch an Geschichtschreibern spanischer Nationalität in Betracht: Petrus Salazar, Prudentius de Sandoval u. a. Dazu einige italienische, bes. Gianbattista Adriani.

Andere wichtige Schriften über die Zeit Karls V. sind im II. Bd. von Schard, Scriptores rer. Germ. und bei Freher, Scriptores. Bd. III. gedruckt. Aktenstücke sind gesammelt namentlich in den Werken von Gachard, Analectes historiques 3. V. 1856; Lanz, Correspondenz des Kaisers Karl V. 3. Bde.; Döllinger, Dokumente zur Geschichte Karls V. u. s. w. 1862—63.

II. Für die eigentliche Geschichte der Kirchenreformation sind vor allen die Schriften der Reformatoren selber die wichtigsten Quellen; sie enthalten zugleich vieles zur Aufklärung der politischen Geschichte jener Zeit. Es sind das:

1. die Werke Luther's, Melanchthon's, Zwingli's.
2. die Werke des Erasmus von Rotterdam (geb. 1467, gest. 1536).

3. Die Schriften Ulrich's von Hutten ed. Böcking. 1859—62. und die Epistolae obscurorum virorum ed. Boecking. 1858, die zum Theil von Hutten herrühren;
4. die symbolischen Bücher, gesammelt von K. Hase. 1865.

III. Die politischen Verhältnisse und Ereignisse finden vorzugsweise Behandlung in den Werken von:
1. Johann Sleidanus (geb. 1506, gest. 1556 als Prof. zu Straßburg), Historiograph des schmalkaldischen Kriegs: Commentarius de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare. (Fortgesetzt von Lontorp von 1555—64);
2. L. d'Avila y Zuniga, dessen Commentario de la guerra de Alemanna hecha de Carlo V. etc. die wichtigste Quelle für die Geschichte des schmalkaldischen Krieges ist.

VI. An Lebensbeschreibungen berühmter Männer dieser Zeit mögen hier stehen:
1. Joach. Camerarius (geb. 1500, gest. 1547, Freund Melanchthons), Vita Melanchthonis und vita Mauritii Electoris;
2. die Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen, von ihm selbst, herausgegeben von Schönhuth. 1858;
3. die des Sebast. Schärtlin von Burtenbach, ebenfalls von ihm selbst, herausgegeben von Schönhuth. 1858.
4. Adam Reisner, Historia Herrn Georgs und Herrn Caspars von Frundsberg. Frankfurt 1572.

V. Das Tridentinische Konzil behandeln von verschiedenem Standpunkt:
1. Paul Sarpi (geb. zu Venedig 1552, gest. 1625, Rath der Stadt Venedig) und
2. Sfortia Pallavicini (Jesuit; geb. zu Rom 1607, gest. 1667).

Hauptwerk unter den neueren Arbeiten: L. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6 Bde. 1839—47. (Werke Bd. 1—6) 1867—68. Der 6. Bd. enthält die Urkunden.

---

1. Wahl Karls V.

Der durch Maximilian's Tod erledigte Kaiserthron sollte wieder besetzt werden. Die gesammte Lage Europa's wie die Verwirrung in Deutschland, wo das Faustrecht wieder zu erwachen schien, forderten einen kräftigen Herrscher. Um Italien dauerte der Streit zwischen Spanien und Frankreich; aber keinem von diesen, sondern dem Kaiser gebührte das Recht der Entscheidung in diesem Lande, das sich selber nicht helfen konnte. Von Osten her drohten die Türken; auch gegen sie mußte der deutsche Kaiser Europa schützend vertreten; denn Ungarn war durch schlechte Verfassung geschwächt, sein Volk in Ueppigkeit und Weichlichkeit gerathen und konnte nicht mehr die Vormauer gegen die Feinde der Christenheit sein. In Deutschland selber hatten sich zwei große Fehden erhoben. Herzog Ulrich von Würtemberg hatte plötzlich im Winter 1519 die freie Stadt Reutlingen mit dem Schwerte erobert und zu seiner Stadt gemacht, und als

er die Abmahnungen des schwäbischen Bundes, welchen Kaiser Maximilian zur Erhaltung der inneren Ruhe gebraucht hatte, nicht achtete, griff der Bund ihn mit Kriegsmacht an und trieb ihn aus seinem Lande. — In Niedersachsen erhob sich noch blutigerer Streit, die sogenannte hildesheimische Stiftsfehde. Zwei Edelleute, Herren von Saldern, Vasallen des Bischofs Johann von Hildesheim, kündigten diesem die Fehde an; sie fanden Hülfe bei den Herzogen Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel und Erich I. von Kalenberg der Bischof dagegen bei dem Herzog Heinrich dem Mittleren von Lüneburg, so wie bei den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz. Am 28. Juni 1519 fochten beide Theile in einer blutigen Schlacht auf der Soltauer Haide im Lüneburgischen; des Bischofs Heer siegte, viele der Gegner mit dem tapfern Herzog Erich wurden gefangen und 4000 blieben auf dem Wahlplatze. — Solche Beispiele waren gefährlich. Den Räubereien der kleinen Ritter war durch den ewigen Landfrieden zwar ziemlich ein Ende gemacht worden; sollten aber die Fürsten jetzt nicht in ihre Stelle treten und durch Krieg nach Eroberungen streben, so mußte ein kräftiger Kaiser die Herrschaft der Gesetze zu schützen wissen.

Maximilian hatte schon früher mehrere Stimmen für seinen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, gewonnen. Aber da Karl, der Erbe des spanischen und östreichischen Stammes, außer Spanien die Königreiche Neapel und Sizilien, die schönen östreichischen Länder und die ganze burgundische Erbschaft in den Niederlanden besaß, so fürchteten die deutschen Fürsten von einem Kaiser mit so gewaltiger Hausmacht Gefahren für ihre Freiheit und Selbständigkeit.

Neben Karl trat als Mitbewerber um die kaiserliche Krone Franz I., König von Frankreich, auf. Der Papst begünstigte ihn, wenigstens nahm er den Schein davon an, und durch sein erstes ritterliches Erscheinen in Italien und den Sieg bei Marignano hatte sich der junge König großen Ruf erworben; ja, sein Volk erhob, nach seiner Weise, die Verdienste seines Königs in den Himmel. Die französischen Gesandten überreichten den deutschen Wahlfürsten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunsten des Königs, und indem in derselben von der großen Türkengefahr die Rede war, schlossen sie: „derjenige müsse in der That ohne Verstand sein, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen sei, noch zweifle, ob man das Steuer des Schiffes dem Geschicktesten anvertrauen solle."

Aber trotz dieser zuversichtlichen Sprache der französischen Gesandten fühlten die deutschen Fürsten ihrerseits die Gefahr, einen König von Frankreich zum Kaiser zu wählen. Auf die Empfehlung des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen, dem man die Krone angeboten, der sie aber, weil die geringe Macht seines Hauses so schwierigen Zeiten nicht gewachsen sei, ausgeschlagen hatte, zog man doch lieber den Enkel des verstorbenen Kaisers, den jungen spanischen König, vor und wählte diesen am 28. Juni 1519. Vor der Wahl aber mußten Karls Gesandte einen Wahlvertrag unterschreiben: „Derselbe solle ohne Einwilligung der Kurfürsten kein Bündniß mit Fremden machen und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen; keinen Reichstag außerhalb Deutschlands halten; die Reichs- und Hofämter mit geborenen Deutschen besetzen; in Schriften und Handlungen des Reiches keine als die deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen; ferner die großen Gesellschaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert und ihres eigenen Willens gehandelt, mit der Reichs-

stände Rath gänzlich aufheben[1]); keinen Stand des Reichs ohne Ursache und unverhört in die Reichsacht erklären; und endlich so bald als möglich nach Deutschland kommen und für die meiste Zeit seinen Aufenthalt daselbst nehmen."

Diese und andere Punkte beschworen die Gesandten im Namen ihres Herrn und ersuchten ihn, nun alsbald im Reich zu erscheinen.

Der junge König hatte schon seit zwei Jahren seine Regierung in Spanien angetreten: allein die Welt kannte ihn noch nicht. Die meisten hatten geringe Hoffnung von ihm. Der frühe Tod seines ritterlich edlen Vaters Philipps des Schönen, der Wahnsinn seiner Mutter Johanna, die Trennung von seinem Bruder Ferdinand, der in Spanien erzogen wurde, seine eigene Jugend unter fremden Menschen in den Niederlanden, — dieses Alles hatte sein Gemüth in sich zurückgedrängt und ihm früh eine Verschlossenheit gegeben, welche dem fremden Blicke sein Inneres verbarg. Dazu reifte er nur langsam zu der Klarheit und Selbständigkeit heran, welche ihn später groß machten; es schien, als wenn seine Rathgeber ihn ganz beherrschen würden. Nur die tiefer in der Menschen Seele zu blicken verstanden, hatten die Lichtblitze der seinigen bemerkt. Zu Valadolid, in einem großen Ritterspiele, erschien der junge König, der von Jugend auf die ritterlichen Uebungen geliebt hatte, in vollen Waffen und hielt einige Rennen mit seinem Stallmeister. Drei Lanzen brach er mit ihm, und jedes Mal erfüllte das Jubelgeschrei des Volkes die Luft; denn der Jüngling, der noch nicht 18 Jahre alt war, den man für schwach und untergeordnet gehalten hatte, erschien mit dem edelsten Anstande und herrlicher Kraft, und auf seinem Schilde las man das einzige Wort: Nondum („noch nicht!"). Die, welche den Sinn des Wortes faßten, erwarteten mit Verlangen den Augenblick, da er es an der Zeit halten würde, selbständig hervorzutreten.

Karls Wahl zum Kaiser in Deutschland war geschehen und er sollte sich rasch entscheiden, ob er Spanien jetzt verlassen und in dem neuen Reiche die Zügel ergreifen wolle. Bei der großen Nachricht blieb der zwanzigjährige Jüngling unverändert. „Unser König, der jetzt Kaiser ist", so erzählt ein Augenzeuge, „scheint das Größte, was das Glück gewähren kann, für nichts zu achten; seine Gemüthsgröße und sein Ernst sind so außerordentlich, daß es das Ansehen hat, als habe er den Erdball unter seinen Füßen." — Der Entschluß, den er fassen sollte, wäre für einen gewöhnlichen Geist sehr schwer gewesen. Spanien war in großer Gährung und fast schon in vollen Flammen, denn gewaltige Kräfte standen hier gegen einander: die königliche Gewalt, ein mächtiger Adel und reiche, stolze Städte. In Deutschland aber wartete seiner ein ebenfalls unruhiges, verworrenes Reich und vor allem der große Kampf des Zeitalters über die Glaubenstrennung, welcher begonnen hatte und auf den schon Aller Augen gerichtet waren. Die Spanier selbst waren mißvergnügt über die Kaiserwürde ihres Königs; sie fürchteten nun ein Nebenreich unter eigenmächtigen Statthaltern zu werden. „Was das Kaiserthum wohl sei", sagten sie, „als der Schatten eines überaus großen Baumes? Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster in das Zimmer falle und das Haus beleuchte? Man solle aber nur eine Unze von diesem Lichte mit der Hand erfassen und es aufbewahren; oder

---

[1]) Dieses ging hauptsächlich gegen den Bund der Hanse, der noch bestand und zeigt die traurige Eifersucht der Fürsten gegen die Freiheit und Blüte der Städte.

sich herrliche Kleider daraus machen lassen zur Bedeckung, oder nur seinen Tisch damit zurichten." — In so geringer Achtung stand jetzt die alte, sonst so ehrwürdige Kaiserkrone bei den fremden Völkern.

Viele seiner Rathgeber warnten den König, des unsicheren und mühevollen Besitzes wegen sein Erbreich nicht zu verlassen; allein seinem Geiste erschien jetzt der Zeitpunkt selbständiger und kühner That; das Schicksal hatte ihn in die Bahn des Ruhmes gerufen, er folgte der Stimme unerschrocken und ohne Zögern. Und zu derselben Zeit, als er die deutsche Krone zu empfangen abreiste, kam die Nachricht, daß in dem neu entdeckten Welttheile das große Mexikanische Reich, ein zweites Kaiserthum, für ihn gewonnen sei. Vor so großartigen Eindrücken konnte eine kleinliche Gesinnung nicht bestehen; der zwanzigjährige Jüngling reifte schnell zum Manne; eine halbe Welt forderte seine Obsorge, und von dieser Zeit an zeigt sich der selbstthätige, klare, mit seines Geistes Auge Alles umfassende Herrscher.

Karl kam von Spanien in die Niederlande und von da nach Deutschland; am 22. Oktober 1520 wurde er zu Aachen mit großer Pracht gekrönt und schrieb dann seinen ersten Reichstag auf den heiligen Dreikönigstag des nächsten Jahres nach Worms aus.

2. Zustand der Kirche vor der Reformation.

Der Zustand der Kirche war schon seit Jahrhunderten vielfach verworren und das Verderbniß der äußern Ordnung hatte tief in das innere Leben des christlichen Glaubens und in die Sittlichkeit der Völker eingegriffen. Die Klagen über den Verfall der Kirche und das Verlangen nach einer Verbesserung an Haupt und Gliedern war alt. Es ist keiner aus allen Religionsparteien, der die Geschichte kennt, welcher nicht wüßte, daß solche Klagen tief begründet waren. Sie wurden erhoben im Namen ganzer Nationen; sie kamen von treuen Anhängern der alten Kirche, von ehrwürdigen Bischöfen, von gelehrten, wohldenkenden Männern in Staat und Kirche.

Seit der großen Kirchenspaltung (1378—1414) war die gläubige Ehrfurcht vor dem päpstlichen Namen bedeutend geschwunden; Unwissenheit und Sittenlosigkeit hatte unter den Geistlichen immer mehr überhand genommen. Einer der ersten Theologen Deutschlands schildert im Jahre 1503, also geraume Zeit, ehe Luther auftrat, das Sinken des geistlichen Standes mit starken Zügen. „Das Studium der Gottesgelahrtheit ist verachtet", sagt er, „das Evangelium Christi, wie die herrlichen Schriften der Väter, vernachlässigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und andern Tugenden, welche selbst die bessern Heiden gepriesen, von den Wundern der Gnade Gottes gegen uns und von Jesu Verdiensten ist bei ihnen ein tiefes Stillschweigen. Und solche Leute, die weder Philosophie noch Theologie verstehen, werden zu den höchsten Würden der Kirche, zum Hirtenamt über die Seelen erhoben! Daher der jammervolle Verfall der christlichen Kirche, die Verachtung der Geistlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchlose Leben der Geistlichen schreckt gutgesinnte Eltern ab, ihre Söhne diesem Stande zu widmen. Sie setzen die Erforschung der heiligen Schrift gänzlich hintan, verlieren den Geschmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amt und begnügen sich, wenn's nur gethan,

gesungen und gepredigt, und bald wieder aus ist! Mit einem Menschen, der ihnen Geld schuldig ist, reden sie ernsthafter und besonnener als mit ihrem Schöpfer. Aus Langerweile bei ihrem Amt verfallen sie anstatt auf Bücher auf Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben, ohne sich aus der allgemeinen Verachtung im mindesten etwas zu machen. Wie ist es also nur möglich, daß bei solchem Zustande die Laien sie und die Religion irgend achten können? Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, sie aber machen ihn breit und lustig."

Daß solche Schilderung nicht zu stark war, sehen wir aus hundert andern unverdächtigen Zeugnissen. Und obgleich die Mönche eben jenen Lehrer, der sie so hart getadelt, beim Papste Julius II. anklagten, so hatte er doch die Wahrheit so sehr auf seiner Seite, daß ihn die päpstlichen Kommissarien lossprachen. Völlig einstimmig mit jenen Klagen redet der fromme Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, in einer Synodalrede an seine Geistlichkeit und wirft ihnen die gröbsten Laster vor, durch welche die Kirche und das Volk mit verschlimmert werden müßten; und gleich bitter klagt der Bischof Hugo von Konstanz, ein Feind übrigens der Lehre Luthers, mit vielen andern katholischen Kirchenvorstehern der damaligen Zeit.

Wie mochte es auch anders sein, da man sich bei Verleihung der geistlichen Stellen Geld zahlen ließ und auf Fähigkeit und innere Würdigkeit wenig geachtet wurde, und da, wie die oben erwähnten Klagen beweisen, die wenigsten Geistlichen das Wort Gottes kannten? War es doch dahin gekommen, daß, nach glaubwürdigen Zeugnissen, unter den ersten Kirchenvorstehern der schweizerischen Eidgenossenschaft zu Anfang des 16. Jahrhunderts nicht drei waren, welche die Bibel gelesen hatten; — und daß, als die Wallifer einst in jener Zeit einen Brief von Zürich erhielten, worin der heiligen Schrift gedacht wurde, sich ein einziger Mann fand, der dieses Buch und zwar nur durch's Gerücht kannte! Luther selbst erzählt, daß er 20 Jahre alt geworden sei, ohne auch nur eine Bibel gesehen zu haben. — Wie mußte doch die Verwilderung der Zeit groß sein, da die Menschen von der Quelle christlicher Frömmigkeit und Tugend also abgewendet waren, daß sie kaum ihren Namen kannten.

In Italien, und namentlich in Rom, war der Unglaube und die Unwissenheit in den göttlichen Dingen am schlimmsten. Unter dem sehr gebildeten Papst Leo X. (1513—21) blühten die Künste zwar auf eine glänzende Weise in Rom; allein während sie aus üppigem Boden emporsproßten, erstickten sie die stille Pflanze der wahren Gottesfurcht. Der Genuß der Sinne galt als das Höchste, vor ihm konnte der Glaube an die unsichtbare Welt nicht bestehen, und die stille Frömmigkeit des Herzens war in den Augen der Welt zum Gespött geworden. Die Gebräuche des Gottesdienstes schien man beizubehalten als einen Zügel für den Haufen des Volkes, und dadurch mußten sie bald etwas blos Aeußerliches werden.

Hören wir das Zeugniß des frommen Papstes Hadrian VI. selbst in einer Schrift an seinen Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1522: „Wir wissen", sagt er, „daß in diesem heiligen Sitze schon einige Jahre hindurch viel Verderben gewesen ist, Mißbrauch in geistlichen Dingen, so wie in dem, was von hier aus befohlen wurde, mit einem Wort eine Verschlimmerung in Allem. Und es ist kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte in die Glieder, von den Päpsten auf die Priester übergegangen

ist; daher versprechen wir, so viel an uns ist, alle Sorgfalt anzuwenden, daß zuerst unser Stuhl, von welchem vielleicht dieses ganze Uebel ausgeflossen ist, umgewandelt werde, damit, so wie das Verderben von da nach unten gegangen, eben von daher auch die Heilung und die Gesundheit ihren Anfang nehme".

Dieses Gefühl von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war in Hohen und Niedern schon lange mit solcher Bestimmtheit, daß das Volk in der Mitte des 14. Jahrhunderts den hundert Jahre vorher verstorbenen Kaiser Friedrich II. als Reformator der Kirche zurückerwartete. Wie dringend die Vorstellungen der Deutschen, Engländer und Franzosen auf den Kirchenversammlungen zu Kostnitz und zu Basel waren, haben wir früher gesehen; und im Jahre 1510 übergab der Reichstag zu Augsburg zehn Beschwerden gegen die angemaßten Rechte der Päpste, worin die Kirchentrennung fast bestimmt vorhergesagt wurde; denn wenn diesen Beschwerden nicht abgeholfen werde, sagt der Reichstag, „so könnte leicht eine Verfolgung aller Priester oder, nach dem Beispiele der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römischen Kirche entstehen."

So sehen wir um jene Zeit das alte, ernste Gebäude der Hierarchie, welches viele Jahrhunderte gestanden, welches seinen Grundgedanken nach so trefflich für die Einheit der christlichen Völker war, untergraben durch sich selbst, schwankend, weil es die Achtung der Völker verloren hatte, und in seinen Grundvesten erschüttert, weil die Vorsteher in stolzer Sicherheit dahin lebten und den Geist der Zeiten nicht achteten.

So sehr dieses Alles schon in die Augen springt, so müssen wir doch noch einen Blick in das Innere werfen, um die große Umwandlung der Welt aus ihren tiefen Gründen zu verstehen. Die genannten Klagen hätten durch guten Willen und allmähliche Verbesserung gehoben werden mögen, weil sie größtentheils die äußere Gestalt und Verwaltung der Kirche betrafen, wenn nur in der Religion selbst ein lebendiger, heller, treibender, schaffender Geist gewaltet hätte. Allein ein solcher Geist lebte nicht mehr in der Religionswissenschaft, sondern fing vielmehr an sich außerhalb derselben zu regen. Nicht nur Unwissenheit, von der wir schon oben geredet, sondern ein ganz verkehrtes Wissen war in den meisten Lehrern der Religion; sie setzten einen hohen Werth auf eine gewisse Schulweisheit, welche sie Scholastik nannten und die in alter Zeit aus der Vermischung philosophischer Grundsätze mit den Lehren des Christenthums entstanden war. Die einfachen, dem kindlichen Sinne des Ungelehrtesten ganz klaren und verständlichen Wahrheiten der heiligen Schriften waren in dunkle, gelehrte Worte gekleidet; dieses Wort galt als die Hauptsache; bald fing man an über den Sinn desselben zu streiten und derjenige galt als der Gelehrteste, welcher bei solchem Streite am spitzfindigsten reden konnte. So wie es aber immer geschieht, daß der Geist und die Wahrheit verloren gehen, wo man viel Worte macht, so verschwand das milde, einfache und wohlthätige Licht des christlichen Glaubens immer mehr aus der Wissenschaft, welche sie ihre Theologie nannten. Nun aber war schon in dem 15. Jahrhundert ein neues Zeitalter für die Wissenschaften angebrochen und eine hellere Ansicht der Welt hatte sich der Gemüther bemeistert. Es war eine Aufklärung im guten Sinne. Vor ihrem Lichte schon konnte die Scholastik in ihrem geschmacklosen Gewande, mit der Wichtigkeit, die sie auf das Wort legte, und mit ihrer ganzen inneren Leerheit nicht bestehen; die besten Köpfe der Zeit

wandten Ernst und Spott an, sie in ihrer Blöße darzustellen. Und die Gegner, die Vertheidiger des Alten, suchten sich nicht etwa dadurch zu retten, was ihnen einzig Schutz gewährt hätte, daß sie selbst das Licht in ihrer Wissenschaft aufsuchten und sie in sich selbst läuterten, sondern mit blindem, polterndem Eifer wollten sie die hereinbrechenden Strahlen des neuen Morgens gewaltsam zurückscheuchen; ein nichtiges Streben, welches zu allen Zeiten ohnmächtig zu Schanden geworden ist. In Deutschland war es vorzüglich Johann Reuchlin (geb. zu Pforzheim 1455), einer der ersten Gelehrten, welche unser Vaterland jemals hervorgebracht hat, eben so kundig der griechischen, als der lateinischen und hebräischen Sprache, der das neue Licht der Wissenschaften verbreitete; ein Mann von so umfassendem Geiste, daß man von ihm gesagt hat, er vereinige alle Bildung und alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit, welche damals in der christlichen Welt gefunden wurden, und beziehe dieses alles nicht etwa auf den Prunk und die Eitelkeit des Wissens, sondern auf die höchste Erkenntniß, auf die des Menschen, der Natur und Gottes[1]). Auch gegen diesen eiferten viele Theologen mit der größten Leidenschaft, obwohl er vor der Zeit der Reformation lebte und keinen Theil an ihr genommen hat. Zwar waren nicht alle Kirchenvorsteher so finster gesinnt; der oben genannte Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, hielt es nicht unter seiner Würde, eine Reise von sieben Tagen zu machen, um den berühmten Erasmus von Rotterdam in Freiburg kennen zu lernen, und Johann von Dalberg, Bischof in Worms, legte eine Bibliothek der besten Schriftsteller an und liebte die Wissenschaften so sehr, daß er selbst Mitglied der von dem Dichter Konrad Celtes gestifteten Rheinischen Gelehrtengesellschaft wurde. Allein die Zahl dieser Verständigen war zu klein gegen die Eiferer, welche blind und thöricht ihr eigenes Reich zerstörten.

3. Martin Luther. Beginn der Reformation.

Die nächste Veranlassung zum Beginn der Reformation gaben die Mißbräuche, welche mit dem Verkündigen und Spenden des Ablasses getrieben wurden.

Die Abgeordneten des römischen Hofes boten in allen Ländern päpstliche Ablaßbriefe aus, durch welche man Nachlaß der durch Sünden verwirkten Kirchenstrafen erhielt. Solche Ablaßvertheilung war nicht neu. Schon in den älteren Zeiten der Kirche, da diese die öffentlichen Vergehungen durch strenge öffentliche Bußen, Ausschließung vom Gottesdienste, oft auf mehrere Jahre u. s. w. bestrafte, war denen, welche sich durch besondern Eifer in ihren Bußübungen auszeichneten, durch Ablaß von Seiten der Bischöfe wohl die Zeit derselben abgekürzt oder die Buße in fromme Werke verwandelt worden. Zur Zeit der Kreuzzüge ertheilten die Päpste allen denen, die sich den

---

[1]) Reuchlin war eigentlich Rechtsgelehrter und thätiger Geschäftsmann, denn er war vertrauter Rath des Herzogs Eberhard im Bart von Würtemberg und Richter des schwäbischen Bundes, aber doch fand er Zeit, seine Neigung für Philologie und Philosophie durch die gründlichsten Forschungen zu befriedigen. Für die Lauterkeit seines Strebens zeugt sein Ausspruch in der Vorrede zur hebräischen Grammatik: „Den heiligen Hieronymus verehre ich wie einen Engel, den Nikolaus von Myra achte ich als Lehrer, aber die Wahrheit bete ich an wie einen Gott.“ — Hutten nannte Reuchlin und Erasmus die beiden Augen Deutschlands.

Mühen und Gefahren derselben unterziehen wollten, Ablaß von allen Kirchenstrafen, denen sie sich sonst hätten unterwerfen müssen. Später wurde derselbe auch denen ertheilt, die, ohne selbst Theil zu nehmen, Geld für diese heiligen Unternehmungen herschossen. Nach der Zeit der Kreuzzüge dehnte man den Zweck der Geldspenden auch auf andere fromme Werke, Erbauung von Kirchen, Schulen u. s. w. aus; und als die Gefahr von Seiten der Türken Europa näher rückte, gaben die Türkenkriege häufig Veranlassung zum Ausbieten päpstlicher Ablaßbriefe. Allein so wie auf der einen Seite der verderbliche, der rohen Sinnesweise des Volks ganz zusagende Irrthum sich einschlich und durch die Ablaßprediger unterhalten wurde, daß der erkaufte Ablaßzettel die Sündenschuld selbst tilge, so zweifelte man auf der andern Seite schon lange, daß die gelöſ'ten Gelder nur zu frommen Zwecken verwendet würden. Von Fürsten und Völkern waren Klagen über den Mißbrauch der Ablaßvertheilung geführt worden, und auf der Kirchenversammlung zu Trient wurde späterhin ein Dekret dagegen erlassen, worin von dem Frevel der Ablaßprediger die Rede ist, „welche mit dem Worte Gottes ihr Gewerbe trieben."

Um nämlich so viel Gewinn als möglich aus den Abläſſen zu ziehen, wurde die Einnahme aus ganzen Provinzen an den Meistbietenden verpachtet, welcher wiederum Unterpächter anstellte; und alle diese erlaubten sich, um sich zu bereichern, die gröbsten Mißbräuche. Zum Verkauf der Ablaßbriefe wählten sie solche Menschen, welche durch Rednerkünste und durch niedrige Mittel aller Art das Volk zum häufigen Kaufen bewegen konnten, und die Unverschämtheit mancher unter denselben übersteigt allen Glauben. Sie verkauften Ablaß für die schwersten Verbrechen, für Kirchenraub, Meineid und Mord; ja man konnte sogar für zukünftige Sünden das Versprechen des Ablasses erhalten.

Der lange verhaltene Unmuth über diese Mißbräuche trat zu Tage, als Leo X. im Jahre 1516 einen neuen Ablaß ausschrieb, um die von seinem Vorgänger Julius II. angefangene Peterskirche in Rom ausbauen zu können; es verbreitete sich nämlich der Glaube, daß ein bedeutender Theil der einkommenden Gelder, die ganze Einnahme aus Sachsen und den Ländern bis zur Ostsee, nicht zum Bau der Peterskirche, sondern für des Papstes Schwester bestimmt sei. Dazu erweckten die Ablaßprediger selber, Bernhard Samson in der Schweiz und Johann Tetzel in Sachsen, durch ihr Betragen den größten Unwillen.

Gegen den letzteren trat Martin Luther, geboren den 10. November 1483 zu Eisleben in Thüringen, Sohn eines armen Bergmanns, damals Augustinermönch und Lehrer der Theologie an der Wittenberger Universität, öffentlich auf, indem er am Allerheiligenabend, den 31. Oktober 1517, an der Schloßkirche zu Wittenberg fünfundneunzig Sätze anschlug, worin er den Ablaßhandel heftig angriff und alle Gelehrten aufforderte, seine Sätze in einer öffentlichen Disputation zu prüfen. Eine solche öffentliche Behauptung gewisser Glaubenssätze war nichts Seltenes, aber in denen Luthers herrschte eine so kühne Sprache und solcher Geist der Freiheit, daß sie sogleich Aufsehen erregten und begierig in ganz Deutschland gelesen wurden. Er behauptete: „Der Papst habe keine Gewalt, die Sünden nachzulassen, sondern nur zu erklären, daß sie schon von Gott nachgelassen seien; was der Papst in Ansehung derselben für Gewalt habe, eben so viel habe auch jeder Bischof und Pfarrer; wer seine Sünden wahrhaft be-

reue, erhalte auch Nachlaß der Strafe ohne Ablaß; die Schätze des Heilandes und der Kirche gehörten den Gläubigen dergestalt zu, daß ihnen der Papst kein neues Recht dazu ertheilen könne" u. s. w. Uebrigens war es damals noch gar nicht in seinem Sinne, des Papstes Ansehen oder die alte Kirche anzutasten. Allein schon seine Lehre vom Ablaß mußte den heftigsten Widerspruch von Seiten Tetzels und seiner Freunde, besonders der Dominikaner, welche schon länger in Feindschaft mit dem Augustinerorden standen, erwecken; sie schrien Luther als Ketzer aus, der den Scheiterhaufen verdiene.

In Rom selbst jedoch schwieg man, auch nachdem die Streitigkeiten bereits neun Monate gedauert hatten; und erst im August 1518 wurde Luther nach Rom berufen, um sich vor dem päpstlichen Richterstuhl zu verantworten. Allein der Kurfürst von Sachsen, so wie die Universität Wittenberg wollten Luther die gefährliche Reise nicht machen lassen. Sie verwandten sich für ihn, und er erhielt die Erlaubniß, seine Sache in Deutschland auszumachen und sich zu dem Ende im Oktober 1518 vor dem päpstlichen Nuntius bei dem Reichstage zu Augsburg, Thomas de Vio aus Gaeta, gewöhnlich nur Cajetan genannt, zu stellen. Dieser war schon als Dominikaner ein Gegner der theologischen Ansichten Luthers und forderte ihn zum Widerruf auf. Und Luther erklärte sich dazu bereit, wenn man ihn aus der heiligen Schrift widerlege. Allein der Kardinal hielt es unter seiner Würde, mit einem Mönche zu disputiren. Er entließ ihn kurz mit den Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun."

Nun setzte Luther eine Vertheidigung auf, gestand, daß er zu hitzig gewesen und von dem Papst nicht mit gehöriger Ehrfurcht gesprochen habe. Er erbot sich, von nun an zu schweigen, wenn seinen Gegnern gleichfalls Stillschweigen auferlegt würde. Als er aber auf dieses Schreiben keine Antwort erhielt, glaubte er, sich an den Papst selbst wenden zu müssen, und setzte mit Notarius und Zeugen eine lateinische Appellation von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst auf, welche öffentlich zu Augsburg am Dom angeschlagen wurde, und begab sich von Augsburg weg. Dieses Schreiben beweist, daß Luther damals noch gar nicht den Entschluß gefaßt hatte, sich von der römischen Kirche loszusagen; aber der Drang der Begebenheiten und der Streit mit seinen Gegnern führten ihn endlich dazu.

Ein Professor der Theologie zu Ingolstadt in Baiern, Dr. Johann Mayr von Eck, gewöhnlich Dr. Eck genannt, der rüstigste Streiter seiner Kirche, ein Mann von umfassender wissenschaftlicher Kenntniß, die ihm stets zu Gebote stand, dabei von ansehnlicher Persönlichkeit, groß, von starkem Gliederbau und lauter, durchdringender Stimme, forderte im Jahre 1519 Luther und einen Wittenbergischen Professor, Andreas Karlstadt, zu einer öffentlichen Disputation über Glaubenssachen nach Leipzig heraus, welches zu dem Lande des Herzogs Georg von Sachsen gehörte. Sie erschienen beide in Gesellschaft des nachher so berühmt gewordenen Philipp Melanchthon, eines Schülers Reuchlins, der als Lehrer der griechischen Sprache in Wittenberg angestellt war. Herzog Georg war selbst zugegen. Die Streitreden dauerten vom 27. Juni bis 13. Juli 1519; man redete viel über Glaubenssätze und über das Ansehen des Papstes; und im Verlaufe des Streites wurde es klar, daß Luther nicht nur die untrügliche

Autorität des Papstes, sondern auch die der Konzilien verwarf. Eck wendete sich darauf nach Rom und forderte die äußerste Strenge der apostolischen Gewalt gegen den Ketzer. Und wirklich erschien er bald nachher in Deutschland mit einer Bulle des Papstes, in welcher einundvierzig aus Luthers Schriften gezogene Sätze als ketzerisch bezeichnet und er selbst, falls er nicht in sechzig Tagen öffentlich widerrufe, mit dem Banne belegt war. Aber nur an wenigen Orten fand Eck Eingang damit; die Magistrate verboten das Anschlagen der Bulle, das Volk riß sie herab! — so hoch war schon das Ansehen der neuen Grundsätze gestiegen. Und nun schritt Luther selbst zu einer Handlung, welche das Band zwischen ihm und der alten Kirche auf immer zerriß. Er beschied am 10. Dezember 1520 die ganze Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag vor das Elsterthor; die Studenten bauten einen Scheiterhaufen, ein Magister zündete ihn an, und Luther warf, unter lautem Beifall der Versammlung, die päpstliche Bulle, das kanonische Recht und Ecks Schriften in die Flammen. —

Mit Blitzesschnelle verbreiteten sich die Lehren Luthers von einem Ende Deutschlands bis zum andern in alle Schichten des Volkes[1]). Denn alle Welt war erfüllt von der Größe des Verfalls in dem gesammten kirchlichen und sittlichen Zustande der damaligen Zeit. Neben dem gebildeten und aufgeklärten Bürgerstand in den Reichsstädten, neben den Bauern, die in beklagenswerther Weise Luthers Lehre von der christlichen Freiheit mißdeuteten, wurde namentlich der deutsche Adel von den neuen Bewegungen ergriffen. In ihm lebte noch lebendig die Begeisterung für des Vaterlandes Freiheit und Ehre; und da Deutschland in Rom laut verachtet wurde, so war schon dieses Grund genug, den Adel sogleich auf die Seite desjenigen zu ziehen, welcher die Macht des römischen Stuhles angriff. Aber es hatte auch die neu auflebende Wissenschaft viel Zugang unter dem bessern Theil des Adels gefunden; seit das Schießpulver dem Ritterthume tiefe Wunden geschlagen hatte, waren die Waffen nicht mehr die einzige Beschäftigung des Adels geblieben. Die größere Aufklärung des Geistes machte ihn empfänglich für neue, kühne Gedanken. Luther selbst hatte in einer merkwürdigen Schrift: „An den Adel deutscher Nation" diesen angeredet und für seine Sache aufgerufen. Am eifrigsten zeigte sich für Luther Ulrich von Hutten, aus fränkischem Adel, ein geborner Volksführer, wie die Zeiten der Umwälzungen sie hervorbringen, kühn und scharf mit dem Schwert und der Feder, Krieger und Gelehrter, witzig und von hinreißender Beredtsamkeit, und immer zu dem Gefährlichsten bereit. Einst hatte er, obgleich ein kleiner und unansehnlicher Mann, in Rom mit vier Franzosen, die von dem Kaiser unehrerbietig sprachen, für deutsche Ritterehre gekämpft und sie alle zum Weichen gebracht; und gleicherweise war seine Feder, wenn

[1]) Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß waren in vierzehn Tagen in ganz Deutschland, und in 4 bis 6 Wochen in ganz Europa bekannt geworden, und es ist nicht zu sagen, was für Bewegungen allenthalben dadurch verursacht wurden. Im Jahre 1520 wurden schon Luthers Schriften in den Niederlanden ins Spanische übersetzt; und 1521 kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. — Als der Herr von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, im Auftrage des Papstes im Jahre 1519 von Italien nach Wittenberg reiste, um Luther zur Nachgiebigkeit und zu dem Versprechen des Stillschweigens zu bewegen, gestand er ihm selbst, daß er auf seiner Reise durch Deutschland immer drei gefunden habe, die Luthern, gegen Einen, der dem Papst günstig gewesen. Und das war erst zwei Jahre nach Luthers erstem Auftreten.

er sie gegen die Mönche, die Religionsmißbräuche, die Gegner der alten Sprachen und der Aufklärung, oder auch gegen Türken und Franzosen kehrte, schneidend wie sein Schwert. Bei der allgemeinen Kenntniß der lateinischen Sprache war ein Spottgedicht von Hutten bald in allen Hauptstädten Europa's verbreitet. Dieser feurige Mann trat gleich auf Luthers Seite, vielleicht weniger aus Religionseifer, als weil sein Unternehmen kühn und gefahrvoll war; doch entwickelte sich in ihm auch der religiöse Sinn immer mehr, je tiefer er in Luthers Bestrebungen eindrang[1]).

Ein eben so wichtiger Mann aus dem Adel und Luthers Freund war Franz von Sickingen, ein tapferer ehrgeiziger Ritter in Franken, von so außerordentlichen Eigenschaften, daß ihn manche damals der Kaiserkrone für würdig hielten. Er bot Luthern eine Zuflucht auf seiner Burg Ebernburg (bei Kreuznach) und allen Schutz durch seine und seiner Freunde Waffen an, wenn er verfolgt würde, wie er denn auch Hutten und andern Kämpfern für die Reformation einen Zufluchtsort auf seinen Burgen gewährte. Luther aber lehnte es ab, und als Sickingen, der nicht ruhen konnte und vielleicht größere Absichten des Ehrgeizes im Sinne trug, im J. 1522 eine Fehde gegen den Erzbischof Richard von Trier erhob, widerrieth es ihm Luther ernstlich. Seine Unternehmung war eine von den letzten Erscheinungen des Faustrechts in Deutschland; — ein einzelner Ritter mit seinen Freunden wirbt ein Heer von 12,000 Mann, wagt es, gegen die Abmahnungen des Reichsregiments einen mächtigen Reichsfürsten zu bekriegen; fällt in sein Land ein, verheert es weit und breit, und erst als sich zwei andere Fürsten, der Kurfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen, mit dem Erzbischof verbinden, weicht er in seine Burgen zurück. Er wurde von ihnen im nächsten Frühjahr in seinem Schlosse Landsstuhl belagert, hart bedrängt und fiel selbst, nachdem er schwer verwundet war, in ihre Hände. Er starb wenige Tage nachher; selbst seine Feinde konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen und trauerten, daß so große Kräfte in Ermangelung eines größeren Wirkungskreises auf solche Weise verloren gingen. — Auf Luthers Sache hatte Sickingens Fall keinen Einfluß, denn Luther hielt sie selbst fern von allen äußern, politischen Bestrebungen, in welche diese Ritter sie verflechten wollten. Und dieses ist eine Hauptursache der Dauer seiner Stiftungen geworden. In dem äußeren Kampfe, wenn er ihn zugelassen, würde sich der Eifer verzehrt haben und die ganze Bewegung der Zeit wäre ein vorübergehender Krampf gewesen.

Unter den deutschen Fürsten nahm sich Friedrich der Weise,

---

[1]) Hutten gehörte der humanistischen Schule an und hatte schon für Reuchlin in dessen Kampfe gegen die Kölnischen Verfinsterer eifrig geschrieben; ein Theil der merkwürdigen satyrischen epistolae obscurorum virorum rührt von ihm her. Dann wendete sich sein Eifer gegen das Papstthum in seiner weltlich ausgearteten Gestalt, gegen dessen Gelderpressungen in Deutschland, gegen das Mönchswesen, die Sittenlosigkeit vieler Geistlichen u. s. w. In lateinischen Gedichten, Reden, Gesprächen und Briefen — er war der lateinischen Sprache besonders mächtig, — geißelte er die Gebrechen der Zeit, zuletzt schrieb er auch in deutscher Sprache, um auf die Massen zu wirken. An den Kaiser, die Fürsten, den Adel, die Städte richtete er seine Ermahnungen, das römische Joch abzuwerfen; den päpstlichen Legaten Cajetan und Aleander drohte er mit Gewalt der Waffen. Aber er hatte sich durch seine Heftigkeit mächtige Feinde zugezogen und mußte zuletzt eine Zuflucht in Zürich suchen. Hier starb er schon im Jahre 1523, nur 35 Jahre alt.

Kurfürst von Sachsen, Luthers am thätigsten an. Anfangs trat er nicht auf seine Seite, vertheidigte ihn auch nicht, er wollte jedoch nicht, daß er seinen Feinden überliefert würde, bevor er des Irrthums überwiesen sei. Nach dem Wormser Reichstage aber entschied er sich ganz für ihn. „Die Sachen in Deutschland" (sagte er 1523 in Nürnberg) „sind so weit gekommen, daß die Menschen sie nicht mehr gut machen werden; Gott allein muß das thun; dem wollen wir diese wichtigen Händel, die uns zu schwer sind, empfehlen."

Nach und nach erklärten sich mehrere Fürsten für die neue Lehre; einige gewiß aus innerer Ueberzeugung; anderen gaben die Gegner Schuld, daß sie durch die Beute der geistlichen Güter, die sie einzogen, gelockt seien. Doch so kleinliche Beweggründe würden eine so gewaltige Wirkung nicht erklären. Die Hauptsache ist, daß der in der deutschen Nation erwachte Geist für alle Hauptrichtungen des Lebens im Staate, in der Wissenschaft und der Religion neue Bahnen suchte und dem Veralteten entgegentrat. Es lebte ein Bewußtsein in den Führern dieser Zeit, daß in ihr eine große Weltveränderung beginne. Auf der andern Seite rüsteten sich aber auch immer mehr die Freunde des alten Systems zu dessen Schutze.

4. Der Reichstag zu Worms. 1521.

Auf dem großen Reichstage zu Worms sollten die Religionsstreitigkeiten, welche alle Gemüther in Deutschland aufs Höchste gespannt hielten, zur Entscheidung gebracht werden. Der Papst hatte einen Legaten, den Kardinal Aleander, dorthin gesendet, um den Kaiser und die Fürsten dahin zu bringen, daß auch der Arm der weltlichen Macht gegen Luther erhoben würde. Zu seinem großen Erstaunen fand er aber, daß die Stimmung gegen den Papst schon bis in alle Klassen des Volkes gedrungen war. Schriften, Lieder und Bilder, welche des Papstes Ansehen verspotteten, waren überall verbreitet; und der Legat selbst, obgleich er in des Kaisers Gefolge reiste, sah sich der kränkendsten Behandlung und oft sogar Gefahren bloßgestellt. Auf dem Reichstage forderte er nun die strengsten Maßregeln gegen den, der schon als Ketzer verdammt sei, und legte den Fürsten zugleich eine Anzahl von Sätzen aus Luthers Schriften vor, um zu beweisen, daß er wirklich in Glaubenssachen von den Lehren der Kirche und namentlich denen der Kostnitzer Kirchenversammlung abweiche. Allein der Kurfürst von Sachsen trat dagegen auf und forderte, man müsse Luther selbst hören, ob er die Schriften, aus denen jene Sätze gezogen seien, auch als die seinigen anerkenne. Dieser Meinung pflichteten der Kaiser und die Fürsten bei; der Kardinal aber redete dagegen, denn was durch den Papst schon entschieden sei, dürfe nicht erst von einer Reichsversammlung, aus geistlichen und weltlichen Gliedern gemischt, untersucht werden. Aber man erwiederte nicht, Luthers Glaube solle untersucht, sondern nur er selbst gehört werden, ob er wirklich gelehrt habe und lehre, weshalb er verdammt sei; und so wurde er vor den Reichstag gefordert. Es war dieses einer der wichtigsten Schritte in der Reformationsgeschichte; Luthers Sache wurde dadurch zu einer öffentlichen, zu einer Nationalangelegenheit gemacht.

Seine Freunde, besonders der Kurfürst von Sachsen, forderten für ihn das sichere, kaiserliche Geleit; es wurde ihm gewährt, und nun trat Luther

die Reise von Wittenberg nach Worms an. Auf dieser Reise lernte er selbst die Stärke seines Anhanges kennen; denn das Volk strömte von allen Seiten zu Tausenden herbei, ihn zu sehen und zu begrüßen; und als er am Tage nach seiner Ankunft zu Worms, den 17. April, in die Reichsversammlung geführt werden sollte, mußte ihn der Reichserbmarschall durch Gärten nnd Hinterhäuser führen, so groß war das Gedränge des Volkes. Sein Anblick machte auf die Anwesenden nicht den gleichen Eindruck; der Kaiser Karl soll, zu seinem Nachbar sich wendend, gesagt haben: „Dieser brächte es nie dahin, daß ich ein Ketzer würde." Auch war Luther bleich und abgemattet von einem eben überstandenen schleichenden Fieber, und ihn selbst schien der Anblick der großen Versammlung und der Gedanke, hier vor Kaiser und Reich, er, ein Einzelner, zu stehen, an diesem ersten Tage überwältigt zu haben. — Ein Offizial des Erzbischofs von Trier legte ihm im Namen des Kaisers und der Reichsstände die Frage vor, ob er diejenigen Bücher, die man ihm vorzeigte, für die seinigen erkenne, und ob er auf den darin enthaltenen Sätzen beharre? — Das erstere bejahte Luther, für das zweite aber bat er sich Bedenkzeit aus; und diese wurde ihm bis zum andern Tage gewährt.

An diesem erklärte er nun öffentlich in der Reichsversammlung: Seine Bücher seien von dreierlei Gattung: einige handelten von Glaubenssachen und guten Werken, von denen nicht einmal seine Gegner alles anstößig fänden, er könne sie demnach nicht zurücknehmen, ohne sein Gewissen zu verletzen; — in andern würde die Gewalt der Päpste und ihre Dekrete angegriffen; wenn er sie widerrufe, so würde eben dadurch ihre Tyrannei über das Menschengeschlecht bestätigt; noch andere endlich wären wider diejenigen gerichtet, die das Papstthum vertheidigt und gegen ihn geschrieben hätten; in diesen gestehe er, zu heftig und bitter geschrieben zu haben, welches man aber der Art, wie er von seinen Gegner behandelt sei, zurechnen müsse." Endlich schloß er: „Wenn man ihn aus der heiligen Schrift überführen werde, daß er im Irrthume sei, so sei er bereit, seine Schriften mit eigener Hand in das Feuer zu werfen."

Der Kanzler erwiderte darauf, man sei nicht hier, mit ihm zu streiten, sondern nur zu hören, ob er widerrufen wolle. Aber mit der größten Entschiedenheit erklärte Luther, daß ihm dieses sein Gewissen verbiete. „Hier stehe ich", rief er, „ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!"

Es wurde in den folgenden Tagen noch eine besondere Unterredung mit Luther veranstaltet, an welcher vorzüglich der Kurfürst von Trier sehr thätigen Antheil nahm; allein alle Versuche, ihn zum Widerruf zu bringen, waren vergeblich; und als ihn endlich der Kurfürst fragte, ob ihm nicht selbst ein Mittel bekannt sei, wodurch alles wieder in Ordnung gebracht werden könne, war sein letztes Wort: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können."

Der Kaiser dagegen erklärte den deutschen Fürsten mit festem Ernste: „daß er entschlossen sei, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und das Leben selbst dahin zu verwenden, daß dieses gottlose Unternehmen keinen weiteren Fortgang habe, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren, die christlichen deutschen Kaiser, die katholischen Könige von Spanien, und die Herzöge von Oestreich und Burgund, seien sämmtlich bis auf den letzten Augen-

blick der römischen Kirche treu geblieben, sie hätten ihm die katholische Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich hinterlassen, nach welcher er bis dahin gelebt und auch zu sterben gedenke. Er wolle demnach Luther keineswegs mehr hören, sondern wieder entlassen und sodann gegen ihn als Ketzer verfahren."

Es war dem Kaiser Ernst mit dieser Erklärung. Wenn es nur auf die Einschränkung der päpstlichen Gewalt angekommen wäre, so möchte er vielleicht die ganze Bewegung nicht ungern gesehen haben; da er aber glaubte, daß es auf eine Veränderung des alten ewigen Glaubens abgesehen sei, dem er anhing, und daß die Einheit der Kirche bedroht werde, fühlte er sich zum entschiedenen Widerstande berechtigt. Mit seinem umfassenden Blicke, welcher die großen Verhältnisse der Völker scharf erkannte, sah er bald die gewaltigen Folgen dieser Begebenheiten voraus: die Spaltung und Erbitterung der Gemüther, den Kampf der Meinungen, der so leicht ein Kampf der Waffen wird, und wenn es einmal dazu gekommen war, das furchtbare Unglück eines Religionskrieges. Alle diese Gefahr glaubte Karl in der Geburt ersticken und sich dem Strome der Zeit wie ein starker Damm entgegen stellen zu müssen; seine Würde als Kaiser und als Schutzherr der Kirche schienen ihm diese Pflicht aufzulegen. Und wäre ihm von allen Seiten der ernste, treue Wille zu Hülfe gekommen, hätten sich nicht so viele unreine, weltliche Rücksichten hineingemischt, und hätte der rechtschaffene Papst Hadrian VI., der in den Jahren 1522 und 23 regierte, und dem es ein rechter Ernst war mit der Verbesserung der Kirche, länger gelebt, — es möchte viel schweres Unglück für unser Vaterland erspart worden sein! — In seinen Erblanden zwar, wo er alleiniger Gebieter war, hat Karl mit bitterer Strenge die neue Lehre auszurotten gesucht; er glaubte das Recht und die Pflicht dazu zu haben; und die Stimmung seiner Räthe, der Mehrzahl seiner Unterthanen und besonders der spanischen Nation, so wie der Neapolitaner, forderten diese Strenge von ihm. In Deutschland dagegen, wo er eine Zahl selbständiger Fürsten und gährende Völker vor sich hatte, wo er durch eine Wahlkapitulation gebunden war und jeder gewaltsame Schritt als ein Versuch zu eigenmächtiger Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt erscheinen konnte, ging er lange Zeit mit großer Mäßigung zu Werke. Erhaltung des Friedens galt ihm für die Hauptsache, und er hat beiden Parteien dringend zum Nachgeben zugeredet. Die Spanier beobachteten ihn deshalb sein ganzes Leben hindurch sehr genau, ob er nicht etwa durch den Umgang mit den Deutschen ketzerische Grundsätze eingesogen habe.

Gegen Luther wollten ihn einige erbitterte Gegner desselben sogleich zur Gewaltthätigkeit bereden, durch Gründe, denen ähnlich, welche Huß auf den Scheiterhaufen gebracht hatten; allein Karl erwiderte, daß ihm sein kaiserliches Wort unverletzlich sei, und gewährte Luthern das freie Geleit zur Rückreise auf 21 Tage. Viele zitterten dennoch für dessen Leben, heimlichen Verrath fürchtend, und sein Herr, der Kurfürst, ließ ihn in Thüringen durch vermummte Reiter, wie mit Gewalt, vom Wagen nehmen und in der Nacht, durch einen Wald, auf das Bergschloß Wartburg bei Eisenach bringen. Hier sollte er, Allen verborgen, verweilen, bis sich der Eifer der Gegner etwas gelegt hätte.

Durch das Wormser Edikt vom 8. (26.) Mai wurde indeß die Reichsacht gegen Luther ausgesprochen, so wie gegen alle die, welche ihm anhangen oder ihn schützen würden. Seine Bücher sollten aller Orten verbrannt werden und ihn selbst sollte man gefangen nehmen und dem Kaiser überliefern. Zu Rom

war große Freude darüber; auch in Deutschland glaubten viele, die Sache sei nun zu Ende. Allein ein Spanier selbst, Valdez, schreibt noch von dem Reichstage an einen Freund: „Ich sehe nicht das Ende dieser Tragödie, sondern den Anfang. Denn ich finde, daß die Gemüther der Deutschen sehr gegen den päpstlichen Stuhl aufgebracht sind.“ — Und in der That wurden in Worms, während der Kaiser noch in der Stadt war, nachdem Luthers Schriften öffentlich verbrannt waren, dieselben ohne Scheu zum Verkauf herumgetragen. —

Außer der Sache Luthers wurden auf dem Reichstage zu Worms noch eine Anzahl für das Reich wichtiger Angelegenheiten verhandelt.

Die Stände setzten ihren alten, unter Maximilian oft angeregten, auch versuchten, aber nicht durchgeführten Gedanken eines Reichsregiments durch, welches in der Abwesenheit des Kaisers, zum Theil aber auch bei seiner Anwesenheit im Reiche, den größten Theil der kaiserlichen Befugnisse üben sollte. Mit vielem Widerstreben gab der Kaiser nach. Er erlangte nur so viel, daß der Titel verändert wurde in: Kaiserlicher Majestät Regiment im Reich; und daß dasselbe fürs erste nur für die Zeit seiner Abwesenheit errichtet sein sollte.

Ferner wurde eine Matrikel festgesetzt, nach welcher die Stände ihre Reichshülfe an Mannschaft stellen sollten, und sie ist diejenige geblieben, nach welcher sich das Reich bis zu seiner Auflösung bewaffnet hat[1]).

5. Die ersten Religions-Unruhen.

Luther saß einsam auf der Wartburg und benutzte die Ruhe dieses Aufenthaltes zur Uebersetzung des neuen Testaments in's Deutsche, damit es Jedermann zugänglich würde. Da kam zu ihm die Nachricht, daß aus übelverstandenem Eifer Unruhen in Wittenberg ausgebrochen seien; daß man die Kirchen stürme, die Heiligenbilder mit Gewalt herauswerfe, Altäre und Beichtstühle zerstöre; und daß sein Freund Karlstadt, ein heftiger Mensch, an der Spitze dieser Ausschweifungen stehe. Luther, alle Furcht hintansetzend, verließ sogleich seinen Zufluchtsort und erschien im März 1522, ohne die Erlaubniß des Kurfürsten eingeholt zu haben, in Wittenberg, predigte kräftig gegen die Unruhestifter und stellte die Ordnung bald und glücklich wieder her. Er war gegen alle Gewalt. „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen“, sprach er, „das muß es thun und nicht wir armen Sünder.“

Aber es folgten nicht lange nachher ernsthaftere Auftritte, welche alle bürgerliche Ordnung in Deutschland umzustürzen drohten. Wir haben schon zum Schlusse von Maximilian I. Regierung gezeigt, wie im Bauernstande des gesammten Reiches Unzufriedenheit gährte und die Verbindungen des Bundschuhes im Elsaß und des armen Konrad in Schwaben nur mit Gewalt der Waffen unterdrückt waren. Allein der Funke glimmte immer noch unter der Asche fort und loderte jetzt zu hellen Flammen auf, nachdem Luther die Lehre von der christlichen Freiheit verkündigt hatte. Die Bauern glaubten fortan zur Gleichheit aller Rechte mit ihren bisherigen Herren

[1]) Ein merkwürdiger Akt für die gesammte deutsche Geschichte, welcher ebenfalls auf diesem Reichstage vollzogen wurde, war die Uebertragung der fünf östreichischen Herzogthümer an Karls Bruder Ferdinand; dadurch wurde die deutsche Linie des Hauses Burgund-Oestreich gegründet, welche so wichtig für die folgenden Jahrhunderte werden sollte.

berufen zu sein, und in Süddeutschland, wo der Anblick der benachbarten freien und in ihrer Freiheit so wohlhabenden Schweizer die Gemüther noch mehr reizte, brach zuerst ein Aufstand aus; die ersten waren die Bauern des Abts von Kempten und des Bischofs von Augsburg. Es verbreiteten sich mit unglaublicher Schnelligkeit zwölf Artikel von Schwaben aus durch ganz Deutschland, welche die Rechte und Forderungen des Bauernstandes enthielten. „Zuerst sollte den Bauern erlaubt sein, ihre Geistlichen selbst zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Beimischung menschlicher Satzungen predigten; in Zukunft sollten sie keinen Zehnten geben, als vom Korn; man habe sie bis dahin als Sklaven behandelt, da sie doch durch Christi Blut alle zu freien Leuten geworden seien; sie wollten zwar nicht ohne Obrigkeit, aber auch nicht mehr unter der bisherigen Sklaverei leben, man erweise ihnen denn aus der heiligen Schrift, daß sie schuldig seien, es zu thun. Sie hätten sich über viele Dinge zu beschweren; es sollten daher die Landesherren nach der Billigkeit und Vorschrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über dasjenige, was sie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein mehreres auferlegen."

Wir sehen, das Wort war anfangs noch gerecht und gemäßigt; aber wenn die Ausführung dem rohen Haufen übergeben wird, so werden die Leidenschaften das schwache Wort bald überwältigen, und durch alle Schranken hindurch brechend, kein Maß mehr kennen. Die versammelten Haufen der Bauern fingen damit an, daß sie die Schlösser der Adlichen und die reichen Sitze der Geistlichen plünderten und verbrannten und viele ihrer Besitzer ermordeten, wie z. B. den Grafen von Helfenstein zu Weinsberg. Bald wuchsen die Haufen zu Heeren an, deren sich drei allein in Schwaben sammelten. In Franken, wohin einer dieser Haufen unter der Anführung eines ehemaligen Gastwirths, Georg Metzler, eingedrungen war, tobte der Aufruhr nicht minder und drang bis Würzburg vor, welche Stadt sich mit den Bauern gegen ihren Bischof vereinigte und den Rest des fränkischen Adels, der sich in die Burg der Stadt, den Frauenberg, geworfen hatte, belagerte. Schon hatte sich überhaupt eine Anzahl von Städten in ganz Oberdeutschland mit den Bauern vereinigt, die kleineren zum großen Theile, aber auch mehrere des zweiten Ranges; schon hatten mehrere Fürsten, z. B. die Grafen von Hohenlohe, die Bischöfe von Bamberg und von Speier, sogar der Kurfürst von der Pfalz, sich zu persönlichen Verträgen mit den Bauern verstehen und die Erledigung ihrer Beschwerden, auf den Grund der zwölf Artikel, versprechen müssen.

Ja, die Gedanken der Anführer, unter welchen sich Männer von allen Ständen fanden, — aus der Ritterschaft z. B. Götz von Berlichingen und Florian Geier, und der Rechtskundige Wendel Hipler, früher hohenlohescher Kanzler, — gingen auf eine merkwürdige Weise über den nächsten Kreis, aus welchem die Bewegungen entsprungen waren, weit hinaus, sie faßten Plane zu einer Reformation des ganzen Reiches. Die geistlichen Güter sollten überall säkularisirt und mit einem Theile derselben die weltlichen Fürsten und Herren für die Aufgebung aller ihrer Gerechtsame gegen die Bauern entschädigt werden; alle Zölle sollten aufhören; Münze, Maaß und Gewicht im ganzen Reiche gleich sein. Nur alle zehn Jahre sollte eine Steuer für den römischen Kaiser erhoben werden, den man erhalten wollte, (weil im Neuen Testamente des Kaisers gedacht wird), dagegen sollten die

Herrscherrechte der Fürsten größtentheils aufhören, nur als große Grundbesitzer wollte man sie dulden. Die Gerichte sollten in einem neuen volksthümlichen Sinne verändert werden, vierundsechzig Freigerichte im ganzen Reiche mit Beisitzern aus allen Ständen, sechzehn Landgerichte, vier Hofgerichte, ein Kammergericht; die Doktoren des römischen Rechts aber, welche den Bauern verhaßt waren, sollten von allen Gerichten ausgeschlossen sein. — Wie merkwürdig, daß, nachdem Kaiser, Kurfürsten und Fürsten zu den Zeiten Friedrichs und Maximilians vergeblich nach Reformen der Reichsverfassung gesucht hatten, welche die Einheit des großen Körpers kräftig wiederherstellen sollten, nachdem diese gesetzlich bestehenden Glieder des Reiches sich nicht hatten verständigen können, vielmehr noch weiter auseinander gewichen waren, daß nun die Idee der Erneuerung und Verjüngung des Reiches aus den untersten Ständen, den eigentlichen Grund-Elementen des Staates, hervordringen wollte; aber freilich in dem Sinne, der ihrer ganzen Lebensrichtung angemessen war. Und während einige der Anführer, die etwas Höheres wollten, dem Reiche eine bessere Ordnung aussannen, tobten die entfesselten Leidenschaften der Menge in Plünderung, Mord und wilder Rachsucht. Dem Rathe zu Nürnberg erklärten die Bauern unter anderm in einer Unterhandlung, sie gedächten nicht eher zu ruhen, als bis kein Haus im Lande sei, das besser sei, denn ein Bauernhaus.

In Thüringen zeigte sich eine Verirrung des aufgeregten Zeitgeistes in etwas anderer, doch verwandter Art; sie paarte sich mit religiöser Schwärmerei. Ein Weltgeistlicher, Thomas Münzer, der früher Luthers Zuhörer gewesen war, rühmte sich besonderer göttlicher Offenbarung, durch welche ihm das Wesen christlicher Freiheit viel klarer kund geworden sei, als Luther, den er den Doktor Lügner nannte, sie kenne und lehre: „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht und alles Regiment müsse nur nach der Bibel und göttlichen Offenbarung geführt werden; der Fürsten, der Obrigkeiten, des Adels, der Priester bedürfe es nicht, und der Unterschied zwischen Armen und Reichen sei ein unchristlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich sein." Solcher Lehren wegen war Münzer aus Sachsen verwiesen und nach Mühlhausen in Thüringen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit absetzen, sich aber zum Prediger und zum Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menschen und die Gütergemeinschaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten seinen Anhang und verbreiteten ihn bald auch über das umliegende Land. Ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen waren in Gefahr; in Süddeutschland tobte zu gleicher Zeit der Bauernkrieg, die Schwärmer aller Gegenden konnten in eine große Flut zusammenströmen. In dieser großen Gefahr des ganzen Gemeinwesens zeigte es sich von neuem, zum wahren Heile der Menschheit, daß die stärkste Macht, welche dieses Zeitalter in Bewegung setzte, aus der Tiefe des menschlichen Geistes und Gemüthes emporgestiegen war und sich in ihrer geistigen Natur gegen jede Versuchung behauptete. Denn was wäre aus Deutschland, aus Europa geworden, wenn die Reformation sich mit den Bauern verbunden und ihren auf das Aeußere gerichteten Bestrebungen die Seele religiöser Entflammung eingehaucht hätte! Aber Luther, dem die Bauern ihre zwölf Artikel zum Gutachten zugesendet hatten, gestand zwar anfangs, daß viele ihrer Forderungen gerecht seien, tadelte die Bedrückungen der Fürsten und Herren und rieth zur Milde;

allein die Gewaltthaten der Bauern tadelte er sofort und hielt ihnen vor, daß die christliche Freiheit die Seele frei mache, nicht Leib und Gut; und als auch die Münzerischen Ausschweifungen hinzukamen, forderte er, um die Schuld solcher Ausartung von seiner Lehre abzuwenden, selber die Fürsten auf, das Schwert gegen die Aufrührer zu ziehen. Und dazu war es hohe Zeit, denn schon rauchten die Rittersitze und Klöster (wie z. B. Paulinzelle und Walkenried) in Thüringen, Franken, Schwaben, am Rheinstrom und bis in Lothringen.

Da vereinigten sich, auf Luthers Zureden, gegen die Aufrührer in Thüringen: der Kurfürst Johann von Sachsen, — Friedrich der Weise war so eben gestorben, nachdem er mit Kummer den Anfang dieser Wirren gesehen hatte, — der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig. Ein Theil ihres Heeres, unter Philipps Anführung, traf auf das Heer der Bauern bei Frankenhausen in Thüringen am 15. Mai 1525.

Die Fürsten, um die Verirrten mit Schonung zu gewinnen, ließen ihnen Verzeihung versprechen, wenn sie zur Ordnung zurückkehren und ihre Anführer ausliefern wollten. Aber Münzer, die eigene Gefahr von sich abzuwenden, benutzte die Erscheinung eines Regenbogens zu neuer Begeisterung der Seinigen, indem er ihn als ein Zeichen ankündigte, das Gott sende. Wüthend stachen die Bauern einen Abgeordneten des Kurfürsten nieder und bereiteten sich in ihrer Wagenburg zur heftigsten Gegenwehr; allein in wenigen Augenblicken war ihr blinder Muth gebrochen; die Schaaren der Engel, die Münzer versprochen hatte, erschienen nicht; er selbst, „der Mann mit dem Schwerte Gideons", war einer der ersten, welche die Flucht ergriffen, und die Hälfte seiner Schaar fiel durchs Schwert. Er hatte sich in Frankenhausen auf dem Boden eines Hauses verborgen, ward aber hervorgezogen und enthauptet; er starb ohne Muth.

Fast zu ganz gleicher Zeit wurde auch dem Bauernkriege im südlichen Deutschland ein Ende gemacht. Der schwäbische Bund, welcher wieder erneuert war, brachte ein Heer zusammen, und dieses trieb, unter dem Hauptmann Georg Truchseß von Waldburg, die verschiedenen Haufen der Bauern in Schwaben und Franken mit nicht größerer Mühe auseinander, als dieses in Thüringen geschehen war. Am 15. Mai, dem Tage der Schlacht bei Frankenhausen, liefen die Bauern Sturm gegen das Schloß von Würzburg, allein die Besatzung unter Sebastian von Rotenhan leistete tapfern Widerstand; das Geschütz entschied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhausen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück und als nun das Heer unter Truchseß heranrückte, wurden ihre Haufen im freien Felde einer nach dem andern leicht zersprengt und zum großen Theile niedergehauen. In Schwaben und im Elsaß ging es ebenso. Die Sieger nahmen schwere Rache und an den empörendsten Grausamkeiten fehlte es nicht.

So waren die furchtbaren Bewegungen schnell wieder gedämpft, welche die ganze Verfassung Deutschlands umstürzen konnten, wenn die aufgeregten Kräfte von großen Männern geleitet worden wären.

6. Karl V. und Franz I. in den Jahren 1521—29.

Nach dem Reichstage zu Worms hatte der Kaiser Deutschland wieder verlassen. Er war zunächst nach den Niederlanden, dann nach Spanien

gegangen, und mehr als acht Jahre vergingen, ehe er in Deutschland wieder erschien. Er bestand in dieser Zeit mit seinem feindlichen Nachbar und Nebenbuhler, dem Könige Franz I. von Frankreich, heftige Kämpfe, deren Wechselfälle auch auf den Gang der Reformation in Deutschland vielfach bestimmend eingewirkt haben.

Die Eifersucht, welche beide Herrscher gegen einander erfüllte, hatte dieselben im Jahre 1520 zu Rivalen bei der Bewerbung um die deutsche Krone gemacht; und seit der Wahl Karls V. fühlte der französische König, der durch ritterlichen Ruhm und persönliche Eigenschaften über demselben zu stehen glaubte, sich so sehr gekränkt, daß der Ausbruch eines Krieges zwischen beiden nur eine Frage der Zeit war. Ansprüche, welche jeder von ihnen auf gewisse Herrscherrechte des andern erhob, führten denselben im Jahre 1521 herbei. Franz I. beanspruchte nämlich, nachdem er bereits im Jahre 1515 durch den glänzenden Sieg bei Marignano des Herzogthum Mailand wieder erobert hatte, auch Neapel und die Lehnsherrschaft über Flandern und Artois, während Karl dagegen das Herzogthum Burgund, welches die Franzosen seinem Großvater, dem Kaiser Maximilian I., entrissen hatten, für sich verlangte. An dem Krieg, der nun losbrach, nahm auf Seiten des Kaisers auch König Heinrich VIII. von England Theil, und mit der äußersten Anstrengung aller Kräfte wurde namentlich in Italien gekämpft. Nachdem Mailand erobert, die Franzosen aus der Halbinsel verjagt waren, und ein tapferer französischer Herrführer, der Herzog Karl von Bourbon, vom französischen Hofe gekränkt, die Dienste Karls V. gesucht hatte, schien das Kriegsglück ganz auf des Letzteren Seite zu sein. Allein nun ließ Karl, nicht zufrieden mit seinen Siegen in Italien, seine Truppen unter dem Marchese von Pescara in die Provence einfallen und Marseille belagern; und darüber hätte er beinahe das gewonnene Uebergewicht wieder verloren. Denn die Stadt konnte nicht erobert werden und das Land umher war von den Franzosen selber verwüstet, so daß sich Pescara zum Rückzug gezwungen sah. Nur seine Meisterschaft als Kriegsführer rettete das Heer auf den beschwerlichen Wegen. Gefolgt vom französischen König erreichte er endlich Italien wieder; jener aber eroberte Mailand und rückte dann gegen Pavia vor. Nachdem diese Stadt den ganzen Winter 1524/25 vergebens von den Franzosen belagert war, kam es vor den Mauern derselben am 28. Februar 1525 zur entscheidenden Schlacht. Unter dem tapferen Georg von Frundsberg griffen 15,000 Landsknechte, welche inzwischen dem kaiserlichen Heere aus Deutschland zur Hülfe gekommen waren, den französischen König an. Pescara's scharfes Auge hatte den rechten Angriffspunkt von einer Seite ausersehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen, mit Mauern umgebenen Waldgarten glaubte derselbe seinen Rücken gedeckt, aber Pescara hatte durch die Mauern desselben in der Nacht einen Weg bahnen lassen und brach nun stürmend hervor. Zu gleicher Zeit machte auch die Besatzung von Pavia einen Ausfall, und da auch der Vicekönig von Neapel, Lannoy, und der Herzog von Bourbon von einer anderen Seite heranrückten, so kam bald Unordnung in das französische Heer; die Schweizer in demselben flohen gegen ihre Gewohnheit, und wenn auch die deutschen Miethstruppen auf französischer Seite tapfer sich wehrten, so wurden sie doch von den Landsknechten Frundsbergs bald über den Haufen geworfen und fast völlig vernichtet. Dem französischen König selber wurde sein Pferd unter dem Leibe erstochen: zu Fuß vertheidigte er sich noch gegen einen Haufen

Spanier, die ihn umringt hatten und nicht kannten. Zu seinem Glücke kam ein französischer Edelmann, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König und forderte ihn auf, sich dem Herzog zu ergeben. Aber mit Unwillen befahl der König, den Vicekönig Lannoy herbeizurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieser kam, und ihm übergab der König seinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an und überreichte ihm sogleich den seinigen: „Es sei unziemend", sagte er, „daß ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers waffenlos dastehe."

Vierzehn Tage nach dieser Schlacht war kein Feind mehr in Italien.

Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und streng verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden und wie der Kaiser dieses Geschenk des Glücks benutzen müsse, war unter seinen Räthen eine entgegengesetzte Meinung. Die eine Partei, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln und dadurch den Samen der Feindschaft vielleicht auf immer zu vernichten, die andere, mit dem Kanzler Merkurinus Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit so viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiser wählte den Mittelweg zwischen beiden und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückwechsels. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige, als Preis der Loslassung, außer der Verzichtleistung auf Mailand und Neapel, das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich seiner Großmutter unrechtmäßig entrissen hatte und welches er ganz besonders werth hielt. Allein den König auch so lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt sei, — so rieth sein Kanzler, — schien ihm zu hart und unkaiserlich. Er verließ sich auf des Königs Wort; aber dieses, so ritterlich es Franz zu geben schien, war nicht redlich gemeint. Ehe er den Vertrag unterzeichnete, ließ er einige seiner vertrauten Diener heimlich zu sich kommen und stellte in Gegenwart des päpstlichen Nuntius eine Erklärung aus, daß er das nicht zu halten brauche, was er dem Kaiser zusagen müsse, weil er ein Gefangener sei; und auch der Papst Klemens VII. hatte ihn schon im Voraus von allem entbunden, was er versprechen würde. Mit solcher Gewissensberuhigung ausgerüstet ging er zum Altare und schwur auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Bedingungen halten wolle. Zugleich gab er sein königliches Ehrenwort, daß er, wenn er das Versprochene nicht halten könne, in sechs Monaten in die Gefangenschaft zurückkehren wollte. —

Darauf wurde Franz im Jahre 1526 entlassen, nachdem er über ein Jahr in der Gefangenschaft gewesen war, — aber seinen Vertrag hielt er nicht. Er entschuldigte sich damit, daß seine Stände durchaus nicht in die Abtretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine große Summe Geldes für die Befreiung seiner beiden älteren Söhne an, die er dem Vertrage gemäß statt seiner als Geißeln nach Spanien geschickt hatte. Aber Karl ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und auch im Besondern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von edler Geburt und einem Fürsten gezieme. Wolle er es leugnen, so erkläre er hiermit, daß er die Wahrheit davon durch die Waffen erhärten und im Zweikampf beweisen wolle."

Franz nahm die Herausforderung zwar mit Worten an, wußte aber der That selbst unter mancherlei Vorwänden auszuweichen, und so mußten die Völker wieder mit ihrem Blute ausfechten, was seine Leidenschaft und

sein Ehrgeiz aufgeregt hatte. Der Krieg zwischen Karl und Franz brach von Neuem aus.

Gleich im Anfange desselben geschah in Italien eine unerhörte That. Das kaiserliche Heer in Mailand stand jetzt unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der treffliche Pescara gestorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und forderten ihren Sold, alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich; da brach das Heer plötzlich im Januar 1527 gegen Rom auf, ohne einen bestimmten Befehl des Kaisers; man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs von Bourbon, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raschen Entschlusse der Menge, die in Rom Ueberfluß aller Bedürfnisse und eine reiche Beute zu finden hoffte. Genug, Bourbon gab dem allgemeinen Drange nach und kam nach einem sehr beschwerlichen Zuge vor Rom an. Es war ein Haufe, aus allen Völkern Europa's gemischt. Am 6. Mai erging der Befehl zum allgemeinen Sturm auf die alte Welthauptstadt; Bourbon war einer der ersten auf der Mauer und sein Beispiel feuerte die Stürmenden an; zwar fand er dann selbst im Kampfe den Tod, aber die Seinigen drangen in die Stadt, und eine Plünderung und Verheerung, wie zur Zeit der Vandalen wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derselben. Der Papst Klemens VII. hatte sich mit seinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang, eine Summe von 400,000 Dukaten zu versprechen, damit das völlig losgebundene Heer seinen Sold erhalten konnte.

Der Kaiser Karl schickte unterdeß Briefe an alle christlichen Fürsten, worin er sich sehr sorgfältig wegen dieser Vorgänge entschuldigte, die ganz ohne sein Wissen und Willen geschehen seien; ja, während seine Feldherren den Papst in der Engelsburg eingeschlossen und als Gefangenen hielten, ließ er in den spanischen Kirchen für die Befreiung desselben öffentliche Gebete verrichten. Man hat ihm dieses als Heuchelei vorgeworfen; aber das widerspenstige Heer achtete in der That nicht mehr auf seine Befehle, bis der rückständige Sold ausgezahlt war. Dann erst, nach zehn Monaten, zog es sich auf sein Geheiß nach Neapel. Es war aber durch die Ausschweifungen in Rom so geschwächt worden, daß, als Franz von Frankreich noch in demselben Jahre 1527 einen neuen Einfall in Italien machte, dessen Heer unter Lautrec ohne Widerstand bis nach Neapel drang und diese Stadt belagerte. Nur der plötzliche Uebertritt des berühmten genuesischen Seehelden Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeseite Neapel belagerte, auf die Seite des Kaisers, und zugleich Krankheiten im französischen Heere, wendeten das Glück wieder zu Karls Gunsten; das französische Heer wurde von Neapel und im Jahre 1529 auch von Mailand zurückgeschlagen; die beiderseitige Ermüdung führte den Frieden von Cambray 1529 herbei, den man auch den Damenfrieden nennt, weil er von der Mutter des Königs Franz, und Karls V. Tante, Margaretha, Regentin der Niederlande, vermittelt wurde. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung seiner Söhne in Spanien, leistete Verzicht auf Mailand, Genua, Neapel und alle Länder jenseits der Alpen, heirathete Karls Schwester Eleonore, während dieser selbst nicht auf die sofortige Abtretung Burgunds drang, sondern nur seine Rechte auf dasselbe sich vorbehielt.

Im August 1529 landete Karl dann in Genua und zog von dort

mit kaiserlicher Pracht nach Bologna. Hierhin hatte er eine Zusammenkunft mit dem Papste Klemens verabredet. Der früheren Feindschaft wurde nicht mehr gedacht; Karl küßte dem heiligen Vater, nach alter Sitte, knieend den Fuß und dieser krönte ihn unter festlicher Pracht zum Kaiser und zum König der Lombardei. Es war die Krönung des mächtigsten Monarchen, der seit Karl dem Großen die Kaiserkrone getragen hatte, und es ist die letzte gewesen, die Italien gesehen hat[1]). Karl erschien den Italienern, die ihn bisher nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr; die Furcht wandelte sich in begeisterte Verehrung um, und nachdem er auch nicht einmal Mailand für sich behalten, sondern dasselbe großmüthig dem Herzog Franz Sforza als Reichslehn zurückgegeben hatte, zog er zu dem großen Augsburger Reichstage nach Deutschland.

7. Die Reichstage zu Speier und Augsburg. (1530).

In unserm Vaterlande hatten indeß viele Fürsten schon öffentlich die neue Lehre in ihren Ländern eingeführt. Einer der eifrigsten war der junge Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen; dieser drang auch bei den übrigen Fürsten, welche mit ihm gleichgesinnt waren, auf ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze, wenn etwa die Gegner das Wormser Edikt mit Gewalt durchzuführen versuchten. Seine Sorge war nicht ungegründet. Schon hatten mehrere andersgesinnte Fürsten zu Leipzig eine Zusammenkunft gehalten und über die gemeinschaftliche Vertheidigung ihrer Länder gegen das Eindringen jeder Neuerung gerathschlagt; sie hatten den Kaiser um Beistand angerufen, und dieser hatte in seiner Antwort von „Ausrottung der Irrthümer der lutherischen Sekte" gesprochen. Zu Dessau schlossen die Fürsten, Kur-Mainz, Kur-Brandenburg und die Herzöge von Wolfenbüttel und Kalenberg einen Bund. Dagegen wurde den 4. Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß errichtet zwischen dem Kurfürsten von Sachsen, Johann dem Beständigen, Philipp von Hessen, den Herzögen von Grubenhagen und Celle, dem Herzog Heinrich von Meklenburg, Fürsten Wolfgang von Anhalt, Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und der freien Reichsstadt Magdeburg. Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ehemals Meister des deutschen Ordens, der aber bei der Annahme der neuen Lehre das geistliche Ordensland mit Zustimmung des Königs von Polen als Oberlehnsherrn in ein weltliches Herzogthum Preußen verwandelt hatte, schloß ein besonderes Bündniß mit dem Kurfürsten von Sachsen. Die feste Haltung der Verbündeten auf dem unter dem Vorsitze des Erzherzogs Ferdinand im Jahre 1526 zu Speier gehaltenen Reichstage verschaffte ihnen den günstigen Reichstagsbeschluß, „daß die Stände des Reichs in Sachen, die das Wormser Edikt angehen möchten, mit ihren Unterthanen so leben, regieren und halten sollten, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und vertraue." Dadurch war es dem Gewissen eines jeden Reichsstandes überlassen, wie er in Religionssachen verfahren wolle.

---

[1]) Bei dem Krönungszuge stürzte wenige Schritte hinter dem Kaiser der hölzerne Gang zusammen, durch welchen man den Palast mit der Petroniuskirche verbunden hatte. Viele deuteten dieses dahin, daß Karl wohl der letzte Kaiser sein werde, der zu einer römischen Krönung gehe. Er selbst sah sich lächelnd um und erkannte sein Glück, welches ihn auch jetzt vor einem Unfall bewahrt hatte.

Der Kaiser, war damals noch in Spanien mit dem gefangenen König Franz beschäftigt und sah nach dessen Loslassung einem neuen Kriege entgegen. Er vertröstete daher die Deutschen, welche ihn zur Beilegung der Händel in Religionsangelegenheiten herbeiwünschten, mit einem neuen Reichstage, und sobald er Muße finde, zu ihnen zu kommen. Indeß ließ er im Jahre 1529 vorläufig einen zweiten Reichstag zu Speier halten. Dieser machte aber den Riß zwischen beiden Parteien nur größer. Die Mehrheit der Stände, welche katholisch war, faßte den Beschluß: „Es solle im Wesentlichen bei dem Wormser Edikte bleiben, die Messe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden habe, sollten sich aller weitern Neuerungen enthalten; Keiner solle übrigens des Andern Unterthanen, des Glaubens halber, in Schutz wider ihre Obrigkeit nehmen"; — mit diesem Schlusse waren die lutherisch Gesinnten unzufrieden und legten eine förmliche Verwahrung, Protestation, dagegen ein, wovon sie den Namen Protestanten erhalten haben. Sie erklärten, an dem Abschied vom Jahre 1526 auch ferner festhalten zu wollen. Es waren die meisten der oben erwähnten Fürsten, welche den Torgauer Bund geschlossen hatten, auch der Markgraf Georg von Brandenburg von der fränkischen Linie, und die Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Ißny, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen.

Im folgenden Jahre 1530 wurde der große Reichstag zu Augsburg gehalten, zu welchem der Kaiser selbst aus Italien, wie er angekündigt hatte, kam. Schon auf dem Wege begegneten ihm Abgeordnete beider Parteien, um ihn für ihre Sache zu stimmen: er aber hielt seine Gedanken in sich verschlossen und verwies alle auf den Reichstag selbst. Am 22. Juni Abends hielt er mit großer Pracht und im Geleite der zahlreich versammelten Kurfürsten, Fürsten und Herren seinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der unbekannte junge Fürst, wie er vor zehn Jahren zum ersten Mal in Deutschland auftrat, sondern ein Kaiser, wie seit Karl dem Großen an Macht keiner gewesen; die Welt war seiner großen Eigenschaften voll. Der mächtigste König war vor ihm erlegen, und selber Rom hatte nicht einmal einem irregeleiteten Theile seiner Macht widerstehen können. Auch sein Aeußeres hatte an Würde und männlichem Anstand gewonnen und überwältigte selbst die Gemüther der Gegner. Melanchthon, der mit dem Kurfürsten von Sachsen in Augsburg war, redet in einem vertrauten Briefe so über ihn: „Das Merkwürdigste auf dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in euern Gegenden Bewunderung erregt haben, weit bewundernswürdiger aber ist es, daß er bei so großen Erfolgen, da ihm alles nach Wunsch gelingt, eine so große Mäßigung bewahrt, so daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine solche That an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst du mir aus der Geschichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei diesem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuthes, einer Grausamkeit. Denn, um von dem übrigen zu schweigen, obgleich unsere Gegner bisher alle Künste aufgewendet, um ihn in dieser Religionssache gegen uns aufzubringen, so hat er doch die Unsrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die sonst bei den deutschen Fürsten

sehr streng war, wird nun bloß in des Kaisers Hause angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen; und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ganz nach ihren Tugenden auswählt. Mich dünkte, so oft ich ihn gesehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menschen sollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen sollte wohl die Uebereinstimmung der schönsten Tugenden, besonders bei einem so großen Herrscher, nicht erfreuen?"

Trotz dieser Achtung gebietenden Persönlichkeit des Kaisers und trotz seiner und der katholischen Fürsten überwiegenden Macht zeigten doch die protestantischen Fürsten, die alle zugegen waren, eine so feste Haltung, daß sie auch in äußern Dingen ihren Willen durchsetzten und den Kaiser nöthigten, mehrere seiner Befehle zurückzunehmen. So befahl er, daß alle Fürsten an der Feier des Fronleichnamsfestes, gleich am Tage nach seinem Einzuge, theilnehmen sollten; allein am Morgen des Tages ritten die protestantischen Fürsten im feierlichen Zuge zu ihm und erklärten standhaft ihre Weigerung, welche er annehmen mußte. Ebenso protestirten sie gegen seinen Befehl, daß ihre Prediger in Augsburg nicht predigen sollten, und gaben erst dann nach, als er anordnete, daß von beiden Seiten nicht gepredigt, sondern an den Sonntagen nur das Evangelium und die Epistel gelesen würde. Vor Allen ging der Kurfürst Johann von Sachsen mit dem Beispiele der Standhaftigkeit voran und erwarb dadurch den Beinamen, welchen ihm die Nachwelt gegeben hat. Selbst die Drohung des Kaisers, ihm die Belehnung mit der Kur Sachsen, die noch nicht geschehen war, zu versagen, brachte ihn nicht aus der Fassung. Johann, der letzte der vier trefflichen Söhne des Kurfürsten Ernst, gehörte zu den einfachen, in sich festen Gemüthern, welche eine einmal gewonnene Ueberzeugung mit der ganzen Kraft ihrer Seele festhalten und alles dafür zu opfern bereit sind. Er verhehlte sich nicht, daß er mit seiner geringen Macht der des Kaisers in keiner Weise werde widerstehen können, allein die Frage, die er sich stellte, war die, „ob er entweder Gott verleugnen wolle, oder die Welt", und da blieb ihm kein Zweifel übrig. Sehr gestärkt wurde er auch durch Luthers Zuschriften, welcher der noch auf ihm ruhenden Acht wegen nur bis Koburg hatte kommen dürfen und von da aus die großen Angelegenheiten in Augsburg mit der größten Spannung, aber auch mit der Zuversicht seines starken Glaubens, verfolgte. In dieser Zeit soll er sein Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" gedichtet haben. Als nun bei den Reichstagssitzungen die Religionssache zur Sprache kam, legten die protestantischen Fürsten dem versammelten Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vor, welches kurz und faßlich alle die Sätze enthalten sollte, worin die neue Kirche von der alten abweiche. Melanchthon hatte dasselbe aus siebzehn Artikeln, welche Luther zu Schwabach aufgesetzt, und aus mehreren Schriften, welche die protestantischen Fürsten mitgebracht hatten, in seiner gemäßigten Weise in ein Ganzes gefaßt und es ist dieses die Augsburgische Konfession, welche als die Grundlage der protestantischen Kirche von da an gegolten hat. Die Verlesung durch den sächsischen Kanzler Bayer in deutscher Sprache geschah am 25. Juni und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiser ließ darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: „er werde diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen."

In Karls Rathe und dem der katholischen Fürsten waren die Stimmen sehr getheilt. Der päpstliche Legat Campeggi, sowie der Herzog Georg von Sachsen, Herzog Wilhelm von Baiern und die meisten Bischöfe, verlangten, Karl sollte geradezu die Protestanetn zur Abschwörung ihrer Lehren anhalten; andere, worunter der Kardinal und Erzbischof von Mainz, waren gemäßigter; sie erkannten, daß ein solches Unternehmen nicht ohne großes Blutvergießen und innern Krieg durchzuführen sei; sie erinnerten an die Gefahr, die von Seiten der Türken drohte; denn diese hatten noch im Jahre vorher, 1529, unter dem mächtigen Sultan Soliman II. einen zwar mißlungenen Angriff auf die Stadt Wien gewagt; sie riethen, die Protestanten entweder durch Ueberzeugung und andere gütliche Wege wieder mit der Kirche zu vereinigen, oder sonst die Sache dahin zu richten, daß wenigstens der Friede im Innern des Reiches erhalten werde.

Es ward nun auf ihren Rath von mehreren katholischen Theologen, unter welchen auch Eck war, eine Widerlegung der Augsburgischen Konfession abgefaßt und den Protestanten vorgelesen, mit dem Bedeuten, sich dabei zu beruhigen; und als sie es nicht zu können versicherten, noch mehrere Versuche zur Versöhnung und Ausgleichung gemacht. Den Friedlichen und Milderen von beiden Seiten schien eine solche nicht unmöglich zu sein. Melanchthon selbst schrieb dem päpstlichen Legaten: „Es ist nur eine geringe Ungleichheit in den kirchlichen Gebräuchen, die der Vereinigung im Wege zu stehen scheint. Aber die Kirchengesetze gestehen ja selbst, daß die Einigkeit der Kirche, ungeachtet solcher Ungleichheit der Gebräuche, bestehen könne.“ — Allein die Eiferer beiderseits traten der ruhigen Prüfung der Sachen in den Weg, und was man nachgeben wollte, traf nicht die Hauptsachen. Auch mischten sich bei manchen der protestantischen Fürsten und freien Städte weltliche Rücksichten ein, indem von der Herstellung der bischöflichen Gewalt in ihren Ländern die Rede war; und von katholischer Seite hielt man jetzt an solchen Punkten am bestimmtesten fest, in Bezug auf die man früher, namentlich gegen die griechische Kirche und gegen die Hussiten, schon Nachgiebigkeit bewiesen hatte, nämlich an der Versagung der Priesterehe und des Abendmahls unter beiden Gestalten für die Laien. So entfernten die vereitelten Einigungsversuche, statt zu nähern, nur noch mehr die Parteien von einander. — Der Kaiser ließ endlich den Protestanten eine Erklärung vorlegen des Inhalts: „Sie sollen sich bis zu dem nächsten fünfzehnten Tag des Monats April bedenken, ob sie sich wegen der noch nicht verglichenen Artikel mit der christlichen Kirche, dem Papst und dem Kaiser und den übrigen Fürsten bis zu der weiteren Erörterung eines nächstkünftigen Konziliums vereinigen wollten oder nicht; vor Ablauf dieser Frist sollten sie in ihren Ländern nichts Neues drucken lassen und weder von ihren eigenen Unterthanen noch fremden Jemand weiter zu ihrer Sekte ziehen. Weil aber übrigens in der Christenheit eine lange Zeit her vielerlei Mißbräuche und Beschwerden eingerissen sein möchten, so wolle der Kaiser bei dem Papst und allen christlichen Potentaten bewirken, daß innerhalb sechs Monaten ein allgemeines Konzilium ausgeschrieben und längstens in einem Jahre gehalten werde.“

Die Protestanten erwiderten auch hierauf, wie immer, daß ihre Lehre noch nicht aus der Schrift widerlegt sei, daß also ihr Gewissen ihnen verbiete, in den Reichsabschied zu willigen, der die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verdamme; zugleich überreichten sie dem Kaiser noch eine Apo-

logie ihrer Konfession; und darauf reisten die, welche noch dort waren, von Augsbnrg weg. Als der Kurfürst von Sachsen vom Kaiser Abschied nahm, sagte dieser: „Oheim, Oheim, das hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht versehen." Der Kurfürst erwiderte nichts: die Augen füllten sich ihm mit hellen Thränen. Er verließ den Palast und gleich darauf die Stadt. — Der Bruch zwischen beiden Parteien war entschieden. In dem öffentlichen Reichstagsbeschlusse, der darauf bekannt gemacht wurde, ward die lutherische Lehre als Ketzerei mit sehr harten Ausdrücken verworfen, die Herstellung aller eingezogenen Klöster und Stifter streng geboten, eine Censur über alle Druckschriften in Glaubenssachen angeordnet, und die Widerspenstigen mit des Kaisers und des Reiches Strafe bedroht.

Bei solcher Lage der Dinge versammelten sich die protestantischen Fürsten in den letzten Tagen des Jahres 1530 zu Schmalkalden und schlossen ihren Bund noch enger und fester. Einige von ihnen hätten gern sogleich losbrechen und die Sache mit den Waffen ausfechten mögen; allein in den übrigen war noch die alte, fromme Scheu vor einem Bruderkriege in Deutschland und die Ehrfurcht vor der heiligen Person des Kaisers, wie sie sich selbst ausdrücken; und dieses ächte Gefühl deutscher Herzen rettete ihren Bund von dem Vorwurfe, ohne Noth das blutige Zeichen des Religionskrieges aufgesteckt zu haben. Auch den katholischen Reichsfürsten muß zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie der Neigung zum Gebrauche der Waffengewalt, welche von Rom ausging und schon Einfluß auf den Kaiser gewonnen hatte, widerstanden. Sie ließen es nicht zur Reichsacht kommen, um dem Kaiser nicht die Waffen in die Hand zu geben; sie wollten, wie man sich ausdrückte, „nicht fechten, sondern rechten", und hofften durch das Reichskammergericht, welches zu dem Ende von den nichtkatholischen Elementen gesäubert und mit sechs Beisitzern verstärkt wurde, den Reichstagsabschied in Vollzug bringen zu können. — Aber wie auch dieses Mittel sich als unzulänglich erwies, werden wir bald sehen.

8. Einstweilige Erhaltung des Religionsfriedens.

Der Kaiser war von dem Augsburgischen Reichstage sogleich nach Köln gereist, wohin er auch die Kurfürsten beschieden hatte, und hier that er ihnen den Vorschlag, seinen Bruder Ferdinand, dem er schon die östreichischen Erblande abgetreten hatte und der seit dem Aussterben des böhmisch-ungarischen Königshauses (mit König Ludwig II., der in der Schlacht bei Mohacz im Jahre 1526 gegen den Sultan Soliman II. geblieben war) auf den Grund früherer Erbverträge auch die Kronen von Böhmen und Ungarn erhalten hatte, zum römischen Könige zu erwählen, damit er, bei des Kaisers häufiger Abwesenheit, die gute Ordnung im Reiche aufrecht erhalte. Die Kurfürsten willigten ein und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt; nur der Kurfürst von Sachsen hatte eine Protestation gegen diese Wahl durch seinen Sohn einreichen lassen, und die Herzoge von Baiern, die auf die Macht des östreichischen Hauses schon lange eifersüchtig waren, stimmten in dieser Beziehung mit ihren Gegnern in Religionssachen überein und lehnten die Anerkennung Ferdinands ab.

Dem neuen römischen Könige lag sehr viel an der Erhaltung des Friedens in Deutschland, weil sein neues Königreich Ungarn sehr hart von den Türken bedrängt wurde und die vorzüglichste Hülfe von den deut-

schen Fürsten kommen mußte. Die Protestanten aber verweigerten ihre Hülfe, wenn man ihnen nicht vorher den Frieden im Reiche gestatten und beschwören werde. Da verabredete der Kaiser von Neuem Versuche der Einigung, und sie führten endlich, indem auch Luther eifrig dazu ermahnte, zu dem vorläufigen Religionsfrieden zu Nürnberg im Jahre. 1532. Der Kaiser erklärte, gegen die Meinung der katholischen Majorität: „Er wolle aus kaiserlicher Machtvollkommenheit einen gemeinen Frieden aufrichten, vermöge dessen bis auf ein künftiges Konzilium, oder bis die Stände selbst wiederum zusammenkämen, keiner den andern des Glaubens oder sonst einer Ursache wegen befehden oder überziehen solle." Ja, der Kaiser versprach auch, das Verfahren seines Reichsfiskals in Sachen des Glaubens gegen den Kurfürsten von Sachsen und dessen Zugewandte bis zum Konzilium einzustellen.

Nun ging es rasch mit der Türkenhülfe, besonders von Seiten der protestantischen Fürsten und Städte. Die Gefahr schien aber auch dringend zu werden, denn der Sultan Soliman zog mit 300,000 Mann heran, um die östreichischen Länder von vier Seiten anzugreifen, und der Kaiser hatte nur 76,000 dagegen. Aber schon die ersten Versuche zeigten den Türken, mit welchem Feinde sie zu thun haben würden. Ibrahim Bassa, der ihren Vortrab führte, glaubte das kleine Städtlein Günz in Ungarn, welches vor ihm die Thore geschlossen hatte, der Ehre halber züchtigen zu müssen, und gedachte es im ersten Sturme zu erobern; allein der tapfere Befehlshaber Jurischitz schlug mit einigen hundert Mann alle seine Angriffe zurück und hielt ihn funfzehn Tage lang auf. Da bedachte Soliman, was erst die große Stadt Wien kosten werde, indem der Kaiser selbst zu ihrem Schutze herbeigekommen war; und weil er die Deutschen statt uneinig einig unter einander sah, trat er plötzlich den Rückweg an; alle Welt aber erstaunte, daß der große Soliman so schnell wieder aufgab, wozu er drei Jahre lang gerüstet hatte.

Nun konnte der Kaiser Karl sich wieder zu anderen Angelegenheiten wenden und ging zuvörderst nach Italien, um mit dem Papste das große Konzilium zu bereden. Aber dem Papst Klemens VII. war es damit nicht Ernst; wie überhaupt der römische Hof in dieser Zeit ein Konzilium nicht wünschte. Karl reiste deshalb unverrichteter Sache nach Spanien ab.

Während er dort war und der König Ferdinand alle Sorge auf die Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn wenden mußte, breitete sich die protestantische Lehre immer weiter in Deutschland aus und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer. Die Protestirenden gingen so weit, daß sie dem Reichskammergerichte im Jahre 1534 den Gehorsam aufkündigten, weil dieses, gegen die Bestimmung des Nürnberger Religionsfriedens, solche Klagen gegen sie annahm und entschied, welche auf Herausgabe eingezogener Kirchengüter gingen. Damit waren im Grunde die Landfriedensgesetze Kaiser Maximilians über den Haufen geworfen. Dazu kam ein Streit wegen des würtemberger Landes. Schon früher ist des Herzogs Ulrich von Würtemberg gedacht worden, welcher in der Zeit nach Maximilians Tode, ehe Karl V. gewählt war, wegen eines Streites mit der Stadt Reutlingen durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben wurde. Der Bund trat das Land, auf welchem schwere Schulden hafteten, dem Kaiser Karl ab, und dieser gab es im Jahre 1530 mit den östreichischen Erblanden seinem Bruder Ferdinand. Es schien nun auf

immer ein östreichisches Land sein zu sollen. Aber der abgesetzte Herzog, der als Flüchtling im Reiche umherzog und Freunde zu gewinnen suchte, fand Schutz bei seinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Hessen; denn Ulrich hatte schon den lutherischen Glauben angenommen; und Philipp faßte den Gedanken, ihn wiederum, sei es auch mit Gewalt, in sein Land einzusetzen. Er rüstete schnell ein Heer von 20,000 Mann, brach unerwartet in Würtemberg ein, schlug den östreichischen Statthalter des Landes bei Laufen, im Jahre 1534, und gab das schnell eroberte Herzogthum an Ulrich zurück. Es schien, als wenn aus dieser That der blutigste Krieg entstehen solle; allein die Gefahr ging noch ein Mal glücklich vorüber. Karl und Ferdinand waren anderweitig beschäftigt; und von der andern Seite hatten die übrigen Glieder des Schmalkaldischen Bundes keinen Antheil an der That des Landgrafen, sie suchten vielmehr durch die größte Nachgiebigkeit die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. So kam, unter Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen, der Friede zu Kadan in Böhmen zu Stande, in welchem Herzog Ulrich sein Land als östreichisches Afterlehen wieder bekam, der Nürnberger Religionsfriede bestätigt wurde und der Kurfürst von Sachsen sammt seinen Mitverwandten dagegen den römischen König Ferdinand förmlich anerkannte. Und um wenigstens die Würde des Reichsoberhauptes aufrecht zu halten, wurde ausgemacht, daß der Landgraf und Herzog Ulrich den Kaiser in Person und den König Ferdinand durch Abgeordnete fußfällig wegen ihres Landfriedensbruches um Verzeihung bitten sollten.

Auch eine andere Zwischenbegebenheit, welche wichtig zu werden schien, die Unruhen der Wiedertäufer in Münster, in den Jahren 1534 und 1535, unterbrach den Frieden im Großen und Ganzen nicht. Die Grundsätze des Thomas Münzer von der christlichen Freiheit und Gleichheit und von der Gütergemeinschaft, so wie der Glaube an unmittelbare göttliche Offenbarungen waren noch nicht ausgerottet, sondern hatten sich besonders in Holland unter der Sekte der sogenannten Wiedertäufer erhalten. Sie verlangten, daß die Menschen Buße thun und sich von Neuem taufen lassen sollten, damit der Zorn Gottes nicht über sie komme. Zwei ihrer schwärmerischsten Redner, Jan Matthys, ein Bäcker aus Harlem, und ein Schneider, Jan Bockhold oder Bockelsohn von Leiden, kamen in den ersten Tagen des Jahres 1534 nach Münster, als dort eben durch einen Prediger Rottmann die lutherische Lehre eingeführt war, gewannen diesen auch für die Wiedertaufe und vertrieben nun mit Hülfe des Pöbels und eingewanderter Wiedertäufer aus andern Gegenden die vermögenden Bürger aus der Stadt, errichteten einen neuen Magistrat und führten Gemeinschaft der Güter ein. Ein jeder mußte, was er an Gold und Silber und sonst von Werth besaß, in einen öffentlichen Schatz niederlegen und ebenso wurden die Kirchen ihrer Kostbarkeiten beraubt, die Bilder zerschlagen und alle Bücher in der Stadt, die Bibel ausgenommen, öffentlich verbrannt. Zu der Schwärmerei gesellte sich, wie fast immer bei rohen Gemüthern, Herrschaft der Sinnlichkeit und gewaltige Ausartung der Leidenschaften. Es wurde als ein Theil der christlichen Freiheit anerkannt, daß ein jeder mehrere Frauen haben dürfe, und Johann von Leiden gab das Beispiel, indem er drei zugleich heirathete. Endlich rief ihn einer seiner Anhänger, der sich besonderer göttlicher Eingebung rühmte, Johann Dusentschur aus Warendorf, zum König des ganzen Erdkreises aus,

welcher den Stuhl Davids wieder aufrichten werde; und mit dieser neuen Lehre wurden achtundzwanzig Apostel in alle Welt ausgesendet, um sie dem neuen Könige zu unterwerfen. Sie wurden aber, wohin sie kamen, als Aufrührer ergriffen und meistentheils hingerichtet. Indeß regten sich doch in mehreren Gegenden Deutschlands und besonders der Niederlande manche Haufen Gleichgesinnter für die Partei in Münster.

Gegen diese Stadt war jedoch schon im Jahre 1534 der Bischof, unterstützt von dem Landgrafen von Hessen und einigen andern Fürsten, mit einem Heere herangezogen. Zwar wurde ein Sturm, den er am 30. Aug. 1534 unternehmen ließ, von den fanatisch begeisterten Wiedertäufern auf das Tapferste abgeschlagen, allein den langsameren Angriffen des Hungers, welche man nun gegen sie anwandte, indem man der Stadt alle Zufuhr abschnitt, konnten sie auf die Dauer nicht widerstehen. Die Noth wurde von Tage zu Tage größer und kühlte den Eifer des Volkes immer mehr ab. Der neue König wollte sich durch Schrecken befestigen und enthauptete sogar eine seiner Gemahlinnen mit eigener Hand auf öffentlichem Markte, weil sie geäußert hatte, sie könne unmöglich glauben, daß Gott so viel Volks wolle Hungers sterben lassen, indeß der König in Ueberfluß lebe. Aber zuletzt, da in der That schon Viele verhungert waren, führten ein paar Bürger das Heer des Bischofs in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt; nach blutigem Kampfe wurden Johann von Leiden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting gefangen, in mehreren deutschen Städten zur Schau herumgeführt, dann mit glühenden Zangen gezwickt und getödtet, indem ihnen ein glühender Dolch in's Herz gestoßen wurde. Ihre Körper wurden in eisernen Käfigen an dem Thurme der Lambertikirche, am Markte, aufgehängt, in der Stadt aber der katholische Gottesdienst mit der Herrschaft des Bischofs ganz wieder eingeführt.

9. Karls auswärtige Kriege von 1535—1545.

Der Kaiser Karl hatte unterdeß einen Zug unternommen, welcher zu seinen ruhmwürdigsten gehört. Auf der Nordküste von Afrika hatte sich einer der kühnsten und außerordentlichsten Menschen seiner Zeit, ein Seeräuber, Chaireddin Barbarossa festgesetzt, hatte viele, vom König Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebene, von Rache gegen die Christen glühende Mauren an sich gezogen und beunruhigte mit ihnen die europäischen Meere. Seine Grausamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der Küstenbewohner, von Messina bis Gibraltar glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig schlafen zu können; Algier und Tunis waren in seiner Gewalt und der türkische Sultan Soliman hatte dem verwegenen Manne seine eigene Seemacht zum Gebrauch gegen die Christen anvertraut. Viele tausend christliche Sklaven schmachteten schon in der Gefangenschaft zu Algier und Tunis.

Solchen Frevel glaubte Kaiser Karl als Schirmherr der Christenheit gegen die Ungläubigen nicht dulden zu dürfen; auch hatte der aus Tunis vertriebene Fürst Mulay Hassan seinen Schutz angefleht. Er brachte daher ein Heer von 30,000 Mann, wobei auch 8000 Deutsche unter dem Grafen Max von Eberstein waren, und 500 Schiffe zusammen; Doria befehligte die Flotte, der Kaiser selbst und der Marchese del Vasto die Landmacht, und im Sommer 1535 stieg man bei Tunis an's Land. Das feste

Schloß Goleta, welches den Hafen beschützte, wurde mit Sturm genommen, alles Geschütz erobert, 2000 Türken niedergemacht; Chaireddins Heer, welches sich in der Ebene vor Tunis aufgestellt, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geschlagen und die Stadt erobert; die in dem Schlosse derselben eingesperrten christlichen Sklaven halfen nach besten Kräften mit gegen die Türken, und Karl hatte am Ende die unaussprechliche Freude, 22,000 dieser Unglücklichen aus allen europäischen Völkern gerettet zu sehen. Er selbst versicherte, daß dieses einer der schönsten Tage seines Lebens gewesen sei. Während Karl den Mulay Hassan wieder in Tunis einsetzte, ihm aber allen Raub von Christensklaven verbot und zum Unterpfand des Gehorsams die Festung Goleta besetzt hielt, beschloß er den nach Algier entflohenen Chaireddin im nächsten Frühjahr auch dort aufzusuchen, allein ein neuer Krieg mit dem Könige von Frankreich hinderte ihn daran. Franz erneuerte nämlich seine Ansprüche auf Mailand, als der bisherige Herzog, Franz Sforza, gestorben war; und um sich den Weg nach Italien zu sichern, besetzte er unerwartet und gewaltsam das Herzogthum Savoyen, an dessen Herzog er gleichfalls Forderungen machte. Karl sah die Nothwendigkeit des Krieges und beschloß, ihn mit aller Kraft in das südliche Frankreich zu versetzen. Ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang jenes früheren Einfalls im Jahre 1523, wagte er einen solchen 1536 von Neuem, drang bis Marseille vor und belagerte die Stadt. Allein auch jetzt nöthigten die festen Mauern der Stadt, außerdem Mangel und Krankheiten den Kaiser schon nach zwei Monaten zum Rückzuge, bei welchem viel Geschütz und Gepäck verloren ging.

Durch Vermittelung des Papstes kam darauf im Jahre 1538 ein Waffenstillstand zu Nizza auf zehn Jahre zu Stande, und bald darnach hielten die beiden Gegner eine Zusammenkunft zu Aiguesmortes, an der Mündung des Rhoneflusses. Die Einladung dazu war vom König Franz ausgegangen; als Karl vor dem Hafen ankam, fuhr Franz selbst an sein Schiff, empfing ihn, und führte ihn auf das Land. Ein königliches Mahl war bereitet und ein Fest, welchem die Herrscher bis tief in die Nacht beiwohnten. Am andern Morgen reichte der Dauphin selbst dem Kaiser Waschwasser und Handtuch und von beiden Seiten wetteiferte man in Beweisen der Achtung und Freundschaft. Es war keine Verstellung; beide Herrscher wünschten damals die Dauer des Friedens, und im folgenden Jahre 1539 gab Franz einen neuen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung. Die Stadt Gent in den Niederlanden hatte sich einer neuen Auflage wegen gegen Karl empört und wollte sich in den Schutz des französischen Königs begeben; allein dieser meldete die Sache selbst dem Kaiser und schlug ihm zugleich vor, damit er desto schneller in die Niederlande käme, den kürzesten Weg von Spanien durch Frankreich zu nehmen. Karl nahm ohne Mißtrauen auch diese Einladung an. Allenthalben wurde er auf das Feierlichste empfangen; wenn er an eine Stadt kam, so wurden ihm die Schlüssel derselben entgegengetragen und in Fontainebleau, wo der König war, hielt man ihn funfzehn Tage lang und in Paris sechs Tage mit den herrlichsten Festen auf.

Der Aufruhr in Gent war bald gestillt. Als aber der Kaiser dort war, kamen sehr dringende Aufforderungen an ihn, wieder einmal in Deutschland zu erscheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher gestiegen war. Er erfüllte den Wunsch und erschien im Jahre 1541 auf dem

Reichstage zu Regensburg[1]); aber nicht lange hielt er in Deutschland sich auf, er wandte sich noch in demselben Jahre nach Italien, um von dort den schon früher beschlossenen Zug gegen Algier (1541) zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer nach dem Außerordentlichen stand, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein seiner würdiges Ziel; außerdem hatte Chaireddin Barbarossa ihn durch neue Verheerung der spanischen Küsten genugsam zur Rache aufgefordert. Dieser neue Zug begann jedoch nicht unter glücklichen Vorbedeutungen; die Jahreszeit war für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon zu stürmisch, und der erfahrenste Seemann, Andreas Doria, weissagte nichts Gutes. Aber Karl that nicht gern einen Schritt zurück und die Fahrt begann. Am 20. Okt. 1541 erreichte die Flotte die Höhe vor Algier und das Heer stieg an's Land. Aber gleich am ersten Abend, ehe noch Geschütz, Geräth und die Vorräthe ausgeschifft waren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern, warf sie an die Küste oder in das hohe Meer, und ein entsetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Lande dergestalt, daß sie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Wasser stehen und, um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen und sich dagegen stemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung der Stadt Algier, ohne Geschütz und Heergeräth, sondern die eigene Rettung; auch die leichte türkische Reiterei setzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. In dieser Noth aber zeigte der Kaiser Karl, daß er auch als Krieger, in Gefahren, groß sei. Drei schwere Tagereisen weit in Schlamm und Wasser führte er sein Heer, unter den steten Anfällen der Feinde, längs der Küste bis zum Meerbusen von Metafuz, wo sich ein Theil der zerstreuten Schiffe sammelte. Er stellte sich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härtesten Entbehrungen, so wie die äußerste Anstrengung der Kräfte mit ihnen, und so gelang es ihm, den sinkenden Muth zu erhalten und das übrige Heer glücklich wieder einzuschiffen. Er brachte es nach Italien und ging selbst sogleich nach Spanien hinüber.

Der französische König, den alle Freundschaftsversuche das Herzogthum Mailand nicht hatten verschmerzen lassen, hatte nämlich Karls Abwesenheit in Algier zu neuen Rüstungen benutzt. Er glaubte die Zeit jetzt gekommen, Mailand wieder zu erobern; und erneuerte sein Bündniß mit den Türken. So begann ein neuer, der vierte Krieg; allein die Unfähigkeit der französischen Feldherren gegen die trefflichen spanischen, so wie Mangel und Kranheiten bewirkten, daß fünf Heere, welche Franz aufstellte, in dem ersten Feldzuge nichts ausrichteten und in trauriger Verfassung nach Hause zurückkamen.

Im folgenden Jahre 1543 begab sich Karl nach Italien und von dort über die Alpen hinab an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenossen in dem Herzog von Kleve gefunden, welcher letztere kürzlich auch angefangen hatte, die protestantische Lehre zu begünstigen. Karls Auftreten am Niederrhein war ganz unerwartet. Unter dem Volke hatte sich die Sage verbreitet, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten und sei selbst umgekommen, und in diesem Glauben hielt man seine Ankunft in Deutschland für ein Märchen. Die Besatzung der kleinen Stadt Düren gab auf seine Aufforderung zur Uebergabe die Antwort: „Sie fürchte sich

[1]) Siehe Seite 35.

nicht vor dem, der längst eine Speise der Fische geworden sei." Als nun aber Karls Spanier die Mauern erstürmten, Alles niedermachten und die Stadt in Brand steckten, da verbreitete sich Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiser führe eine Art schwarzbrauner, wilder Menschen mit sich, die lange Nägel an den Händen hätten, mit denen sie die steilsten Mauern hinanklimmen könnten, und große Zähne, mit denen sie Alles zerrissen. Die Sagen von den Wundern der neuentdeckten Welttheile und ihren wilden Bewohnern gaben solchen Erzählungen Glauben in einer Zeit, welche des Außerordentlichen so viel erlebte. Auch bestanden Karls Haufen meistens aus alten, von Sonne und Luft geschwärzten Kriegern, welche keine Gefahr scheuten und bei Erstürmung einer Stadt wohl ihre Dolche und Spieße in die Ritzen der Mauern zu stoßen pflegten, um sich daran emporzuschwingen. Der Schrecken, der vor ihnen herging, unterwarf schnell das Land und die Städte, und der Herzog von Kleve mußte selbst knieend um Gnade bitten. Er erhielt sie unter der Bedingung, daß er nicht von dem katholischen Glauben weiche; wo er etwas geändert, es wieder auf den vorigen Fuß setze und sich in kein Bündniß gegen den Kaiser einlasse.

Gegen Frankreich geschah in diesem Jahre nichts Bedeutendes; für das folgende aber hatte sich Karl stärker gerüstet, und nachdem er im Winter von 1543/44 einen neuen Reichstag in Speier gehalten und sich hier der Hülfe der deutschen Fürsten versichert hatte, brach er im nächsten Frühjahr mit einem trefflich gerüsteten Heere in des Feindes Land selbst ein. Der Kern dieses Heeres bestand aus mehr als 30,000 Deutschen, eine Folge des guten Einverständnisses, in welches sich Karl auf diesem Reichstage mit den protestantischen Fürsten, besonders dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen Philipp, gesetzt hatte. Zuerst wurde St. Dizier erobert, dann ging der Zug gerade auf Paris; Epernay und Chateau Thierry waren schon gefallen, das Heer stand nur zwei Tagemärsche von der Hauptstadt und die Einwohner flüchteten; seit den Zeiten der Ottonen war kein deutsches Heer so weit in Frankreich vorgedrungen; — da that der König Franz Friedensvorschläge. Der Kaiser nahm sie an, denn er wollte schnelle Aussöhnung mit diesem Feinde, weil die Angelegenheiten Deutschlands immer verwickelter geworden waren; und am 24 Sept. 1544 kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es ist der letzte, den Karl mit Franz I. geschlossen hat. Man änderte in der Hauptsache nichts; das Herzogthum Burgund blieb bei Frankreich, Mailand dem Kaiser. Franz verpflichtete sich jedoch, dem Letzteren nicht allein wider die Türken, sondern auch zur Wiederherstellung der Glaubenseinheit Beistand leisten zu wollen.

10. Religions-Angelegenheiten Deutschlands bis zu Luthers Tod (1546).

In Sachsen war bereits im Jahr 1532 auf den Kurfürsten Johann den Beständigen sein Sohn Johann Friedrich gefolgt, ein sehr rechtlich und treu gesinnter, aber beschränkter Mann, ganz verschieden von dem raschen und kühnen Philipp von Hessen, welcher noch immer als der Unternehmendste unter den protestantischen Fürsten voranschritt. So wie beider Gemüth im Widerspruch stand, so waren außerdem noch wichtigere Ursachen der Spaltung unter den Protestanten aufgekommen. Schon in dem

ersten Jahrzehnt der Reformation hatte sich unter ihnen selbst ein Streit über die Lehre vom Abendmahl erhoben, in welchem Luther zuerst gegen Karlstadt, dann gegen den Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, auftrat, mit welchem er ein fruchtloses Religionsgespräch zu Marburg im Jahr 1529 hielt. Man näherte sich zwar in mehreren wichtigen Punkten, über welche man sich mißverstanden hatte, z. B. über die Lehre von der Gottheit Christi, von der Erbsünde und von der Taufe; allein über die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle konnte man sich nicht einigen. Luther konnte das „Bedeutet" nicht annehmen; er hatte die Worte „das ist mein Leib" vor sich auf die Tafel geschrieben und blieb dabei, daß das Gottes Worte seien, an denen man nicht deuteln müsse, „an denen der Satan nicht vorüber könne." — Man schied mit besserer Meinung von einander, und Luther selbst meinte, die Heftigkeit der Streitschriften würde sich nun legen; allein die Grundspaltung wegen der einen Lehre blieb doch und verhinderte auch die äußere Vereinigung der Parteien zum gemeinschaftlichen Bunde, so daß sie sogar zum gänzlichen Verderben der neuen Kirche hätte führen können, wenn die Katholiken die Spaltung benutzt hätten.

Zum Glück waren aber diese damals sehr wenig einig unter einander; hatten doch die Herzöge von Baiern sogar mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen sich eine Zeitlang geeinigt. Später aber, als sie sich wieder von denselben trennten, und die Gefahr für die neue Kirche größer zu werden schien, söhnte sich die streng lutherische Partei, auf Luthers eigenen Rath, im Jahre 1536 mit den Schweizern durch die Wittenbergische Konkordienformel für einige Zeit aus, und die Schweizer, so wie mehrere oberländische Städte wurden in den Vertheidigungsbund aufgenommen. Dies war ohne Zweifel eins der wichtigsten Ereignisse für die Entwicklung der evangelischen Kirche.

Die Ausbreitung der neuen Lehre ging noch immer voran. Selbst einige Bischöfe, die von Lübeck, Kamin und Schwerin nahmen die neue Kirchenform an, und der alte Kurfürst Hermann von Köln, von welchem weiter unten noch mehr wird geredet werden, machte ernstliche Vorbereitungen, ihrem Beispiele zu folgen.

Eine der wichtigsten Veränderungen ging aber in den sächsischen Landen vor. Die Hälfte derselben mit den Städten Dresden und Leipzig gehörte dem Herzog Georg (mit dem Beinamen der „Bärtige"), der, ein eifriger Anhänger der alten Kirche, dem Eindringen der neuen Lehre mit allen Kräften entgegentrat. Allein seine beiden Söhne starben vor ihm, und sein Bruder Heinrich von Altenburg (Vater des Herzogs und nachherigen Kurfürsten Moritz), sein nunmehriger Erbe, hing mit ganzer Seele der lutherischen Kirche an. Als daher im April 1539 Herzog Georg starb, war Heinrichs erste Regierungshandlung, daß er die Reformation in seinem ganzen Lande einführte. Die Mehrzahl seiner neuen Unterthanen fügte sich willig; selbst die Universität Leipzig wurde nach einigem Widerstreben umgewandelt, und nachdem die eifrigsten theologischen Lehrer aus dem Lande gewandert oder in Ruhe versetzt waren, wurden die Stellen mit Anhängern der neuen Lehre besetzt.

In Brandenburg ging fast gleichzeitig eine ähnliche Veränderung vor. Auf den sehr eifrig katholischen Kurfürsten Joachim I. war im Jahre 1534 sein Sohn Joachim II. gefolgt, der von seiner Mutter, einer Prin=

zessin von Dänemark, in den Gundsätzen Luthers erzogen war; im Jahr 1539 trat dieser, aufgemuntert durch das Beispiel des Bischofs Matthias Jagow von Brandenburg, dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse bei und führte in seinen Ländern eine Kirchenordnung ein, welche zwar noch Einiges von der alten Weise beibehielt, in der Hauptsache aber ganz nach den Grundsätzen der Reformation eingerichtet war.

Das Uebergewicht, welches die neue Lehre so im nördlichen Deutschland gewann, bestimmte auch den alten Kardinal-Erzbischof Albrecht von Mainz, einen brandenburgischen Prinzen, daß er den Widerstand gegen dieselbe für seine Bisthümer Magdeburg und Halberstadt aufgab, sich nach Mainz zurückzog und den Landständen und Städten jener Gegend gegen die Zahlung beträchtlicher Geldsummen die Erlaubniß gab, ihr Kirchenwesen nach eigenem Gefallen einzurichten.

Diese immer größer werdende Ausbreitung der Reformation sah aber Niemand weniger gern als der Kaiser. Er war darum eifrig bemüht, noch vorerst auf friedlichem Wege eine Vereinigung der Parteien in Glaubenssachen zu Stande zu bringen und wurden zu diesem Zwecke auf seinen Betrieb von Zeit zu Zeit Religionsgespräche gehalten: so zu Hagenau im Jahre 1540; bald darauf zu Worms im Jahre 1541, wo Melanchthon und Eck wieder einander gegenüber standen; und noch in demselben Jahre zu Regensburg, wo der Kaiser selbst erschien und die Sache eifrig betrieb. Allein alle diese Bemühungen waren vergeblich; denn wenn sich eine Aussicht zur Annäherung und zur Verständigung zeigte, — wie es in der That mehrmals so weit kam, — so wußten die päpstlichen Legaten, die man leider zugelassen hatte, das Werk wieder zu stören. Auch war die ganze Angelegenheit zu äußerlich geworden; von allen Seiten mischten sich weltliche Rücksichten ein, und die ruhige, reine Betrachtung der Sache als solcher fand in dem Getriebe der Zeit keine Stätte. Wenn daher solche Vereinigungsversuche keinen, oder nur einen geringen Erfolg erzielten, so gebrauchte der Kaiser seinerseits die gewöhnliche Auskunft, die Entscheidung auf ein „allgemeines freies christliches Konzilium" zu verweisen und indeß den Nürnberger Religionsfrieden für die Protestanten zu bestätigen, oder aus eigener Machtvollkommenheit, selbst gegen die Stimmen der katholischen Majorität, Deklarationen zu Gunsten der Protestanten zu erlassen, wodurch der Zustand der von der römischen Hierarchie getrennten Landeskirchen im Allgemeinen die Bestätigung des Reiches erhielt. So geschah es auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1541, ehe Karl nach Algier zog; so zu Speier im Jahre 1542 durch Ferdinand und die eifrige Vermittelung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, um die Kräfte des deutschen Reiches gegen die Türken zu sammeln; so im Jahr 1544 auf dem zweiten sehr glänzenden Reichstage zu Speier, auf welchem alle sieben Kurfürsten in Person zugegen waren, durch Karl selbst, als er sich zu dem letzten Feldzuge gegen Frankreich rüstete, von dem oben erzählt ist. Das persönliche Verhältniß zwischen dem Kaiser und den beiden protestantischen Häuptern, Johann Friedrich und Philipp, war nie so günstig gewesen als damals. Es war sogar von einer Vermählung zwischen einem Sohne Johann Friedrichs und einer Tochter König Ferdinands die Rede, und dem Landgrafen versprach Karl, daß er ihn im nächsten Türkenkriege zum Oberfeldherrn, an seiner, des Kaisers, Statt, ernennen wolle. — Und doch hatten die Protestanten um diese Zeit schon eine Selbsthülfe mit den Waffen geübt.

Der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, ein eifriger Katholik, zugleich aber ein sehr unruhiger, leidenschaftlicher Mann, war in Feindschaft mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, vorzüglich der Religion wegen; sie verfaßten die heftigsten Schriften gegen einander, wie denn die Zeit mit allen Waffen, welche in des Menschen Gewalt sind, den Gegner bestritt. Dazu wandten sich die Städte Braunschweig und Goslar, die in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen waren, an die protestantischen Fürsten um Schutz gegen den Herzog, der sie auf alle Weise drückte und beschädigte. Selbst der Kaiser und der König Ferdinand hatten ihn oft von der Gewaltthätigkeit gegen die Städte abgemahnt; man fand später unter den Papieren des Herzogs in Wolfenbüttel Briefe von Granvella, die dieses beweisen. Es war Alles vergeblich. Endlich rüstete der Schmalkaldische Bund im Jahre 1542 schnell ein Heer, fiel in das Land des Herzogs, vertrieb ihn und hielt dasselbe besetzt. Herzog Heinrich bat nun den Kaiser um Hülfe, und nachdem dieser die Sache auf einen Reichstag verwiesen hatte, wurde sie zu Worms im Jahre 1545 dahin entschieden, daß der Kaiser einstweilen, bis zur Entscheidung auf dem Wege Rechtens, die braunschweigischen Länder verwalten sollte. Das ging dem raschen Herzog, der gern das Haupt der katholischen Partei gewesen wäre, zu langsam. Er sagte: „Mit des Kaisers Namen drohen sei eben so viel, als mit einem todten Falken beizen." In seinem Eifer beging er eine Unredlichkeit an dem König Franz von Frankreich. Dieser hatte ihm Geld gegeben, um für ihn Truppen in Deutschland zu werben; so wie sie aber versammelt waren, fiel der Herzog im Herbst 1545 mit ihnen plötzlich in sein verlornes Land ein, um es den Gegnern wieder zu nehmen. Allein der Landgraf von Hessen hatte, nicht minder rasch, bald ein Heer versammelt, er setzte auch den Kurfürsten von Sachsen und den Herzog Moritz in Bewegung und schloß mit ihnen den Herzog in seinem Lager zu Kalefeld bei Nordheim so eng ein, daß er sich ihm mit seinem Sohne ergeben mußte. Er brachte ihn darauf auf seine Festung Ziegenhain, und der Kaiser ermahnte ihn nur, den Gefangenen billig und nach fürstlicher Weise zu behandeln.

Uebrigens hatte der eben genannte Reichstag zu Worms schon deutlicher die immer zunehmende Spannung der Parteien offenbart, obgleich auch auf ihm noch ein Mal der Religionsfriede bestätigt wurde. Die Klagen von beiden Seiten wurden immer heftiger, die Katholiken ließen nicht nach in ihren Beschwerden über die Einziehung der geistlichen Güter in den protestantischen Ländern, und die Protestanten dagegen weigerten sich, in solchen und andern Dingen die Aussprüche des Reichskammergerichts anzuerkennen, weil die Katholiken in demselben durchaus nur altgläubige Richter dulden wollten. Das Mißtrauen war schon so hoch gestiegen, daß wenige der protestantischen Fürsten auf dem Reichstage selbst erschienen. — Ein großes Mittelglied der Aussöhnung, wovon sich Karl früher so viel versprochen hatte, zeigte sich gleichfalls unwirksam, weil es zu spät und nicht auf die rechte Weise angewendet wurde: das war eine allgemeine Kirchenversammlung. Der päpstliche Hof hatte sich endlich zu einer solchen verstanden und sie auf den 15. März 1545 nach Trident in Tyrol ausgeschrieben; am 13. Dez. war sie feierlich eröffnet worden. Die Protestanten aber weigerten sich, derselben eine entscheidende Kraft in ihrer Sache zuzuerkennen, „denn das Konzilium werde an einem Orte an der Grenze Italiens gehalten, wo dieses

mit dem deutschen Wesen ganz unbekannte Land zu viel Einfluß übe; dazu führe der Papst, welcher sie schon als Ketzer verdammt habe, auf dem Konzil als ihr Richter den Vorsitz, und er werde sie doch nur als Angeklagte behandeln. Wenn das Konzilium als ein freies betrachtet werden solle, so müßten sie auf demselben gleiche Rechte mit allen Andern genießen".

Während nun die Protestanten aus diesen Gründen eine Beschickung des Tridentiner Konziles verweigerten, hätte dagegen der Weg, welchen der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der so eben auch zur neuen Lehre übergetreten war, vorschlug, zu einem günstigen Ziele führen können; es sollte nämlich ein deutsches Nationalkonzilium berufen und der auf demselben geschlossene Vergleich aller Parteien als die Stimme des deutschen Volkes nach Trident gesendet werden. Schon früher hatte Johann Friedrich von Sachsen denselben Gedanken, aber vergeblich aufgestellt und die Stadt Augsburg zum Versammlungsort vorgeschlagen. Auch jetzt fand der gleiche Vorschlag des Kurfürsten von der Pfalz kein Gehör und die Abneigung der Parteien stieg.

Die Besorgniß des Kaisers und der Katholiken vor einem baldigen Uebergewicht der Protestanten im Reiche war nicht ohne Grund. Im fürstlichen Rathe waren nun schon drei von den vier weltlichen Kurfürsten der neuen Lehre zugethan, (obwohl Pfalz und Brandenburg nicht Theilnehmer des Schmalkaldischen Bundes waren); und nun erklärte sich sogar einer der drei geistlichen, der alte Kurfürst Hermann von Köln, immer entschiedener für dieselbe. Mit Zustimmung seiner Stände und eines Theiles seines Domkapitels wollte er eine durchgreifende Kirchenverbesserung in seinem Erzstifte einführen und hatte schon den Entwurf dazu ausarbeiten und selbst den Melanchthon dieserhalb aus Wittenberg kommen lassen; mit dem thätigen und verständigen Theologen Butzer war er schon längere Zeit in Verbindung gewesen. Die Universität und der Magistrat von Köln aber und ein Theil des Kapitels waren den Neuerungen durchaus entgegen und wendeten sich deshalb an Kaiser und Papst; — dieselbe Universität hatte auch früher, vor der Reformation, zur Zeit Jakob Hoogstratens, den lebhaftesten Antheil an dem Streite gegen die Humanisten, nämlich die Lehrer und Wiederhersteller des Studiums der alten Sprachen, und namentlich gegen Reuchlin, genommen und war ferner eine der ersten gewesen, welche Luthers Lehrsätze verdammte.

Nachdem alle Versuche, auf friedlichem Wege zum Ziele zu kommen, keinen Erfolg gehabt hatten, glaubte Kaiser Karl das Letzte, wovon ihn noch immer eine warnende Stimme in seinem Innern zurückgehalten hatte, die Gewalt der Waffen, bei der steigenden Verwirrung, zum Richter machen zu müssen. In Rom und in Spanien wünschte man nichts sehnlicher, als dies. Karls Kanzler Granvella redete insgeheim mit dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal Farnese, von der Möglichkeit eines Krieges gegen die Protestanten; er zeigte, daß der Papst dabei sehr thätig werde mitwirken müssen, weil der Kaiser erschöpft und die katholischen Fürsten muthlos seien; und der Kardinal, in der Freude über des Kaisers ernstlichen Entschluß, gab die besten Versprechungen. Und um auf der andern Seite mit keinem auswärtigen Feinde zu thun zu haben, schloß Karl mit dem Sultan einen Waffenstillstand. Mit Franz von Frankreich bestand ebenfalls Friede.

Vor dem Beginn des traurigen Kampfes starb Luther, der Urheber der großen Bewegung. Mit aller Kraft hatte er jederzeit von Einmischung äußerer Gewalt abgemahnt; er, der heftige Mann, war, so lange er lebte,

der Erhalter des Friedens. Wiederholt hatte er den Fürsten gesagt, daß seine Sache ihren Waffen fremd sei, und mit Betrübniß sah er daher in den letzten Jahren die steigende weltliche Richtung und feindliche Spannung und weissagte nichts Gutes; das Schicksal ließ ihn denn auch den Ausbruch des unseligen Zwistes nicht mehr erleben. Schon seit einigen Jahren hatte er gekränkelt, und als er im Anfange des Jahres 1546, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, nach Eisleben gereist war, starb er daselbst am 18. Febr., im 63. Jahre seines Lebens, nachdem er noch in seinen letzten Gebeten betheuert hatte, daß er in dem festen Glauben an Christum, den Erlöser der Welt, gelebt habe und sterbe. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg geführt und in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt.

11. Vorbereitungen zum Schmalkaldischen Kriege.

Schon während des Reichstages zu Regensburg im Jahre 1546, wo die Protestanten zum letzten Mal „um einen beständigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangelischen und katholischen Stände, und um ein gerechtes Konzilium deutscher Nation" anhielten, hatte der Kaiser Truppen werben und sein Bündniß mit dem Papste abschließen lassen. Gegen den Kurfürsten Hermann von Köln war von ihm, so wie von dem Papste, der äußerste Beschluß gefaßt worden; derselbe wurde förmlich seines Kurfürstenthums entsetzt. Alles dieses erschreckte die Schmalkaldischen Bundesgenossen; sie ließen den Kaiser nach den Absichten seiner Rüstungen fragen; er antwortete kurz: „Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen, väterlichen guten Willen an ihm befinden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er sich gegen sie mit gebührendem Ernste bezeigen werde." Und bald nachher, als der Bote mit dem Bündnisse des Papstes zurück war, ließ er den 25. Juni öffentlich erklären: „Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten die Herren nur in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde."

Diese Erklärung kündigte unverhohlen die Absicht des Kaisers an, und die Glieder des Schmalkaldischen Bundes rüsteten sich in Eile zur Gegenwehr. Aber die zu große Verschiedenheit der beiden Häupter derselben ließ keinen glänzenden Erfolg erwarten.

Der Kurfürst von Sachsen, der mit ganzer Seele an seinem Glauben hing und außer demselben von wenig Dingen bewegt wurde, stützte sich einzig auf seine Zuversicht: „Daß Gott sein Evangelium nicht verlassen werde." Er hatte schon früher ein Bündniß mit den Königen von England und Frankreich verschmäht, weil ihm beide zur Vertheidigung der Lehre, die er für die reine hielt, unwürdig schienen, ja, selbst mit den Schweizern glaubte er sich nicht verbinden zu dürfen, weil sie in der Lehre vom Abendmahl von seinem Glauben abwichen. Der Abendmahlsstreit war nämlich noch während Luthers Leben mit neuer Heftigkeit ausgebrochen. In der Beschränktheit seines Sinnes ahnte der Kurfürst auch die schon lange fortgesponnenen Plane des Kaisers nicht, die Innigkeit seines Gemüthes erhielt vielmehr in ihm, bis zu dem letzten Augenblicke, eine ächt deutsche, löbliche Ehrfurcht vor dem alten, heiligen Kaisernamen. Hätte sein

kluger Kanzler Brück, welchem er ganz vertraute, nicht die Maximen der Staatsklugheit mit der religiösen Festigkeit seines Herrn besser in Verbindung zu bringen gewußt, als dieser selbst, so würde es um den Bund wohl noch schlimmer ausgesehen haben.

Philipp von Hessen entbehrte der Anhänglichkeit und des Eifers für seinen Glauben gleichfalls nicht; allein es waren außer dieser noch viele andere Regungen in seiner Seele und ihre ganze Richtung ging mehr nach außen. Es trieb ihn von früh auf ein brennender Ehrgeiz, und hätte nicht das ganze Verhältniß der Zeit ihn immer schärfer vom Kaiser geschieden, so möchte er wohl einen glänzenden Platz unter dessen Freunden und Heerführern eingenommen haben. Nun aber, da ihn das Schicksal an die Spitze der Gegenpartei gebracht hatte, bedachte Philipp mit kühnem Geiste alle Mittel gegen den Kaiser und besaß darin einen hellen Blick, welcher den des sächsischen Kurfürsten weit übertraf. Er hätte schon oft, im günstigen Augenblicke, gar gern die Waffen ergriffen, um sich und seinen Glaubensgenossen die Rechte zu erstreiten, welche ihnen immer nur auf beschränkte Zeit, aus kaiserlicher Gnade, bewilligt wurden; auch wissen wir, wie er schon zwei Mal, für Ulrich von Würtemberg und gegen den Herzog von Braunschweig, kühn das Wagestück unternommen hatte; allein zu größeren Unternehmungen stand ihm immer die Scheu des Kurfürsten vor der Verletzung des Gesetzes im Wege, und nur die gemeinschaftliche Gefahr hielt die so verschiedenartigen, fast widerstrebenden Gemüther zusammen. In dem Augenblicke der Entscheidung aber mußte die Ungleichheit der Gesinnung nothwendig Verwirrung erzeugen.

Unter guter und einiger Führung dagegen hätte der schmalkaldische Bund vollkommen hingereicht, sich in gerechter Selbstvertheidigung gegen den Kaiser zu behaupten. Dann wäre auch die Weise und Gesinnung des sächsischen Kurfürsten recht am Platze gewesen. Ohne die Einmischung fremder Herrscher, welche den Deutschen immer verderblich gewesen ist, mit Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, so lange diese selbst in den Schranken des Rechts blieb, ohne die unedle Hülfe listiger Staatsklugheit, welche die Wahrheit nur insofern ehrt, als sie mit dem Vortheil zusammenstimmt, gerade und offen, hätte die ganze protestantische Partei für ihre Glaubensfreiheit die Waffen mit Erfolg führen können; allein, wie im Innern des Schmalkaldischen Bundes, so fehlte überhaupt den Protestanten die Einheit und Einigkeit. Mehrere ihrer bedeutenderen Fürsten hatten sich dem Bunde nicht angeschlossen und vermehrten sogar die Macht des Kaisers. Der junge Herzog Moritz von Sachsen, obwohl selbst Protestant, Vetter des Kurfürsten und Eidam des Landgrafen Philipp, war in heimlichem Einverständniß mit Karl; der brandenburgische Markgraf, Johann von Küstrin, trennte sich vom Schmalkaldischen Bund, und der Markgraf Albrecht von Baireuth trat sogar offen in des Kaisers Dienste. Der Herzog Moritz gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. Jung, rasch und kühn, besaß er doch schon den Scharfblick des reiferen Alters in Ueberschauung der Verhältnisse und im Bilden seiner Entwürfe. Auch sein Aeußeres zeigte den vollendeten Mann; die Augen waren flammend und durchdringend und in seinem braunen Gesichte alle Züge des Helden. Selbst der Kaiser Karl, der die Deutschen seinen Südländern nachstellte und wenige unter ihnen besonders achtete, lernte den Herzog früh kennen und das Große seiner Natur schnell herausfindend hielt er vor Allen ihn werth. Auch gewisse gemeinsame Züge des

Charakters stellten beide einander nahe. Die innere stille Frömmigkeit und Liebe des Gemüthes, die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit und dem Rechte, welche alles Irdische den ewigen Ideen nachsetzt und jenes nur zu beherrschen sucht, um es nach diesen zu bilden, — diese erhabenste Größe der Seele war nicht in Karl und Moritz. Der Verstand beherrschte das Herz, und Klugheit galt ihnen als das Gesetz des Lebens. Daher haben sich Wenige ihres vollen Vertrauens zu rühmen gehabt und ihre Verschlossenheit macht sehr viele ihrer Handlungen zu einem Räthsel für die Geschichte.

An weitschauendem Verstande übersah Moritz seinen Vetter, den Kurfürsten bedeutend; seinem Scharfblick entging es nicht, daß dieser in dem Kampfe gegen die großartige Klugheit des Kaisers nicht bestehen werde, und nun faßte er den Gedanken, sich selbst zum Haupte des sächsischen Hauses zu machen. Er mag sich vor sich selbst damit entschuldigt haben, daß nur dieser Weg übrig sei, dasselbe zu retten; aber seine Gerechtigkeit und Wahrheit kamen dabei auf harte Proben.

Zu dem Schmalkaldischen Bunde gesellte er sich nicht; er wollte sich so lange an den Kaiser anschließen, bis er sein Ziel erreicht habe und es Zeit sei, seinen Weg auch von diesem unabhängig zu gehen. Als der Bund rüstete, rieth er davon ab und als man ihn zur Theilnahme aufforderte, verweigerte er sie und erklärte, daß er nur zum Schutze seiner Länder gerüstet sein werde. Insgeheim war er aber schon mit dem Kaiser einverstanden; wie eng und auf welche Bedingungen, ist nicht erwiesen; aber wahrscheinlich ist leider, daß das Kurfürstenthum gleich von vorn herein als Preis für seine Dienste in Aussicht genommen wurde. Welch innerer Kampf hätte daher in seiner Seele sein sollen, als ihm der Kurfürst bei dem Auszuge gegen den Kaiser sein Land anvertraute, um es ihm zu schützen und dereinst treu zurückzuliefern! Aber kein äußeres Zeichen that einen innern Kampf kund, — anscheinend ruhig nahm er die Obhut des kurfürstlichen Landes an.

Der Kaiser gab sich alle Mühe, dem bevorstehenden Krieg nicht den Charakter eines eigentlichen Religionskrieges zu geben. In einem Schreiben an die oberdeutschen protestantischen Städte, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, welches er noch von Regensburg aus erließ, versicherte er: „Daß sich die Rüstung kaiserlicher Majestät keineswegs erhebe, um Religion und Freiheit zu unterdrücken, sondern nur um einige widerspenstige Fürsten zum Gehorsam zurück zu bringen, welche unter dem Deckmantel der Religion andere Glieder des heiligen Reiches unter sich zu bringeu trachteten und Gericht und Ordnung, so wie die kaiserliche Hoheit nicht mehr achteten." Allein der gerade, freie Sinn der deutschen Bürger fühlte wohl, daß ein Theil dieser Erklärung nur Worte war, und welche Gefahr ihnen selbst nach Niederwerfung der Fürsten drohe; sie hielten fest an ihrem Bunde mit den evangelischen Ständen. Auch machte bald ein unerwartetes Ereigniß alle Bemühungen Karls in dieser Hinsicht vergeblich. Kaum hatte er nämlich das Bündniß mit dem Papste geschlossen, welches durch seinen Inhalt seine Erklärung gegen die oberdeutschen Städte geradezu Lügen strafte, so machte es der Papst öffentlich bekannt und erließ eine Bulle nach Deutschland, in welcher er des Kaisers Krieg als eine heilige Unternehmung für die Religion darstellte. „Der Weingarten des Herrn", heißt es darin, „müsse nun durch Feuer und Schwert von dem Unkraut gesäubert werden, welches von den Ketzern in Deutschland gesäet sei." — Vermöge des Bündnisses selbst ver-

sprach der Papst eine Hülfe von 12,000 Mann italienischen Fußvolks und 1500 Mann leichter Reiterei, welche er sechs Monate auf seine Kosten unterhalten wollte. Außerdem gab er 200,000 Kronen zum Kriege und erlaubte dem Kaiser, den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter auf das laufende Jahr zu beziehen und für 500,000 Scudi spanische Klostergüter zu verkaufen. Dagegen versprach Karl: „Die Widerspenstigen in Deutschland mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu bringen und ohne Bewilligung des heiligen Vaters keine Uebereinkunft, welche der römischen Kirche irgend nachtheilig sein könnte, mit denen zu treffen, die in dem neuen Mißglauben wären."

Durch diese Bekanntmachung wurde dem Krieg nun doch der Charakter eines Religionskrieges gegeben; und so wünschte es der Papst. In den protestantischen Ländern aber regte sich unbeschreiblich erbitterte Stimmung. Hätten die Führer dieselbe zur Aufregung der ganzen Volkskraft zu benutzen und sie zu leiten gewußt, der Kaiser würde mit seinen Spaniern und Italienern nicht widerstanden haben. Denn die übrigen deutschen Fürsten, selbst die katholischen, hielten sich meistens ruhig; sie selbst fürchteten die Alleingewalt des Kaisers in Deutschland, nachdem die Protestanten unterdrückt seien.

12. Der Schmalkaldische Krieg.

Die Macht der oberländischen Städte erschien zuerst im Felde. An ihrer Spitze stand der Reichsritter Sebastian Schärtlin von Burtenbach (im Augsburger Gebiete), ein kühner, in allen Kriegssachen erfahrener Mann, dessen Rath stets den rechten Fleck traf und nie auf das Halbe, sondern auf Vernichtung des Feindes ging. Er war schon gegen die Türken und Franzosen zu Felde gezogen und mit in der Schlacht bei Pavia, so wie bei dem Sturme auf Rom unter Bourbon gewesen. Zu ihm gesellte sich bald der Haufe Herzogs Ulrich von Würtemberg unter dem tapfern Hans von Heydeck. Schärtlins Kriegsplan ging von vornherein dahin, die sich bildende Kriegsmacht des Kaisers im Entstehen zu vernichten; denn Karl, der noch immer in Regensburg saß, hatte höchstens 8—10,000 Mann bei sich und wartete der Haufen, die in Deutschland geworben wurden und die aus Italien und den Niederlanden heranzogen. Zuerst rückte Schärtlin gegen einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, das Städtchen Füssen am Lech. Aber die Haufen zogen sich bei seiner Annäherung in Baiern hinab, und als er sie rasch verfolgen wollte, kam eben eine Bote von dem Rathe der Stadt Augsburg, deren besonderer Dienstmann er war, mit dem Befehle, den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern nicht zu betreten. Das bairische Haus hatte gedroht, sich zu dem Kaiser zu schlagen, wenn sein Gebiet verletzt werde; allein wenn es völlig parteilos dastehen wollte, so hätte es auch den Schaaren des Kaisers den Durchzug nicht gestatten dürfen. Aber es bestand um diese Zeit schon ein geheimer Vertrag zwischen dem Kaiser und dem baierischen Hause, nach welchem dieses wenigstens Geldhülfe gewährte. — Mit Bekümmerniß stand Schärtlin am Lech, ohne ihn überschreiten zu dürfen, denn er hatte noch Größeres im Sinne gehabt: wenn er die kaiserlichen Haufen rasch auseinander getrieben, wollte er auf Regensburg selbst ziehen. Die dort versammelte Kriegsmacht war noch so

gering, daß der Kaiser wahrscheinlich die Flucht ergreifen mußte, und dann war Oberdeutschland für ihn verloren. Schärtlin schrieb, „daß gewiß einst Hannibal nicht mit betrübterem Herzen von Italien abgezogen sei, als er zu dieser Stunde vom Baierlande.“

Aber schnell sich fassend beschloß er nun, die päpstlichen Haufen nicht nach Deutschland zu lassen. Nie war ein so wohlgerüstetes Heer in Italien aufgestellt worden, tapfere Schaaren unter erprobten Hauptleuten nnd von Eifer gegen die Protestanten erfüllt. Ihr Weg ging durch Tyrol; Schärtlin wollte ihnen denselben versperren, rückte in Eilmärschen gegen die Ehrenberger Klause und nahm diesen wichtigen Paß am 10. Juni 1546 durch Ueberrumpelung ein. Dann zog er gegen Innsbruck und hätte sicher seinen Zweck erreicht, alle Päſſe zu besetzen, wenn nicht ein neuer Befehl von den Bundeshäuptern angekommen wäre, Tyrol wieder zu räumen, weil der König Ferdinand, dem das Land gehörte, noch nicht den Krieg gegen den Schmalkaldischen Bund erklärt habe. So zeigte sich gleich anfangs die Halbheit und Zaghaftigkeit der Bundesgenossen in solchem Grade, daß der schärfer Sehende ihren Sachen kein Glück weissagen konnte. Denn die thörichtste Unentschlossenheit ist es, wenn einmal der Krieg unvermeidlich ist, dessen zu schonen, der, wenn auch noch nicht als erklärter, doch als ganz gewisser Feind dasteht. Schärtlin mußte indeß dem Befehle gehorchen und die schönste Zeit, etwas auszurichten, verstreichen lassen.

Unterdeß waren die sächsischen und hessischen Heere auch gerüstet und nahmen ihren Weg nach Oberdeutschland. Die beiden Bundeshäupter erließen am 4. Juli eine Schrift an den Kaiser des Inhalts: „Sie wüßten sich keines Ungehorsams schuldig, weßwegen der Kaiser sie überziehen wolle. Wenn sie aber auch ein Vergehen auf sich hätten, so sei es doch billig, sie vorher selbst zu hören; und wenn dieses geschähe, so würde man offenbar sehen, der Kaiser unternehme den Krieg auf Anstiften des Papstes, um die Lehre des Evangelii und die Freiheit des deutschen Reiches zu unterdrücken.“ — Dieses Letztere ist die schwere Beschuldigung, welche die Gegner jetzt zum ersten Male auf den Kaiser warfen und die begierig aufgefaßt in alle Welt ausgebreitet wurde. Durch dieses eine Wort, wenn es geglaubt wurde, mußte selbst der Religionseifer der Katholiken überwältigt werden, daß sie dem Kaiser kaum den Sieg über die Gegner wünschen durften. Und dieser schien sogleich durch eine rasche That die Beschuldigung zu bestätigen, welche ihm eben gemacht war. Als ihm das Schreiben der Bundesobersten gebracht wurde, nahm er es nicht einmal in die Hand, sondern beantwortete es auf der Stelle am 20. Juli durch eine Achtserklärung der beiden Fürsten von Sachsen und Hessen. Er warf ihnen jeglichen Ungehorsam gegen das kaiserliche Wort und die Absicht vor, „ihm Krone und Szepter und alle Gewalt nehmen und an sich bringen und am Ende Jedermann unter ihre Tyrannei zwingen zu wollen.“ Er nennt sie „Rebellen, Meineidige und Hochverräther“, und entbindet alle ihre Unterthanen von den Pflichten der Huldigung und des Gehorsams gegen sie. So hart ist wiederum sein Wort gegen das ihrige, und so ist es die Art der heftig aufgeregten Zeitalter, daß in der Hitze des Streites bald ein jeder auch mit den Waffen des schärfsten Wortes dem Gegner das Feld abzugewinnen sucht; denn nicht zu berechnen ist in solcher Zeit die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Kaiser hatte in seinem letzten Schritte die alten Rechte des Reiches verletzt, nach welchen es ihm nur unter Beistand

eines Fürstengerichts zukam, die Acht gegen einen Reichsstand zu erklären. Aber dennoch ist die so oft gegen ihn wiederholte Beschuldigung zu hart, als habe er im Sinne gehabt, die ganze deutsche Verfassung über den Haufen zu stoßen und sich zum alleinigen Herrn zu machen. Daß Karl V. zu den Gemüthern zu rechnen sei, welche nach der höchsten Stufe des Ruhmes und der Macht gestrebt haben und denen manches althergebrachte Recht weichen mußte, weil es ihren neuen Bildungen im Wege stand, — daran kann die Geschichte nicht zweifeln. Es mag daher auch Niemand bestimmen, wie weit der Kaiser in Deutschland gegangen sein würde, wenn ihm die Umstände so günstig geblieben wären, als sie es eine Zeitlang waren; denn Geistern seiner Art, die nicht aus innerem, angebornem Maaße sich selbst eine Schranke setzen, ist die Gunst der Gelegenheit das einzige Maaß des Begehrens. Sie unternehmen, was ihnen ausführbar scheint; aber auch nur dieses. Das Unmögliche hütete sich Kaiser Karl wohl zu beginnen. Er beherrschte einen so großen Kreis der Staaten und hatte so mächtige Gegner in Europa, daß er nicht hoffen durfte, auf Deutschland so anhaltende und alleinige Sorge wenden zu können, wie die Durchführung der Alleinherrschaft forderte, und darum versuchte der kluge Mann das Vergebliche nicht. Insofern zeigte er sich jedoch auch als den stolzen, einen halben Welttheil beherrschenden Kaiser, daß er in einzelnen Dingen, wenn es auf die rasche That ankam, sich nicht an die Form des Rechtes band; und so kann man wohl sagen, daß die Verletzung der Reichsfreiheit in seiner Gesinnung, aber nicht, daß sie in seinem Plane gelegen habe.

Uebrigens trat er gleich zu Anfange des Schmalkaldischen Krieges mit der vollen Ueberlegenheit seines Geistes und in ächter Heldengröße auf. Obgleich nur von wenigen Kriegern umgeben, dagegen von einem Heere von mindestens 50,000 Mann, dem glänzendsten, welches Deutschland seit Langem gesehen hatte, bedroht, antwortete er zuerst ruhig mit der Achtserklärung und begab sich dann mit seinem kleinen Heere von Regensburg nach Landshut, um den heranziehenden Schaaren aus Italien näher zu sein. Damit aber bei den Seinigen keine Furcht entstehen möchte, erklärte er sogleich, daß er nicht von dem deutschen Boden weichen, sondern lebend oder todt dort ausharren werde. Er hatte die beste Schutzwehr in dem uneinigen Geiste, welcher in dem Lager der Bundesgenossen herrschte. Zu den beiden schwer zusammenstimmenden Fürsten war noch Schärtlin mit dem städtischen Heere gekommen. Schon mit dem Kurfürsten, welcher ihn oft in raschen Unternehmungen aufhielt, theilte der Landgraf Philipp ungern den Oberbefehl, nun erschien noch ein dritter Krieger, der größere Erfahrung besaß, als sie beide; auf den alle mit Bewunderung blickten, von dem zu befürchten war, daß er den besten Ruhm aus diesem Kriege davontragen werde. Der Mangel des Einverständnisses, der ohnedies schon vorhanden war, wurde dadurch nur befördert.

Als das Heer vereinigt war, rieth Schärtlin, auch jetzt noch den Kaiser in Landshut zu überfallen und zu umzingeln; aber man konnte nicht einig werden und die kostbare Zeit wurde auf's Neue versäumt. Der Kaiser dagegen benutzte sie trefflich; er zog alle spanischen und italienischen Hülfsvölker und die in Deutschland geworben waren, an sich, und als er sich stark genug hielt, rückte er die Donau hinauf nach Ingolstadt. Hier fing er an, ein stark verschanztes Lager zu errichten; denn im offenen Felde zu schlagen, wagte er noch nicht, bis der Graf von Büren, der mit einem be=

deutenden Heereshaufen aus den Niederlanden kam, zu ihm gestoßen sei. Die Bundesverwandten waren ihm nach Ingolstadt gefolgt und da entschlossen sie sich endlich, sein Lager, welches noch nicht ganz vollendet war, zu beschießen. Am letzten des Augustmonats, mit Anbruch des Tages, rückten sie heran, sie bildeten die Gestalt eines halben Mondes und besetzten die Anhöhen umher mit ihrem Geschütz. In den Schaaren war Muth und Kampflust; ein kühner Sturm, im entscheidenden Augenblicke rasch ausgeführt, hätte vielleicht den Verbündeten einen vollständigen Sieg gewinnen können. Denn noch war ihnen der Kaiser an Kräften nicht gleich und sein Lager umgab erst ein einfacher Graben. Der Gedanke eines solchen Sturmes blieb denn auch den Bundesgenossen nicht fremd; nach einigen Nachrichten faßte ihn der Landgraf Philipp, nach andern aber Schärtlin in dem Augenblicke, als das Feuer seiner zwölf großen Feuerschlangen die spanischen Hakenschützen wieder in das kaiserliche Lager zurückgetrieben hatte, aus welchem sie hervorbrechen wollten. Allein Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Anführer vereitelten auch dieses Mal die rasche Entscheidung. Der Kaiser, der mit großer Kaltblütigkeit den Seinen Muth einredete und keine Gefahr scheute, gewann Zeit, die Verschanzungen zu vollenden, und nun konnte er ruhig zusehen, wie die Verbündeten sich an seinem Lager müde schossen. Schärtlin konnte, wie er selbst erzählt, von der Zeit an kein Herz mehr zu diesem Kriege fassen, „denn er sehe keinen Ernst zu einem rechtschaffenen Kriege."

Fünf Tage lang beschossen die Fürsten das kaiserliche Lager, ohne etwas Bedeutendes auszurichten; als sie hörten, der Oberst von Büren sei mit der Hülfe aus den Niederlanden bereits über den Rhein gegangen, brachen sie plötzlich mit ihrem Lager auf, ihm entgegen. Der Kaiser traute seinen Augen kaum, als er das große Heer so unverrichteter Sache abziehen sah, und ritt selbst mit dem Herzog von Alba aus dem Lager, um den Abzug zu beobachten.

Die Vereinigung des Grafen von Büren mit dem Kaiser konnten die Verbündeten dennoch nicht hindern, und dieser so ansehnlich verstärkt, fing nun an vorzurücken, einen Ort nach dem andern an der Donau wegzunehmen und sich zum Herrn des Flusses zu machen. Als darauf auch Augsburg von ihm bedroht wurde, riefen die Bürger ihren Obersten Schärtlin von dem Bundesheere zum Schutze ihrer Stadt zurück. Dennoch hielten die Verbündeten, die ihre Ueberlegenheit nicht zu benutzen verstanden hatten, durch geschickte Vertheidigung den Krieg bis zum November hin, so daß der Kaiser sie nicht in einer Schlacht angreifen konnte, und daß die Spanier und Italiener in seinem Heere schon sehr durch Krankheit litten. Aber auch die Verbündeten litten durch die Witterung; dazu fehlte es an Vorräthen und an Geld; in dem Heere zeigte sich Mißmuth und Zaghaftigkeit, weil die Heerführer kein Vertrauen einzuflößen wußten; die schwäbischen Bundesgenossen waren am verdrossensten, weil die ganze Last des Krieges auf ihnen ruhte, und die Heere nun schon sechs Wochen unthätig gegen einander lagen. Da schickten die Fürsten ein Schreiben in des Kaisers Lager und versuchten des Friedens oder doch eines Stillstandes wegen zu unterhandeln. Dadurch aber thaten sie ihre Schwäche ganz laut und offenbar kund und gaben sich auch ohne Schlacht besiegt. Voller Freude ließ der Kaiser das Schreiben vor der ganzen Schlachtordnung ablesen, und statt aller weitern Antwort mußte der Markgraf von Brandenburg den Fürsten kund thun: „Er wisse keinen Weg den Frieden einzuleiten, als wenn der Kurfürst und

der Landgraf sich selbst und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer, ihr Land und ihre Unterthanen der Gnade und Ungnade des Kaisers hingäben."

Nach solchem Bescheide brachen die Bundesfürsten am 22. Nov. von **Giengen** auf und zogen in ihre Länder zurück. Den Kurfürsten von Sachsen aber rief besonders die Botschaft, daß der **Herzog Moritz** sein Land bis auf wenige Plätze besetzt habe. Der Kaiser nämlich hatte seinem Bruder Ferdinand als König von Böhmen aufgetragen, gemeinschaftlich mit dem Herzog Moritz die Acht gegen den Kurfürsten zu vollziehen, und die Lage der Dinge war so, daß, wenn Moritz nicht Theil nahm und die kurfürstlichen Länder nicht selbst besetzte, diese auf immer verloren schienen. So wenigstens stellte es Moritz dar, als er die Stände seines Landes zusammenrief, um ihre Einwilligung zu diesem Unternehmen zu erhalten; denn ohne sie durfte er so wichtigen Handel nicht anfangen. Er bot alle Kunst der Rede auf, einen Schein des Rechtes auf sein Betragen und seine Wünsche zu werfen. Am meisten entschied aber der plötzliche Einfall von Ferdinands leichten ungarischen Reitern, die von Böhmen hereinbrachen; vor diesen wilden Horden ging ein furchtbarer Schrecken her und es schien eine Wohlthat, Moritzens sächsischen Kriegern sich zu ergeben. Bald war das Kurfürstenthum bis auf Wittenberg, Eisenach und Gotha in des Herzogs Händen. — Aber die Stimme des Volkes in diesen Ländern verdammte sein Beginnen; es erschien ihnen als ein Verrath an dem evangelischen Glauben, und von den Kanzeln, so wie in Schriften wurde dasselbe sehr hart gescholten.

Jetzt kehrte auch der Kurfürst voll bittern Unmuths zurück; es war im Dezember 1546. Es gelang ihm, sein Land bald wieder zu erobern, sogar von des Herzogs Lande einen Theil einzunehmen, nachdem er den Markgrafen von Brandenburg, der seinem Freunde Moritz vom Kaiser zu Hülfe geschickt war, in Rochlitz überfallen und gefangen genommen hatte. Von Böhmen aus konnte Moritz noch keine Hülfe erhalten, denn die böhmischen Stände weigerten sich, gegen ihre sächsischen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, indem sie sich auf einen Erbvertrag zwischen der Krone Böhmen und dem Kurhause Sachsen beriefen, und der König Ferdinand fing selbst an, um sein Land besorgt zu sein. Schon war es fast zum offenbaren Aufstande gediehen, und die Stände hatten sogar ein Heer zusammengezogen, um, wie sie sagten, das böhmische Land gegen den Einfall des unchristlichen spanischen und italienischen Kriegsvolkes zu schützen. So kam es dahin, daß der Herzog Moritz von seinem eigenen Lande nur noch die Städte Dresden, Pirna, Zwickau und Leipzig übrig hatte und seine einzige Hoffnung auf den Kaiser Karl setzen mußte.

Karl war unterdeß beschäftigt, die **protestantischen Städte in Süddeutschland** zu unterwerfen. Es war kein leichtes Unternehmen, denn diese Städte waren nach der damaligen Weise sehr fest und konnten lange widerstehen, und indeß konnten sich die Fürsten in Norddeutschland zu dem neuen Feldzuge rüsten. Allein es war, als wenn Muth und Besonnenheit auf ein Mal von Allen gewichen sei; wohin der Kaiser kam, unterwarfen sich ihm die Städte. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg öffneten ihm ohne Schwertstreich die Thore; das mächtige Ulm sandte Boten, welche knieend, auf freiem Felde, in spanischer Sprache (dieses wurde ihnen mit Recht von den Bundesgenossen sehr übel gedeutet), um Gnade flehten, und zahlte 100,000 Goldgulden als Buße. Frankfurt zahlte 80,000, Memmingen 50,000, die kleineren nach Verhältniß, und zuletzt

kam die Reihe an **Augsburg**. Der tapfere Schärtlin entwarf mit Freudigkeit den Plan zu ihrer Vertheidigung. Die Stadt hatte die schönsten Mauern, zweihundert Stück Geschütz und eine große streitbare Bürgerschaft; wenn sie standhaft blieb, so konnte dem ganzen Bunde von Neuem der Muth geweckt werden. Aber die Reichen in der Stadt wollten die Gefahr nicht in der Nähe sehen; einer derselben, **Anton Fugger**, schlich sich zum Kaiser in's Lager und brachte als Bedingungen zurück, daß die Stadt 150,000 Goldgulden zahlen, spanische Besatzung einnehmen und den braven Schärtlin verbannen sollte. Dieser bot noch ein Mal die Kraft seiner Rede auf, den Muth in den Bürgern zu wecken, und berief sich auf ihren Vertrag mit ihm, nach welchem sie ihn nicht wegschicken konnten. Aber sie flehten ihn mit Thränen an, doch nur zu gehen. Da ging er endlich voll Unwillens und begab sich nach der Schweiz; die Spanier besetzten die Stadt. — Glücklich konnten sich die Städte schätzen, daß ihnen die Zusage ertheilt wurde, sie sollten in Absicht der Religion dieselben Rechte behalten, wie der Herzog Moritz und das Haus Brandenburg. Mit der Zusage, welche Karl dem Papste gegeben, stand das freilich nicht wohl in Einklang.

Außer den Städten hatten auch zwei Fürsten in Oberdeutschland an dem Kriege Theil genommen: der **Herzog Ulrich** von Würtemberg und der Kurfürst **Friedrich von der Pfalz**. Letzterer war jedoch nicht Glied des Schmalkaldischen Bundes und hatte nur nach einem Erbvertrage mit dem würtembergischen Herzoge, diesem 300 Reiter und 600 Fußknechte zu Hülfe gesendet; auch war er des Kaisers Jugendfreund, sie waren zusammen als Knaben in Brüssel erzogen; daher erhielt er leicht Verzeihung. Der Herzog Ulrich dagegen mußte sammt seinen Räthen knieend Abbitte thun, seine besten Festungen nebst allem Geschütze übergeben und 300,000 Goldgulden bezahlen, nachdem er dem Kaiser in allen Dingen Gehorsam gelobt hatte.

So war der Schmalkaldische Bund in Oberdeutschland bald vernichtet, und der Kaiser faßte den raschen Entschluß, seinem Heere keine Ruhezeit zu gestatten, sondern die Sachen auch in Norddeutschland ohne Aufenthalt zu Ende zu führen. Er hätte sonst wohl der Ruhe bedurft; er war in diesem Kriege ganz grau geworden, seine Glieder waren von der Gicht fast gelähmt, sein Gesicht leichenblaß und die Stimme so schwach, daß man ihn kaum verstand. Aber sein Geist beherrschte den schwachen Körper; es drängte die Nothwendigkeit; denn in **Eger** warteten seiner der König Ferdinand und der Herzog Moritz, fast als Vertriebene aus ihren Ländern; er traf am 5. April bei ihnen ein und sie feierten dort zusammen das Osterfest. Dann brachen sie eiligst wieder auf, und schon am 22. April 1547 stand Karl in der Gegend von Meißen an der Elbe.

13. Die Schlacht bei Mühlberg.

Der Kurfürst vermuthete lange Zeit nicht, daß Karl selbst gegen ihn anrücke; als aber kein Zweifel mehr war, befahl er eilends die Brücke bei Meißen abzubrechen und führte sein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um seine Hauptstadt Wittenberg zu erreichen. Hier konnte er alle Mittel zu einer langen und tapfern Gegenwehr finden. Dem Kaiser dagegen lag alles daran, daß der Feind schon unterwegs angegriffen würde, damit der Krieg ein schnelles Ende gewönne; denn er war dem Kurfürsten wohl um das Vierfache überlegen. Ungesäumt zog er daher an dem andern Elbufer, den Kurfürstlichen fast zur Seite, und suchte nach einer Furt, um durch den Fluß

zu kommen. Der Kurfürst hatte bei dem Städtchen Mühlberg Halt gemacht. Noch spät am Abend ritt der Kaiser selbst mit seinem Bruder und dem Herzog Moritz am Ufer hin, aber nirgends wollte sich ein bequemer Uebergang zeigen; denn die Elbe war hier 300 Schritt breit und das entgegengesetzte Ufer war höher als das diesseitige. Da führte der Herzog Alba einen Müller aus einem nahen Dorfe herbei (seinen Namen hat die Geschichte aufbewahrt, er hieß Strauch), welcher ihnen eine Furt im Flusse zu zeigen versprach; die Sachsen hatten ihm zwei Pferde mit fortgeführt, aus Rache wollte er ihren Feinden diesen Dienst erweisen. Moritz versprach ihm hundert Kronen und zwei andere Pferde.

Unter dem Schutze eines dicken Nebels suchten nun am andern Morgen einige tausend spanische Hakenschützen durch die Furt an's andere Ufer zu gelangen, auch eine Schiffbrücke, welche die Sachsen eben abbrachen, in ihre Gewalt zu bringen. Ein Haufen von ihnen schwamm nach abgeworfenem Harnisch, den Säbel zwischen den Zähnen, hinan, und bemächtigte sich der Brücke, die man nun schnell wieder herzustellen suchte, während die Reiter durch die Furt setzten und jeder einen Fußknecht hinter sich mit hinübernahm. Darnach folgte auch der Kaiser, dessen Pferd der wegweisende Bauer am Zügel führte, der König Ferdinand, der Herzog Moritz, und des Kaisers Feldherr, Herzog von Alba.

Es war Morgens am 24. April, einem Sonntage. Der Kurfürst wohnte dem Gottesdienste in Mühlberg bei und obwohl man ihm die Nachricht brachte, der Feind gehe über den Fluß, unterbrach er den Gottesdienst nicht. So kam es, daß er nach Beendigung seiner Andacht nur gerade noch Zeit hatte, seinem eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nach Wittenberg eilen, die Reiter aber den Feind durch kleine Gefechte aufhalten sollten; das Geschütz war schon nach Wittenberg vorausgeschickt. Die Kaiserlichen aber eilten den Sachsen schnell nach und ereilten sie auf der Lochauer Haide; und obgleich auch ihr Geschütz und selbst der größte Theil des Fußvolks, welches über die wiederhergestellte Schiffbrücke ging, noch zurück war, so gab der Kaiser, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum sofortigen Angriff. Die spanischen und neapolitanischen Reiter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz selbst focht unter den Vordersten; die sächsischen Reiter kamen in Verwirrung und stürzten sich auf ihr eignes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung gestellt war. Der Kurfürst befehligte von einem Wagen herab, weil sein schwerer Körper ihn am Reiten verhinderte; der Kaiser dagegen, dem man an diesem Tage die Kränklichkeit seines Körpers nicht ansah, ritt auf einem andalusischen Rosse, in der rechten Hand die Lanze, in weithin schimmerdem, vergoldetem Helm und Panzer mit dem rothen, goldgestreiften burgundischen Feldzeichen, das Kriegsfeuer aus seinen Augen strahlend. — Mit dem furchtbaren Kriegsgeschrei: Hispania! Hispania! durchbrachen die Kaiserlichen auch das sächsische Fußvolk. Es floh nach allen Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Haide hin wurden die Fliehenden erschlagen und ihre Leichen bedeckten das Feld von Koßdorf bis nach Falkenburg und Beiersdorf zu. Auch einer der Söhne des Kurfürsten wurde von den Verfolgern ereilt; er vertheidigte sich tapfer, erschoß, durch zwei harte Hiebe vom Pferde sinkend, noch im Fallen einen Feind, und ward glücklich durch herbeisprengende sächsische Reiter gerettet. Sein Vater aber entkam nicht. Man hatte ihn dringend ermahnt, seine Person zu retten und nach Witten-

berg voranzueilen, allein er antwortete: „Wo sollte mein getreues Fußvolk bleiben?“ und blieb. In der Hitze des Gefechtes hatte er einen schweren friesischen Hengst bestiegen, wurde aber von den leichten Reitern eingeholt und, indem er um sich schlug, von einem Ungarn in die linke Backe gehauen. Das Blut rann über sein Gesicht; da drängte sich ein Ritter des Herzogs Moritz, Thilo von Trodt, durch die Ungarn und rief ihn auf deutsch an, seines Lebens zu schonen und sich zu ergeben. Diesem, „weil er ein Deutscher sei“, gab er sich gefangen und zog als Wahrzeichen dessen zwei Ringe vom Finger, die er ihm reichte; dem Ungarn ließ er seinen Dolch und sein Schwert. Der Ritter brachte ihn zum Herzog von Alba und dieser, auf sein wiederholtes Verlangen, zum Kaiser, der mitten in der Haide zu Pferde hielt. Johann Friedrich seufzte tief, als er des Kaisers ansichtig wurde, und sprach, die Augen gen Himmel gerichtet: „Herr Gott, erbarme dich meiner, nun bin ich hier!“ Sein Anblick mußte die Umstehenden erschüttern; sein Gesicht blutete, sein Panzerhemd war mit Blut befleckt. Er stieg mit Hülfe des Herzogs von Alba vom Pferde und wollte vor dem Kaiser auf seine Kniee sinken, indem er den Blechhandschuh auszog, um gleich nach deutscher Sitte die Rechte zu reichen. Aber der Kaiser litt Beides nicht und wandte sich finster zur Seite. Da fing der Kurfürst an: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ — „So, bin ich nun Euer gnädigster Kaiser?“ fiel dieser ein, „so habt Ihr mich lange nicht geheißen.“ Der Kurfürst fuhr fort: „Ich bin Euer kaiserlicher Majestät Gefangener und bitte um fürstlichen Gewahrsam.“ „Wohl, Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr verdient“, schloß der Kaiser. Dann wurde der Kurfürst durch Alba mit dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der gleichfalls gefangen war, in's Lager geführt.

So endigte dieser für den Kaiser glückliche Tag, von dem er selbst in Cäsars Weise schreibt: „Ich kam, ich sah, und Gott siegte.“

Nach einer Ruhe von zwei Tagen zog Karl nach Torgau, welches sich sofort ergab, und von da nach Wittenberg, der Hauptstadt des Landes. Sie war fest, mit guter Besatzung versehen und die Bürgerschaft muthig; wenn sie sich hielt, so mußte Karl vielleicht Sachsen verlassen, ohne das Werk vollendet zu haben; denn zu einem langen Feldzuge war er nicht gerüstet. Da wandte er in seiner Ungeduld und auf das Dringen seines Beichtvaters und einiger Andern ein Mittel an, welches ihn von Neuem der Ueberschreitung des Rechtes und der Reichsverfassung anklagt. Er ließ über den unglücklichen Kurfürsten durch ein Kriegsgericht das Todesurtheil sprechen. Das durfte er, wenn es gleich das gerechte Urtheil gewesen wäre, nicht ohne einen deutschen Fürstentag thun. Wohl mag es ihm mit der Hinrichtung selbst nicht Ernst gewesen sein, die nur ein Schreckmittel für die Freunde des Kurfürsten in der Stadt sein sollte, damit ihm diese übergeben würde; allein die Verletzung des Rechtes lag in der Weise des Urtheils, und wenn es als Schreckmittel nicht wirkte, so war von Karls strengem Sinne, der keinen Schritt zurückthat, die Vollziehung desselben wohl zu fürchten.

Der Kurfürst, dem es im Glücke oft an Entschlossenheit fehlte, bewies jetzt den Heldenmuth einer starken Seele, welche einen festen Glauben in sich trägt. Das Todesurtheil wurde ihm angekündigt, als er eben mit dem Herzog Ernst von Lüneburg am Schachbrette saß. Ruhig sprach er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln werde; ist es

aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man solle es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, bestellen möge."

Vom Herzog Moritz ist nicht bekannt, daß er in dieser Sache sein Wort bei dem Kaiser verwendet habe; der Kurfürst Joachim von Branburg dagegen kam sogleich in das kaiserliche Lager und bemühte sich auf's eifrigste, das Unglück durch einen Vergleich abzuwenden. Es gelang ihm auch, aber unter harten Bedingungen für Johann Friedrich. Dieser mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und auf sein Land Verzicht leisten, welches beides an Herzog Moritz überging. Seine Festungen Wittenberg und Gotha wurden dem Kaiser überliefert und er selbst sollte dessen Gefangener bleiben, so lange es diesem gefallen würde, so daß er ihn sogar nach Spanien, unter die Obhut des Infanten Don Philipp, schicken könnte. Den nöthigen Unterhalt für ihn und sein Haus sollte Moritz darreichen, und es wurden dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena bestimmt. Nach einem Artikel des Vertrages sollte der abgesetzte Kurfürst auch im voraus versprechen, alles anzunehmen, was das Konzilium zu Trient oder die kaiserliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten; — allein dazu war er auf keine Weise zu bewegen; der Kaiser mußte hierin nachgeben; er strich den Artikel mit eigener Hand aus, und selbst die Spanier fanden des Kurfürsten Standhaftigkeit ehrenvoll.

Als in Wittenberg bekannt wurde, daß die Stadt dem Kaiser übergeben werden, dieselbe aber in der freien Uebung des Augsburger Religionsbekenntnisses bleiben sollte, entstand eine große Bewegung in derselben. Anfangs wollten die Bürger bis auf den letzten Mann sich vertheidigen, weil sie der Zusage der Religionsfreiheit nicht traueten; die Spanier hatten zu grausam im Lande umher gehauset; allein der Kurfürst befahl ihnen, keinen Widerstand zu versuchen, der Kaiser werde treu und sicherlich sein Wort halten; auch bewilligte dieser, daß nur deutsches Kriegsvolk in die Stadt rücken sollte. Am 23. Mai zog die sächsische Besatzung aus und vier kaiserliche Fähnlein besetzten die Stadt. Zwischen ihr und dem Lager wurde bald lebhaft verkehrt und das gegenseitige Mißtrauen schwand immer mehr. Zu ihrer Verwunderung sahen die Sachsen ihren abgesetzten Herrn, wie er in Herzog Alba's Zelte von vornehmen Spaniern bedient und mit Ehrfurcht behandelt wurde. Die Kurfürstin Sibylle selbst erschien in Trauerkleidern mit ihren Kindern vor dem Kaiser, geführt von den Söhnen des römischen Königs, und that einen Fußfall; der Kaiser hob sie sehr freundlich auf, tröstete sie wegen ihres Unglücks und erlaubte, daß der Kurfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg bei den Seinigen zubringen und das Pfingstfest feiern durfte. Ja, er selbst begab sich in die Stadt und erwiederte den Besuch der Kurfürstin. Der Eindruck seines großen und starken, jetzt besänftigten Gemüthes tilgte den Widerwillen, den man in diesen Landen gefaßt hatte, zum guten Theil aus, so wie er selbst hinwiederum ein günstigeres Urtheil über Norddeutschland gewann, als die eifrigen Gegner der neuen Lehre ihm mochten gegeben haben. „Es ist doch alles ganz anders im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich mir gedacht habe", — äußerte er in diesen Tagen. Und als er hörte, daß bei seiner Anwesenheit der lutherische Gottesdienst eingestellt sei, rief er aus: „Wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen ihnen der Dienst Gottes unterlassen,

so gereicht uns dieses nicht zum Gefallen! Haben wir in den oberdeutschen Landen doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?" — Er besuchte auch die Schloßkirche und sah hier Luthers Grab. Einige Umstehende — man nennt den Herzog von Alba und den Bischof von Arras, Granvella's Sohn, — riethen ihm, „den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen", aber Karl erwiderte: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten."

Der innere Sinn des Kaisers war frei genug, um sich über der leidenschaftlichen Bewegung der Zeit zu halten. Wenn nur nicht die Rücksichten der Staatsklugheit oft die strenge Wahrheit bei ihm verdunkelt hätten! Denn wie stimmte diese Schonung der protestantischen Partei mit dem Bündnisse zusammen, welches er mit dem Papst geschlossen hatte?

Der neue Kurfürst Moritz bewies sich gleichfalls sehr freundlich gegen die Wittenberger: „Ihr seid eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen, das will ich euch im Guten gedenken", — sprach er im Weggehen zu den Vorstehern der Stadt. Am 6. Juni 1547 zogen die Kaiserlichen aus Wittenberg und an demselben Tage legte der neue Kurfürst Moritz seine Besatzung in die Stadt.

14. Karl V. und Philipp von Hessen.

An dem Tage, da Kaiser Karl in Wittenberg einritt, wurde sein alter Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, in die Gruft getragen; das Glück schien ihm alle Hindernisse seiner großen Entwürfe auf ein Mal aus dem Wege räumen zu wollen. Er zog nun von Wittenberg nach Halle, um mit dem zweiten Haupte des Schmalkaldischen Bundes, dem Landgrafen von Hessen, zu unterhandeln, und dieser sah keine Rettung mehr für sich, als in der Gnade des nun übermächtigen Kaisers, die er durch seinen Schwiegersohn Moritz und den Markgrafen von Brandenburg eifrigst nachsuchte. Beide verwendeten sich auf das thätigste für ihn und Karl äußerte endlich durch seinen Kanzler: „Wenn der Landgraf selbst zu ihm käme und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergäbe, und wenn er die Bedingungen unterschriebe, die er ihm vorlegen würde, so wolle er ihm sein Land nicht nehmen und ihn auch nicht am Leben oder mit ewigem Gefängniß bestrafen;" — so lautet ein in neuerer Zeit wieder aufgefundener Abdruck der damaligen Verhandlungen. Allein diese Fassung der Bedingungen wurde von dem Landgrafen nicht angenommen; die Verhandlungen dauerten deshalb fort und die Vermittler schickten dem Landgrafen eine andere Kapitulation, die er dann annahm und in welcher von Gefangenschaft gar nicht die Rede war. Wahrscheinlich glaubten sie, weil die kaiserlichen Räthe nicht wieder auf jene erste Kapitulation zurückkamen, der Punkt wegen einer vorläufigen Gefangenhaltung des Landgrafen sei aufgegeben; oder es war wirklich, wie die Vermittler einige Monate später auf dem Reichstage zu Augsburg selbst zugaben, bei den mündlichen Verhandlungen „mit seiner Majestät Räthen, in Mangel und Unverstand der Sprachen, allerhand Mißverstand erfolgt"; genug, sie verbürgten sich dem Landgrafen mit ihrem Ehrenworte, sich selber seinen Söhnen in gefängliche Haft zu stellen, wenn Karl ihn nicht wieder frei von sich ließe. Am 18. Juni kam Philipp auf dieses ihr Ehrenwort in Halle an und am folgenden Tage wurde er vor den Kaiser geführt.

Dieser saß auf einem Throne und um ihn standen viele deutsche, spanische und italienische Große, unter andern auch der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Gefangene des Landgrafen, den er jetzt hatte frei geben müssen und der sich nun an seiner Demüthigung weidete. Mit niedergeschlagenem Blicke kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder und sein Kanzler Güntherode, hinter ihm knieend, las die Abbitte an den Kaiser. Sie war in sehr demüthigen Ausdrücken abgefaßt und ein Augenzeuge erzählt, es habe sich in der Verwirrung und Beschämung, die den Landgrafen in solcher Lage, vor solcher Versammlung, ergriff, auf seinem Gesichte ein Lächeln gezeigt, gleichsam als unbewußte Hülfe seiner Natur gegen das Gefühl der Schmach. Aber dem Kaiser entging seine Miene nicht; drohend hob er seinen Finger auf und sprach in seiner niederländischen Mundart, denn er redete das Deutsche schlecht: — „Wel, ich sal juw lachen lehren." Dann las des Kaisers Kanzler, Dr. Seld, die Antwort: „Obwohl der Landgraf, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient habe, so wolle dennoch der Kaiser aus angeborener Milde und in Betracht der für ihn eingelegten Fürbitten Gnade vor Recht ergehen lassen, ihn von der Acht erledigen und ihm das Leben, welches er verwirkt habe, schenken." Nach der Ablesung dieser Antwort wollte sich der Landgraf als ein freier Fürst wieder erheben; und als der Kaiser ihm keinen Wink dazu gab, auch ihm den deutschen Handschlag der Versöhnung versagte, stand er von selber auf und trat ab.

Zu Abend aß er mit dem Kurfürsten Moritz und dem von Brandenburg bei dem Herzog Alba; nach der Mahlzeit wollte er sich entfernen, da erklärte ihm der Herzog, daß er sein Gefangener sei. Bestürzung ergriff ihn, so wie die beiden Vermittler, die sich für seine Freiheit verbürgt hatten. Sie wendeten sich an den Kaiser selbst, stellten ihm ihr Fürstenwort vor, welches sie zum Pfande gegeben hätten! — aber der Kaiser leugnete, den Landgrafen von aller Gefängniß frei gesagt zu haben, wie die Unterhändler es verstanden hatten, wenn er ihn gleich nicht mit ewiger Gefangenschaft bestrafen wolle. Und in der That mochten seine Räthe, wie schon bemerkt ist, mehr versprochen haben, als er selbst im Sinne trug; oder bei der Unkunde des Kanzlers Granvella und seines Sohnes in der deutschen, und der beiden Kurfürsten in der spanischen und französischen Sprache war wirklich ein Mißverständniß vorgefallen.

Dennoch wäre es edler gewesen, das Wort der beiden Vermittler an dem Landgrafen zu erfüllen. Es lag dem Kaiser freilich viel daran, die Anführer des Schmalkaldischen Bundes so lange als Gefangene zu halten, bis er eine Vereinigung der Religionsparteien, auf die er immer noch hoffte, zu Stande gebracht hätte; beide Fürsten waren die heftigsten Gegner einer solchen gewesen. Allein Karl bedachte nicht, daß die Gradheit und Großmuth einem Herrscher besser anstehen und sicherer zum Ziele führen, als die berechnende Vorsicht; und daß, wenn diese einmal als Gesetz gilt, der Kluge von dem noch Listigern sicher um seinen Gewinn gebracht wird. Der Herzog Moritz, der seine Bürgschaft nun nicht erfüllen konnte und als ein Wortbrüchiger gegen den Landgrafen dastand, hat sich sicherlich in dem Augenblicke, als der Kaiser das von ihm im guten Glauben dem Landgrafen gegebene Wort nicht anerkennen wollte, der Pflicht der Dankbarkeit und Wahrheit gegen ihn entbunden gefühlt und geglaubt, daß von da an nur die Klugheit zwischen ihnen zu walten brauche. In dieser aber stand er dem Kaiser nicht nach.

Der abgesetzte Kurfürst und der Landgraf mußten dem kaiserlichen Hoflager als Gefangene folgen, wohin es sich wendete. Ueberdies wurden die hessischen Festungen bis auf Kassel und Ziegenhain geschleift, alles Geschütz ward abgeführt und die Stände mußten 150,000 Goldgulden als Strafe bezahlen. In den Vergleichen mit seinen Gegnern befolgte Kaiser Karl die Grundsätze der Römer in der Zeit, da sie ihre Weltherrschaft vorbereiteten. Wie diese von den Karthagern, von den makedonischen und syrischen Königen, nebst großen Geldsummen die Auslieferung der Kriegsschiffe, der großen Kriegsmaschinen und der Elephanten verlangten, so entwaffnete auch Karl seine Gegner, indem er sie zwang, ihre festen Plätze zu schleifen, das schwere Geschütz herauszugeben, welches damals noch selten und schwer zu ersetzen war, und endlich ihm Geld zu neuen Unternehmungen zu zahlen. Er soll in den Verträgen mit den oberländischen Städten, dem Herzog von Würtemberg, dem Kurfürsten und dem Landgrafen über 500 Stücke Geschütz gewonnen haben, die er nach Italien, Spanien und den Niederlanden abführen ließ. Die größte Unzufriedenheit erregten indeß die spanischen Besatzungen, die er überall, wo es nur möglich war, besonders aber in den oberdeutschen Städten zurückließ. Der Uebermuth und die Mißhandlungen dieser stolzen Ausländer, die noch dazu mit Religionshaß erfüllt waren, war unerträglich, und doch hatte der Kaiser in der Wahlkapitulation versprochen, keine fremden Krieger in's Reich zu bringen.

15. Das Interim.

Immer mehr trat hervor, daß die Beruhigung in Religionssachen von dem Tridentiner Konzilium nicht ausgehen werde. Dasselbe konnte auch nicht als Vertretung der christlichen Welt im Sinne der alten Kirchenversammlungen gelten. Es waren fast nur Italiener und Spanier zugegen. Die Protestanten weigerten sich nach wie vor, die Aussprüche desselben anzuerkennen, und drangen dagegen auf eine Kirchenversammlung, „wo der Papst nicht den Vorsitz, dagegen die protestantischen Theologen die Macht hätten, mit und neben den Bischöfen zu stimmen und die bereits gefaßten Dekrete neuerdings zu untersuchen.“

In solche Forderungen wollte dagegen die päpstliche Partei nicht willigen, obgleich selbst die katholischen Fürsten Deutschlands sehr dringend verlangten, daß die Stände der Augsburgischen Konfession mit zu dem Konzilium gezogen würden. Ja, die Kardinäle sahen dasselbe gar ungern zu Trident und strebten darnach, es nach Italien zu verlegen; sie fürchteten, wenn der alte Papst Paul III. während des Konziliums sterben sollte, so möchte dasselbe, von Karl unterstützt, die Papstwahl, zum Nachtheil des Kardinal-Kollegiums, an sich ziehen. Ihren Wünschen kam endlich eine Krankheit zu Hülfe, welche man als gefährlich ansah und für die Pest ausrief, — es war jedoch nur ein Bischof an den Frieseln gestorben; — und unter diesem Vorwande wurde am 9. März das Konzilium in der That von Trident nach **Bologna** verlegt. Der Kaiser gerieth bei dieser Nachricht in den höchsten Zorn; der Papst dagegen billigte den Schritt seines Legaten, und die Spannung, welche schon zwischen ihm und dem Kaiser entstanden war, weil dieser seinen Sieg in Deutschland nicht sogleich zur Ausrottung der protestantischen Partei gebraucht, und weil auf der andern Seite der Papst gleich nach Ablauf der bedungenen sechs Monate seine Truppen

vom kaiserlichen Heere abberufen hatte, stieg immer höher. Der Kaiser sagte dem päpstlichen Nuntius geradezu: „Den Protestanten, die bereits versprochen, sich dem Konzilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen oder auf das zu achten, was dort beschlossen würde; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man ihm von Rom aus kein Konzilium verschaffen wolle, so werde er schon eins zu finden wissen, das Allen ein Genüge leiste und dasjenige verbessere, was zu bessern sei. Der Papst sei ein alter eigensinniger Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle." So heftig redete Karl, gegen seine Gewohnheit; und wir haben daran einen neuen Beweis, wie eifrig er es mit dem Frieden der Kirche meinte. — Auch die deutschen Bischöfe baten den Papst sehr dringend, das Konzilium wieder nach Trident zu verlegen; aber auch ihr Wort fruchtete lange nichts.

Daher suchte Karl die deutschen Religionsangelegenheiten auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1548 selbst in Ordnung zu bringen und veranstaltete zu dem Ende eine neue Unterredung, wozu von katholischer Seite zwei gemäßigte Männer, der Bischof von Naumburg, Julius Pflug, und der Weihbischof von Mainz, Michael Helding, von Seiten der Protestanten aber der Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Agricola von Berlin, gewählt wurden. Sie gingen thätig an's Werk und brachten auch einen Vereinigungs-Entwurf zu Stande, welchen sie dem Kaiser vorlegten. Agricola aber, aus Eifer den Frieden zu stiften, war in wesentlichen Punkten von den ersten Grundsätzen seiner Glaubensgenossen abgegangen. Er hatte zwar die Ehe der Geistlichen und den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten für seine Partei bewilligt erhalten, aber nur bis das Konzilium darüber einen Beschluß fassen werde. Im Uebrigen hatte er die Macht des Papstes, die Messe, die sieben Sakramente, die Anrufung der Heiligen, und überhaupt das katholische Kirchen- und Glaubens-System im Wesentlichen anerkannt. Es war vorauszusehen, daß sich großer Widerspruch erheben werde. Weil indeß der Kurfürst von Brandenburg und auch der von der Pfalz die Annahme versprachen, so glaubte Karl die vermittelnde Schrift, welche den Namen des Interim erhalten hat, durchsetzen zu können. Er berief die Stände am 15. Mai zu sich und ließ ihnen die Schrift vorlesen, deren Titel so lautete: „Der römisch-kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen römischen Reich bis zum Austrag des allgemeinen Konzilii gehalten werden solle". — Nach der Vorlesung und einer kurzen Berathung der einzelnen Stände, die aber kein Resultat gab, trat der Kurfürst von Mainz auf und dankte im Namen der Stände für die Mühe, Arbeit, den Fleiß und die Liebe des Kaisers gegen das Vaterland; und als Niemand wagte, etwas dagegen einzuwenden, nahm der Kaiser die Einwilligung der Stände als ausgemacht an und betrachtete seine Schrift nunmehr als Reichsgrundgesetz.

Indem Kaiser Karl sich so auf der einen Seite von den Maßregeln des Papstes unabhängig zu machen und auf der andern die Einheit der deutschen Kirche zu erhalten suchte, durch welche auch die des deutschen Reiches befestigt werden sollte, stand ihm der Grundgedanke seines ganzen kaiserlichen Lebens und Wirkens noch einmal recht lebhaft vor der Seele, nämlich der, die Bedeutung und Würde des alten Kaiserthums, wie Karl der Große, die Ottonen, und andere großsinnige Kaiser dasselbe in der Seele getragen und zum Theil verwirklicht hatten, wieder herzustellen. Das Kaiserthum

sollte die Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt enthalten. Der Kaiser sollte wirklich das Oberhaupt der ganzen Christenheit sein, er sollte mit seiner weltlichen Macht einen wesentlichen Einfluß auf die Kirche verbinden und nicht nur als Werkzeug der geistlichen Gewalt die Ordnung der Kirche schützen und ihren Befehlen Gehorsam verschaffen, sondern auch an deren Berathung und Beschlußnahme wesentlichen Antheil haben. Wie Karl der Große unter seinem Vorsitze Synoden der Bischöfe gehalten und deren Beschlüsse unter seinem Namen als Reichsgesetze erlassen hatte, so wollte Karl V. Antheil an der Leitung des allgemeinen Konziliums haben, wenigstens als der Mittelpunkt der kirchlichen Ordnung des deutschen Reiches neben dem Papste die gebührende Geltung behaupten. Ja, wenn es zum Aeußersten kam und keine Stellung neben dem Papste übrig blieb, so hätte es seinem umfassenden Geiste nicht zu fern gelegen, eine Selbständigkeit der deutschen Kirche zu stiften, wenn sie sich nur nicht von den wesentlichen Grundsätzen der katholischen Lehre entfernte und wenn er hoffen durfte, auf diesem Wege die neue Kirchenpartei mit der alten wieder zu vereinigen. Es wäre eine Hierarchie des deutschen Reiches entstanden, welche eine große Aussicht für die Kräftigung desselben eröffnete.

Und wie, wenn dem Kaiser Karl dieser Gedanke gelungen wäre? Wenn er nicht ein Ausländer war, der auch seine anderen Länder, Spanien, Burgund, Italien, berücksichtigen mußte, und der denn doch die feineren Saiten des deutschen Wesens nicht anzuschlagen verstand, durch welche allein der volle Einklang der Gemüther hervorgerufen werden konnte? Aber daran brach sich am Ende sein ganzes Wirken in Deutschland, daß er das deutsche Wesen in seiner Tiefe nicht faßte.

Einen sehr merkwürdigen Gegensatz bietet eine Vergleichung des weiten Ideenfluges des Kaisers Karl mit dem engen, aber in sich festen und gediegenen Gedankenkreise des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich dar. Der Kaiser wußte recht wohl, daß es ein großer Schritt zur Einführung seines Interims sein würde, wenn er den Kurfürsten, dessen geistiges Ansehen in den sächsischen Ländern um so größer war, als er jetzt als Glaubensmärtyrer dastand, für dasselbe hätte gewinnen können. Er schickte daher seinen Kanzler Granvella mit dessen Sohne, dem Bischof von Arras, und dem Vicekanzler Seld mit dem Antrage zu ihm, das Interim anzunehmen und auch seinen Söhnen zur Annahme zu empfehlen. Der Kurfürst übergab ihnen aber eine schon für diesen Fall in Bereitschaft gehaltene eigenhändig geschriebene Erklärung, des Inhalts: „Sein von den Dienern des göttlichen Wortes von Jugend auf genossener Unterricht, so wie eigene fleißige Forschung in den prophetischen und apostolischen Schriften, habe ihn dahin gebracht, daß er in der Augsburgischen Konfession die rechte, wahre, christliche Lehre erkenne und in seinem Gewissen ohne Wanken dafür halte. Wenn er das Interim für christlich und gottselig annehmen solle, so müsse er die Augsburgische Konfession in vielen trefflichen Artikeln, daran die Seligkeit gelegen, wider sein Gewissen vorsätzlich verdammen und verleugnen und mit dem Munde billigen, was er in seinem Herzen für der heiligen Schrift ganz und gar zuwider halte; dieses würde Gottes heiligen Namen jämmerlich mißbrauchen und lästern heißen, welches er doch mit seiner Seele theuer und allzutheuer bezahlen müßte. Seine kaiserliche Majestät wolle es ihm daher nicht zu Ungnade aufnehmen, daß er das Interim nicht billige, sondern bei der Augsburgischen Konfession endlich beharre."

Die Minister weigerten sich, diese Erklärung anzunehmen, und erinnerten den Kurfürsten daran, „daß es dem Kaiser wohl gebühre, auch in Religionssachen gewisse Ordnungen und Statuten zu machen; es seien schon vor seiner Majestät mehrere römische Kaiser gewesen, die in göttlichen Sachen und Kirchengebräuchen Gesetze und Ordnungen gemacht, die auch jetzt noch von allen Unterthanen des römischen Reichs gehalten würden." Allein der Kurfürst blieb unerschütterlich; und als während der Unterhandlungen ein einzelner Donnerschlag vom Himmel ertönte, dem keiner vorangegangen war und keiner folgte, erfeute sich der Kurfürst dieses Zeichens als einer Billigung seines höchsten Richters, daß er in gewissen Sachen nur ihn, und nicht Menschen fürchten solle.

Nicht edel war es, und vielleicht auch nicht nach des Kaisers Anordnung, daß von da an sein Hofprediger, Christoph Hoffmann, und auch seine Bücher, unter andern eine auf Pergament gedruckte illuminirte Bibel, ihm genommen wurden. Als sie weggetragen wurden, sagte er: „Nehmen sie mir gleich die Bücher, so sollen sie mir doch das, was ich daraus gelernt, nicht aus dem Herzen reißen."

Nach dem Beispiele des Vaters wiesen auch die Söhne das Interim von ihren Ländern zurück, und überhaupt mußte der Kaiser sehen, daß er sich in seinen Hoffnungen in Absicht des Interim getäuscht habe. Die protestantischen Theologen erhoben sich fast einstimmig gegen das Interim und viele mußten ihre Stellen verlassen und den Wanderstab ergreifen, wie z. B. in Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Ulm, Frankfurt und anderen Städten. Man wollte gegen vierhundert vertriebene Prediger im Oberlande zählen.

Was aber noch mehr zu verwundern ist, auch die Katholiken mißbilligten das Interim, obgleich ihnen gar nicht angesonnen war, dasselbe bei sich einzuführen. Die katholische Kirche würde den größten Vortheil daraus gezogen haben; denn wäre es dem Kaiser gelungen, das Interim durchzusetzen, so war die völlige Wiedervereinigung der Parteien fast als gewiß vorauszusehen. Ihr Widerspruch ist daher nur daraus zu erklären, daß sie eine Anordnung in Religionssachen von ihm, als einem Laien, nicht als gültig ansahen. „Und wenn Karl das Evangelium selbst kund gemacht hätte", äußerte ein angesehener Prälat, „so wäre es von ihm als einem Laien nicht zu entschuldigen."

Der Kaiser mußte daher, als er nach dem Augsburger Reichstage zwei Jahre in den Niederlanden sich aufhielt, immer neue Klagen aus Deutschland hören: nur an wenigen Orten war seine Anordnung des Gottesdienstes aus Zwang eingeführt, an den meisten redete man von beiden Seiten auf das eifrigste dagegen; auch der Kurfürst Moritz nahm sie in seinem Lande nur mit Einschränkung an. Er hatte mehrere Theologen, unter denen auch Melanchthon war, zur Ausarbeitung einer Kirchenagende für seine Länder niedergesetzt und sie brachten auch mit vieler Mühe eine Formel zu Stande, die man das Leipziger Interim nennt und die allerdings in Vielem nachgab, aber noch im Wesentlichen das protestantische Prinzip festhielt. Sie wurde, wenn auch hie und da mit Abweichungen in vielen Gegenden des nördlichen Deutschlands eingeführt. Aber daneben blieben auch Viele standhaft in ihrem Widerstande gegen jede Aenderung. Besonders heftig erklärten sich die Städte Konstanz, Bremen und Magdeburg und weigerten sich gänzlich, die kaiserlichen Befehle zu vollziehen; die Acht wurde daher gegen sie ausgesprochen, worauf die beiden ersten zum Gehorsam

zurückkehrten, ja Konstanz begab sich ganz in die Gewalt des Königs Ferdinand; Magdeburg dagegen blieb hartnäckig, besonders durch den Einfluß mehrerer aus Wittenberg wegen des Interim ausgewanderter Theologen, unter denen Flacius, mit dem Beinamen Illyricus, der heftigste und eifrigste war. Der Kurfürst Moritz erhielt auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 den Auftrag, die Acht gegen die Stadt zu vollziehen. Noch im Herbste desselben Jahres brach er mit seinen Kriegsschaaren auf und fing die Belagerung an.

Auf demselben Reichstage zu Augsburg versuchte Karl übrigens auch seinem Sohne Philipp, den er aus Spanien hatte kommen lassen, die römische Königskrone zu verschaffen. Allein weder sein Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian, noch die Kurfürsten wollten irgend darauf eingehen; Philipp's stolzes, finsteres und abschreckendes Wesen konnte ihm die Herzen der Deutschen nicht gewinnen. Der Vater mußte ihn nach Spanien zurückschicken und Philipp selbst kehrte gern dahin zurück; denn er liebte Spanien mehr als alle übrigen Länder.

Der Kaiser aber begab sich nach Beendigung des Reichstages nach Innsbruck. Der neue Papst Julius III. hatte das Konzilium von Bologna nach Trident zurück verlegt und Karl wollte ihm nahe sein.

16. Karl V. und Moritz von Sachsen.

In der Seele des neuen Kurfürsten von Sachsen war indessen ein großer Plan wider den Kaiser reif geworden, dessen innerste Bewegungsgründe uns nicht klar vor Augen liegen, weil des Mannes ganzes Gemüth in Vielem räthselhaft für die Geschichte geblieben ist. Doch haben ihn wohl zwei Dinge hauptsächlich getrieben: einmal die harte Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, gegen welchen er noch immer sein altes Wort und die Bürgschaft für seine Freiheit lösen zu müssen glaubte; der Kaiser aber gab keiner Bitte und keiner Vorstellung für denselben Gehör: — und zweitens die Lage der Protestanten in Deutschland. Diese glaubten bestimmt voraus zu sehen, daß der Kaiser nur auf die Beschlüsse der Tridenter Kirchenversammlung wartete, um sie als Religionsgesetze für das Reich aufzustellen, und daß er, wie er jetzt Magdeburg wegen des Interim mit den Waffen überziehe, alsdann, wenn er neue Heere gesammelt, alle Stände des Reichs zum Gehorsam gegen jene Kirchenbeschlüsse zwingen werde. Es war eine ängstliche Erwartung unter den Protestanten. Die, welche das Schlimmste fürchteten, klagten den Kurfürsten Moritz als den Schuldigsten an; durch ihn sei der Schmalkaldische Bund verrathen, durch ihn schmachte noch jetzt Johann Friedrich und der Landgraf Philipp in der Gefangenschaft. Die, welche noch Rettung hofften, wendeten gleichfalls ihre Augen auf ihn; er schien der Einzige, welcher den neuen Glauben zu schützen im Stande sei. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er mit einem großen Schlage die Erinnerung an das Vergangene auslöschen und die öffentliche Stimme wieder gewinnen konnte. Er entschloß sich zu diesem Unternehmen und benutzte den Auftrag zum Kriege gegen Magdeburg, um ohne Verdacht ein ansehnliches Heer zu sammeln. Die Belagerung wurde absichtlich nicht sehr eifrig betrieben. Endlich, im September des folgenden Jahres 1551, schloß er eigenmächtig einen Waffenstillstand und im November einen sehr gelinden Vertrag mit der Stadt, entließ aber dessen ungeachtet

seine Truppen nicht. Seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, sandte er heimlich an den König Heinrich II. von Frankreich, den Sohn Franz I., um mit ihm ein Bündniß abzuschließen, und den würtembergischen Obersten Hans von Heydeck, der vom Kaiser gleich Schärtlin in die Acht erklärt war, nahm er in seine Dienste. Solche Zeichen blieben nicht unbemerkt und viele warnten den Kaiser; Karl aber hielt in seinem Vertrauen gegen den Mann, den er erprobt zu haben glaubte, fest und erwiderte: „Da er weder Moritz noch dem Markgrafen Albrecht seines Wissens irgend eine Ursache gegeben, sondern vielmehr beide mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, so könne er sich einer solchen Undankbarkeit gar nicht versehen. Er könne nicht anders glauben, als daß dem Ruhm gemäß, den die deutsche Nation in Ansehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und That mit einander übereinstimmen werde." — So wie der Kaiser auf die deutsche Treue baute, so sein Minister, der jüngere Granvella (der Vater war im Jahre 1550 gestorben), auf die Einfalt der Deutschen. Er äußerte sich: „Es sei unmöglich, daß ein plumper Deutscher einen Plan entwerfen und geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken und durchschauen sollte."

Aber wie ein Ungewitter überraschte sie beide der Kurfürst Moritz, als er im März 1552 mit seinen Völkern rasch in Franken einfiel und hessische Hülfe, so wie die des Markgrafen Albrecht an sich zog. Beide erließen eine öffentliche Erklärung gegen den Kaiser, worin sie ihren Krieg zu rechtfertigen suchten. Sie beschwerten sich über die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen, so wie über des Kaisers Eingriffe in die Freiheit Deutschlands. Er habe die Reichsinsiegel fremden Personen anvertraut, die weder mit der Sprache noch mit dem Rechte in Deutschland bekannt wären. Es sei dahin gekommen, daß die Deutschen fremde Sprachen lernen müßten, um ein Anliegen an ihn zu bringen. Er habe gegen seinen Schwur fremde Krieger in das Land geführt, durch welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt und auf alle Weise mißhandelt würden. Ja, man sei einzig darauf bedacht, allen und jeden eine schändliche Knechtschaft aufzubürden, daher die Nachkommen, wenn man nicht diesen reißenden Storm aufhielte, eine gerechte Ursache haben würden, die Feigheit und Nachlässigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabscheuen, in welchen die Freiheit des Vaterlandes, das edelste Kleinod desselben, verloren gegangen sei.

Wenn gleich viele dieser Vorwürfe übertrieben waren, so spiegelt sich doch darin das Eine am lebhaftesten wieder, welches als Karls größter Fehler in Behandlung der Deutschen angesehen werden muß, die Geringachtung nämlich, die er gegen sie hegte, und die Begünstigung seiner Spanier und Niederländer, von denen besonders die ersteren durch ihren Stolz und Uebermuth und durch die Gräuel, die von ihren gemeinen Kriegern häufig verübt wurden, den gerechten Haß der Deutschen auf sich gezogen hatten. Liebe hatte Karl niemals in Deutschland finden können, denn er liebte es selbst nicht: Herablassung war das Höchste, wozu es sein Stolz kommen ließ. Aber Herablassung muß einem edlen Volke unerträglicher sein, als Trotz und Härte; und der Unwille der Fürsten, daß ein übermüthiger Fremdling, wie Granvella, des Reiches Angelegenheiten ordnen sollte, war ein gerechter. Weniger haben des Kaisers Handlungen als seine Gesinnung gegen die Deutschen, ihm diesen demüthigenden Krieg von Moritz zugezogen. — Der

Markgraf Albrecht führt in seiner Erklärung eine Beschwerde auf, die noch sonderbarer erscheint, aber eben jenen Uebermuth der Fremden gegen unser Volk zur Quelle hat. Er eifert gegen den Geschichtschreiber des Schmalkaldischen Krieges, Ludwig von Avila, und nennt ihn einen Lügner und boshaften Menschen, denn er rede in seinem Buche so verächtlich von den Deutschen, als wenn sie ein wildes und unbekanntes Volk, „ohne ehrliche, mannhafte und adliche Tugend wären, von dessen Herkommen und Ursprung man nichts wisse."

Der Kaiser wiederum, dessen Handlungen besser waren, als jene Erklärungen sie darstellen, antwortete im Gefühl seiner Würde nichts darauf, als „daß die Beschuldigungen der beiden Fürsten so kindisch, los und ungereimt seien, daß sie den Ungrund in sich selbst enthielten und den Unfug Derjenigen, die sie erdichtet, genugsam an den Tag legten."

Ihr Unternehmen verlor auch bald in der öffentlichen Meinung dadurch sehr viel, daß der Markgraf Albrecht mit seinen Leuten als Mordbrenner und Räuber auf dem platten Lande Verheerungen anrichtete. Moritz und der junge Landgraf Wilhelm von Hessen, die sich besserer Absichten bewußt waren, trennten sich daher von ihm und ließen ihn allein schalten. — Der Kaiser war in der größten Verlegenheit; es fehlte ihm an Truppen so wie an Gelde, welches ihm die Augsburger Wechslerhäuser zu seinem großen Verdrusse versagten, und in der Noth mußte der König Ferdinand Unterhandlungen anfangen. Da sie indeß nicht zu einem schnellen Ende führten, und Moritz die Absicht des Kaisers, nur Zeit zu gewinnen, wohl merkte, so brach er plötzlich aus Schwaben mit seinem Heere gegen Tyrol auf, um ihn wo möglich zu überfallen. Er zog so schnell, daß er eher kam, als sein Ruf; die Ehrenberger Klause kam in seine Hände, und hätte ihn nicht eine Meuterei in einem seiner Fähnlein einen ganzen Tag aufgehalten, so würde er sogar den Kaiser in Innsbruck noch angetroffen haben. Erst in der Nacht vorher, vom 19. auf den 20. Mai, war dieser im schrecklichsten Regenwetter nach Trident entflohen; er selbst, seiner Krankheit wegen, in einer Sänfte; sein Bruder, der gefangene Kurfürst Johann Friedrich und der übrige Hofstaat zu Pferde, manche sogar zu Fuß. Diener mit Fackeln mußten durch die engen Pässe in den tyroler Gebirgen den Weg erleuchten. Auch in Trident war keine Sicherheit; nach wenigen Stunden Rast ging die Reise durch rauhe Gebirge weiter nach dem Flecken Villach in Kärnthen, und das versammelte Konzilium zu Trident floh gleichfalls erschrocken aus einander. Da Moritz aber Innsbruck leer fand, zog er wieder zurück, nachdem er die kaiserliche Beute unter seine Schaaren vertheilt hatte, und begab sich zu der indeß berufenen Fürstenversammlung nach Passau.

Was sich in Karls Seele bewegte, hat kein Auge ergründet; wohl aber mögen die Erschütterungen, die sein stolzes Herz in diesen Tagen schimpflicher Flucht, in einsamen Gebirgen, von den Schmerzen der Krankheit gefoltert, demüthigten, von höherer Hand zu seiner Läuterung gesendet sein. Es reifte vielleicht in diesen harten Tagen der Entschluß in ihm, wenn er diese neue Verwirrung erst wieder gestillt habe, die Kronen von seinem Haupte freiwillig niederzulegen und, dem Glanze der Welt entsagend, in stiller Einsamkeit das Gemüth allein dem Ewigen und Unveränderlichen zuzuwenden. — Den gefangenen Kurfürsten von Sachsen ließ er jetzt gleich wieder in Freiheit. Nur machte er ihm zur Bedingung, noch einige

Zeit dem Hoflager zu folgen. Sein Anblick mußte ihm bitter sein. Vor fünf Jahren hatte eben dieser Kurfürst auf der Lochauer Heide blutend vor ihm um Gnade gefleht; jetzt sah dieser wiederum ihn krank und hülflos, in unwegsamen Gebirgen, als Flüchtling vor einem andern Kurfürsten von Sachsen, welchen Karl selbst in jener Zeit des Stolzes groß gemacht hatte, umherirren. Und was den Kaiser außer diesem allen am meisten kränken mußte, war, daß kein Reichsstand, selbst kein katholischer, sich für ihn regte, und daß sie sich lieber vom Markgrafen Albrecht ausplündern ließen, als sich zur Hülfe für ihren Kaiser zu vereinigen. Da wurde er wohl inne, daß in der Zeit der Gefahr der Herrscher nur in der Liebe seines Volkes eine sichere Stütze hat.

Der Kurfürst Johann Friedrich ward in Augsburg vom Kaiser nicht ohne Zeichen der Achtung und selbst der Rührung entlassen. Am 2. Sept. zog er von Augsburg weg, seinem Lande zu. Ueberall unterwegs wurde er mit wahrer Verehrung empfangen; die Abgeordneten des Magistrats von Nürnberg kamen ihm mit vierzig Pferden entgegen; das Volk jubelte und weinte zugleich vor Rührung. Als er in sein Land nach Koburg kam, hatte seine Gemahlin Sibylle ihr seit fünf Jahren getragenes Trauerkleid ausgezogen, und als nun in Erfüllung ging, was sie oft gesagt hatte, sie hoffe vor ihrem Tode ihren Gemahl seines Gefängnisses entledigt wieder zu sehen, fiel sie in Ohnmacht. Bei seiner Ankunft in Jena, wo seine Söhne zur Entschädigung für das verlorene Wittenberg eine Universität errichtet hatten, freute er sich besonders, wieder Professoren und Studenten zu sehen. Sein alter treuer Freund, der Maler Lucas Kranach, saß mit dem ältesten Prinzen bei ihm im Wagen; „sieh", sagte er zu letzterem, „das ist Bruder Studium." Die Glückwünsche der Professoren hörte er mit entblößtem Haupte an. Das war der deutsche Fürst, der als ein Vater zu seinem Volke zurückkehrte. So war Karl V. nirgends in Deutschland empfangen worden.

17. Vom Passauer Vertrage, 1552, bis zum Religionsfrieden zu Augsburg, 1555.

Zu Passau ließ Karl durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz unterhandeln; er selbst hatte Widerwillen gegen die ganze Verhandlung, aber es lag ihm sehr viel am Frieden mit Moritz, damit er alle seine Kräfte gegen die ihm am meisten verhaßten Feinde, die Franzosen, wenden könnte, die indeß in Lothringen eingefallen waren und eine Stadt nach der andern wegnahmen. Unter solchen Umständen kam der Passauer Vertrag am 31. Juli 1552 zu Stande. Die Bedingungen waren: Daß dem gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen die Freiheit zurückgegeben und allen denen, auf welchen noch wegen des Schmalkaldischen Krieges die Acht ruhte, dieselbe erlassen werden sollte. Wegen der Religionsbeschwerden sollte ein neuer Reichstag berufen werden, und bis dahin das Reichskammergericht gegen beide Parteien mit gleicher Gerechtigkeit verfahren. Der kaiserliche Hofrath aber sollte mit deutschen Männern besetzt werden.

Nach dem Abschluß dieses Friedens entließ Moritz zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung alle fremden Kriegshaufen und zog mit den seinigen dem König Ferdinand nach Ungarn zu Hülfe. Philipp von Hessen wurde in Freiheit gesetzt und kehrte zu seinen Kindern und seinen Unterthanen zurück. Die lange, harte Gefangenschaft hatte sein Gemüth gebeugt und die

Lust an größern Unternehmungen vernichtet. Er verwendete die übrige Zeit seines Lebens zu dem edlen Zwecke, die Wunden möglichst zu heilen, welche die unglücklichen Jahre seinem Lande geschlagen hatten.

Der Kaiser hatte indeß ein Heer aus Italien und Ungarn gesammelt und zog damit gegen den französischen König Heinrich II. So schwach und krank er war, folgte er doch in einer Sänfte dem Heere und befehligte es bei der Belagerung von Metz. Allein es schien, als wenn ihn das Glück nun gänzlich verlassen habe; die feste Stadt vertheidigte sich sehr hartnäckig, und so beharrlich auch der Kaiser und sein Heer sich zeigten, so mußten sie doch endlich der Härte des Winters weichen. Mißmuthig kehrte Karl in die Niederlande zurück und traf die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, im Jahre 1553. Allein dieser, so wie die beiden folgenden 1554 und 55, entschieden nichts zwischen den beiden Völkern; die Franzosen verschlossen sich in ihren Festungen, da Karl sie gern im offenen Felde getroffen hätte, und der Krieg bestand nur in Verheerung der Gränzländer. Karl hinterließ denselben unvollendet seinem Sohne Philipp II.

In Deutschland hatte der Passauer Vertrag eine glückliche Ruhe gestiftet; nur ein Mann unterbrach sie, der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Mit unerhörter Keckheit setzte er seinen Räuberkrieg gegen die geistlichen Bisthümer und mehrere Städte in Franken, Schwaben, am Rhein und an der Mosel fort, und da keine Abmahnungen fruchteten, verband sich der Kurfürst Moritz, welchem die Ruhe des deutschen Vaterlandes jetzt dringend am Herzen lag, gegen den ehemaligen Freund mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, und beide griffen den Markgrafen im Jahre 1553 bei Sievershausen zwischen Hannover und Braunschweig an; denn Niedersachsen war es jetzt, welches von seinen Raubschaaren durchzogen wurde. Das Treffen war blutig; der Markgraf wurde geschlagen; aber zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, ein Prinz von Lüneburg, vierzehn Grafen und beinahe dreihundert Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde und auch Moritz von Sachsen wurde tödtlich verwundet. In einem Zelte, welches man ihm an einem Zaune aufgeschlagen, empfing er noch die erbeuteten Fahnen und die Papiere des Markgrafen, die er eifrig durchsuchte. Zwei Tage darauf starb er. Sein letztes Wort war: „Gott wird kommen!" Das Weitere verstand man nicht. Er war nur 32 Jahre alt geworden und hatte, in so jugendlichem Alter, fast mehr als einer der Zeitgenossen das Schicksal Deutschlands in den Händen gehalten. Weiteres Zeugniß für das Außerordentliche seines Geistes bedarf es nicht. Durch seine letzten aufrichtigen Bemühungen für die allgemeine Ruhe und durch die mit dem eigenen Blute besiegelte Liebe des Friedens und der Ordnung hatte er die früheren Schritte einigermaßen in Vergessenheit gebracht und die Stimme des öffentlichen Urtheils ausgeföhnt. Im Kurfürstenthum folgte ihm sein Bruder August.

Der unruhige Markgraf Albrecht, in welchem das Faustrecht in seiner ganzen verderblichen Gestalt wieder aufgelebt schien, ängstete die deutschen Länder auch noch nach der verlorenen Schlacht und nach einem zweiten in der Nähe von Braunschweig gegen den Herzog Heinrich verlorenen Treffen. In des Reiches Acht gethan und gänzlich in die Enge getrieben, wandte er sich endlich an den Hof des Königs von Frankreich, und durch dessen Geld unterstützt kehrte er noch einmal im Jahre 1556 zu neuen Werbungen nach Deutschland zurück. Zum Glück verhinderte sein Tod im nächsten Jahre

den Ausbruch weiterer Verheerungen. Auch er war ein ungemeiner und kräftiger Mensch, der an seinen Ahnherrn Albrecht Achilles erinnerte, allein seine Kraft hatte durch innere Wildheit des Gemüths und in den Schwankungen der Zeit, welche die festen Grundlagen verrückte, eine unheilbringende Richtung genommen. Schon sein Aeußeres zeigte den wilden Krieger. Im Panzerhemd, eine Büchse und ein paar Faustkolben an der Seite, ritt er an der Spitze seiner Schaaren daher. Sein blondes Haar wallte weithin; das Gesicht war von der Sonne verbrannt, der rothe Bart erhöhte den abschreckenden Eindruck. Und gleichwohl hing das gemeine Volk ihm an; es war bei aller Rauhheit keine Bosheit in ihm; und sein Haß gegen die geistlichen Fürsten fand im Volke Anklang. —

Es war in dem Passauer Vertrage ein Reichstag ausgemacht worden, auf welchem die Religionssachen und die Beschwerden des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser ausgeglichen werden sollten. Karl selbst betrieb ihn auf's eifrigste, damit es nicht scheine, als habe er Furcht vor der Untersuchung; allein die deutschen Angelegenheiten selbst waren ihm, — war mag ihn deshalb tadeln? — gleichgiltig, ja verhaßt geworden. Er übertrug sie seinem Bruder Ferdinand und dieser hat sich ihrer mit dem edelsten und rühmlichsten Eifer angenommen. Trotz der Lauheit und Langsamkeit der deutschen Fürsten, nicht müde gemacht durch mehrere fehlgeschlagene Versuche, brachte er endlich im Jahre 1555 den Reichstag zu Augsburg zu Stande. Es wurde ein Ausschuß zu der Untersuchung und Ausgleichung der Religionszwiste niedergesetzt: er bestand aus den Gesandten von Oestreich, Baiern, Brandenburg, Würtemberg, Eichstädt, Straßburg, Jülich, Augsburg und Weingarten, und sie arbeiteten mit löblichem Eifer an dem großen Werke. Der römische König unterstützte sie kräftig darin, er räumte alle äußern Hindernisse ihrer Arbeit aus dem Wege, und als er unter anderm, wie sein Kanzler Zasius erzählt, erfahren, „daß mehrere geistliche Fürsten viel unnöthige Disputationen übten und im Werk ständen, allerlei ungereimtes Grübeln und Diffikultiren, mehr zur Zerrüttung als zur Erbauung dienlich, auf die Bahn zu bringen, und etwa dem andern Theil auch zu noch mehrerer Schärfe Anlaß zu geben", so schickte er den Zasius und seinen Vicekanzler Jonas zu ihnen und ließ sie mit allem Ernste ermahnen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Das wirkte.

Ebenso zeigte er bei einer andern Gelegenheit den Protestanten so viel Ernst und Nachdruck, daß auch sie in einem wichtigen Punkte nachgaben. Sie verlangten nämlich, daß es auch den geistlichen Ständen in Deutschland freistehen solle, zu der Augsburgischen Konfession, mit Beibehaltung ihrer Stellen und Güter, überzugehen. Dagegen erhob sich aber die katholische Partei mit der größten Entschiedenheit. Wenn dieses erlaubt sei, erklärten sie, so würden bald alle Kirchengüter in Deutschland in den Händen der Protestanten sein. Vielmehr müsse, wenn ein geistlicher Fürst für seine Person zu der neuen Lehre übergehe, seine Stelle sogleich mit einem Katholiken besetzt werden. Die Protestanten mußten für jetzt nachgeben, behielten sich aber vor, bei einer andern Gelegenheit diesen Gegenstand von Neuem zur Sprache zu bringen. Es war dieses der wichtige Streit über den geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum). Daß derselbe auf diesem Reichstage nicht zu einem festen, alle Parteien bindenden Beschlusse durchgeführt wurde, ist die Quelle des Mißtrauens in den Gemüthern und zuletzt eine der Ursachen des dreißigjährigen Krieges geworden.

So kam endlich am 26. Sept. 1555 der Religionsfriede zu Augs-

burg zu Stande, welcher dem langen Kampfe auf eine geraume Zeit ein Ende machte. Den Protestanten wurde allenthalben im Reiche freie Religionsübung nun auch rechtlich gestattet, und sie behielten alle Einkünfte aus den bisher eingezogenen geistlichen Stiftungen. Weder Protestanten noch Katholiken sollten einander zum Uebertritte zu verleiten suchen, sondern ein jeder sollte frei seinem Glauben folgen. Zwar sollte jeder Landesherr die herrschende Religion seines Landes bestimmen (cujus regio, ejus religio), aber dennoch keinen seiner Unterthanen zu einer bestimmten Kirche zwingen können; sondern einem jeden solle es frei stehen, der Religion wegen auszuwandern. Dahin war es also noch nicht in der gegenseitigen Duldung gekommen, daß der einer andern Kirche angehörende Unterthan eines Landes ganz gleiche Rechte mit den übrigen hatte. — Noch eine den Protestanten vortheilhafte Bestimmung war die, daß ihre Konfessions-Verwandten auch Mitglieder des Reichskammergerichts sollten werden können.

Nach dem Abschluß des Religionsfriedens kamen in dem kurfürstlichen Kollegio auch die ehemaligen Beschwerden des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser zur Sprache. Allein zur Genugthuung für Karl wollte keiner der übrigen Reichsstände eine solche Untersuchung geführt wissen, und so unterblieb sie.

18. Karls V. Ende.

Durch diesen Frieden war die Trennung der Religionsparteien in Deudschland auf immer befestigt. Karl, welcher einen großen Theil seines Lebens und seiner Kräfte an ihre Wiedervereinigung gewendet hatte, konnte an solchem Zustande der Dinge keine Freude haben; Deutschland war ihm von nun an noch mehr entfremdet. Der Krieg gegen Frankreich wollte gleichfalls keinen erwünschten Fortgang nehmen; Karl hatte es noch zuletzt erleben müssen, wie sich das fremde Volk in die deutschen Angelegenheiten mischte, und sein Geist sah voraus, welchen Einfluß diese ihm verhaßte Regierung überhaupt auf Europa gewinnen werde, wenn die Macht des spanisch-östreichischen Hauses wieder getrennt sei, die unter ihm vereinigt kaum das ehrgeizige Volk in seinen Schranken gehalten hatte. So lagen die größten Entwürfe seines kühnen Geistes unvollendet oder in Trümmern vor ihm; je heißer sein Eifer gewesen war, desto heftiger mußte jetzt der Ueberdruß in seiner Seele sein, zumal da sein Körper immer mehr durch eine schmerzhafte Krankheit zerrüttet wurde. Das Land, auf das er am meisten mit Freude blicken konnte, in welchem sein Leben eine wohlthätige Spur zurück ließ, Spanien, hatte schon an seinem Sohne Philipp einen Verwalter gefunden, der das öffentliche Zutrauen besaß. So wurde Karls Gedanke, seine Kronen niederzulegen und in die Einsamkeit eines klösterlichen Lebens einzukehren, zum festen Entschlusse. Schon früher hatte er diesen Gedanken gefaßt und ausgesprochen.

Im Herbste 1555 ließ er seinen Sohn Philipp, den er vor Kurzem mit der englischen Königstochter Maria vermählt hatte, von England nach Brüssel kommen und vollzog am 25. Oktober die feierliche Uebergabe der Niederlande an denselben. Diese Handlung geschah in demselben Saale, in welchem Karl vor vierzig Jahren für mündig erklärt war. Welch ein wechselvolles, großartiges Leben lag zwischen jenem Augenblicke und dem jetzigen! Mit Mühe erhob sich der kranke Kaiser, auf die Schultern Wilhelms von

Oranien gestützt, aus seinem Sessel und hielt eine so rührende Rede, daß die ganze, große Versammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, „wie er seit seinem 17. Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung seiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu sehen gesucht habe, und wie daher seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen sei. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sei er in England und eben so oft in Afrika gewesen und habe überhaupt elf Seereisen gemacht. Jetzt ermahne ihn sein hinfälliger Leib, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen und ihre Last auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während seiner vielen Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen." Dann wandte er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie niederließ und seine Hand küßte; er ermahnte ihn mit den dringendsten Worten zu einer ruhmwürdigen Regierung. Zuletzt sank er athemlos in den Sessel zurück.

Am 15. Januar des folgenden Jahres 1556 geschah zu Brüssel eben so feierlich die Abtretung von Spanien und Neapel an seinen Sohn, und im August die der deutschen Regierung an seinen Bruder Ferdinand durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Prinz Wilhelm von Oranien stand. Ferdinand übernahm die Regierung sofort, allein erst im Anfange des Jahres 1558 wurde er zu Frankfurt durch die Kurfürsten förmlich anerkannt, beschwor die Wahlkapitulation und von dem Erzkämmerer des Reiches, dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, wurde ihm die Reichskrone aufgesetzt, welche die kaiserliche Gesandtschaft, nebst dem Szepter, aus Karls Auftrage von Brüssel mitgebracht hatte. Der Papst Paul IV. protestirte zwar gegen die ganze Veränderung und behauptete, Karl hätte die Kaiserkrone in seine Hände niederlegen sollen; aber Niemand kümmerte um diesen Widerspruch sich.

Am 18. Sept. 1556 schiffte sich Karl mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein und behielt sie bei sich, bis er nach Valladolid kam; dann mußten auch sie ihn verlassen und einsam kehrte er in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloster St. Juste in einer anmuthigen Gegend von Estremadura ein, welche er für sich hatte erbauen lassen. Die Gegend, von frischen Quellen und Bergwassern belebt, genoß den alten Ruf gesunder Luft. Hier lebte er nun, fern von aller Gesellschaft, selbst ohne seine Schwestern zu sehen, zwei einsame Jahre lang. Seine Stunden waren zwischen Andachtsübungen und künstlichen Handarbeiten getheilt, welche er sehr liebte, doch stand er mit seinem Sohne im fortwährenden Briefwechsel und war nicht ohne Theilnahme an den Angelegenheiten Spaniens. Dabei bebaute er seinen Garten und verfertigte sich Uhren und andere Werke. Einst, so erzählt man, hatte er zwei Uhren sehr kunstreich und sorgfältig gearbeitet, zusammengestellt und versuchte sie ganz gleichgehend zu machen. Oft glaubte er, das Ziel erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu spät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmal zwei Uhren, die meiner Hände Werk sind, kann ich zur völligen Einstimmung nach einem Gesetze bringen, und ich Thor wähnte, so viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können!"

Kurz vor seinem Tode soll Karl sein eigenes Leichenbegängniß gefeiert haben. Die Mönche des nahen Klosters mußten ihn in Prozession im offenen Sarg in die Kirche tragen und ein Todtenamt für ihn halten. — Während dieser furchtbaren Feierlichkeit kam das tödtliche Fieber zum Ausbruch, das ihn dahinraffte. Mehrere Tage lag er unter vielen Thränen vor einem Kreuzesbilde oder hielt es umschlungen. Arzeneien wies er zurück; er verlangte nur nach den Sakramenten, welche ihm der Erzbischof von Toledo reichte und nach der letzten Oelung nochmals reichen mußte. Darauf starb er mit den Worten: „Du bleibest in mir, auf daß ich in Dir bleibe". Es war am 21. Septbr. 1558, im 59. Jahre seines Lebens.

Karl war ein schöner, stattlicher Mann, von ernsthaftem, majestätischem Ansehen. Er redete wenig und Lachen zeigte sich selten auf seinem blassen Gesichte. Sein Haar war hell und sein Auge blau, der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In allem drückte sich eine Mischung des niederländischen mit dem spanischen Wesen aus. — Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung seines ganzen Zeitalters das beste Zeugniß ab, und selbst seine Gegner haben nie kleinlich von ihm geredet.

B. Die Wiederherstellung des Katholizismus und der 30jährige Krieg.

1556—1648.

Außer den Quellen, welche im III. und IV. Bd. von Schard, Scriptores, sich befinden, mag als wichtig für die Zeit bis zum 30jährigen Krieg hier hervorgehoben werden: J. L. Gottfried (J. Ph. Abelin), Historische Chronica bis 1619.

Die bedeutendste neuere Arbeit ist L. Ranke, Zur deutschen Geschichte. Vom Religionskriege bis zum 30jährigen Krieg. 1868. (Sämmtl. W. Bd. VIII.)

Die Zeit des großen Krieges selber, über den es gleichzeitige Relationen über einzelne Begebenheiten, Tagebücher, fliegende Blätter, in sehr großer Zahl gibt, wird in folgenden Hauptwerken behandelt:

1. J. Ph. Abelin, Theatrum Europaeum. 21 Bde. (bis 1718 reichend und von Bd. III an von verschiedenen Autoren, sehr ungleichen, oft geringen Werths).
2. F. Ch. Khevenhiller's (Graf zu Frankenburg, kais. Rath und Obrist-Hofmeister. † 1650) Annales Ferdinandei von 1578—1637, vollständig in 12 Bden. Leipz. 1716—26. — In einem pragmatischen Auszug von Runde. Leipz. 1778—81.
3. Eberhard Wassenberg's Commentarii de bello inter imperatores Ferd. II. et III. et eorum hostes ab a. 1618—40 gesto.
Wie Khevenhiller und Wassenberg sehr eifrig gegen die Protestanten, so auch die italien. Geschichtsschreiber: Jos. Ricci, Jak. Damiani, Galeazzo Gualdo u. a.

Für die Protestanten nehmen Partei:

4. Phil. v. Chemnitz (schwedischer Rath und Historiograph, † 1678),

der den schwedisch-deutschen Krieg in 9 Theilen beschrieb, von denen aber nur 4 gedruckt sind. Die übrigen, im Reichsarchiv von Stockholm befindlichen, benutzte ohne Zweifel:

5. Samuel v. Pufendorf († 1694) in seinen Commentariorum de rebus Suecicis lib. 26 ab exped. Gust. Adolfi regis ad abdicationem usque Christianae. Ultraj. 1686—1707. f.

Die Briefe Wallenstein's aus den Jahren 1627—34 sind in 3 Bden gesammelt von F. Förster. 1828 ff. Nachträge dazu finden sich in einer Reihe von Büchern. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte des 30jähr. Krieges erscheinen im Auftrag der hist. Kommission zu München.

Unter den neueren Bearbeitungen zur Geschichte des großen Krieges sind die bedeutendsten von J. D. W. Richter, Helbig, Opel, M. Koch, G. Droysen u. A.

Die Geschichte Wallenstein's behandelt L. Ranke. Leipz. 1869.

---

1. Die Zeit von 1556—1576.

Sehr bedeutend waren die Fortschritte, welche der Protestantismus in Deutschland bis zum Tode Karls V. gemacht hatte. Ueber alle Theile des Reichs hatte sich die neue Lehre verbreitet. Neben drei weltlichen Kurfürsten war die Mehrzahl der übrigen weltlichen Fürsten zu ihr übergetreten und auch in den meisten geistlichen Stiftern hatte sie Boden gewonnen. Im ganzen nördlichen Deutschland waren trotz der Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens entweder die Bisthümer und Klöster, wie dies in Sachsen, Brandenburg, Meklenburg und Pommern geschehen war, säkularisirt worden, oder man hatte sie hauptsächlich an die jüngeren Söhne protestantischer Fürsten zu bringen gewußt. Auf solche Weise waren die großen norddeutschen Stifter Hamburg, Bremen, Lübeck, Osnabrück, Verden, Minden u. a. der katholischen Kirche entzogen worden, und auch in denjenigen geistlichen Gebieten, welche katholische Fürsten behielten, hatte der Protestantismus zahlreiche Anhänger gefunden. So hatte es eine Zeitlang den Anschein gewinnen können, als solle die katholische Kirche ganz aus Deutschland verdrängt werden. Denn selbst in die großen katholischen Fürstenthümer, Baiern und Oestreich, war die neue Lehre gedrungen; namentlich der Adel zählte hier zu ihren Bekennern, und bei seinem Einfluß und seiner Bedeutung als Hauptelement in der landständischen Vertretung gegenüber den Fürsten wäre wohl auch in diesen Gebieten die katholische Kirche schließlich beseitigt worden.

Daß dies nicht geschah, daß vielmehr ein gewaltiger Umschlag zu Gunsten des Katholizismus in Deutschland eintrat, ist von außerordentlicher Wichtigkeit für den weiteren Verlauf der deutschen Geschichte gewesen, und hat seine vornehmsten Ursachen in der der protestantischen Kirche mangelnden Einheit und Einigkeit, andererseits in dem bedeutenden Aufschwung gehabt, welchen die katholische Kirche durch ihre erfolgreichen kontrareformatorischen Bestrebungen erfuhr.

Ursprünglich dazu bestimmt, eine Einigung zwischen Katholiken und Protestanten zu Wege zu bringen, verfehlte das Tridentiner Konzil (1545—1563) (vgl. S. 36 f.) diesen Zweck ganz und gar. Wir haben

früher gesehen, aus welchen Gründen die protestantischen Stände bei Eröffnung des Konzils die Beschickung desselben verweigerten. Zwar fanden, als die Versammlung nach ihrer ersten Entlassung im Jahre 1548 drei Jahre später wieder zusammentrat, auch einige protestantische Abgesandte in Trident sich ein; allein ihre Anwesenheit war ohne allen Erfolg zum großen Leidwesen Karls V. und Ferdinands, welcher letztere dann in den sechziger Jahren neue Versuche zur Einigung machen und zur Beruhigung der Gemüther namentlich in seinen Erbstaaten durch seine Gesandten einige Punkte zur Sprache bringen ließ, von denen er sich die wohlthätigste Wirkung versprach. Sie betrafen den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe, deren Bewilligung für die neuen Parteien, wie er sagte, ja nur von der Gnade der Kirche abhänge. Allein trotzdem auch die bairischen und französischen Gesandten für die Bewilligung waren, sprach sich die Majorität des Konzils doch gegen dieselbe aus. Es war das ganz natürlich, da die Versammlung zum größten Theile aus nichtdeutschen und darum mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Angelegenheiten unbekannten Männern bestand, außerdem der Einfluß der Päpste in sehr bestimmender Weise sich geltend machte. „Nun sehen wir es freilich ein", so heißt es in dem Berichte der kaiserlichen Gesandten, unter denen vier Bischöfe waren, „und wir greifen es gleichsam mit Händen, ob wir es gleich ohne großen Schmerz nicht sagen können, daß hier ohne große Praktiken nichts auszurichten ist. Die Spanier wollen von der Vorschrift ihres Königs (Philipp II.) nicht einen Finger breit weichen. Die Italiener hängen ganz von dem Winke des Papstes und der Kardinäle ab. Der auswärtigen Bischöfe, die vielleicht über den Zustand der jetzigen Zeiten besser unterrichtet sind, sind sehr wenige, und sie können nichts ausrichten, weil die Mehrheit der Stimmen (man stimmte nach Köpfen, nicht nach Nationen) entscheidet. Während von den Deutschen nur der Bischof von Lavant im Namen des Erzbischofs von Salzburg, außerdem seit einigen Tagen der Weihbischof von Eichstädt zugegen ist, kommen dagegen schaarenweise die italienischen Erzbischöfe und Bischöfe, besonders solche herbei, welche reichen und vornehmen Familien angehören [1]). Diese alle aber hängen einzig von dem Wink des Legaten Simonetta ab, und allgemein weiß man, wie übel angeschrieben in Rom einige gute und fromme Bischöfe sind, welche ihre Meinung über eine Kirchenverbesserung freimüthig geäußert haben. Sollten nun diese heimlichen Umtriebe und menschlichen Affekten nicht beseitigt werden, so wissen wir in der That nicht, was wir von hier Gutes erwarten sollen".

Solche und ähnliche Klagen wiederholten sich öfter; und während so dieser letzte Versuch, durch eine unter der Autorität der Kirche vorgenommene, gründliche Untersuchung des ganzen kirchlichen Zustandes den Frieden in der Christenheit herzustellen, mißlang, wandte das Konzil dagegen seine Thätigkeit mit großem Nachdruck und Erfolg den Angelegenheiten der katholischen Kirche zu. Es geschah das, indem man eine eingehende Revision und Feststellung des katholischen Lehrsystems, eine Säuberung der kirchlichen Ordnung und Zucht sich angelegen sein ließ, und man bezweckte durch diese Bemühungen, daß sich der Katholizismus in schroffster Weise gegen den Protestantismus abschloß und gekräftigt und in sich erstarkt aus

[1]) Unter den 255 Prälaten, welche die Beschlüsse des Konzils unterzeichneten, gehörten mindestens zwei Drittel Italien an.

dem Konzile hervorging. Schon in den ersten Sessionen desselben wurden die wichtigsten Lehren der protestantischen Kirche, die Lehre von der Erbsünde, von der ausschließlichen Rechtfertigung durch den Glauben u. a. verdammt, dagegen die Tradition als christliche Erkenntnißquelle der heiligen Schrift vollständig gleich gesetzt, die lateinische Vulgata für authentisch erklärt und die Lehre von den sieben Sakramenten sanktionirt. Nachdem auf solche Weise der katholische Lehrbegriff im Gegensatz gegen den Protestantismus genau fixirt war, schritt man in den sechziger Jahren zu einer Reihe äußerer Reformen, durch welche die gröbsten Mißbräuche abgeschafft, der Rohheit und Verweltlichung des Klerus kraftvoll entgegengetreten wurde. Die Nothwendigkeit solcher Reformen hatte schon längst sich herausgestellt und war um so dringender geworden, je deutlicher man wahrnahm, daß nicht am wenigsten die verkommenen kirchlichen Zustände der Reformation Gunst und Eingang verschafft hatten. Männer, wie Erasmus von Rotterdam († 1536), der eine Zeitlang mit Luther Hand in Hand gegangen, dann zum Katholizismus zurückgetreten war, hatten schon vor Eröffnung des Konzils auf die Verbreitung eines tieferen Studiums der Kirchenlehre und auf die Abstellung der gröbsten Mißbräuche in der katholischen Kirche hinzuwirken gesucht; einzelne Mönchsorden, namentlich die schon im Jahre 1524 vom Papste bestätigten Theatiner, hatten es sich zur Aufgabe gemacht, den Klerus zu größerer Hingabe an das geistliche Amt, zu Sittenstrenge und ehrbarem Leben zurückzuführen. Allen diesen Bestrebungen lag bereits eine entschiedene Richtung gegen die Ketzer zu Grunde, und auch das Tridentiner Konzil wandte vorzugsweise in der Absicht, der Verbreitung des Protestantismus entgegenzutreten, solchen Reformen sich zu. Bei allem, was es beschloß, hatte es dagegen die strengste Aufrechterhaltung der hierarchischen Ordnung und der unbeschränkten Macht des Papstthums vor Augen; was eben damit zusammenhing, daß die Leitung des Konzils sich vollständig in den Händen päpstlicher Legaten befand. Diese brachten es auch dahin, daß das Konzil alle seine Beschlüsse der Bestätigung des Papstes[1]) unterwarf, dem zugleich die einzig und allein maßgebende Auslegung derselben ausdrücklich vorbehalten blieb, wodurch das Papstthum ein in der Folgezeit reichlich ausgebeutetes Mittel zur Förderung seiner besonderen Interessen in die Hand bekam.

Die wesentlichste Stütze aber und den wirksamsten Gegner des Protestantismus fand das wieder erstarkende Papstthum in dem um diese Zeit neu entstandenen Jesuitenorden, dessen Mitglieder bereits auf dem Tridentiner Konzil das päpstliche Interesse verfolgten. Von dem Spanier Ignaz Loyola, einem sehr eifrigen und weitschauenden Manne, zunächst in Verbindung mit sechs gleichgestimmten Männern, im Jahre 1534 mit der ausgesprochenen Absicht gestiftet, in völliger Armuth ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Sarazenen zu widmen, oder falls beides unmöglich sei, dem Papste, gleichviel an welchem Ort, ohne Lohn noch Bedingung, zu dienen, verzweigte sich der Orden, nachdem er im Jahre 1540 (und unbedingt 1543) vom Papst Paul III. bestätigt war, in raschem Wachsthum durch alle Länder. Bereits im Jahre 1556,

[1]) Nach Bestätigung der Tridentiner Beschlüsse durch den Papst (1564) wurden dieselben allmählich von der ganzen katholischen Christenheit, wenn auch nicht überall unbedingt, angenommen.

als Loyola starb, war der Orden in Italien, Deutschland, Spanien, Portugal, Frankreich, Brasilien, Aethiopien und Ostindien verbreitet; im Jahre 1608 zählte man 10,000, und im Jahre 1700 nahe an 20,000 Jesuiten. Die Verfassung des Ordens war auf Einheit und kräftiges Zusammenwirken berechnet und strenger Gehorsam sein Gesetz. Das Oberhaupt des Ordens lebte in Rom, an ihn gelangten mit großer Pünktlichkeit die Berichte der Vorsteher aus den Provinzen, welche wiederum viele Stufen bis zu dem letzten Gliede unter sich hatten. So konnte die ganze Brüderschaft von einem Geiste regiert werden. Die Oberen prüften ein jedes Glied genau und lange nach seinen Fähigkeiten, um es an den Platz zu stellen, wo es den Absichten des Ordens am förderlichsten sein konnte, dessen ganzes Streben auf die Vernichtung des Protestantismus, den Dienst für die katholische Kirche und das Papstthum, gerichtet war. Auf jede mögliche Weise, durch Wort und Schrift, als Beichtväter und Erzieher der Fürsten und des Volkes wirkten die Jesuiten der neuen Lehre entgegen. Namentlich in Deutschland, wo sie Zugang und Hülfe bei Kaiser Ferdinand I. (1556—64), bei den Herzogen von Baiern und einer Anzahl geistlicher Fürsten fanden, wußten sie bald den bedeutendsten Einfluß zu gewinnen, und da sie sich in den Besitz der verwaisten Lehrstühle an den Universitäten der katholischen Länder zu bringen verstanden, so begannen sie namentlich von hier aus als treffliche Lehrer, die in allen Wissenschaften mit den Protestanten wetteifern konnten, eine damals für die katholische Kirche überaus ersprießliche Wirksamkeit. Wie von den Lehrstühlen und Kanzeln arbeiteten sie aber auch in Schriften voll feuriger Beredsamkeit auf die Förderung ihres Ordenszweckes hin, kein Mittel wurde gescheut, welches demselben dienstbar gemacht werden konnte; in gleicher Weise an den Höfen der Fürsten, wie in den Familien des Bürgerstandes ihre Thätigkeit entfaltend, wirkten sie bald auf alle Verhältnisse des öffentlichen und des privaten Lebens ein, von einer Menge überaus wichtiger Privilegien dabei unterstützt. Bereits im Jahre 1548 wurde dem Orden verstattet, Mitglieder, so viele er wolle, aufzunehmen; 1549 wurde der ganze Orden eximirt und blieb fortan nur dem Papste unterworfen; in den Jahren 1550—1580 wurden ihm nach und nach die Rechte der Universitäten, seinen Gliedern die Erlaubniß gegeben, an allen Universitäten Vorlesungen zu halten, Bücher zu censiren, abzuändern, sogar Arzneikunst zu treiben, und obgleich ein Bettelorden, das Privilegium ertheilt, Kollegia mit den nöthigen Einkünften besitzen zu dürfen. So und zugleich durch unermüdliche Regsamkeit, Klugheit und staunenswerthe Gewandtheit ausgerüstet, die verschiedensten Talente in seine Dienste zu ziehen, allen Wandelungen und Zeitrichtungen geschickt sich zu fügen und anzupassen, ist der Jesuitenorden ein überaus wichtiger Faktor in der Entwickelung der neueren Zeiten geworden. — Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich der Orden zu seiner Zeit wesentliche Verdienste um die Erziehung der Jugend[1]) erworben, und wenn die ganze Bildung der katholischen Welt in den neueren Jahrhunderten über der am Ende des Mittelalters steht, sie es vorzüglich der Gesellschaft Jesu zu verdanken hat. Wäre die ganze Richtung dieser Gesellschaft eine mehr innere gewesen, hätte sie sich auf das

[1]) Laynez, der zweite Ordensgeneral (1556—1565), gab durch Aufnahme von Pensionären in die Ordensanstalten das erste Muster der nachher so allgemeinen jesuitischen Pensionsanstalten.

Gebiet des Geistes beschränkt, wäre ihre Sittenlehre ebenso einfach und gerade, als ihr Wissen umfassend gewesen, und hätte sie nicht in die Regierung der Staaten mit unsichtbarem Arme eingreifen wollen, so würde die ganze katholische Welt ungetheilt ihre Wirksamkeit segnen können. Allein durch ihren Fürsten und Volk vergiftenden Einfluß, ihre Herrsch- und Habsucht, ihre hierarchische Einmischung in die Politik und ihre verderblichen moralischen Grundsätze haben sie sich früh Haß und Verfolgungen zugezogen, und in neuester Zeit sind sie es gewesen, die nicht am wenigsten durch ihre Doktrinen die unheilbare Spaltung in der katholischen Kirche zu Wege gebracht haben.

Während die Jesuiten einen langsamen und schleichenden Kampf gegen die protestantische Kirche begannen, und namentlich in Deutschland große Erfolge erzielten, erneuerte man im Süden Europas die furchtbare Einrichtung der Inquisitionsgerichte, welche tausende von Ketzern auf die Scheiterhaufen schleppten. Namentlich in Spanien wüthete man in wahrhaft Grausen erregender Weise gegen jede Regung reformatorischen Geistes. Mit fanatischer Wuth betrieb in diesem Lande der spanische Habsburger, Philipp II., die gänzliche Ausrottung der lutherischen Ketzer, die Erstickung jeder freien religiösen und politischen Bewegung. Und was ihm in Spanien gelang, das suchte er dann mit gleich blutigen Mitteln auch in den Niederlanden in's Werk zu setzen, in deren nördlichen Provinzen mit der Lehre Kalvins der dieser eigenthümliche demokratische Geist, so überaus gefährlich für die spanische Herrschaft, die Gemüther erfaßt hatte. Allein das Uebermaß der Drangsal und der Verfolgung entflammte in diesem als burgundischer Kreis noch zum deutschen Reiche gehörigen Lande jenen Glaubens- und Bürgerkrieg, durch welchen das mannhafte Volk in beharrlichem Widerstand, zuletzt im Bunde mit England und Frankreich, die Fesseln der spanischen Knechtschaft brach, aber auch vom Reiche sich löste.

Der Abfall der Niederlande von Spanien und die siegreiche Bekämpfung der spanisch-habsburgischen Weltmonarchie war für den Katholizismus eine äußerst empfindliche Niederlage. Sie wirkte indeß nach Deutschland, welches von dem Kampfe sich möglichst fern hielt, wenig hinüber. Langsam, aber beharrlich und sicher arbeitete die katholische Kirche an ihrer Wiederherstellung im Reich, wobei ihr mehr die unter den Protestanten selber herrschende Spaltung, als eigentliche Begünstigung von Seiten der deutsch-habsburgischen Kaiser zu Hülfe kam, welche, in dieser Zeit ohne innige Beziehung zum spanischen Hofe, gerne eine dauernde Ausgleichung zwischen Katholiken und Protestanten erzielt hätten.

Obwohl Ferdinand I. (1556—1564) mit ganzer Seele Katholik war, so daß er noch in seinem Testamente seine Söhne ermahnte, „fest, beständig und beharrlich bei der wahren, alten, christlichen Religion zu beharren", und obwohl die Jesuiten Einfluß auf ihn gewannen, trat er doch duldend und vermittelnd, wenn auch aus äußeren Gründen, in Sachen des Bekenntnisses auf und erließ eine Deklaration, wonach protestantische Unterthanen in geistlichen Staaten des Religionsfriedens genießen sollten [1]. Maximilian II. (1564—1576) aber, sein Sohn und Nachfolger, zu dem ihn der Vater bereits im Jahre 1560 auf dem Kurfürstentage zu Frankfurt

[1] Bemerkenswerth ist noch aus Ferdinands Regierung, daß er seine deutschen Erbländer (vgl. S. 16 Note) unter seine drei Söhne theilte, so daß eine tirolische und eine steiermärkische Nebenlinie entstand.

vorgeschlagen hatte, eine ächt deutsche, milde, wohlwollende, von den besten Absichten[1]) geleitete Persönlichkeit, war sogar in seinem Herzen ein Anhänger der protestantischen Lehre, wenn er auch Bedenken trug, offen für dieselbe sich zu erklären.

Neben einer Reihe politischer Rücksichten — namentlich die Aussicht auf den polnischen, dann den spanischen Thron — hielt ihn, dem bei seinen übrigen trefflichen Eigenschaften doch rechte Thatkraft und Entschlossenheit fehlte, die unter den Protestanten selber zu seinen Lebzeiten recht um sich greifende Uneinigkeit von diesem Schritte zurück.

Schon bei Gelegenheit des Leipziger Interims (1548) war ein bereits vorhandener Zwiespalt unter den Lutheranern in schärferen Gegensatz getreten und seitdem noch weiter entwickelt worden. Neben die streng gläubige Richtung, welche ernst an der Lutherschen Lehre und Lehrform festhielt, hatte sich die freiere, in manchen Punkten der katholischen Kirche nicht so schroff entgegengesetzte Richtung der Melanchthonianer gestellt, die eine Zeitlang das Uebergewicht gewann. Namentlich in Wittenberg hatte sie ihre Verfechter, während die strengen Lutheraner anfangs in Magdeburg Zuflucht fanden, später in Jena sich festsetzten, wo Männer wie Amsdorf und Flacius Illyricus mit Geist und Gelehrsamkeit, aber leider auch mit maßloser Heftigkeit diese strengere Richtung vertraten, so daß zwar ein großer Theil des nördlichen Deutschlands derselben sich anschloß, dagegen die Leidenschaftlichkeit, mit der sie ihre Sache verfochten, die Spaltung vertiefen und im Großen und Ganzen das Ansehen der evangelischen Kirche schädigen mußte. Denn anstatt der Gründe griff man in dem Streit, der sich besonders um die Lehre vom Abendmahl und die Person Christi drehte, gar bald zu gehässigen Schimpfworten, zu Verlästerungen und Bannflüchen, indem man statt des stillen Forschens, um den Geist zu läutern, und statt des christlichen Handelns, welches erst Zeugniß über die rechte Erkenntniß ablegt, das Christenthum in den Eifer setzte, mit welchem eine Streitfrage, oft blos ein Wort, vertheidigt wurde.

Erst allmählich, nachdem einzelne Versuche zur Einigung beider Parteien gescheitert waren, kam eine solche zu Stande. Durch die Bemühungen schwäbischer und kursächsischer Theologen gelang die Abfassung der Konkordienformel (zuerst 1574, dann noch bestimmter gefaßt 1577 im Kloster Bergen bei Magdeburg), die zwischen den Extremen der verschiedenen Richtungen vermittelnd zugleich den Lehrbegriff der lutherischen Kirche streng

[1]) Ferdinand empfahl ihn mit Worten, die als ein wahrhaftiges Zeugniß über ihn aufbewahrt zu werden verdienen: „Er sei mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmuth, auch allen anderen fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüth, und trage gegen das h. Reich deutscher Nation große Liebe und Zuneigung, deren Ehre und Wohlfahrt zu befördern er zum Höchsten begierig sei. Auch sei er der sechs vornehmsten, in der Christenheit gebräuchlichen Sprachen kundig, so daß er Alles, was jetzt und künftig mit fremden Potentaten zu handeln sei, selber werde verstehen, reden und ausfertigen können." Ein anderes ehrenvolles Zengniß legten seine böhmischen Unterthanen über ihn ab, als sie ihn den Polen zum König empfahlen. „Unser Böhmen", sagten sie, „befindet sich unter seiner Regierung besser, als wenn es von einem angeborenen Vater beherrscht würde; unsere Vorrechte, Gesetze und Freiheiten werden von ihm geschützt und er läßt Alles unverändert bei seiner Kraft. Was aber fast als ein Wunderwerk erscheint, ist die große Klugheit und Unparteilichkeit, mit der er den verschiedenen Glaubensgenossen begegnet, und sie dadurch zu Einmüthigkeit, Duldung und gegenseitiger Liebe führt."

präzisirte und nach geschehener Annahme von Seiten der wichtigsten Reichsstände Deutschlands im Jahre 1580 in Verbindung mit den früheren symbolischen Schriften der lutherischen Kirche durch den Kurfürsten August von Sachsen († 1586) feierlich bekannt gemacht wurde.

Von dauernder Wirkung war indessen die Konkordienformel nicht, die übrigens auch ihre Entstehung nicht dem reinen Streben verdankte, eine Einigung unter den beiden Parteien in der lutherischen Kirche zu Stande zu bringen; sie war vielmehr in's Leben gerufen worden, nicht etwa, um der katholischen Kirche, sondern hauptsächlich um der Lehre des Genfer Reformators, Kalvin, die besonders in den romanischen Ländern Europas, dann aber auch in Deutschland, in der Pfalz (seit 1559) und in Hessen, Anhang gefunden hatte, geschlossener entgegentreten zu können. Vor allen in Sachsen war man den Reformirten feindlich gesinnt.

Während so, wie oben erzählt ist, die Parteien in der lutherischen Kirche selbst sich unter einander befehdeten, dann nach mühsam vermittelter Einigung gegen die andere Hauptrichtung des Protestantismus, die reformirte Lehre, sich wendeten, hatte die um ihre Wiederherstellung eifrig bemühte katholische Kirche natürlich nur Vortheil davon. An vielen Orten nahm man Beispiele wahr, wie Manche, die sich früher bereits der protestantischen Kirche angeschlossen hatten, wegen der inneren Entzweiung derselben zum Katholizismus zurücktraten. Auch Kaiser Maximilian II. blieb diesem wenigstens äußerlich treu. Er schickte nicht blos zwei seiner Söhne nach Spanien, um sie dort — natürlich streng katholisch — erziehen zu lassen; er ließ auch gegen Ende seines Lebens den unter Ferdinand I. in Oestreich eingedrungenen Jesuiten ruhig gewähren, obwohl er auf der anderen Seite auch den Protestanten Religionsfreiheit zugestand und ihnen nirgends hemmend entgegentrat.

Als der Kaiser 1576 starb, war es, während in den Niederlanden und in Frankreich[1]) die blutigsten Religionskriege entbrannt waren, in Deutschland zwar noch zu keinen Gewaltsamkeiten um der Religion willen gekommen; allein bei der feindseligen Schroffheit, mit welcher die Bekenntnisse sich gegenüberstanden, schien auch hier der Ausbruch von Unruhen nahe bevorzustehen, um so mehr als nach Maximilians Tode mit der Thronbesteigung seines spanisch und jesuitisch erzogenen Sohnes, Rudolfs II., Spanien und Oestreich wieder sich näherten. Es stand zu erwarten, daß nun auch in Deutschland der Katholizismus mit aller Entschlossenheit, selbst mit Waffengewalt vorgehen werde, um die verlorenen Positionen möglichst wieder zu gewinnen.

Gegenüber den heranziehenden Gefahren war die protestantische Kirche wenig gerüstet. An der Spitze der lutherischen Reichsstände standen Sachsen und Brandenburg, und beide gaben dem habsburgischen Einflusse sich hin. Dazu lagen die Linien des sächsischen Hauses noch in beständigem Streit mit einander, indem von den Ernestinern Versuche zur Wiedererlangung der an die Albertiner verlorenen Kurwürde gemacht wurden. Noch unter Maximilian II. war es dieserhalb zu Unruhen gekommen. Ein fränkischer Ritter, Wilhelm von Grumbach, hatte mit Ueberresten von den wilden

---

[1]) Die Gräuel der Pariser Bluthochzeit (24. August 1572) mißbilligte Maximilian laut. „Wollte Gott", sagte er, „mein Tochtermann (Karl IX.) hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm als ein Vater gerathen haben, daß er dies gewißlich nimmer gethan hätte."

Schaaren des Markgrafen Albrecht Alcibiades vorzüglich das Gebiet des Bischofs von Würzburg verwüstet und diesen selber sogar in seiner eigenen Stadt erschießen lassen. Und als ob so roher Gewalt das Kammergericht die Acht über ihn ausgesprochen hatte, da war er nach Gotha zu des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich gleichnamigem Sohne geflüchtet und hatte den jungen, fast schwachsinnigen Fürsten mit dem Versprechen bethört, ihm das Kurfürstenthum Sachsen wieder erobern zu wollen. Allein nachdem Kurfürst August (Bruder und Nachfolger von Moritz, siehe auch S. 71) als Vollzieher der Reichsacht das tapfer vertheidigte Gotha erobert hatte, war der junge Johann Friedrich als Gefangener nach Wien, dann nach Steier gebracht, wo er in achtundzwanzigjähriger Gefangenschaft sein unglückliches Leben beschloß, Grumbach aber nach grausamen Martern durch das Beil des Henkers geviertheilt worden.

Im Gegensatz zu Sachsen und Brandenburg waren die kalvinistischen Reichsstände, Pfalz und Hessen, zwar die entschiedensten Feinde des östreichisch-habsburgischen Uebergewichts, allein ihre Macht war gering und dazu standen sie den Lutheranern nicht minder schroff als den Katholiken gegenüber.

Die Sache der letzteren dagegen wurde durch mächtige und streng ihrem Glauben ergebene Fürsten vertreten. Neben den Habsburgern übernahm vor allen das bairische Herzogshaus die Führerschaft in dem beginnenden großen Kampf.

2. Die Zeit Rudolfs II. (1576–1612) und Matthias (1612–1619).

Rudolf II. war am wenigsten der Mann, um die mit Spannung und gegenseitiger Eifersucht erfüllten Gemüther beruhigen und eine Aussöhnung unter den Parteien herbeiführen zu können. Willenlos und träge, von jesuitischen Rathgebern geleitet, wurde er von Jahr zu Jahr theilnahmloser an seiner Regierung. Die Kunde der Gestirne und der Natur beschäftigte ihn weit mehr, als sein Reich. Wie sich an seinem Hofe neben Gelehrten, wie Tycho Brahe und Keppler, betrügerische Menschen zusammenfanden, die ihm aus den Sternen die Zukunft deuten oder ihn die Kunst des Goldmachens lehren sollten, so mischten sich in des Kaisers eigener Seele auf wunderbare Weise die edleren mit den thörichten Neigungen. An Kunstwerken alter Zeit, an Bildsäulen, geschnittenen Steinen, so wie an Gemälden, hatte er die größte Freude und verwendete bedeutende Summen dafür; aber ebenso sehr zog ihn seine alchymistische Werkstätte oder sein Marstall an, und wohl kam es vor, daß Diejenigen, welche über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm unterhandeln wollten, den Kaiser in seinen Pferdeställen aufsuchen mußten.

Sehr bald begann unter Rudolfs Regierung ein von den Umständen begünstigtes Wiedervordringen des Katholizismus. Die katholischen Fürsten, geistliche wie weltliche, fingen auf den Rath der Jesuiten an, ihre protestantischen Unterthanen wieder zum alten Glauben zurückzuführen, oder aus dem Lande zu weisen. So geschah es in Paderborn, Würzburg, Bamberg, Salzburg und anderen Stiftern; in manchen Städten, wo der Rath katholisch geblieben war, verlangte er von der Bürgerschaft das gleiche Bekenntniß. Vor allen aber entwickelte der Prinz Ernst von Baiern eine auf Ausrottung des Protestantismus gerichtete umfassende Thätigkeit. Als Bischof

von Lüttich und Hildesheim, bald auch von Münster führte er in alle diese Gebiete Jesuiten und durch sie die katholische Kirche wieder ein, die auch in Aachen, wo eine protestantische Gemeinde entstanden war, durch ihn hergestellt wurde. Den bedeutendsten Einfluß aber gewann Ernst von Baiern, nachdem er den erzbischöflichen Stuhl zu Köln bestiegen hatte. In diesem Erzstift war der bisherige Kurfürst Gebhard Truchseß, der sich mit der Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin zu Gerresheim, auf das Verlangen der Brüder derselben vermählen wollte, zu der neuen Kirche (der reformirten) übergetreten. Sofort nach diesem Ereigniß wandten sich Domkapitel und Rath von Köln nach Rom und an den Kaiser, und der Erzbischof wurde in den Bann und in die Reichsacht gethan. Das Kapitel wählte alsdann den Prinzen Ernst zum Nachfolger desselben und dieser setzte sich mit Hülfe von bairischem und spanischem Kriegsvolk in den Besitz des Landes, während Gebhard zuerst nach den Niederlanden, später nach Straßburg ging und hier Domdechant wurde († 1601). Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich übrigens die beklagenswerthe Uneinigkeit unter den Protestanten und die geringe Entschlossenheit, die sie besaßen, ihre Glaubensgenossen zu schützen; sie ließen die Absetzung und Vertreibung Gebhards ruhig geschehen und nur der reformirte Pfalzgraf Johann Kasimir [1]) rückte mit einigen Haufen vor Köln, schloß die Stadt eine Zeitlang ein, bis die Baiern herankamen und seine wegen mangelnden Soldes ohnedies unzufriedenen Schaaren davontrieben.

An die Kölnische Streitsache schloß sich bald eine ähnliche in der Stadt Straßburg, wohin sich Gebhard mit drei gleichfalls protestantischen Domherren gewendet hatte. Diese wählten einen evangelischen Prinzen, Johann Georg von Brandenburg, zum Bischof des Stifts; allein die katholischen Domherren gewannen auch hier den Sieg, und um dieselbe Zeit wurde in Trier trotz der Gegenbemühungen evangelischerseits ebenfalls ein katholischer Erzbischof gewählt. —

Das uneinigste und zerrissenste deutsche Land unter Kaiser Rudolfs Regierung war aber das östreichische selbst. Maximilian II. hatte den protestantischen Ständen Religionsfreiheit [2]) gestattet und ihnen sogar durch einen Rostocker Theologen, David Chyträus, eine Kirchenordnung anfertigen lassen, ihnen auch einige Kirchen in der Nähe von Wien auf dem Lande

[1]) Dieser Johann Kasimir von der Pfalz war ein eifriger Anhänger seiner Kirche und wollte von dem lutherischen Glauben nichts wissen, dessen Lehrer er aus seinem Lande trieb. Ueberhaupt hat kein Land in Deutschland so traurige Wirkungen des Parteihasses der Protestanten unter sich erfahren, als das pfälzische. Der Kurfürst Friedrich III. war zu der reformirten Kirche übergetreten. Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, der eben genannte Pfalzgraf Johann Kasimir, ebenfalls reformirt, der ältere aber, der Kurfürst Ludwig, war der Augsburgischen Konfession so sehr zugethan, daß er dem kalvinischen Hofprediger seines Vaters nicht gestatten wollte, dessen Leichenpredigt zu halten. Deshalb wurden den Reformirten allenthalben ihre Kirchen genommen und Prediger sowohl als Schullehrer aus dem Lande getrieben. Es sollen ihrer an zweihundert gewesen sein. Als Ludwig jedoch früh starb und Johann Kasimir die Vormundschaft über dessen Sohn Friedrich IV. führte, wendete dieser die Sache wieder um und begegnete den Lutheranern, wie sein Bruder den Reformirten gethan hatte; und dem neunjährigen Friedrich wurde statt des sorgfältig eingeprägten lutherischen Katechismus der kalvinische mit aller Strenge beigebracht. Dieses nannte man christlichen Glaubenseifer! Und durch solchen Eifer mußte das pfälzische Land binnen sechzig Jahren vier Mal seine Kirche ändern, so daß es anfangs lutherisch, dann reformirt, dann wieder lutherisch und endlich wieder reformirt wurde.

[2]) Nur von seiner Hauptstadt Wien suchte er ihren Gottesdienst auszuschließen.

gegeben. Die Zahl der Protestanten war dann bald außerordentlich gewachsen. Rudolf II. jedoch gab seinen jesuitischen Rathgebern Gehör, er ließ die bis dahin verstatteten Kirchen schließen und entzog den Protestanten sogar das Bürgerrecht in allen östreichischen Städten. Die Unruhen, die über diese Maßregeln entstanden, griffen rasch um sich; und da auch in Siebenbürgen und Ungarn die protestantische Kirche gedrückt wurde, so kam es zu Aufständen, die namentlich in letzterem Lande äußerst gefährlich wurden. Der Führer der unzufriedenen Ungarn, Stephan Botschkai, knüpfte Verbindungen mit den Türken an, bemächtigte sich eines großen Theils des ungarischen Landes, das furchtbar zerrüttet wurde. All dieser Verwirrung sah Kaiser Rudolf sorglos und unthätig zu. Desto eifriger aber waren seine Brüder und Vettern um das Wohl ihres Hauses besorgt. Sie schlossen im Jahre 1606 einen Vertrag, durch welchen die Leitung der Regierung in Oestreich und Ungarn dem Bruder des Kaisers, **Matthias**, übertragen wurde. Da aber Rudolf sich gutwillig nicht fügen wollte, so zog Matthias mit Heeresmacht gegen ihn, und namentlich von dem protestantischen Adel in Oestreich und Ungarn dabei unterstützt, zwang er seinen Bruder zur Abtretung dieser Länder an ihn, „damit dieselben, welche in des Kaisers Abwesenheit so vieles während des langen Krieges gelitten, durch Matthias wieder zur Ruhe und Wohlstand gebracht werden möchten." Und in der That gelang es demselben, nachdem er dem Adel Religionsfreiheit ertheilt hatte, Ungarn wieder ganz zu beruhigen und nach Botschkais baldigem Tod zum Gehorsam zurückzuführen.

Durch solche Vorgänge veranlaßt, gewährte im Jahre 1609 Kaiser Rudolf, dem außer seiner Kaiserwürde nur noch das Königreich Böhmen [1]) geblieben war, um wenigstens in diesem Lande sich Anhänglichkeit zu bewahren, auch den Böhmen den sogenannten **Majestätsbrief**, in welchem er denselben freie Religionsübung, ein eigenes Konsistorium, die Einräumung der Prager Akademie und sogar die Freiheit zusicherte, außer den schon vorhandenen noch weitere Kirchen und Schulen in Böhmen errichten zu dürfen. —

Während dieser Ereignisse in den östreichischen Erblanden gewann der feindliche Gegensatz der religiösen Parteien auch im Westen und Süden von Deutschland immer größere Schärfe. Im Jahre 1607 war die freie Reichsstadt **Donauwörth** wegen Störung einer katholischen Prozession durch die fast ganz protestantische Bevölkerung in die Acht des Kaisers erklärt und von dem streng katholischen und jesuitisch erzogenen Maximilian von Baiern als Vollstrecker der Reichsacht erobert worden. Derselbe behielt aber nicht blos die Stadt als Ersatz seiner Kriegskosten im Besitz, sondern unterdrückte auch die evangelische Lehre in derselben und führte den katholischen Gottesdienst wieder ein. Entrüstet über dieses gewaltsame Vorgehen katholischerseits entschloß sich ein Theil der evangelischen Reichsstände zum Abschluß eines Bündnisses zu Schutz und Trutz, wobei nur leider der verderbliche Zwiespalt unter den Protestanten wieder zu Tage trat. Neben Christian von Anhalt betrieb nämlich das reformirte pfälzische Haus am eifrigsten den Abschluß des Bundes und deshalb hielten die meisten lutherischen Reichsstände [2]) mit ihrem Beitritt zurück.

---

[1]) Uebrigens hatte Rudolf die Succession in Böhmen seinem Bruder ebenfalls zusichern müssen.

[2]) Namentlich Kursachsen verweigerte sehr entschieden seinen Beitritt.

Als daher nach vielen Bemühungen am 4. Mai 1608 die **Union** von Ahausen zu Stande kam, waren überwiegend Reformirte in ihr vertreten; die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden, die Städte Ulm, Straßburg und Nürnberg, bald auch Kurbrandenburg gehörten dazu, und an der Spitze des auf 10 Jahre geschlossenen Bundes stand Kurfürst **Friedrich IV.** von der Pfalz, welcher als Feind des habsburgischen Uebergewichts mit dem gleichgesinnten **Heinrich IV.** von Frankreich Verbindungen einging und auf diesen sich stützte. — Da nun bereits im folgenden Jahre, am 10. Juni 1609, auch die süddeutschen katholischen, meistens geistlichen Fürsten, im Gegensatz zur Union, mit dem Herzog Maximilian von Baiern den Bund der **Liga** abschlossen, der auf neun Jahre gebildet, unabhängig vom deutsch-östreichischen Kaiserhause, an Spanien sich anlehnte, so standen sich zwei feindliche Heerlager kampfbereit im Reich gegenüber, und bald fanden beide Bündnisse die erwünschte Gelegenheit, mit den Waffen in der Hand einander entgegenzutreten.

Am 25. März 1609 erlosch nämlich mit dem geisteskranken **Johann Wilhelm** der Mannesstamm des katholischen Herzogshauses von **Jülich, Kleve und Berg**, dem auch die Grafschaften Mark und Ravensberg, sowie die Herrschaft Ravenstein in Nordbrabant zugehörten. Johann Wilhelm hatte vier Schwestern, die an deutsche Fürsten vermählt waren, und nicht nur diese, sondern auch andere weitläufige Verwandte machten Ansprüche auf die stattliche Erbschaft. Vor allen aber ergriffen der Kurfürst **Johann Sigismund von Brandenburg** und der Prinz **Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg**[1]) Besitz von dem Lande, das sie, da die Hausgesetze Untheilbarkeit vorschrieben, nach einem zu Dortmund (1609) abgeschlossenen Vertrage bis zu ausgemachter Sache gemeinsam verwalten wollten. Sie vertrugen sich deshalb in dieser Weise, um eine Beschlagnahme durch den Kaiser zu hindern, der ebenso, wie Spanien und die Liga, das bisher von katholischen Fürsten beherrschte Land nicht in protestantische Hände gelangen lassen wollte, und bereits den Erzherzog Leopold (aus der steiermärkischen Linie), Bischof von Passau und Straßburg, abgesandt hatte, um dasselbe als erledigtes Reichslehen einzuziehen. Während nun dieser mit Truppen herankam und die Festung Jülich besetzte, auch die Spanier unter dem General Spinola von den Niederlanden her vordrangen, erhob sich die protestantische Union zum Beistand der beiden bedrohten Fürsten und fing an zu rüsten. Zu gleicher Zeit knüpfte sie Unterhandlungen mit Heinrich IV. von Frankreich an, der bei seinen großen Entwürfen zu einer Umgestaltung Europas vor allen die Vernichtung der spanisch-östreichischen Oberherrschaft im Auge hatte und im Vertrage zu Schwäbisch-Hall, 1610, Hülfstruppen in dem beginnenden Kampfe versprach. Zwar fiel Heinrich selber noch in demselben Jahre von Ravaillac's Dolch, allein Frankreich sendete auch nach seiner Ermordung den versprochenen Beistand, und da auch Holland und England auf Seiten der Union thätig mit eingriffen, so gelang es den vereinigten

---

[1]) Johann Sigismund war seit 1608 mit Anna, der Tochter Albrecht Friedrichs von Preußen (Sohns von dem ersten preußischen Herzog aus dem Hause der Hohenzollern, Albrecht, † 1568) und Marie Eleonorens, der ältesten (verstorbenen) Schwester des letzten Herzogs von Kleve, vermählt. — Wolfgang Wilhelm war der Sohn des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg und der zweiten (noch lebenden) Schwester Johann Wilhelms von Kleve.

Anstrengungen, die Oberhand zu behaupten, die Festung Jülich von der Besatzung des Erzherzogs Leopold wieder zu befreien, nach welchem Ereigniß dann bald, da auch Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz im Jahre 1610 starb, Maximilian von Baiern aber nur wenig Lust noch zum Kriege hatte, zwischen Union und Liga, deren Truppen ebenfalls ins Feld gerückt waren und am Rhein und Main gekämpft hatten, ein Waffenstillstand zum Abschluß gebracht wurde, der die Feindseligkeiten für dies Mal beendigte.

Hätten nun nur die beiden Besitzer der Klevesche Erbschaft sich unter einander vertragen! Allein durch die heftige Zwietracht, in die sie geriethen, führten sie den Wiederausbruch des Kampfes, abermals unter Theilnahme auswärtiger Mächte, herbei. Der pfälzische Prinz Wolfgang Wilhelm sollte sich mit einer brandenburgischen Prinzessin vermählen und kam zu diesem Zweck nach Berlin. Bei einem Mahle entstand aber zwischen ihm und dem Kurfürsten ein so heftiger Wortwechsel, daß der erzürnte Prinz fortan jede Verbindung mit den Brandenburgern zurückwies, dem bairischen Hause sich anschloß, Katholik und Mitglied der Liga ward und eine Schwester des Baiernherzogs zur Frau nahm. Der Kurfürst von Brandenburg dagegen trat in Folge dessen, aus Furcht vor einem Angriff der Spanier oder der Liga auf seine Besitzungen, in ein Bündniß mit Holland und wurde Kalvinist. Die Bundesgenossen beider Gegner rückten nun in die Länder am Niederrhein; die Holländer besetzten Jülich, die Spanier unter Spinola Wesel, Mühlheim und Düsseldorf, so daß die Lage der Dinge ein sehr gefahrvolles Aussehen bekam, um so gefahrvoller, als eben fremde Mächte in erster Reihe in's Spiel kamen, die mit ihren Truppen auch dann den deutschen Boden noch nicht wieder verließen, als sich Brandenburg und Pfalz-Neuburg im Theilungsvertrage zu Xanten, 1614, vorläufig einigten. Zum endgültigen Austrag kam nämlich der Jülich-Klevesche Erbfolgestreit erst viel später, im Jahre 1666, wo Brandenburg die Gebiete von Kleve, Mark, Ravensberg, Pfalz dagegen Jülich und Berg erhielt.

Durch die Hereinziehung der Fremden war dieser Erbfolgestreit ein Vorspiel des ersten großen europäischen, des dreißigjährigen Kriegs. Zugleich war er von entscheidender Wichtigkeit für die künftige Stellung des brandenburgischen Hauses, das, zum Kalvinismus übergetreten, fortan auf der Seite der Feinde der habsburgischen Macht unter den auswärtigen Mächten — Frankreichs, Hollands, Englands — stand, während es bis dahin der Politik des Kaiserhauses gefolgt war. —

Schon zwei Jahre vor dem Xantener Vertrage, am 20. Januar 1612, war Kaiser Rudolf gestorben.

Von allen seinen Kronen besaß er bei seinem Tode nur noch die kaiserliche. Als er nämlich, damit Böhmen nicht auch an Matthias komme, dieses Land seinem Neffen Leopold von Passau verschaffen wollte und zu diesem Zweck im Jahre 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Passau nach Böhmen vorrücken ließ, griffen die Stände dieses Landes, welche eine feindliche Absicht gegen ihre Religionsfreiheit vermutheten, zu den Waffen, schlossen Rudolf in seiner Burg zu Prag ein und riefen den Matthias, der die Anwartschaft auf die böhmische Krone erhalten hatte, zur Hülfe herbei. Derselbe zog unter lautem Jubel in die Hauptstadt des Landes ein und Rudolf mußte nach bitteren und kränkenden Verhandlungen auch diese Krone ihm abtreten. In diesen trüben Tagen soll der Kaiser einmal im Unmuthe das Fenster seines Zimmers geöffnet und diese Worte hinausgerufen haben:

„Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöht worden und nun stößest du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes soll dich verfolgen und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen!"

Und nur allzubald brachen die Tage des furchtbarsten Unglücks über das böhmische Land herein! —

Nach Rudolfs Tode wurde sein Bruder Matthias auch zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt. Außer dem Kurfürsten von Brandenburg waren alle anderen Kurfürsten und eine große Menge von Fürsten bei der Krönung, am 24. Juni, zugegen; es war, wie ein Geschichtschreiber sagt, als wolle man für immer Abschied von einander nehmen; denn so sind die deutschen Fürsten nachher nie wieder zusammen gewesen. Der König Matthias hatte allein in seinem Gefolge 3000 Menschen, 2000 Pferde und hundert sechsspännige Wagen; und die anderen Fürsten erschienen nach ihrem Vermögen fast mit gleichem Aufwande. Feste folgten auf Feste, und wer die große, glänzende und fröhliche Versammlung sah, hätte Deutschland für das erste Land der Welt preisen mögen, welches so viele treffliche Fürsten besitze und sie in solcher Traulichkeit vereinigt sehe. Aber hinter dem glänzenden Vorhange lauerten die Geister der Zwietracht. Der tiefer Schauende mochte in den Gemüthern der Katholiken die Freude über die erwartete größere Thätigkeit und Entschlossenheit des neuen Kaisers entdecken, in denen der Unirten aber die Freude über die anscheinende Kränklichkeit desselben. Fürst Christian von Anhalt, einer der Thätigsten unter den letzteren, soll sich, die Zweideutigkeit von dem Fest hernehmend, geäußert haben: „Wenn es zum Tanze komme, so werde Matthias keine großen Sprünge mehr machen."

Und in der That zeigte der neue Kaiser sich nicht so thätig, als die Katholiken von ihm gehofft hatten. Weder griff er in den Klevesçhen Erbfolgestreit zu Gunsten derselben nachdrücklich ein, noch beschränkte er die Rechte der immer trotziger auftretenden protestantischen Stände in seinen östreichischen Erbländern; vielmehr suchte er vermittelnd und aussöhnend sich zwischen den Parteien zu halten. Allein da die Leidenschaften in den Gemüthern der Zeitgenossen bereits aufs Höchste gestiegen waren, keine Grenze mehr kannten und mit unversöhnlichem Hasse, durch ihre Prediger von den Kanzeln dazu aufgefordert, einander verfolgten, so war die unentschiedene Haltung des Kaisers durchaus nicht am Platze. Nur durchgreifende Charaktere konnten bei der wachsenden Verwirrung zur Geltung kommen.

Ein solcher war Ferdinand, ein Vetter des Kaisers, welcher bereits seit dem Jahre 1596[1]) in seinen Erbländern Steiermark, Kärnthen und Krain zur Herrschaft gelangt war. Auf der Universität zu Ingolstadt zusammen mit Maximilian von Baiern und unter den Augen des sehr eifrig katholischen alten Herzogs Wilhelm von Baiern vorzüglich durch Jesuiten gebildet, hielt er es für die erste Pflicht seines Lebens, durch alle Mittel, die in eines Menschen Gewalt sind, durch Güte und Strenge, durch das Wort, wie durchs Schwert, die Menschen bei der allein seligmachenden Kirche zu erhalten oder zu ihr zurückzuführen. Und diesem Grundsatz in unverbrüchlicher Treue ergeben[2]) fing Ferdinand gleich, nachdem er in seinen Erbländern Herr geworden war, an, dieselben zu reformiren, d. h. zu der

---

[1]) Nach dem Tode seines ebenfalls streng katholischen Vaters, Karl von Steiermark.
[2]) Er pflegte zu sagen: „Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer."

alten Weise des Gottesdienstes zurückzuzwingen. Er stellte den Grundsatz auf, daß der Landesherr nur Eine Kirche in seinen Ländern dulden dürfe, damit die volle Einheit der Gemüther und des Willens vorhanden sei; und da der Augsburger Religionsfriede in diesem Falle für die Andersgläubigen nur das Recht der Auswanderung hatte erlangen können, so zwang Ferdinand die, welche die Rückkehr zur alten Kirche verschmähten, seine Länder zu verlassen. Mit aller Strenge und rücksichtsloser Energie ging er bei seinen Maßregeln zu Werke, und so sah er bereits nach wenigen Jahren in Steiermark, Kärnthen und Krain, Ländern, in denen schon die größte Hälfte der Einwohner der neuen Kirche angehört hatte, seine Thätigkeit von dem besten Erfolge gekrönt. Keine protestantische Predigt wurde mehr gehört; alle protestantischen Kirchen waren geschlossen, und der katholische Gottesdienst ausschließlich und in vollstem Umfang wieder eingeführt worden.

Solche Thatkraft und solche Erfolge erfüllten die Protestanten im übrigen Deutschland mit Besorgniß und Schrecken; die Katholiken dagegen wünschten nichts sehnlicher, als daß Ferdinand auch in den anderen östreichischen Erbländern zur Herrschaft gelangen und in gleicher Weise auch hier die protestantische Kirche vernichten möge. Und in der That kam es dahin, daß des Kaisers Brüder Maximilian und Albrecht, die, wie er selber kinderlos waren, zu Gunsten des Erzherzogs Ferdinand der Nachfolge entsagten. Bereits im Jahre 1617 wurde der Letztere, wenngleich unter dem Einspruch der protestantischen Stände, von den Böhmen zu ihrem künftigen König erwählt. Er mußte den Ständen alle ihre bisherigen Rechte, auch den Majestätsbrief bestätigen, begab sich dann im folgenden Jahre (1618) nach Ungarn, um sich auch hier zum Nachfolger des Matthias wählen zu lassen; und auch in den öftreichischen Erzherzogthümern sollte die Regierung ihm zufallen.

Diese Erhebung ihres entschlossensten Gegners zum künftigen Haupt des deutsch-habsburgischen Hauses bedrohte die protestantische Kirche in Deutschland mit großen Gefahren. Um auf alles gefaßt zu sein, suchten die Mitglieder der Union, besonders der Kurfürst von der Pfalz, ihren Bund zu verstärken; sie arbeiteten namentlich wieder, freilich auch jetzt vergebens, daran, das kursächsische Haus in denselben hereinzuziehen. Während die Protestanten mit banger Sorge der Zukunft entgegensahen, frohlockten die Katholiken dagegen über die ihnen günstige Wendung der Dinge; namentlich in Böhmen wollte man seit Ferdinands Ernennung zum Könige besondere Thätigkeit und größere Zuversicht, als früher, unter ihnen bemerken. Mancherlei schlimme Gerüchte, welche die Protestanten bedrohten, gingen im Lande um. „Der Majestätsbrief, der den Protestanten Sicherheit und Freiheit verbürgt habe, sei kraftlos, weil er von König Rudolf erzwungen sei", so sollten die Katholiken geäußert haben; — bei der Ankunft des Königs Ferdinand werde es heißen: „Ein neuer König, ein neues Gebot". Dann würden etliche Köpfe herunter müssen, die Güter würden in andere Hände kommen und mancher arme Gesell werde sich wohl dabei befinden." — Auch Gemälde bei Ferdinands Huldigung in Mähren kamen hinzu, wobei der böhmische Löwe und der mährische Adler in Ketten dargestellt waren und ein mit offenen Augen schlafender Hase andeuten sollte, daß die Stände mit offenen Augen nicht wahrnähmen, welches Schicksal ihnen bereitet werde. Diese und andere Zeichen, von Munde zu Munde vermehrt und

verschlimmert, hielten die Gemüther in Aufregung und gingen dem Losbruch des schreckenvollen Kampfes mit den Waffen, der sich entspinnen sollte, vorher.

3. Der dreißigjährige Krieg. (1618—1648).

a. Der böhmisch-pfälzisch-dänische Krieg. 1618—1629.

Bei der unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse mächtig gesteigerten Entschlossenheit der Katholiken, den protestantischen Ketzern Abbruch zu thun, war eine bestimmte Veranlassung zu Streitigkeiten gar bald gefunden. Die Regierung in Böhmen deutete den Artikel des Majestätsbriefes (oben S. 74), in welchem den Protestanten dieses Landes die Freiheit, neue Kirchen bauen zu dürfen, gewährt war, nur auf die protestantischen Stände des Königreichs, nicht auch auf die protestantischen Unterthanen katholischer Stände, während die Protestanten dagegen alle Genossen ihres Glaubens im Lande verstanden wissen wollten. Als nun im Jahre 1617 die protestantischen Unterthanen des Erzbischofes von Prag im Städtchen Klostergrab, die des Abtes von Braunau in diesem Orte selber den Bau von Kirchen begannen, beschwerten sich die geistlichen Würdenträger darüber beim Kaiser und, als dennoch die Kirchen weiter gebaut wurden, wirkte der Erzbischof einen kaiserlichen Gegenbefehl aus, ließ die bereits vollendete Kirche zu Klostergrab niederreißen; die zu Braunau aber wurde geschlossen, und als ein Aufstand deshalb erfolgte, wurden die unruhigsten Bürger ins Gefängniß geworfen.

Wegen solcher Vorgänge klagten nun die protestantischen Stände über Verletzung des Majestätsbriefes. An ihrer Spitze stand der Graf Matthias von Thurn, der mit aller Wärme des italienischen Blutes — er war aus Görz an der italienischen Grenze gebürtig — für seinen Glauben und seine Freiheit eintrat und zum Defensor der evangelischen Gemeinde in Böhmen erwählt worden war. Als solcher rief er jetzt die protestantischen Stände in Prag zusammen. Es wurde ein Schreiben an den Kaiser erlassen und darin um Abstellung der Beschwerden und um Freilassung der gefangenen Braunauer Bürger gebeten.

Allein die Antwort, welche Matthias ertheilte, war abweisend und vorwurfsvoll. Die Widersetzlichkeit der Braunauer und Klostergraber Unterthanen wurde als Aufruhr bezeichnet, und die Stände getadelt, daß sie fremder Unterthanen sich angenommen, unerlaubte Zusammenkünfte gehalten und daß sie gesucht hätten, durch Aussprengen von falschen Gerüchten über die Gefährdung des Majestätsbriefes die Liebe und Treue seiner Unterthanen dem Kaiser zu entreißen. Die Drohung, welche dann folgte, „es solle die Sache untersucht werden und einem jeden nach Verdienst geschehen", ließ die gereizten Gemüther das Aergste befürchten. Dazu verbreitete sich das Gerücht, das kaiserliche Schreiben sei nicht in Wien, sondern in Prag selber von der Regentschaft verfaßt worden, besonders durch die katholischen Räthe Martiniz und Slavata, zwei schon ohnedies sehr verhaßte Männer, die bereits vor neun Jahren an der Auswirkung des Majestätsbriefes keinen Antheil genommen hatten und von gewaltigem Eifer für die katholische Kirche erfüllt waren. Martiniz, hieß es, habe seine protestantischen Unterthanen mit Hunden in die katholische Kirche hetzen lassen, und Slavata die seinigen durch Versagung der Taufe und des Begräbnisses zum katholischen Glauben gezwungen.

In überaus gereizter Stimmung erschienen nun die Abgeordneten der evangelischen Stände am 23. Mai 1618, großentheils bewaffnet, auf dem königlichen Schlosse zu Prag vor den Statthaltern. Sie verlangten zu wissen, ob die Räthe bei der Berathung des harten und nachtheiligen kaiserlichen Schreibens zugegen gewesen und ob sie für die Abfassung desselben gestimmt hätten, und als sie zur Antwort erhielten, man müsse erst die abwesenden Mitglieder der Statthalterei einberufen, um in so wichtiger Sache zu rathen, da traten einige aus dem Haufen hervor und erklärten: „Wir wissen, daß Adam von Sternberg, oberster Burggraf, und Diepold von Lobkowitz zwar bei der Berathschlagung über das Schreiben gewesen sind, aber die Ausfertigung desselben mißbilligt haben". Darauf führte man diese beiden in ein anderes Zimmer und nun stürzten sich einige auf Martiniz, schleppten ihn ans Fenster und stürzten ihn nach altböhmischer Sitte aus demselben hinaus. Bald darauf rief dann der Graf Thurn, auf Slavata zeigend: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern!" Auf dieses Wort wurde auch er ergriffen und gleichfalls hinabgestürzt. Beiden Räthen folgte noch ihr Geheimschreiber Fabrizius. Die Höhe des Sturzes betrug 56 Fuß; trotzdem kamen alle drei mit dem Leben davon, indem sie auf einen weichen Haufen von Papiertrümmern und anderem Kehricht gefallen waren.

Nach dieser Gewaltthat wurde das Schloß sofort mit ständischen Truppen besetzt, alle Beamte von den Ständen in Eid und Pflicht genommen, alle Jesuiten aus dem Lande getrieben, weil man diese für die Urheber der feindseligen Absichten gegen die Evangelischen ansah, und endlich ein Ausschuß von dreißig Edelleuten zur Regierung des Landes niedergesetzt.

Der Kaiser Matthias war in nicht geringer Bestürzung, als er diese Vorgänge erfuhr. Es schien ihm aber Nachgiebigkeit das einzige Mittel, das wichtige Böhmen dem habsburgischen Haus zu erhalten, zumal auch in den östreichischen Ländern und in Ungarn die Unzufriedenheit immer mehr um sich griff. Auch der Beichtvater und stete Rathgeber des Kaisers, der Kardinal Klesel, ein sehr eifriger Feind der Protestanten, rieth zur Vermittelung. Der Erzherzog Ferdinand jedoch setzte solchen Gedanken mit aller Kraft sich entgegen. „Vor Allem müsse man wissen," schrieb er dem Kaiser, „daß Gott selbst die böhmischen Unruhen verhängt habe; denn er habe die Böhmen offenbar mit Blindheit geschlagen, damit durch die erschreckliche That, welche allen Vernünftigen, von welcher Religion sie seien, abscheulich, unchristlich und strafwürdig erscheinen müsse, der Rebellen meister Vorwand, als thäten sie Alles der Religion halber, falle und zu Wasser werde. Denn unter diesem Vorwande hätten sie bisher nur getrachtet, ihren Landesherren alle Rechte, alle Einkünfte und alle Unterthanen zu nehmen. Sei nun aber die Obrigkeit von Gott, so müsse dieser Unterthanen Betragen vom Teufel sein und Gott könne das bisherige Nachgeben der Obrigkeit nicht billigen; vielleicht habe er dieses Aeußerste geschehen lassen, damit sich die Herren auf ein Mal dieser Knechtschaft ihrer eigenen Unterthanen entledigten, demnach halte er dafür, daß jetzt nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen."

Aus diesem Schreiben Ferdinands lernen wir am besten die zähe Festigkeit seiner Grundsätze kennen. Zu den Worten fügte er gleich auch die That; er ließ aller Orten Krieger werben und zeigte solchen Ernst und solche Entschiedenheit, daß man sah, er werde sich durch die Unentschlossenheit

des Kaisers nicht hemmen lassen. Und auf seinen und der übrigen Erzherzoge Entschluß, der vom Papst unterstützt wurde, geschah sogar, daß der friedlich gesinnte Kardinal Klesel unerwartet gefangen und wegen mancherlei Vergehen angeklagt wurde. Die Absicht war, ihn von dem alten und schwachen Kaiser zu entfernen, der nun ohne Stütze war und den Erzherzogen alles überlassen mußte. Von diesem Augenblick an war die Ohnmacht des Kaisers vollends entschieden und die letzte Hoffnung auf friedliche Beschwichtigung der böhmischen Stände dahin.

Diese rüsteten inzwischen ein Kriegsheer und besetzten alle Städte ihres Landes bis auf Budweis und Pilsen, welche von kaiserlichen Truppen besetzt blieben. Dazu kam ihnen eine ganz unerwartete Hülfe durch einen Mann, welcher zu den merkwürdigen Kriegshelden jener Zeit gehört und gleich manchen Anderen ohne Land und Leute, bloß durch den Ruf seines Namens tapfere Schaaren um sich sammelte, um mit ihnen für Lohn und Beute dahin zu ziehen, wo man seines Armes bedurfte. Das Auftreten solcher Männer war das Zeichen der außerordentlichen, aus ihren Fugen getretenen Zeit. Durch den Krieg erhielten und ergänzten sich ihre Schaaren; der Krieg mußte sich selber ernähren, und zum Theil hierin liegt das Geheimniß, wie er dreißig Jahre auf deutschem Boden fortwüthen konnte. Jener Mann war der Graf Ernst von Mansfeld, Krieger von Jugend auf, von kühnem und unternehmendem Geiste, der schon an vielen Gefahren Theil genommen und damals für den Herzog von Savoyen gegen die Spanier Truppen geworben hatte. Da der Herzog sie gerade nicht brauchte, so gab er ihm die Erlaubniß, den Unirten in Deutschland zu dienen, und diese schickten ihn mit 3000 Mann nach Böhmen, als habe er von dort eine Bestallung erhalten. Er erschien ganz unerwartet und nahm den Kaiserlichen das wichtige Pilsen weg. —

Inzwischen war Kaiser Matthias, am 10. März 1619, gestorben; und unter den schwierigsten Umständen trat Ferdinand seine Regierung an. Nicht nur Böhmen war in bewaffnetem Aufstand, auch in Ungarn, von außen beständig durch die Türken geschreckt, dauerten unter Bethlen Gabor die Unruhen fort; Schlesien und Mähren waren den Böhmen befreundet und die protestantischen Stände in Oestreich sehr geneigt, der böhmischen Erhebung sich anzuschließen. Die ganze Lage war um so gefahrvoller, als bereits Matthias von Thurn an der Spitze von Kriegsschaaren auf dem Wege nach Wien stand. Ueber die Absicht dieses Zuges erklärte er: „Wo er irgend geworbenes Volk wisse, da suche er es auf, um es zu zerstreuen. Zwischen Katholiken und Protestanten müsse fortan völlige Gleichheit sein, und jene nicht wie bisher gleich Oel obenauf schwimmen." Er kam vor die Thore von Wien; seine Leute schossen sogar bis in die kaiserliche Burg, wo Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben, sich aufhielt. Er durfte seine Hauptstadt nicht verlassen, wenn nicht Oestreich verloren gehen sollte. Aber die Gegner hielten ihn doch für verloren; schon sprachen sie von seiner Einsperrung in ein Kloster und der Erziehung seiner Kinder in der protestantischen Lehre. Und in dem gefährlichsten Augenblicke, als Thurn schon in der Vorstadt von Wien am Stubenthore stand, den 10. Juni 1619, erschienen sechszehn Mitglieder der östreichischen Stände vor Ferdinand und forderten mit Ungestüm seine Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu dem Bündnisse, welches sie mit Böhmen schließen wollten. Ja, ihr Anführer Thonradel ging sogar so

weit, den König bei den Knöpfen seines Leibrocks zu fassen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten Punkte sogleich zu unterschreiben. — Aber in eben diesem Augenblicke ritten, wie durch wunderbare Fügung, fünfhundert Dampierresche Reiter, eben von Krems in Wien einrückend und weitere Befehle erwartend, unkundig dessen, was im Schlosse vorging, unter Trompetenschall auf den Burghof. In der größten Bestürzung entfernten sich die Abgeordneten, welche die Ankunft der Reiter für absichtlich hielten, und Ferdinand war aus peinlicher Verlegenheit befreit.

Der Graf Thurn mußte bald nach Böhmen zurück, weil Prag von östreichischen Schaaren bedroht wurde, und diesen Augenblick benutzte Ferdinand zu einem andern gewagten Vorhaben. Obgleich die Huldigung in den östreichischen Ländern noch nicht erfolgt war und in seiner Abwesenheit viel Schlimmes vorfallen konnte, entschloß er sich doch, nach Frankfurt zu gehen und sich zum Kaiser wählen zu lassen. Die geistlichen Kurfürsten waren gewonnen, von den weltlichen hielt Sachsen fest zum habsburgischen Hause und auch Brandenburg war geneigt, Ferdinand seine Stimme zu geben; und da so Kurpfalz mit seinem Widerspruche gegen dessen Erhebung allein stand, so wurde Ferdinand am 28. August 1619 zum Kaiser gewählt. In dem Augenblicke jedoch, als er nach der Wahlhandlung mit den Kurfürsten den Saal verließ, um in die Bartholomäuskirche zu gehen, erhielt er die Nachricht, daß ihn die Böhmen als ihren König verworfen hätten.

In denselben Tagen nämlich, am 26. Aug., hatten die Böhmen auf einer allgemeinen Ständeversammlung Ferdinand als ihren König entsetzt, „weil er sich, dem Grundvertrage mit ihnen entgegen, noch vor Matthias' Tode in die Regierungsangelegenheiten gemischt, den Krieg über Böhmen gebracht und mit Spanien ein Bündniß gegen ihre Freiheit geschlossen habe." Statt seiner wurden von katholischer Seite der Herzog von Savoyen und Maximilian von Baiern, protestantischerseits der Kurfürst Johann Georg von Sachsen und **Friedrich V. von der Pfalz** vorgeschlagen. Letzterer erhielt die Stimmen, weil er ein Schwiegersohn König Jakobs I. von England und das Haupt der Union war, und von beiden hoffte man Beistand. Die inkorporirten Länder Mähren, Schlesien und die Lausitzen stimmten der Wahl bei, und selbst die katholischen Stände Böhmens gelobten Treue und Gehorsam. Zwar wurde Friedrich von Sachsen, Baiern und selbst von seinem Schwiegervater vor der Annahme einer so gefährlichen Krone gewarnt; allein sein Hofprediger Scultetus und seine Gemahlin Elisabeth, die als Königstochter auch eine königliche Krone zu tragen begehrte, redeten eifrig zu, und so entschloß sich Friedrich, alle Stimmen der Warnung überhörend, die böhmische Krone zu nehmen. Er wurde am 25. Okt. 1619 in Prag mit großer Pracht gekrönt. Er hielt es für seine Pflicht, wie er selbst sagte, seine Glaubensgenossen, die ihn berufen, nicht zu verlassen. Hätte der 23jährige König nur Geistesgröße genug gehabt, das Werk glücklich durchzuführen, so würde die Geschichte ihn unter die kühnen Männer zählen, welche ein großes Unternehmen im Vertrauen auf die innere Kraft wagen durften; aber er hat die Stärke und Besonnenheit nicht bewiesen, die dem geziemte, der eine gefahrvolle Krone anzunehmen sich entschloß.

Ferdinand dagegen begab sich auf seiner Rückreise von Frankfurt nach München zu dem Herzoge von Baiern und schloß mit ihm das wichtige Bündniß, welches ihm damals Böhmen gerettet hat. Sie waren beide Jugendfreunde, und die Union hatte den Herzog durch viele unvorsichtige

Schritte gereizt. Maximilian übernahm den Oberbefehl über das katholische Vertheidigungswesen und bedang sich vom Hause Oestreich den Ersatz aller Unkosten und Verluste, selbst wenn es sein müsse, durch Abtretung östreichischer Länder aus.

Auch mit Spanien gelang es dem Kaiser ein Bündniß abzuschließen und der spanische Feldherr **Spinola** erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einzufallen. Ferner veranstaltete der Kurfürst von Mainz eine Zusammenkunft zu Mühlhausen mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, dem Kurfürsten von Köln und dem Landgrafen Ludwig von Darmstadt, auf welcher der Entschluß gefaßt wurde, dem Kaiser alle mögliche Hülfe zu leisten, um sein Königreich und das kaiserliche Ansehen zu erhalten.

Dem neuen böhmischen Könige blieb nun außer seinen Unterthanen keine Hülfe als die Union; denn der Siebenbürgische Fürst **Bethlen Gabor** war trotz aller Versprechungen ein sehr zweideutiger und unzuverlässiger Bundesgenosse und die Schaaren, die er mitunter nach Mähren und Böhmen schickte, waren fast Räuberhorden gleich. Die Union indeß rüstete sich, sowohl wie die Liga. Ganz Deutschland glich einem Werbeplatze. Aller Augen waren auf den schwäbischen Kreis gerichtet, wo die beiden Heere zusammentreffen mußten; da schlossen sie unerwartet zu Ulm am 3. Juli 1620 einen Vertrag, in welchem die Unirten, weil sie den Kampf um die böhmische Krone nicht als Religionssache ansehen könnten, die Waffen niederzulegen versprachen und beide Theile einander Friede und Ruhe gelobten. Die Unirten fühlten sich zu schwach, da auch Sachsen gegen sie war und Spinola von den Niederlanden her drohte. Für den Kaiser aber war es ein großer Vortheil, daß Böhmen von diesem Vergleiche ausgeschlossen wurde, denn nun konnte das liguistische Heer ihm den Gegenkönig bekämpfen helfen. Maximilian von Baiern brach sogleich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oberöstreich zum Gehorsam gegen Ferdinand, vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere und fiel rasch in Böhmen ein. Von der andern Seite besetzte der Kurfürst von Sachsen in des Kaisers Namen die Lausitz, nachdem er vier Wochen vor Bautzen gelegen und dasselbe nach tapferer Gegenwehr eingenommen hatte.

So kam Friedrich V. stark in's Gedränge; gleichwohl hätte er mit Hülfe eines treuen und tapferen Volkes, welches schon vor zweihundert Jahren in den Hussitenkriegen sein Vaterland gegen die gesammte Macht Deutschlands vertheidigt hatte, siegreich bestehen mögen. Aber er verstand es nicht, sich das volle Vertrauen des böhmischen Volkes zu erwerben. Sein Leben war sorglos und in äußeren Dingen verloren, ohne die innere Würde und Besonnenheit, welche einer verhängnißvollen Zeit gebührt, und außerdem setzte er die Böhmen seinen deutschen Rathgebern und Anführern nach. Der böhmische Adel, welcher die ganze Veränderung eigentlich hervorgebracht und geleitet hatte, benutzte sein Uebergewicht zu seinem Vortheil, beeinträchtigte die Bürger in ihren Gewerben und wälzte auf sie und den Landmann die Lasten der Abgaben. Es wurde laut über die Steuern, so wie über den Druck des Kriegsvolkes geklagt, dazu verletzte die kalvinistische Partei durch ihre kirchliche Herrschsucht eben so sehr die Lutheraner, als die Katholiken. Friedrich vermochte diese widerstrebenden Elemente nicht zu zügeln, und diese seine Schwäche stürzte ihn in's Verderben.

Bei der Annäherung der Feinde zogen sich die böhmischen Schaaren

ohne Schwertstreich bis unter die Mauern von Prag zurück und verschanzten sich auf dem weißen Berge. Ehe die Verschanzungen aber fertig waren, zogen die Oestreicher und Baiern heran und die Schlacht fing an, indem Maximilians Ungeduld keine Stunde die Entscheidung ungewiß lassen wollte. Und in weniger als einer Stunde war das Schicksal Böhmens entschieden, Friedrichs Heer trotz der tapfern Gegenwehr einzelner Abtheilungen geschlagen und alles Geschütz nebst hundert Fahnen von dem Feinde erobert. Friedrich selbst, der bei Beginn der Schlacht ruhig an der Tafel saß, sah das Ende derselben nur aus der Ferne von den Wällen der Stadt mit an und verlor mit ihr sogleich alle Entschlossenheit. Gegen den Rath kühnerer Freunde entfloh er in der folgenden Nacht mit dem Grafen von Thurn und einigen andern aus Prag, welches sich noch hätte vertheidigen können, nach Schlesien [1]), konnte sich auch hier nicht zu bleiben entschließen, um seine Freunde zu sammeln, sondern floh weiter nach Holland, und lebte dort, ohne Länder und ohne innern Muth, auf Kosten seines Schwiegervaters, des englischen Königs. Der Kaiser erließ gegen ihn die Achtserklärung, wodurch ihm alle seine Länder abgesprochen wurden.

Prag ergab sich sogleich; ganz Böhmen außer Pilsen, welches Ernst von Mansfeld kühn besetzt hielt, folgte dem Beispiele der Hauptstadt; die pfälzischen Länder wurden durch die Spanier unter Spinola besetzt, und die Union löste sich aus Furcht vor ihrer Nähe im J. 1621 ganz auf.

Schmerzhaft für Böhmen war aber die Strafe, welche der Kaiser an dem Lande vollzog. Drei Monate lang geschah nichts; dann plötzlich, da viele der Geflohenen zurückgekehrt waren, wurden an einem Tage und in einer Stunde achtundvierzig der Anführer der protestantischen Partei gefangen genommen und nach vorgenommener Untersuchung siebenundzwanzig von ihnen zum Tode verurtheilt, drei vom Herrenstande, sieben vom Ritterstande, die übrigen aus den Bürgern. Das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen, so wie auch dasjenige der Abwesenden und als Verbrecher Erklärten; unter diesen war auch der Graf von Thurn. — Darauf wurden nach und nach alle protestantischen Prediger aus dem Lande gewiesen, die böhmischen zuerst, später die deutschen, den Kurfürsten von Sachsen zu schonen, endlich, im J. 1627, folgte die Ankündigung, daß kein Unterthan in Böhmen werde geduldet werden, der sich nicht zur katholischen Kirche bekenne. Man schätzt die Zahl der Haushaltungen, die in dieser Zeit Böhmen verlassen haben, auf dreißigtausend; sie wendeten sich meistentheils nach Sachsen und Brandenburg.

Viel glücklicher kam Schlesien davon, welches durch Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen die Bestätigung seiner religiösen und bürgerlichen Freiheiten und eine allgemeine Amnestie erhielt und so den Protestantismus in seinen Grenzen rettete. Dagegen wurde, wie in Böhmen, auch in Oestreich die evangelische Kirche vernichtet.

Aller menschlichen Berechnung nach hatte der Streit jetzt sein Ende gefunden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöst, das Haus Pfalz gestürzt und der Kurfürst einem Flüchtlinge gleich. Woher sollte noch

---

[1]) Hier war der Markgraf Johann Georg aus der ansbach-bayreuthischen Linie der Hohenzollern, Herzog von Jägerndorf, sein Verbündeter. Derselbe verlor in Folge der Schlacht am weißen Berge sein Herzogthum an den Kaiser. Im Jahre 1740 machte Friedrich der Große die Ansprüche der Hohenzollern auf Jägerndorf geltend.

Widerstand kommen? — Und dennoch kam er, und zwar zunächst von Seiten jenes Ernst von Mansfeld, welcher den angefangenen Streit so leichten Kaufs nicht gewonnen geben wollte und sein Zeitalter zu gut kannte, um nicht auf unerwarteten Wechsel des Glückes für den Kühnen und Standhaften zu rechnen. Er wußte, wie die Gemüther der Völker gespannt waren und nur auf die Anführer warteten, um den hartnäckigen Kampf für ihre Meinungen zu erheben. Wer ihr Vertrauen gewann, konnte das Außerordentliche wagen. Unerwartet sammelte er, nachdem er endlich Pilsen verlassen hatte, neue Schaaren und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz, dessen General er sei, gegen den Kaiser noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatte er an 20,000 Mann zusammen und zwang das liguistische Heer unter dem bairischen Feldherrn, Johannes Tserklas (seit 1623 durch des Kaisers Erhebung Graf) Tilly, immer gegen ihn zu Felde zu liegen. Er führte seinen Gegner im J. 1621 durch schnelle und kluge Märsche irre und verheerte dabei die katholischen Stifter in Franken, Würzburg, Bamberg und Eichstädt, dann Speier, Worms und Mainz am Rhein und endlich das schöne blühende Elsaß.

Sein Beispiel reizte mehrere. Zuerst trat der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für die Sache des pfälzischen Hauses auf den Kampfplatz, sammelte ein schönes Heer und vereinigte sich mit Mansfeld. Er wollte nicht als deutscher Reichsfürst kriegen, damit sein Land nicht büßen müsse, sondern als Ritter und Kämpfer für die Sache, die ihm die gerechte schien. Daher übergab er, ehe er in's Feld zog, die Regierung seines Landes seinem Sohne. Ihm, mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachsen; als sie sich aber trennten, schlug dieser den Markgrafen bei Wimpfen am 8. Mai 1622.

Mansfeld aber fand einen neuen Helfer an dem Herzog Christian von Braunschweig, des regierenden Herzogs Bruder, in seinem 17. Jahre vom Domkapitel in Halberstadt zum lutherischen Bischofe erwählt, der in jugendlichem Feuer sich gleichfalls zum Kämpfer des vertriebenen Kurfürsten aufwarf. Mit einem ansehnlichen Haufen stieß er nach manchen Abenteuern zu Mansfeld, und nun suchten beide zum zweiten Mal das Elsaß heim; dann wandten sie sich bald hier, bald dorthin, fielen in Lothringen ein, machten sogar Paris einen Augenblick zittern, indem sie den Hugenotten zu Hülfe zu ziehen drohten, und trieben kühn ihr Kriegsspiel zum Schrecken aller Länder umher. Zuletzt zogen sie den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe.

Tilly hielt indeß die pfälzischen Länder besetzt, und in dieser Zeit bemächtigte er sich der vortrefflichen Heidelberger Büchersammlung, aus welcher der Herzog von Baiern dem Papste Gregor XV. die kostbarsten Handschriften schenkte. Sie wurden nach Rom gebracht und mit der großen vatikanischen Bibliothek vereinigt [1]. —

Wieder schien ein Augenblick gekommen zu sein, da die Ruhe in Deutschland hergestellt werden konnte, wenn die Sieger Mäßigung übten. Allein Ferdinand gedachte in seinen Umwandlungen nicht inne zu halten. Er hielt sich, wie er sich in einem eigenhändigen Schreiben nach Spanien

---

[1] Im Jahre 1816, auf Verwenden des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen, sind die deutschen Handschriften zurückgegeben und wieder nach Heidelberg gebracht.

ausdrückt, „zur Ausrottung der aufrührerischen Faktionen, welche durch die kalvinische Ketzerei am meisten genährt würden, von der Vorsehung berufen", und sah in den bisherigen glücklichen Begebenheiten einen Fingerzeig Gottes, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Ein großer Schritt zu seinem Ziele war es, wenn sein Freund, der Herzog von Baiern zur Belohnung treuer Dienste mit der pfälzischen Kurwürde belehnt wurde; so hatten beide schon ins Geheim verabredet. In dem erwähnten Schreiben nach Spanien sagt Ferdinand: „Wenn wir eine Stimme mehr im kurfürstlichen Kollegio haben, so werden wir für immer sicher sein, daß das Reich in den Händen der Katholischen und bei dem Hause Oestreich bleiben werde." Aber der Schritt war bedenklich, weil er alle Protestanten zu dem heftigsten Widerstande zu reizen und besonders das bis jetzt treue kursächsische Haus zum Feinde zu machen drohte. Dennoch setzte Ferdinand seinen Willen durch: auf dem Kurfürstentage zu Regensburg im J. 1623 schritt er rasch zur Belehnung Maximilians mit der pfälzischen Kurwürde und gab ihm auch die an das Herzogthum Baiern anstoßende Oberpfalz. Sachsen wurde nach manchen Unterhandlungen durch die Einräumung der Lausitz zur Einwilligung bewogen.

In demselben Jahre wurde der Herzog Christian von Braunschweig durch Tilly bei Stadtlohn (im Münsterschen) geschlagen, da er sich eben wieder im Felde zeigte; und so schien das Glück des Kaisers Zuversicht nur mit Erfolgen zu krönen. Aber noch viele Glieder sollten in der Kette dieses wechselvollen Krieges sich an einander reihen. Der nächste Anlaß zur Fortsetzung desselben wurde dadurch gegeben, daß Tilly nach Besiegung Christians von Braunschweig den westfälischen Kreis nicht verließ, sondern mit seinem Heere die protestantische Bevölkerung in Norddeutschland zu bedrücken anfing.

Die Protestanten glaubten daher nicht unthätig ihr Schicksal erwarten zu dürfen, so lange noch einige Kraft und Besonnenheit in ihnen sei. Zuerst regten sich die Stände des niedersächsischen Kreises, dessen Grenzen der furchtbare Tilly mit seinem Heere sich immer mehr näherte. Nachdem ihre Vorstellungen um seine Zurückberufung erfolglos geblieben waren, fingen sie an zu rüsten und erwählten den König Christian IV. von Dänemark, als Herzog von Holstein zu ihrem Kriegsobersten. Derselbe versprach eine ansehnliche Hülfe, und auch England hatte eine solche zugesagt. Christian von Braunschweig trat in die Dienste des Kreises; auch Mansfeld erschien wieder und beide warben Krieger mit englischem Gelde.

Als dann Tilly mit seinen Schaaren auf den Boden des niedersächsischen Kreises hinüberging und Höxter besetzte, wurde der Krieg erklärt.

Bisher war der Krieg in Deutschland von katholischer Seite fast einzig mit dem Heere der Liga geführt worden; bei den größeren Anstalten der Gegner forderte diese auch vom Kaiser eine nachdrücklichere Unterstützung. Der Kaiser wünschte selbst ein eignes ansehnliches Heer ins Feld zu stellen, damit nicht Alles durch das Haus Baiern allein geschehe; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln zur Rüstung. Da erbot sich ein Mann, welcher als einzelner, in Mansfelds Sinne, den Krieg im Großen zu führen gedachte, diese Verlegenheit durch eigne Kräfte zu lösen.

Albrecht von Waldstein (Wallenstein) war aus einem edlen böhmischen Geschlechte entsprossen und im Jahr 1583 von protestantischen Eltern geboren; da diese jedoch früh starben, wurde er von einem mütter=

lichen Oheim in ein adliches Konviktorium der Jesuiten in Olmütz gebracht und so der katholischen Kirche zugeführt. Später reiste er mit einem reichen Edelmanne aus Mähren durch einen großen Theil Europa's und lernte Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien kennen. Der gelehrte Begleiter der beiden Edelleute, der Mathematiker und Astrolog Peter Verdungus, später ein Freund Kepplers, regte Wallensteins Neigung zur Astrologie an, und in Padua wurde er durch den Professor Argoli in die Kabbala und andere geheime Wissenschaften von den Sternen eingeweiht. Ein geheimnißvoller Zug seiner Natur führte ihn zu dieser gefährlichen Wissenschaft, die damals das ganze Zeitalter und selbst große Männer, wie Keppler, beschäftigte; seine Seele verlor sich in ihren dunklen Irrgängen; aber so viel las er mit der größten Gewißheit in den Sternen, weil er es in seiner eigenen Brust trug, daß er zu etwas Außerordentlichem bestimmt sei.

Er schloß sich an den Erzherzog Ferdinand an, in welchem er den festen und entschiedenen Charakter erkannte, und zog ihm im J. 1617 mit zweihundert auf eigene Kosten geworbenen Reitern in einem Kriege gegen Venedig zu Hülfe. Zur Belohnung verschaffte ihm Ferdinand die Stelle eines Obersten der Landesmiliz in Mähren. Während der böhmischen Unruhen half er Wien gegen die Böhmen decken, focht gegen Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der auf die Krone Ungarns Ansprnch machte, und versah die Stelle eines Generalquartiermeisters im kaiserlichen Heere unter Boucquoi, während dieser mit Maximilian von Baiern die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag gewann. Nach dieser Schlacht focht er wieder gegen Bethlen, gegen welchen die tapfern kaiserlichen Feldherren Dampierre und Boucquoi gefallen waren, schlug ihn zurück und nöthigte ihn zum Frieden und zur Entsagung auf die ungarische Krone. Für solche Verdienste und zugleich zur Entschädigung für die Verwüstung seiner Güter in diesem Kriege und die von ihm selbst aufgewandten Kriegskosten, indem er mehrere Regimenter selbst ausgerüstet und unterhalten hatte, bekam Wallenstein im Jahre 1622 die Herrschaft Friedland in Böhmen und mit ihr bald den Reichsfürsten- und 1624 den Herzogstitel. Außerdem aber kaufte er noch für eine sehr große Summe Geldes, — man berechnet sie zu mehr als sieben Millionen Gulden, — über sechzig Güter böhmischer Edelleute, welche von dem Kaiser nach dem Siege bei Prag confiscirt waren, und kam so in den Besitz eines mehr als fürstlichen eignen Grundvermögens. Das Herzogthum Friedland enthielt neun Städte, siebenundfunfzig Schlösser und Dörfer und zog sich in einer Länge von 10 und einer Breite von 6—8 Meilen an der nördlichen Grenze des Königreichs hin. Zu diesen großen Besitzungen kaufte Wallenstein nach dem dänischen Feldzug (1627) vom Kaiser noch das Herzogthum Sagan und die Herrschaft Priebus in Schlesien um 150,000 Gulden hinzu. — Während Tilly an der Spitze des liguistischen Heeres im Reiche befehligte, hatte der von gewaltigem Ehrgeiz erfüllte Wallenstein still sinnend auf seinen Gütern gesessen, ungeduldig, daß ein Krieg ohne ihn geführt werde; jetzt, als der Kaiser ein eigenes Heer aufstellen wollte, erbot er sich ein solches, ohne Kosten für den Kaiser, zusammenzubringen. Nur bedang er sich den unumschränkten Oberbefehl mit der Vollmacht aus, alle Anführerstellen allein vergeben zu dürfen und nicht etwa ein Heer von 20,000, sondern von 50,000 Mann zu werben; ein solches, meinte er, werde sich schon selbst zu ernähren wissen.

Er erhielt die Vollmacht, und in wenigen Monaten war ein ansehnliches Heer versammelt; solche Gewalt hatte schon damals der Ruf seines Namens. — Wallenstein war zum Kriegsfürsten geboren. Sein scharfes Auge unterschied auf den ersten Blick den Tüchtigen von der Menge und wies einem jeden den rechten Platz an; sein Lob, weil es selten kam, feuerte zur höchsten Anstrengung aller Kräfte an, und sein beständiger, wortkarger Ernst erhielt strengen Gehorsam. Schon sein Anblick flößte Ehrfurcht ein: eine lange, stolze Gestalt, das in's Röthliche spielende Haar kurz abgeschnitten, die Stirn hoch und gebieterisch, und in den feurigen, tiefen Augen ein finsterer, geheimnißvoller Blick.

Im Herbste 1625 brach er mit dem rasch geworbenen Heere durch Schwaben und Franken nach Niedersachsen auf. Tilly mochte sich mit einem solchen Helfer nicht vereinigen, der über ihm stehen wollte, und beide führten den Krieg gesondert. Wallenstein, nachdem er einen Haufen bewaffneter Bauern, der sich ihm bei Göttingen entgegenstellen wollte, auseinander getrieben, zog in das Halberstädtische und Magdeburgische, weil diese Gegenden noch nicht vom Kriege ausgesogen waren.

Das Jahr 1626 fing mit ernsthafteren Waffenthaten an. Der Graf von Mansfeld rückte gegen Wallenstein an die Elbe, wurde zwar an der Dessauer Brücke zurückgeschlagen, wandte sich aber mit kühner Entschlossenheit plötzlich nach Schlesien, um sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor zu vereinigen und den Krieg mitten in die östreichischen Länder zu versetzen. Wallenstein war wider Willen gezwungen, ihm mit seinem Heere zu folgen. Nach beschwerlichen Zügen kam Mansfeld in Ungarn an, fand aber keine gute Aufnahme, weil er nicht, wie jener erwartet hatte, große Geldsummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenstein, vom Rückwege abgeschnitten, ohne Mittel, sich in dem fernen Lande zu behaupten, verkaufte er Geschütz und Heergeräth, entließ seine Krieger und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien auf Venedig. Von da wollte er nach England schiffen, um dort von neuem Geld zu holen. Aber in dem Dorfe Urakowitz bei Zara überwältigte die übermenschliche Anstrengung seinen starken Körper. Er wurde krank. Als er die Annäherung des Todes fühlte, zog er seinen Kriegsrock an, gürtete seinen Degen um und erwartete stehend, auf zwei Kriegsgenossen gestützt, sein Ende. Er starb am 20. Nov. 1626, im 46. Jahre seines Alters. In Spalatro liegt er begraben.

In demselben Jahre starb auch sein Freund, der Herzog Christian von Braunschweig, erst 27 Jahre alt; und so hatten die Protestanten ihre besten Anführer verloren. Der König Christian von Dänemark konnte sie nicht ersetzen; ihm fehlte der kriegerische, entschlossene Sinn, und dazu war keine Einigkeit unter den Fürsten des niedersächsischen Kreises, von denen sogar der Herzog Georg von Celle, General der niedersächsischen Kreisarmee, in des Kaisers Dienste überging. Obwohl Niedersachsen durch Wallensteins Abzug vor der Hand von diesem Feinde befreit war, konnte es der König Christian doch nicht gegen Tilly vertheidigen, sondern wurde von ihm am 27. August bei Lutter am Barenberge im Braunschweigischen gänzlich aufs Haupt geschlagen und verlor sein ganzes Geschütz und sechzig Fahnen. Tilly drang in Folge dieses Sieges bis an die Nordsee vor.

Im Jahr 1627 kam Wallenstein wieder durch Schlesien, welches er ganz von Feinden befreite, nach Norddeutschland, durchzog Brandenburg, obgleich es neutral war, und Meklenburg und fiel, nachdem er sich mit

Tilly vereinigt hatte, in Holstein ein, um den dänischen König ganz aus Deutschland zu vertreiben. Das Land war bald bis auf einige feste Plätze erobert, dann auch Schleswig und Jütland überschwemmt und auf furchtbare Weise verwüstet; der König mußte auf seine Inseln fliehen. Aus Wallensteins Briefen geht hervor, daß er mit dem Plane umging, den Kaiser Ferdinand zum König von Dänemark wählen zu lassen, da ihm berichtet war, daß die Stände mit ihrem Könige unzufrieden seien. Ueberhaupt begann Wallenstein um diese Zeit sehr weitgreifende Pläne zur Ausführung zu bringen. Sein Heer war bereits auf 100,000 Mann angewachsen, gleichwohl betrieb er die Werbungen um so eifriger, jemehr die Feinde verschwanden. Man wußte nicht, ob er sich selbst oder seinem Herrn den Weg zur unumschränkten Herrschaft bahnen wollte. Selbst die katholischen Fürsten sahen mißtrauisch auf ihn, denn es war offenbar, wie er nur darnach strebte, auch die Liga ohnmächtig zu machen; auch sogen seine geworbenen Schaaren, die er zum Theil im südlichen Deutschland und am Rheine einquartierte, die Länder der geistlichen Fürsten schonungslos aus; unter ihren Anführern waren eben so viele Protestanten als Katholiken. Tilly aber mußte den übermächtigen Mann schon deshalb verwünschen, weil er alle Früchte des Sieges allein an sich riß. — Die Fürsten von Meklenburg, Pommern und Brandenburg wendeten sich an Ferdinand, damit er die drückende Kriegslast von ihren Ländern abnehme [1]); aber der Wille des Feldherrn schien mächtiger, als der des Kaisers; ganz Norddeutschland gehorchte seinem Winke und zitterte vor seinem Zorne. Er selbst lebte mit mehr als kaiserlicher Pracht, während viele Menschen umher in unbeschreiblichem Elende schmachteten und im wörtlichen Verstande den Hungertod starben. — Dazu machte der Feldherr dem Kaiser eine große Rechnung über die Summen, welche er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet; er berechnete mehr als drei Millionen Gulden; diese konnte Ferdinand nicht aufbringen und er entschloß sich um so bereitwilliger, die Herzöge von Meklenburg, Adolph Friedrich und Johann Albrecht, ihrer Länder zu berauben und seinem Feldherrn das Herzogthum Meklenburg als Unterpfand für seine Forderungen zu geben, als seinen eigenen Plänen hier im Norden mit Wallensteins Erhebung gedient war. Dieser war nun Fürst des Reiches, er nannte sich „von Gottes Gnaden" und übte sogleich, bei seiner Anwesenheit auf dem Schlosse Brandeis in Böhmen, das neuerworbene Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser zu erscheinen. Vergebens flehten die Meklenburger für ihre alten Herzöge, deren Geschlecht fast ein Jahrtausend ihr Land beherrscht habe und die nicht mehr verbrochen hätten, als die übrigen Stände des niedersächsischen Kreises. Ferdinand aber verletzte ungescheut die Verfassung des Reiches, indem die meklenburgischen Fürsten ohne Anklage vor dem Kurfürstenkollegium, ohne Vertheidigung und Rechtsspruch, aus ihrem Stammlande vertrieben wurden. Es hing das zusammen mit dem Wunsche, der ihn beseelte, nicht blos den katholischen Glauben im Norden wieder zu ausschließlicher Herrschaft zu bringen, sondern auch mit Spanien und Polen [2]) im Bunde nach der einen Seite die Macht des protestantischen Schweden, nach der andern die der Niederlande zu brechen und eine große habs-

[1]) Man hat berechnet, daß allein die Kurmark im Jahre 1627 von dem kaiserlichen Heere um 20 Millionen Gulden gebrandschatzt worden sei.

[2]) Schon im Jahre 1627 schickte Ferdinand den Polen, welche mit Schweden im Krieg lagen, Hülfstruppen.

burgische Seemacht zur Beherrschung der nordischen Meere ins Leben zu rufen. Wallenstein schien zur Ausführung solcher Pläne der geeignetste Mann; er nannte sich bereits Admiral der Nord- und der Ostsee und richtete seine Augen von Meklenburg aus zunächst auf das benachbarte Pommern und das wegen seiner Lage überaus wichtige Stralsund. Schon hatte diese Stadt, die zwar unter der Landeshoheit der pommerschen Herzöge stand, aber als Glied des Hansabundes viele Priviligien und eine selbständige Regierung im Innern besaß, große Summen zur Unterhaltung des kaiserlichen Heeres hergeben müssen, aber damit nicht genug, forderte man sie jetzt auf, auch eine Besatzung zu nehmen, und als sie sich weigerte, schickte Wallenstein im Frühjahr 1628 seinen Obersten Arnim ab, die Stadt zu belagern. Allein die Tapferkeit der Stralsunder Bürger, unterstützt von schwedischen Truppen und Kriegsvorräthen, schlug alle Stürme des Feindes zurück; da kam Wallenstein selber in Juni heran, voll Entrüstung und Zorn, und wollte die Stadt erobern, „selbst wenn sie mit Ketten am Himmel hinge." Aber auch er erfuhr, was der Heldenmuth deutscher Bürger unter besonnener Leitung vermag. Nachdem er mehrere Wochen im Lager geharrt und wohl 12,000 Krieger in den blutigen Stürmen verloren hatte, mußte er abziehen.

Dieser Heldenmuth der Stralsunder Bürgerschaft setzte zwar dem weiteren Vordringen der kaiserlichen Waffen ein Ziel und hemmte die Ausführung jener weitsehenden Pläne, mit welchen Ferdinand und Wallenstein sich trugen, aber im Uebrigen waren doch so große Erfolge erkämpft worden, daß dem Kaiser der günstige Zeitpunkt zur Vernichtung der protestantischen Kirche gekommen schien. Nicht nur deshalb lag ihm die Wiederherstellung des Katholizismus im ganzen Reiche so sehr am Herzen, weil er persönlich demselben aufs innigste zugethan war, sondern noch mehr deshalb, weil er in der Einheit des Glaubens die Grundlage zur Wiederaufrichtung kaiserlicher Alleingewalt, die er anstrebte, erblickte. So erließ er denn am 6. März 1629 das berühmte Restitutionsedikt, welches auf Grund des geistlichen Vorbehalts (siehe S. 61) alle die geistlichen Güter, welche seit dem Passauer Vertrage (1552) von den Protestanten eingezogen oder säkularisirt waren, von diesen zurückverlangte. Es handelte sich dabei um die Zurückgabe von zwei Erzbisthümern, Bremen und Magdeburg, zwölf Bisthümern und einer außerordentlichen Menge von geringeren Stiftern und Klöstern; alle diese sollten wieder in katholische Hände kommen und so, da die Landesherren seit dem Augsburger Religionsfrieden die Konfession ihrer Unterthanen bestimmten, die Beseitigung des Protestantismus angebahnt werden [1]). Zugleich war offenbar, daß man mit der Zeit weiter gehen und dieselbe Maßregel überhaupt auf alle geistlichen Güter, welche seit der Reformation von Protestanten eingezogen waren, ausdehnen werde. Das Restitutionsedikt erschien darum, wie der deutsche Geschichtschreiber Schmidt sagt, für die Protestanten ein Donnerstreich und für kurzsichtige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem Frohlocken. Aber noch unnennbaren Jammer sollte dieses Frohlocken über unser bereits seit zwölf Jahren durch die Gräuel des Krieges verwüstetes Vaterland bringen.

Zwar schloß der Kaiser bald nach Erlaß des Restitutionsedikts auch mit dem König von Dänemark am 12. Mai 1629 den Frieden zu Lübeck; Christian IV. bekam alle seine Länder zurück und brauchte keine Kriegskosten

[1]) Gegen die Kalvinisten insbesondere war die Bestimmung gerichtet, daß nur die Augsburger Konfessionsgenossen im Reiche geduldet sein sollten.

zu zahlen, dagegen versprach er sich in die deutschen Angelegenheiten nicht anders denn als Reichsstand zu mischen, und gab dadurch stillschweigend das Recht auf, die Herzöge von Meklenburg, seine Bundesgenossen, zu unterstützen; Wallenstein erhielt einen förmlichen Lehnbrief über Meklenburg vom Kaiser. Aber mit diesem Friedensschluß kehrte nun keineswegs der ungestörte Friede im Reiche ein. Vielmehr schien es, als sei derselbe gerade jetzt geschlossen, damit der Kaiser noch mehr freie Hand zur Durchführung des Restitutionsediktes erhalte. Die beiden großen Heere unter Tilly und Wallenstein wurden nicht entlassen, sondern befehligt, den kaiserlichen Abgeordneten, die zur Ausführung des Ediktes im Reiche umhergeschickt waren, allenthalben hülfreiche Hand zu bieten. Zunächst wurde dasselbe im südlichen Deutschland vollzogen. Unter andern mußte die Stadt Augsburg die geistliche Gerichtsbarkeit ihres Bischofes anerkennen und auf den protestantischen Gottesdienst Verzicht leisten. Der Herzog von Würtemberg mußte seine Klöster herausgeben. Dabei verwüsteten die Heere Wallensteins und der Liga die deutschen Länder in der furchtbarsten Weise. Sie verschonten weder befreundete noch feindliche, weder katholische noch protestantische Gegenden, und der Bund der Liga erklärte auf einer Zusammenkunft zu Heidelberg, keins von den Ländern, die durch die Waffen erobert wären, sie seien weltlich oder geistlich, herauszugeben, es sei denn daß der Bund zuvor des Ersatzes seiner Kriegskosten gewiß sei.

Die größte Besorgniß aber ergriff die Gemüther, als der Kaiser und Wallenstein immer schroffer gegen die Reichsstände in Deutschland verfuhren und die Absicht unzweideutig hervortrat, daß man es auf Herstellung einer unumschränkten kaiserlichen Gewalt abgesehen habe. Da erfüllte auch die katholischen Fürsten Furcht und Sorge um ihre Selbständigkeit und vor allen richtete sich ihr Haß gegen Wallenstein, durch dessen Waffen der Kaiser diesen Höhepunkt seiner Macht gewonnen hatte. Schon längst waren die lautesten Klagen über die unerträgliche Tyrannei des Wallensteinischen Heeres ergangen; des Kaisers eigener Bruder Leopold hatte diesem in einem Briefe die schauderhafteste Schilderung von dem Gelderpressen der Befehlshaber, dem Brennen und Morden der Gemeinen gegen die friedlichen Bewohner gemacht. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg im Sommer 1630 aber strömte eine noch größere Fluth von Klagen und Beschwerden auf Ferdinand ein. Die kaiserlichen Krieger, so klagten die pommerschen Gesandten, seien als Freunde in Pommern aufgenommen und dennoch hätten sie allein im Fürstenthum Stettin zehn Millionen an Brandschatzungen beigetrieben. Sieben pommersche Städte seien durch ihren Muthwillen in Asche gelegt und ganze Landstriche verödet. Jeder kaiserliche Rittmeister lebe fürstlicher als der Herzog Bogislaw. Dabei würden die Wirthe der Krieger täglich mißhandelt, Menschen gemordet und ihre Körper den Hunden vorgeworfen; es sei fast kein Gräuel mehr zu denken, den sie nicht übten. Viele der verarmten Bürger entleibten sich, um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungertodes zu entfliehen.

Solche Schilderungen zeigen zugleich die Kriegsweise dieser geworbenen Schaaren und führen uns das unsägliche Elend jener Zeiten vor Augen. Sie waren wohl nicht übertrieben. Ernst von Mansfeld legt selbst Zeugniß davon ab in einer Vertheidigung gegen ähnliche Beschuldigungen über die Ausschweifungen seines Heeres. „Wenn den Kriegern ihr Sold nicht wird", sagt er, „so sind sie in keiner Kriegsdisziplin zu halten. Sie können ja wie

auch ihre Pferde nicht von der Luft leben, und was sie antragen, seien es Waffen oder Kleidung, zerreißt und zerbricht. Da nehmen sie es denn, wo sie es finden, und zwar nicht nach dem Maße dessen, was man ihnen schuldig ist; denn sie zählen's nicht, so wiegen sie es auch nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plane ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen alles, sie zwingen alles, schlagen und zerschlagen alles, was ihnen Widerstand leisten will. In Summa, da ist keine Unordnung noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften; denn durch die unterschiedlichen Nationen, die zusammen sind, kommen sie in allen Bubenstücken aufs Höchste. Der Deutsche, der Niederländer, der Franzos, der Italiener, der Ungar, giebt ein jeder etwas von dem Seinigen dazu, daß keine Verschlagenheit noch arge List erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe. Das alles wissen wir, haben dessen auch zu unserm großen Herzeleid viel Exempel sehen müssen. Wie aber dazu thun? Es ist damit nicht ausgerichtet, daß man's wisse und beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun und kein ander Mittel als gute Kriegsdisziplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, nicht kann gehandhabt werden." —

Den einstimmigen Klagen, die sich zu Regensburg gegen Wallenstein erhoben, konnte Ferdinand nicht widerstehen; und als die Fürsten, besonders der auf Wallenstein überaus erzürnte Maximilian von Baiern, welcher bereits aus Furcht für seine Selbständigkeit mit dem französischen Minister Richelieu in Verbindung getreten war, darauf drangen, daß Wallenstein vom Oberbefehl entfernt werde, willigte der Kaiser, zumal da er seinen Sohn Ferdinand zum römischen König erwählt zu sehen wünschte, nach einigem Zaudern ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob Wallenstein, der stolze, mächtige Mann, auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er sogleich. Seine astrologischen Beobachtungen schienen ihn zu besänftigen. „Er messe dem Kaiser keine Schuld bei", sagte er ruhig zu den kaiserlichen Abgesandten, dem Grafen Werdenberg und dem Freiherrn von Questenberg, „denn die Sterne zeigten, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beherrsche. Uebrigens werfe dieser mit dem Abdanken seiner Truppen den edelsten Stein aus seiner Krone". — Wallenstein zog sich in sein Herzogthum Friedland zurück (Septbr. 1630), zu dessen Hauptstadt er Gitschin erhoben hatte; die kaiserlichen Kriegsschaaren, die nicht entlassen wurden, vereinigten sich mit denen der Liga und das gesammte Heer wurde unter den Oberbefehl Tillys gestellt. Bald jedoch sollte die Zeit kommen, wo Wallenstein auf den Schauplatz des Krieges zurückkehrte, da der Kaiser seiner wieder bedurfte.

b. Der schwedische Krieg.

Bereits vor der Absetzung Wallensteins war den in ihrer Kraft gelähmten, von dem in der Ausführung begriffenen Restitutionsedikt bedrängten Protestanten Hülfe von einem Volke erschienen, welches bis dahin in seinem mit mancherlei Schönheit geschmückten, aber rauhen Lande, an Seen und Küsten, auf Hügeln und in Wäldern, auf altgermanische Weise gelebt und seit den ältesten Zeiten, da es unter dem gemeinschaftlichen Namen der Normannen an den großen Seezügen Theil genommen, sich nicht nach außen gewendet hatte. Nach dem Ableben seines Vaters, Karl IX., war Gustav Adolf im Jahre 1611 König von Schweden geworden, und

ihn hatte das Schicksal dazu bestimmt, sein Volk auf den Schauplatz der Weltgeschichte zu führen.

Mehrere Gründe veranlaßten ihn, mit seinen Waffen in den großen deutschen Krieg einzugreifen. Seit Gustav Wasa (1523—60), welcher die Reformation in das von dänischer Herrschaft befreite Schweden eingeführt hatte, war die Politik der schwedischen Könige auf Beherrschung der Ostsee und daher auf den Erwerb derjenigen Länder gerichtet, welche die Süd- und Ostküste dieses Meeres, Schweden gegenüber, umgürten. Als Gustav Adolf zur Regierung kam, waren von seinen Vorfahren neben Finnland bereits Esth- und Livland erobert; er selbst erwarb im Jahre 1617 Ingermannland und Karelen, 1629 Theile von Preußen dazu und war auf die Gewinnung auch der noch fehlenden Glieder in diesem Ländergürtel, das Herzogthum Preußen (seit 1618 brandenburgisch) und Pommern[1]), bedacht. Da aber zugleich auch von habsburgischer Seite die Gründung einer Seemacht hier an der Ostsee betrieben wurde, so ergab sich daraus zwischen beiden in ihren Bestrebungen kollidirenden Mächten eine natürliche Feindschaft, die bereits den Kaiser zur Unterstützung des Polenkönigs[2]) im Kriege gegen Gustav Adolf, diesen letzteren zur Theilnahme an der Vertheidigung von Stralsund gegen Wallensteins Belagerung veranlaßt hatte. Außerdem war durch die Absetzung der meklenburgischen Herzöge, seiner Vettern, auch das Interesse des schwedischen Königs verletzt worden.

Nicht minder aber als diese politischen Gründe rief die Theilnahme für die von großen Gefahren bedrohte protestantische Kirche Gustav Adolf auf den Kampfplatz in Deutschland. Er fühlte sich zum Vertheidiger und Vorkämpfer des Protestantismus gegen die ihr Haupt immer mächtiger wieder emporhebende katholische Kirche berufen, um so mehr als eben die Wiederherstellung der letzteren Hand in Hand ging mit dem Vordringen der habsburgischen Herrschaft, welche bereits ihr Auge auch auf die Vernichtung der protestantischen Kirche in Schweden gerichtet hatte.

So erschien Gustav Adolf in Deutschland zugleich als Glaubensheld und als Vertreter der politischen Interessen seines Reiches. Nachdem ihm Richelieus Vermittelung einen Frieden mit Polen verschafft hatte, landete er am 4. Juli 1630 mit etwa 16,000 Mann schwedischer Truppen an der Mündung der Peene. Er knieete nieder, als er ans Land gestiegen war, vor seinem Heere und betete; das Heer that ein Gleiches; er war mit kleiner Schaar zu großem Werke ausgezogen.

Als die Nachricht von der Landung der Schweden zum Kaiser Ferdinand kam, wurde gerade in Regensburg Wallensteins Absetzung betrieben, die indeß trotz des neuen Feindes vollzogen wurde. Man spottete im Reiche des kleinen Königs aus Norden, nannte ihn den Schneekönig, der vor der kaiserlichen Sonne schon schmelzen würde. Allein seine 16,000 Mann, welche Gustav Adolf heranführte, waren eine Heldenschaar, deren Tüchtigkeit auf Frömmigkeit und strenger Zucht beruhte, während die Gegner, aus

---

[1]) In Pommern neigte sich das alte Herzogshaus mit Bogislaw XIV. seinem Ausgange zu. Nach dem Vertrage zu Grimnitz vom Jahre 1529 sollte dieses Herzogthum an Brandenburg fallen, das aber im westfälischen Frieden nur den schlechteren Theil von Hinterpommern bekam.

[2]) König Sigismund von Polen (seit 1587), ein Enkel Gustav Wasas, bestritt seinem Oheim Karl IX. und dann dessen Sohn Gustav Adolf die schwedische Krone. Er war ein Schwager des Kaisers und wie dieser strenger Katholik.

allen Völkern und Glaubensgenossen gemischt, nur die Wildheit des Krieges kannten, welche allen Lüsten und Begierden den Zügel läßt. Die Schweden beseelte das Vertrauen, daß Gott mit ihnen sei; jede Schaar hatte ihren Geistlichen und zweimal des Tages wurde andächtig gebetet. Dazu hatte der große Sinn ihres Königs eine neue Kriegskunst geschaffen. Hatte man bis dahin in der Schlachtordnung wohl zehn Reihen hinter einander gestellt, so ordnete Gustav beim Fußvolk nur sechs, bei der Reiterei vier hinter einander an; dadurch gewann sein kleines Heer an Ausdehnung in der Weite und an Beweglichkeit. Auch richteten die Kugeln des schweren Geschützes nicht solche Verwüstungen unter den schwedischen Kriegern an, die noch dadurch im Vortheil waren, daß sie, besonders das Fußvolk, nicht so schwer, wie die Kaiserlichen, mit Harnisch und Schienen beladen waren und mit ihren leichteren Musketen, die auf keine Gabel gestützt wurden, schneller zum Schuß kamen. —

Gustav Adolf rückte nach seiner Landung zunächst auf die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, Stettin, los. Der alte und furchtsame Bogislaw XIV. wagte es weder dem fremden König entschieden sich anzuschließen, noch ihm Widerstand entgegenzusetzen. Als Gustav mit Gewalt drohte, übergab er ihm seine Stadt, die ein Hauptwaffenplatz für diesen Krieg werden sollte.

Wie der Herzog von Pommern, waren auch die meisten protestantischen Fürsten des Reiches im Zweifel, wie sie sich gegen den neuen Bundesgenossen benehmen sollten. Der König hatte sie alle zu einem großen Bündnisse aufgerufen; allein viele waren zaghaft und fürchteten die Rache des Kaisers; andere fürchteten die Herrschaft eines Fremden, wenn er glücklich sei; die Besten mögen aus alter Ehrfurcht an dem Namen des Kaisers und Reiches festgehalten haben. Gustav war unzufrieden mit dieser Stimmung der Fürsten. „Es hat mit allen Evangelischen jetzt die Beschaffenheit“, sagte er in einer Rede an die Erfurter, „wie mit einem Schiffe zur Zeit eines großen Sturmes. Da will es sich nicht schicken, daß etliche fleißig arbeiten, die andern dem Sturme zusehen und die Hände in den Schooß legen und ruhen wollen; sondern jeder muß das Werk mit Freuden angreifen und an seinem Orte nach bestem Vermögen befördern helfen“. — Allein solcher Gemeingeist und solch klares Bewußtsein ihres Zweckes war nicht in den Protestanten. Sie waren nach Eigensucht und Vorurtheil unter sich getheilt. Kurpfalz lag ganz darnieder. Sachsen schon seit langer Zeit sich absondernd, oft sogar östreichisch, so lange Pfalz an der Spitze gestanden hatte, schwankte jetzt noch in seinem Wollen, weil es sowohl Oestreich, als den fremden König fürchtete. Der Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, ein schwacher Fürst, wurde von seinem katholischen Minister Schwarzenberg geleitet, welcher gegen das schwedische Bündniß war. Von den kleineren Fürsten, von denen viele entschiedener, aber in Oestreichs Gewalt waren, schlossen sich nur zwei, der Landgraf von Hessen-Kassel und das Haus Sachsen-Weimar eng an den König an. Die übrigen, mit Sachsen und Brandenburg, hielten im April 1631 einen Konvent zu Leipzig und beschlossen sich zu waffnen, um ihre Länder gegen jeden Angriff, von welcher Seite er komme, gemeinschaftlich zu vertheidigen. Der Kaiser indeß, welcher sah, daß die Waffen doch den großen Kampf würden entscheiden müssen, und nicht gedachte, einem Reichsstande seinen eigenen Willen zu lassen, gebot die Auflösung des Leipziger Bundes

und fing damit an, die Städte und Fürsten in Süddeutschland, welche dazu gehörten, mit Gewalt zu entwaffnen.

Der König von Schweden, durch viele geworbene Leute verstärkt, rückte rasch in Pommern vorwärts und vertrieb oder überwältigte die kaiserlichen Besatzungen. Sie verwüsteten das Land, ehe sie abzogen, plünderten die Städte, zündeten mehrere an, mißhandelten und mordeten die Einwohner. Dieser furchtbare Krieg begann wieder in all seiner Schrecklichkeit. Wie Retter erschienen die genügsamen Schweden in ihrer Zucht und Ordnung, und der Glaube ging in diesen Ländern vor dem Könige her, er sei als Retter von Gott gesendet.

Er wollte seinen Weg nur Schritt vor Schritt mit Sicherheit gehen und keinen festen Ort in seinem Rücken lassen; daher forderte er von dem Kurfürsten von Brandenburg die Festungen Küstrin und Spandau, nachdem er Frankfurt an der Oder, worin 8000 Kaiserliche lagen, am 3. April 1631 mit stürmender Hand erobert hatte. Der Kurfürst, obwohl mit Gustav verschwägert, der seine Schwester Eleonore zur Gemahlin hatte, zagte, aber der König rückte gegen Berlin vor, hielt eine Unterredung mit ihm in der Haide zwischen Berlin und Köpenik, und als der Kurfürst noch immer zauderte, rief der König im Zorne: „Mein Weg geht nach Magdeburg, um die Stadt zu entsetzen (sie wurde hart von Tilly belagert), jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so mache ich mich meinerseits von Vorwürfen frei und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren ist und ich zurückgehe, so sehet zu, wie es euch ergehen wird!" — Dieses wirkte; der Kurfürst übergab Spandau am 5. Mai. Der Weg von dort nach Magdeburg war nur klein, die hart bedrängte Stadt flehte um schleunige Hülfe, der König fand es aber nicht möglich, auf dem geraden Wege, im Angesicht des Feindes, über die Elbe zu gehen; er bat den Kurfürsten von Sachsen um die Erlaubniß, durch sein Land zu ziehen, denn Dessau oder Wittenberg mußte der Platz des Ueberganges sein; allein der Kurfürst schlug sein Gesuch ab. Man unterhandelte und redete noch, — da war der schreckliche Tag der Eroberung schon gekommen und die unglückliche Stadt war verloren.

Die Stadt Magdeburg, die sich von jeher durch ihren Eifer für die protestantische Lehre bemerklich gemacht hatte, war auch jetzt die erste gewesen, welche sich dem Retter ihrer Glaubensfreiheit in die Arme warf. Sie lud ihn dringend ein, an die Elbe zu kommen, versprach, ihm die Thore zu öffnen, stellte sogar Werbungen für ihn an, und Gustav, welcher die Wichtigkeit eines solchen Waffenplatzes einsah, freute sich ihrer Anerbietungen. Allein Tilly erkannte gleichfalls, wie viel auf ihren Besitz ankomme, und eilte, sie vor dem Könige zu gewinnen. Im März dieses Jahres fing er ihre Belagerung an und der tapfere Oberst Pappenheim half ihm. In der Stadt waren nur ein paar hundert Schweden unter Melcher von Falkenberg, welchen Gustav der Stadt zum Befehlshaber geschickt hatte; allein die Einwohner, kühn und entschlossen, gingen einmüthig an ihre Vertheidigung. Sie hatten sogar Verschanzungswerke noch außerhalb der Stadt angelegt und nannten ihrer eines, zum Zeugniß ihres Muthes, Trutz-Tilly und ein anderes Trutz-Pappenheim.

Aber die Noth in der Stadt wurde dennoch je länger je größer; denn der alte Feldherr wandte alle seine Kunst an, sie zu bezwingen. Ihre einzige Hoffnung war die Hülfe des Königs, den sie schon nahe wußte; und als am 19. Mai der Donner des feindlichen Geschützes schwieg und die furchtbaren Stücke sogar aus den Schanzen abgeführt wurden, — man verhandelte schon seit zwei Tagen mit Tilly wegen Uebergabe der Stadt, — da glaubten sie sicher, ihr Retter sei da. Allein es war das Zeichen ihres Untergangs, die Vorbereitung zum nahen Sturme, den der eiserne Feldherr beschlossen hatte. In der Nacht wurden die Leitern in aller Stille herbeigeschafft und auf den Morgen des 20. um 5 Uhr der Angriff bestellt. Die Wächter auf den Mauern harrten bis gegen Morgen; als alles still war, begaben sie sich in ihre Wohnungen, um einige Augenblicke zu ruhen.

Indeß schlug die schreckliche Stunde. Das Zeichen zum Sturm wird gegeben, von der Seite der Neustadt stürzen die Krieger unter Pappenheims Anführung zu den Mauern und der Geschützesdonner erschallt wieder, indem an einigen Stellen die Mauer eingeschossen wird. Schon ist sie hier und dort erstiegen; Falkenberg eilt auf den gefährlichsten Platz, eine Kugel streckt ihn todt zur Erde. Die erschrockenen, ihres Anführers beraubten Bürger, betäubt von dem schrecklichen Mordgetöse, verlassen bald die Mauern und eilen in ihre Häuser. Viele fassen den thörichten Gedanken, sich hier besser vertheidigen zu können, und schießen auf die eindringenden Krieger aus den Fenstern, selbst Weiber schleudern Steine von den Dächern auf sie herab. Aber dies vermehrt nur die Wuth der Feinde; an Schonung und Barmherzigkeit ist nicht mehr zu denken; Männer, Weiber, Kinder, Greise werden gemordet, Säuglinge werden gespießt und in die Flammen geschleudert; denn seit 10 Uhr Morgens wüthete auch schon das Feuer und um 12 Uhr zog Tilly die Truppen zurück, weil sie bei dem ungeheuren Brande nicht in der Stadt bleiben konnten. Am andern Tage, den 21., rückte er wieder ein und erlaubte den Soldaten eine zweite, anderthalbstündige Plünderung, weil sie am vorhergehenden Tage nur anderthalb Stunden hatten plündern können und der Kriegsgebrauch drei Stunden Plünderung erlaubte.[1]) Abends 10 Uhr war die alte, große Stadt bis auf 139 Fischerhütten an der Elbe, den Dom und das Liebfrauenkloster, in Asche verwandelt; mehr als 20,000 Menschen hatten einen schnelleren oder langsameren Tod durch Schwert, Flammen und durch Schrecken gefunden; und als man nach zwei Tagen den Dom öffnete, fand man etwa noch tausend Unglückliche, die fast schon entseelt vor Hunger und Durst hervorgezogen und auf Tilly's Befehl mit Speise und Trank versehen wurden. Sein Zorn war gestillt, aber das Glück, welches ihm immer treu gewesen, wich von diesem Tage an von ihm.

Nach der Eroberung Magdeburgs hätte Tilly den schwedischen König gern zu einer Schlacht gebracht, denn er litt in der ausgezehrten Gegend bald Mangel an allem Nöthigen; allein Gustav hielt sich noch nicht für stark genug und blieb fest in seinem verschanzten Lager bei Werben in der Altmark. Auch lag es ihm am Herzen, die vertriebenen Herzöge von Meklenburg wieder in ihr Erbe einzusetzen. Er gab ihnen Truppen, und mit diesen eroberten sie auch wirklich ihr Land wieder und zogen feierlich in die

[1]) Dieses mag Veranlassung zu der damals verbreiteten Erzählung gegeben haben, Tilly habe die für die Stadt Bittenden mit den Worten abgewiesen: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit, der Krieger muß für seine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben". Tilly war streng, aber nicht grausam.

Residenz Güstrow ein, in welcher Wallenstein sein Hoflager gehalten hatte. Der König erhöhte das Fest durch seine Gegenwart und befahl, daß jede Mutter, die ein säugendes Kind hätte, demselben aus den auf dem Marktplatze für das Volk gespendeten Fässern Wein zu trinken geben sollte, damit Kindeskinder dieses Einzuges der wiedergekehrten angestammten Fürsten gedenken möchten. Tilly wandte indeß seine Augen auf das reiche sächsische Land, welches noch unberührt von dem verheerenden Kriege ihm zur Seite lag. Freilich war es ungerecht und undankbar, den Kurfürsten von Sachsen, welcher sich so treu gegen das östreichische Haus gezeigt hatte, mit der Last des Krieges heimzusuchen, allein Tilly wußte bald einen Grund aufzufinden; er berief sich auf den kaiserlichen Befehl, die Glieder des Leipziger Bundes zu entwaffnen, und weil der Kurfürst noch immer gerüstet war, so rückte er, statt aller Kriegserklärung, in Sachsen ein, ließ die Städte Merseburg, Zeitz, Naumburg und Weißenfels plündern und zog auf Leipzig. Solche Gewaltthätigkeit bewirkte, was alle Ueberredung nicht vermocht hatte: der Kurfürst warf sich nun unbedingt in die Arme des schwedischen Königs, schloß mit ihm ein festes Bündniß zu Schutz und Trutz und stieß mit seinem Heere bei Düben am 13. September zu ihm.

An diesem Tage beschoß der kaiserliche Feldherr die Stadt Leipzig, welche ihm den Einzug verwehrt hatte, und nahm sie am folgenden ein; aber der König rückte näher mit dem vereinigten Heere und nun sollte ein Tag zwischen dem alten noch nie besiegten Feldherrn und dem königlichen Helden entscheiden. Dieser, erkennend, daß er durch eine große That erst das Vertrauen zu seinem Geiste und Glücke in Deutschland erwecken müsse, fühlte die Wichtigkeit dieses Tages und zauderte; es schien ihm noch immer zu gewagt, das ganze Schicksal des Krieges auf eine einzige Schlacht ankommen zu lassen; denn verlor er sie, so war seines Bleibens diesseits des Meeres nicht mehr, und das Verderben der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, ja, der ganzen protestantischen Kirche in Deutschland, schien gewiß zu sein. Allein der Kurfürst von Sachsen, der seine Länder nicht länger von dem harten Feinde zertreten sehen konnte, verlangte dringend die Schlacht, und der König, nachgebend, zog gegen Leipzig. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere am 17. Sept. zum entscheidenden Kampf zusammen. Gustav Adolf stellte die Sachsen getrennt auf seinen linken Flügel, weil die Unerfahrenheit der neugeworbenen Truppen ihn bedenklich machte. Um Mittag fing das Feuer des Geschützes an und wüthete schrecklicher in den tiefen Reihen der Kaiserlichen, als den dünneren der Schweden. Um diesem verderblichen Vorspiele ein Ende zu machen, warf sich der kaiserliche rechte Flügel auf die Sachsen mit solcher Gewalt, daß sie bald in Verwirrung und Flucht geriethen und erst weit vom Schlachtfelde sich wieder einigermaßen um ihren Kurfürsten sammelten, der sich nach Eilenburg zurückgezogen hatte. Zu gleicher Zeit hatte sich Pappenheim mit dem Kern der Reiterei auf den rechten Flügel der Schweden geworfen, um ihre Reihen im Sturme zu brechen. Er war der tapferste Reiterführer seines Jahrhunderts. Allein er traf auf eine undurchdringliche Mauer; sieben seiner heftigsten Angriffe wurden von dem tapfern Banér zurückgeschlagen. Da drang auch Tilly, von der Verfolgung der Sachsen ablassend, in die entblößte Flanke der Schweden ein; aber auch hier wendete der schnelle königliche Held zu rechter Zeit seine Nachhut gegen den Feind, dessen Wuth sich an der eisernen Standhaftigkeit brechen mußte. Tilly

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

wußte sich in diese Weise der Schlachtordnung nicht zu finden; alles war verändert, neu, gegen seine Erwartung, die Zuversicht seiner Berechnung verließ ihn, er fühlte zum ersten Male, daß er einem höhern Geiste gegenüber stand; und den Augenblick benutzend, that der König einen raschen Angriff auf das feindliche Geschütz, welches auf einem Hügel stand, nahm es weg und richtete es gegen Tilly's Reihen. Dieser Augenblick entschied. Flucht und Bestürzung kam über die Kaiserlichen; 7000 lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen in der größten Unordnung; Tilly selbst war in Lebensgefahr, indem ein schwedischer Rittmeister vom Regiment Rheingraf (der lange Fritze genannt), ihn verfolgte und mehrmals mit der umgekehrten Pistole auf den Kopf schlug, bis er selbst von einem herbeisprengenden Reiter erschossen wurde. Mit mehreren Wunden entkam der zweiundsiebzigjährige Feldherr, finster, in sich gekehrt, an seinem Glücke irre geworden; — er rühmte sich noch an dem Tage vor der Schlacht, nie ein Treffen verloren zu haben. Erst in Halle traf er mit Pappenheim, welcher der letzte auf dem Schlachtfelde gewesen war und mit eigener Hand, wie Tilly in seinem Berichte sagt, vierzehn Feinde erlegt hatte, zusammen. Es war nur ein kleiner Haufen seines vorhin so gefürchteten Herres übrig geblieben.

Für Gustav Adolf war dieser Sieg der große Wendepunkt, von welchem sein Ruhm in dem protestantischen Deutschland und die ihm gewidmete, an Anbetung grenzende Verehrung anfängt. Es war diese bewegte Zeit, wie alle außerordentlichen Augenblicke in der Geschichte, eine Zeit der öffentlichen Meinung, da der Glaube, das Vertrauen, die Ehrfurcht, die Begeisterung der Völker für einen Mann oder für einen Gedanken alles entschied. Wer sich jener geistigen Kräfte zu bemächtigen wußte, war des Gelingens gewiß; jetzt wendeten sie sich dem neuen Sterne zu, welcher aus Norden aufgegangen war. Der Glaube und der Aberglaube waren ihm dienstbar. Weissagungen, Erscheinungen, bedeutsame Träume, wurden auf ihn gedeutet; wohin er kam, wurde er von den Protestanten als der Retter mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, und wohl nie, so lange die Welt steht, ist das Bild eines Königs so verehrt, getragen, auf alle Weise vervielfältigt worden, als das seinige.

Gustav Adolf erkannte mit großartigem Blick die Kräfte, die für ihn stritten. So vorsichtig, beinahe ängstlich, er früher vorgeschritten war und keinen Ort hinter sich gelassen hatte, so kühn, rasch, fast gegen die Kriegsregeln, drang er jetzt in Deutschland ein; sein Zug glich einem Triumphzuge. Durch Thüringen, über den Thüringerwald ging derselbe nach Franken, von da an den Rhein; und nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gerade auf Baiern los. Die wichtigsten Städte kamen nach kurzem Widerstande oder freiwillig in seine Hände: Halle, Erfurt, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Nürnberg und andere. Tilly, obgleich wiederum so verstärkt, daß er ein größeres Heer als der König hatte, wagte nicht, sich ihm ernsthaft in den Weg zu stellen, er konnte seit der Leipziger Schlacht nie wieder das alte Vertrauen zu sich selbst gewinnen.

Der Kurfürst Maximilian von Baiern hatte ihn zur Beschützung seiner eigenen Erbländer nach Baiern berufen. Er sollte dem Könige den Uebergang über den Lech verwehren, und Maximilian begab sich selbst in das Tilly'sche Lager bei Rain. Allein dem unwiderstehlichen Könige mußte auch dieses Hinderniß weichen. Nach einem heftigen Geschützfeuer, bei

welchem auch Tilly, als er sich beim Auskunden des Feindes zu weit gegen den Fluß wagte, durch eine dreipfündige Stückkugel über dem rechten Knie getroffen und vom Pferde gerissen wurde, wichen die Liguistischen vom Flusse zurück und der König ging hinüber. Schwer verwundet wurde Tilly nach Ingolstadt getragen. Dorthin zog sich auch der Kurfürst zurück, und Gustav, nachdem er Augsburg besetzt hatte, rückte ihnen nach. Er ließ sogleich einige Stürme auf die Stadt wagen; die Besatzung schlug sie tapfer zurück und der König selbst kam in Gefahr, da eine Kugel sein Pferd tödtete und ihn zu Boden warf. In der Stadt lag der sterbende Tilly und munterte noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr auf. Er starb 25 Tage nach seiner Verwundung am 30. April in seinem 73. Lebensjahre. Ein strenger, eiserner Mann, der es sich selbst zum Ruhme rechnete, niemals die Liebe gekannt zu haben, übrigens entschlossen, wahrhaft und unbestechlich; so weit die Berechnung eines scharfen Verstandes reicht, ein trefflicher Feldherr. Sein Körper entsprach dem Geiste und erinnerte an den Herzog Alba, unter welchem er auch in den Niederlanden den Krieg gelernt hatte. Er war von mittlerer Größe und hager; die Augen waren groß, aber blickten finster unter den grauen Wimpern und der stark gewölbten Stirn hervor, und das Gesicht, mit scharfen eckigen Zügen und großer Nase, drückte die Schärfe seines Gemüthes aus. Ein Zeitgenosse schilderte ihn, wie er ihn gesehen, auf einem kleinen Grauschimmel reitend, im grünen atlassenen Kleide nach spanischem Schnitt, und eine rothe Straußfeder auf dem hochaufgestutzten Hute, die ihm über den Rücken herabhing; und nach dieser Beschreibung ist er vielfältig abgebildet. Er stammte aus einer adlichen Familie in Lüttich.

Der schwedische König gab die Belagerung von Ingolstadt auf und zog nach der Hauptstadt München. Die Stadt zitterte vor seiner Ankunft. Das bairische Volk hatte, im Haß gegen die Schweden, einzelne von ihnen auf grausame Weise gemordet, ihre Leichname verstümmelt und des Königs Zorn auf's Heftigste gereizt. Dennoch empfing er die Abgeordneten der Stadt gnädig, als sie ihm die Schlüssel überbrachten. „Ihr habt es gut gemacht", sagte er, „und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden und seid eurer Güter und eurer Religion wegen unbesorgt. Mein Wort gilt mehr als alle Kapitulationen von der Welt".

Das bairische Land war größtentheils in des Königs Händen und der Kurfürst hatte nach Regensburg fliehen müssen. —

Indeß waren die Sachsen, dem Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarschall von Arnim, welcher aus kaiserlichen Diensten in die sächsischen übergetreten war, in Böhmen eingedrungen und hatten das schlecht vertheidigte Prag leicht erobert. Am 11. Nov. 1631 hielt der Kurfürst selbst seinen feierlichen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bei Leipzig dem Kaiser die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt, er sah sich in seinen eigenen Erblanden bedroht, und wie ein Donner aus blauem Himmel herab, so war die Gefahr plötzlich und wider Erwarten gekommen. In solcher Noth schien ihm und seinen Räthen nur ein Rettungsmittel übrig zu sein, nämlich den zurückgesetzten, beleidigten, in stolzer Zurückgezogenheit lebenden Wallenstein wieder hervorzurufen. Kein Gegner

konnte gegen den großen König in die Schranken treten außer ihm; keiner dem Kaiser wieder ein Heer schaffen.

Allein ihn zu gewinnen, schien eine schwere Aufgabe zu sein. Kaiser und Königen zum Trotz lebte er auf seinen Gütern in Böhmen mit mehr als königlicher Pracht. Die im Kriege erworbenen Millionen setzten ihn dazu in den Stand. Sein Palast in Prag war auf das prachtvollste eingerichtet, wie noch an den Ueberbleibseln zu sehen ist. Während seine Feinde frohlockten, ihn in den Privatstand zurückgedrängt zu haben, ließ er sich in dem Festsaale seiner Burg von Künstlern, die er aus Italien und Deutschland kommen ließ, als Triumphator malen, auf einem Wagen von vier Sonnenpferden gezogen, und einen Stern über seinem mit Lorbeer bekränzten Haupte. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige seiner vierundzwanzig Kammerherren hatten schon in gleichem Range dem Kaiser gedient. Dreihundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und seine Wohnung glich einem Hoflager, denn zu seiner Nähe drängten sich die angesehensten Männer. Aeußerlich schien er ruhig, aber sein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit innerer Freude hätte er den Fortschritten des schwedischen Königs zugesehen, weil sie ihn an dem Kaiser und dem verhaßten Kurfürsten von Baiern rächten und Aller Augen wiederum auf ihn, als den einzigen Retter in der Noth, richteten; und bald nach der Leipziger Schlacht trafen auch wirklich die kaiserlichen Unterhändler ein, welche ihm wiederum die Oberfeldherrnwürde antrugen.

Aber erst nach vielen Bitten gab Wallenstein, im Dezember 1631, das Versprechen, dem Kaiser ein Heer von 30,000 Mann in drei Monaten zu werben und es ebenso lange zu kommandiren. Und nun sandte der Gewaltige seine Anhänger in alle Gegenden aus, seine Werbefahne aufzupflanzen. Tausende strömten ihr zu, denn sie hatte immer zu Glück und Beute geführt; und es war in dieser stürmischen Zeit leichter, im Kriege sein Bestehen zu finden, als in der Werkstatt oder hinter dem Pfluge. Ein wallensteinischer schwerer Reiter erhielt neun Gulden monatlichen Sold, der leichte sechs, der zu Fuß dienende Krieger vier, außer der täglichen Kost an Fleisch, Brod und Wein. — Schon im März 1632 waren die 30,000 Mann in Böhmen und Mähren versammelt; aber auch nur der, der sie geworben, vermochte sie zu führen. Das fühlte der Kaiser wohl und ließ sich zu der Demüthigung herab, von Wallenstein folgende Bedingungen sich vorschreiben zu lassen: „Der Herzog von Friedland, Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone von Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung (in absolutissima forma); der König Ferdinand, (Sohn des Kaisers, den die Gegenpartei gern zum Oberfeldherrn gemacht hätte), darf nie bei dem Heere selbst erscheinen; zur Gewißheit seiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein östreichisches Erbland als Unterpfand und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei schalten und allein Begnadigungen ertheilen zu dürfen. Beim Frieden soll ihm Meklenburg oder eine andere Entschädigung zugesichert werden und während des Krieges sollen ihm im Nothfalle alle kaiserlichen Erbländer zum Rückzuge offen stehen."

Mit solcher, fast kaiserlichen Gewalt ausgerüstet, trat Wallenstein von Neuem auf den Schauplatz, vermehrte sein Heer bis auf 40,000, eroberte Prag schon am 4. Mai wieder und trieb die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen.

Der unterdeß in seinem Lande hart bedrängte Kurfürst von Baiern wandte sich mit den dringendsten Bitten um Hülfe an Wallenstein; dieser aber schien sich an seiner Noth und Demüthigung zu weiden und zögerte lange; endlich, da der Kurfürst sich unbedingt seinem Oberbefehl zu unterwerfen versprach, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigsten Waffenplätze des schwedischen Königs, zu ziehen. Aber Gustav merkte die Absicht, kam ihm zuvor und erschien unvermuthet am 19. Juni mit seinem Heere bei der Stadt, verschanzte sie mit Hülfe der für ihn begeisterten Einwohner, deren Jünglinge sein Heer vermehrten, und erwartete den Feind. Dieser zog heran und verschanzte sich gleichfalls auf den Höhen von Zirndorf und Altenberg, im Angesichte des schwedischen Lagers. Beide Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der festen Stellung zu vertreiben; elf Wochen lagen sie einander gegenüber und keiner wollte weichen. Die Noth des ganzen umliegenden Landes stieg auf's Höchste, weit und breit war Alles aufgezehrt und verödet. In Wallensteins Lager waren außer dem großen Heere an 15,000 Troßbuben und Bediente und eben so viele Weiber, weil er ihnen erlaubte, ihren Männern nachzuziehen, und 30,000 Pferde, welche größtentheils zum Fortbringen des unendlichen Gepäckes gebraucht wurden. Dieses war nicht zu verwundern, brauchte doch Wallenstein für sein unmittelbares Gefolge 50 Sechsspänner, für seine Küche 50 Vierspänner u. s. w. Die Verwilderung dieser Menschenmenge stieg mit jedem Tage, denn sie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Gustavs Heer war nicht mehr die strenge Ordnung wie anfangs, es bestand nun zum großen Theil aus Geworbenen und aus deutschen Hülfsvölkern. Mit aller Strenge konnte er diese nicht ganz nach seinem Willen zügeln, denn ihren eigenen Anführern war es nicht Ernst mit der Zucht. Des Königs frommer Sinn wurde empört über die Nachricht von der Wildheit der Seinigen gegen die armen Landbewohner; er berief die Anführer zusammen, schalt sie hart und brach in die Worte aus: „Es sei ihm so wehe bei ihnen, daß es ihn verdrieße, mit einem so verkehrten Volke umzugehen;" — allein sein Auge konnte nicht allenthalben sein, und das Verderben hatte schon zu tiefe Wurzel geschlagen. Da beschloß er endlich, dem unentschiedenen und verderblichen Zustande durch ein kühnes Wagestück ein Ende zu machen. Am 24. Aug. stürmte er die wallensteinischen Berge; allein das Unternehmen war zu groß; die entschlossenste Tapferkeit vermochte nichts gegen die festen Werke mit ihren Feuerschlünden und der König mußte, nach großem Verluste, am Abende den Angriff aufgeben. Noch vierzehn Tage wartete er darauf in seinem Lager, und als Wallenstein dennoch unbeweglich blieb, zog er am 8. Sept. unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte sich wieder nach Baiern.

Nun verließ Wallenstein gleichfalls sein Lager, zündete es an und faßte den unerwarteten Entschluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche protestantische Deutschland zu versetzen: er wendete sich plötzlich nach Sachsen und sein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hülfe herbei und traf am 11. Nov. in Naumburg an der Saale ein. Das Volk empfing ihn wie seinen schützenden Engel, es umringte ihn bei seinem Einzuge und küßte ihm die Füße. Eine trübe Ahnung durchflog seine Seele bei diesem Uebermaße der Verehrung: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, sprach er zu seinem

Hofprediger Fabrizius; allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sei?"

Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingefallen war und der König sich bei Naumburg verschanzt hatte, so glaubte Wallenstein, daß derselbe vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und schickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab, jedoch mit dem Auftrage, zuvor die Schweden aus Halle und der dabeiliegenden Moritzburg zu vertreiben. Sogleich brach Gustav auf, rückte nach Weißenfels und stand am 15. Nov. Abends dem Heere Wallensteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten sich zur Schlacht und der kaiserliche Feldherr rief Pappenheim der noch mit der Belagerung der Moritzburg beschäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll standen die Heere und die Schweden sangen zu dem Schalle der Trompeten und Pauken Luthers Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott," und das vom König selbst gedichtete Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, schwang sich der König nach kurzem Gebet auf sein Pferd, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, (den linken führte Bernhard von Weimar), und rief: „Nun wollen wir dran! Das walt der liebe Gott! Jesu! Jesu! Hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!" Den Brustharnisch wies er mit den Worten zurück: „Gott ist mein Harnisch!" — Er führte die Seinigen gegen die Fronte der Kaiserlichen, welche wohl verschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten desselben aufgestellt waren. Ein mörderisches Feuer empfing die Schweden; viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, setzten über den Graben und die Wallensteinischen wichen zurück. Indeß war Pappenheim mit seinen Reitern von Halle herbeigekommen und die Schlacht erneuerte sich mit größerer Wuth. Das schwedische Fußvolk wankte und wich über die Gräben zurück. Ihm zu Hülfe eilte der König mit einem Reiterhaufen nach jener Seite hin und sprengte weit voran, um des Feindes Blöße auszuspähen; nur wenige Begleiter folgten ihm. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reiter; er erhielt einen Schuß in den Rücken und sank vom Pferde; über den Leichnam des Königs hin stürzten die schnaubenden Rosse und zertraten mit ihren Hufen den edlen Leib, so daß er ganz entstellt ward. Sein zurückkommendes, blutiges Pferd verkündigte den Schweden die traurige Botschaft; sie entflammte in ihrer Brust einen rachedürstigen Zorn, und unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmüthiger Entschlossenheit die Schaaren von Neuem ordnete, drangen sie wieder über die Gräben vor und stürzten die Reihen der Feinde über den Haufen. Diese konnten nicht mehr widerstehen; der Generallieutenant Piccolomini bestieg schon blutbedeckt das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft, war von einer Kugel tödtlich verwundet gefallen. Flucht und Verwirrung nahmen zu. „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" erscholl es; Wallenstein,

der sich wegen schmerzhafter Fußgicht in einer Sänfte tragen lassen mußte, ließ zum Rückzuge blasen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderten die Schweden eben so sehr, als ihre eigene Ermüdung, am Nachsetzen; sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu und das kaiserliche Geschütz blieb in ihren Händen. Wallenstein zog mit den Ueberbleibseln des Heeres nach Böhmen, obwohl er früher sein Winterlager in Sachsen zu nehmen beschlossen hatte. So redete der Erfolg unzweideutig genug für den Sieg der Schweden, obgleich Wallenstein die Schlacht für unentschieden ausgab und der Kaiser in allen seinen Städten das Tedeum singen ließ.

Am folgenden Tage suchten die Schweden den Körper ihres theuern Königs unter den Tausenden, die das weite Schlachtfeld deckten; sie fanden ihn nackt, unter vielen andern, durch Blut und Hufschläge fast unkenntlich gemacht. Er wurde nach Weißenfels gebracht und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, nach Stockholm begleitet, wo er beigesetzt wurde.

Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht; er soll bei dessen Anblick Thränen vergossen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte.

Im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens, mitten auf seiner Siegesbahn, wurde Gustav Adolf abgerufen; das Uebergewicht seines Geistes möchte vielleicht die Verfassung Deutschlands und den Gang unserer Entwickelung umgewendet haben. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich zum römischen König ernennen zu lassen, und sein Blick, dessen Weite Niemand erforscht hat, mochte auch schon andere Länder Europa's umfassen. Er verwunderte sich oft, daß das jetzige Zeitalter keine solche Feldherren, wie das Alterthum, aufzuweisen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges und die starken Festungen seien Schuld daran, so erwiederte er: „Der Unterschied befinde sich nicht in den Waffen, sondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals und den Unternehmungsgeist Cäsars wiederfände, so würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals und die Erfolge Cäsars erneuert sehen." — Eine so großartige Anschauung des Lebens, der wirksamen Weltkräfte und der Geschichte war in ihm, und wer wagt es zu bestimmen, wo ein solcher Geist sein Ziel sich gesetzt hätte? Ein Genosse seiner Zeit, dessen Urtheil als unbestochen gelten kann, der Graf Galeazzo Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der sich verschiedene Jahre sowohl bei den kaiserlichen als schwedischen Heeren aufgehalten, schildert des Königs große Eigenschaften auf folgende Weise: „Gustav war groß gebaut, stark, von königlichem Ansehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Bewunderung Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne sehend. Von seiner ersten Jugend an hatte der Krieg für ihn großen Reiz, und Ehre und Ruhm waren seine Leidenschaft. Auf seiner Zunge wohnte Beredtsamkeit (er sprach außer dem Deutschen, der Sprache seiner Mutter, und dem Schwedischen, auch das Lateinische, Französische und Italienische geläufig); Anmuth und Leutseligkeit waren in seiner Unterhaltung. Es ist kein Feldherr, dem man mit solcher Neigung und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gern, und tapfere Handlungen blieben unauslöschlich in seinem Gedächtniß; aber höfisches Wesen und Schmeichelei haßte er, und wenn einer sich ihm auf

solche Weise nahte, so konnte er sein Vertrauen nicht gewinnen. Gegen die Ausschweifungen der Soldaten war er streng und sehr besorgt für die Sicherheit des Bürgers und Landmanns. Als ihm nach der Eroberung einer katholischen Stadt einige riethen, die Bürger streng zu behandeln und ihnen neue Gesetze zu geben, antwortete er: „Die Stadt ist nun mein und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Freiheit die Fesseln abzunehmen, nicht sie in neue zu schlagen. Lasse man sie leben, wie sie bisher gelebt; ich gebe denen keine neuen Gesetze, die so zu leben wissen wie sie ihre Religion gelehrt hat."

Bei der Behandlung der Protestanten und Katholiken machte er keinen Unterschied. Sein Grundsatz war, daß jeder ein Rechtgläubiger sei, der sich den Gesetzen gemäß verhalte. Die Menschen vor der Hölle zu bewahren, sei nicht Beruf der Fürsten, sondern der Geistlichen.

Eine Bestätigung dieses Urtheils gab unter andern sein Aufenthalt zu München. Am Himmelfahrtstage 1632 ging er dort in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen; dann besuchte er das Jesuitenkollegium, beantwortete des P. Rektors lateinische Anrede in derselben Sprache und unterhielt sich fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl. So spiegelt sich sein großer weltgeschichtlicher Geist, der weit über sein Zeitalter hinausragte, auch darin, daß er bei der wärmsten Frömmigkeit in seiner Brust doch auch die Gestalt zu ehren wußte, in welcher sich der Glaube in dem Gemüthe eines Andern darstellt; wie überhaupt darin, daß er Größe und Wahrheit neben sich duldete und ein Freund der Freiheit war. Wie mußte ein solcher Geist die Herzen der Menschen gewinnen, neben den beschränkten und in Vorurtheilen befangenen Herrschern der Zeit, wie Ferdinand II., Maximilian von Baiern, oder auch der gutmüthige aber schwache Johann Georg von Sachsen waren! Auch andere katholische Schriftsteller, außer Gualdo, wie Khevenhiller, Ricci, Burgus, verbergen ihre Achtung vor Gustav Adolf nicht[1]).

c. Der schwedisch-französische Krieg.

Nach dem Tode Gustav Adolfs ging nicht blos die Einheit des Oberbefehls, sondern auch die nur mühsam bereits von dem großen Könige aufrecht erhaltene Einigkeit auf protestantischer Seite verloren. An die Spitze der schwedisch-süddeutschen Streitkräfte traten der Herzog **Bernhard von Weimar** und der schwedische General **Gustav Horn**, während die geringeren norddeutschen Truppen unter das Kommando des Herzogs **Georg von Lüneburg** gestellt wurden. Die Leitung der Politik aber übernahm, da Gustav Adolf nur eine sechsjährige Tochter Christina hinterlassen hatte, der schwedische Reichskanzler **Axel Oxenstierna**, ein Mann zwar von großer und kluger Gesinnung, aber ohne jene Milde und freundliche Größe, welche dem Könige eigen gewesen waren; und war es schon diesem nichts Leichtes gewesen, die protestantischen Reichsfürsten unter seiner Führung zusammenzuhalten, so stand es diesen vollends nicht an, den Geboten eines schwedischen Edelmanns und schwedischer Generale sich unterzuordnen. Zwar

[1]) Das Denkmal Gustav Adolfs in Deutschland war lange Zeit ein aufgerichteter Feldstein auf dem Lützener Schlachtfelde, an der Stelle, wo er gefallen war; in neuerer Zeit haben Verehrer seines Namens ein anderes einfaches Mal daselbst errichtet.

gelang es dem Reichskanzler in Verbindung mit Frankreich, welches jetzt thätiger in den Gang des Krieges einzugreifen begann, die protestantischen Stände der vier oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, auf einem Tage zu Heilbronn, 13. April 1633, enger mit Schweden zu verbinden, allein wenngleich durch diese Vereinigung im Südwesten Deutschlands ein Uebergewicht der Protestanten über die kaiserlichen Waffen hergestellt wurde, so zeigte sich doch bald in der Unentschlossenheit einiger, dem Widerwillen anderer, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern, daß der Geist Gustav Adolfs aus dem Ganzen verschwunden war.

Gegenüber diesen mißlichen Zuständen auf schwedisch-protestantischer Seite waren die Kaiserlichen entschieden im Vortheil, weil bei ihnen der Oberbefehl in der Hand eines Einzigen lag, und wohl hätte es deshalb damals gelingen können, die Gegner zu bezwingen und den Krieg zur Entscheidung zu führen. Allein Wallenstein, bereits mit dunklen Plänen beschäftigt, zog die Unthätigkeit vor und verharrte in Böhmen. Hier hielt er nach der Lützener Schlacht zuerst ein Strafgericht über sein Heer, damit die Schuld des Verlustes von ihm abgewälzt würde, und da er das Recht über Leben und Tod der Seinigen hatte, so ließ er zu Prag mehrere Obersten nud Führer öffentlich enthaupten, gemeine Krieger henken und mehr als fünfzig Namen abwesender Offiziere als ehrlos an den Galgen schlagen. Darauf stellte er neue Werbungen an, ersetzte sein Geschütz durch eingeschmolzene Glocken und bald stand er so furchtbar da als zuvor. Anstatt aber nun in das Reich sich zu wenden und die schwedisch-süddeusche Streitmacht anzugreifen, zog er nach Schlesien, wo die Gegenwart eines solchen Heeres nicht nöthig war, und unterhandelte lange mit den Sachsen wegen eines Separatfriedens, nachdem er mit dem Feldmarschall Arnim, der die Sachsen befehligte, einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Zugleich soll er, obgleich ihm der Kaiser im Jahre 1632 als Ersatz für das verlorene Meklenburg das Fürstenthum Glogau in Schlesien verliehen hatte, versucht haben, was die Feinde ihm wohl zur Vergeltung anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich zu erringen bestimmt sei, glaubte er schon längst in den Sternen gesehen zu haben. Um indeß doch etwas auszurichten, trieb er endlich ein aus Sachsen, Schweden und Brandenburgern gemischtes Heer aus Schlesien und nahm den alten Grafen Thurn, der bei diesem Heer sich befand, gefangen. Ganz Wien war schon voller Erwartung, diesen verhaßten Mann, den Urheber des ganzen Krieges, durch die Straßen der Stadt führen zu sehen, da schenkte ihm Wallenstein die Freiheit, und auf die Vorwürfe des Kaisers erwiederte er: „Was er wohl mit diesem unsinnigen Manne habe machen sollen? Er wünsche nur, daß die Schweden keinen bessern Anführer hätten, als ihn. Thurn werde dem Kaiser an der Spitze schwedischer Truppen bessere Dienste leisten, als im Kerker."

Unterdeß war Baiern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Kurfürsten dringende Bitten hatte der Kaiser seinen Feldherrn schon oft aufgefordert, dem Lande zu Hülfe zu eilen. Wallenstein zögerte, endlich zog er langsam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, aber von da sogleich nach Böhmen zurück und bezog das Winterlager. Den bestimmten Befehlen des Kaisers, gegen die Donau vorzurücken und den Herzog von Weimar anzugreifen, setzte er das Gutachten seiner Generale und Obersten entgegen, daß es unmöglich sei, in der jetzigen Jahreszeit

(Dez. 1633) die Armada in Bewegung zu setzen, und als der Kaiser ein spanisches Heer aus Italien nach Deutschland kommen ließ, welches nicht unter Wallensteins Oberbefehl stehen sollte, ja einen Theil des seinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenstein laut über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrages.

Vielleicht trugen solche Kränkungen dazu bei, daß Wallenstein von seinem Winterlager in Böhmen aus nicht blos mit Sachsen, sondern auch mit den übrigen Feinden des Kaisers, mit Frankreich und Bernhard von Weimar, heimlich Verhandlungen anzuknüpfen begann. Als man aber in Wien von diesen Verhandlungen Kunde bekam, ging der Kaiser auf Antrieb einer spanisch-italienischen, dem Oberfeldherrn feindlichen Hofpartei, damit um, denselben seines Postens zu entheben und an dessen Stelle den eigenen Sohn Ferdinand, den römischen König, zu setzen. Auch der Kurfürst von Baiern arbeitete eifrig an Wallensteins Abberufung, indem er durch seinen Gesandten unermüdet über ihn Klagen führte, und als Werkzeug des heimlichen Forschens und Deutens diente vorzüglich der Italiener, Oberst Caretta, Marchese di Grana, nebst mehreren Mönchen, welche in der Nähe des Feldherrn sich aufhielten.

Wallenstein jedoch suchte im Angesicht der ihm drohenden Gefahr, vom Posten gerufen zu werden, die Führer seines Heeres für seine Pläne zu gewinnen. Auf einem Tage zu **Pilsen** versammelte er im Anfang des Jahres 1634 alle seine Obersten. Er durfte erwarten, sie noch enger als bisher an sich zu fesseln, da sie alle auf sein Wort und in der Hoffnung, durch seine Verwendung vollständig entschädigt zu werden, auf eigene Kosten Regimenter geworben und ausgerüstet und zum Theil ihr ganzes Vermögen zugesetzt hatten. Wenn Wallenstein fiel, so waren sie in Gefahr, alle Entschädigung zu verlieren. Es schlossen daher am 12. Jan. 1634, von dem Feldmarschall Ilow und Wallensteins Schwager Terzky geleitet, bei einem Trinkgelage, an welchem übrigens der kranke Wallenstein selber nicht Theil nahm, vierzig höhere Offiziere ein Verbündniß unter einander, treulich, auf Leben und Tod, bei dem Herzoge auszuhalten.

Sehr bald aber fanden sich unter diesen Obersten selbst die Verräther. Die Generale **Ottavio Piccolomini**, Aldringer, Gallas u. a. machten dem Kaiser heimliche Mittheilungen von dem was in Pilsen geschehen, und dieser beschloß nun Wallensteins Absetzung, aber so geheim wurden vorderhand alle Schritte gegen denselben betrieben, — Kaiser Ferdinand selbst korrespondirte noch zwanzig Tage, nachdem er das Absetzungspatent am 24. Jan. erlassen hatte, in amtlichen Sachen mit ihm, — daß Wallenstein erst Kunde davon erhielt, als schon Gallas, Piccolomini und Aldringer Ordonnanzen erließen, worin sie in des Kaisers Namen allen Anführern des Heeres untersagten, von Wallenstein, Ilow und Terzky fernere Befehle anzunehmen. Zwar ließ Wallenstein sofort noch in Pilsen am 20. Febr. eine feierliche Erklärung ausstellen, die er selbst und neunundzwanzig Generale und Obersten unterzeichneten, daß die am 12. Jan. geschlossene Verbindung der Offiziere durchaus nichts gegen den Kaiser oder die Religion bedeuten solle. Auch schickte er noch am 21. und 22. Febr. zwei Offiziere an den Kaiser ab mit der Erklärung, daß er sein Kommando niederlegen und sich zur Verantwortung stellen wolle, wo es der Kaiser verlange. Allein diese Offiziere wurden unterwegs von Piccolomini aufgehalten und ihre Botschaft gelangte erst nach Wallensteins Ermordung an den Kaiser.

Piccolomini selbst rückte mit Truppen gegen Pilsen; und nun erst, drei Tage vor seinem Tode, da er der gewaltsamen Absichten seiner Feinde völlig gewiß war, beschloß Wallenstein, von der Noth getrieben, den völligen Abfall vom Kaiser; er ließ den Herzog Bernhard von Weimar, der in Regensburg stand, ersuchen, schnell mit Truppen gegen die böhmische Grenze vorzurücken, um sich mit ihm zu vereinigen.

Wallenstein selbst verließ zu diesem Zweck am Morgen des 22. Febr. die Stadt Pilsen und gelangte am zweiten Tage, seiner Gichtschmerzen wegen in einer Sänfte getragen, nur von fünf slavischen Regimentern begleitet, nach Eger, wo er Truppen Bernhards von Weimar erwartete. Es war am 24., 4 Uhr Abends, als er — auch der Oberst Buttler war mit ihm — in Eger eintraf und im Hause des Bürgermeisters Pechhelbel am Marktplatze abstieg. Am folgenden Abend fuhren die Grafen Terzky, Ilow und Kinsky nach der Citadelle zu Gordon zu einem Faschingsschmause. Als sie an der Tafel saßen, traten dreißig Dragoner unter den Hauptleuten Deveroux und Geraldin aus dem Seitenzimmer, fielen über ihre Schlachtopfer her und stießen sie nieder, Terzky erst nach tapferer Gegenwehr, nachdem er zwei Dragoner niedergehauen hatte. Sobald die That vollbracht war, übernahm der Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern die Ermordung Wallensteins. Es war gegen Mitternacht; der Herzog war schon im Bette. Als er im Hinterhause die Gräfinnen Terzky und Kinsky laut aufschreien hörte, die eben die Ermordung ihrer Männer erfahren hatten, stand er vom Lager auf, trat an's Fenster und fragte die Schildwache, was es gäbe. In diesem Augenblicke schlug der Hauptmann Deveroux die Thür mit Gewalt ein und stürzte auf ihn zu mit dem Rufe: „Du mußt sterben!" Schweigend entblößte Wallenstein selbst seine Brust und empfing den Todesstoß.

Schweigend ist er aus der Welt geschieden, und daß er auch in seinem Leben die Gedanken seiner Seele in tiefer Brust, finster und geheimnißvoll, verschlossen, hat einen Schleier über sein Leben und seine großen Absichten geworfen. Er war einer von den unergründlichen Menschen, welche die Gewalt der menschlichen Rede nicht überwältigt, denen sich die verschlossene Brust nicht öffnet, und die still mit sich selbst die Schicksale vieler Tausende abwägen. Es gewährt ihnen ein Gefühl unwiderstehlicher Kraft, daß ihr Wille, gleich dem des verborgenen Schicksals, unerwartet, aus unsichtbaren Tiefen, seine Blitze hervorsendet.

Die Güter des Ermordeten wurden sämmtlich eingezogen, mehrere der kaiserlichen Generale, wie Gallas, der die Herrschaft Friedland, und Piccolomini, der die Herrschaft Nachod erhielt, ferner Buttler und die eigentlichen Mörder mit Gütern und Geld belohnt, das meiste aber vom Kaiser selbst behalten. Es fand sich ein großer Schatz von Silberzeug und Kostbarkeiten, an Pferden und Wagen u. s. w. Der Werth der liegenden Güter Wallensteins wurde auf funfzig Millionen Gulden geschätzt. Seine Wittwe erhielt als Witwensitz die Herrschaft Neuschloß; sein einziges Kind, Maria Elisabeth, vermählte sich später mit einem Grafen Kaunitz.

Auf des Kaisers besondern Befehl wurde, zur Rechtfertigung der That, eine lange Klagschrift verfaßt, welche lange Zeit die Geschichte des großen Feldherrn durch Entstellungen und Unwahrheiten in ein falsches Licht gestellt hat. —

Nach Wallensteins Tode erhielt der römische König **Ferdinand**, des

Kaisers Sohn, den Oberbefehl des Heeres und das Glück krönte den Anfang seiner Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er die Schweden aus Baiern vertrieben, traf er auf sie bei Nördlingen in Franken. Sein Heer war ausgesucht und durch 15,000 Spanier vermehrt; die schwedischen und deutschen Völker dagegen standen unter getheiltem Oberbefehl. Der besonnene Feldmarschall Gustav Horn widerrieth die Schlacht, den unglücklichen Ausgang voraussehend, allein Bernhard von Weimar, jugendlich ungestüm, verlangte sie. Sie erfolgte am 6. Sept. 1634; die geringere Zahl, die schlechtere Stellung, Fehler und Mißverständnisse in der Anführung, alles half die Schweden bekämpfen, welche nach achtstündigem Gefecht, trotz ihrer Tapferkeit, gänzlich geschlagen wurden. Gegen 20,000 Mann wurden getödtet oder gefangen; unter den letztern war auch der Feldmarschall Horn. Der Herzog Bernhard zog sich mit wenigen Ueberbleibseln des Heeres gegen den Rhein hin.

Die Schlacht konnte für die katholische Partei eben so entscheidend werden, als die bei Leipzig für die Protestanten gewesen war. Die schwedische Macht in Deutschland schien vernichtet und dies hatte die wichtige Folge, daß Sachsen das schwedische Bündniß verließ. Der Kurfürst Johann Georg sah schon lange mit Schmerzen die Lausitz in den Händen der Kaiserlichen; er fürchtete sie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr dazu zu verlieren; daher schloß er im Frühling 1635 den sog. Separatfrieden zu Prag. Er erhielt die Lausitz zurück, bekam sogar einen Theil des Magdeburgischen und völlige Kirchenfreiheit auf vierzig Jahre. — Das evangelische Deutschland zürnte sehr auf den Kurfürsten; allein bald folgten mehrere norddeutsche Reichsstände seinem Beispiele und verglichen sich mit dem Kaiser: Brandenburg, Meklenburg, Weimar, Lüneburg und andere; und es schien fast, als werde dieser blutige Krieg sein Ende in der Entkräftung der Parteien finden. Denn fürchterlich lag das arme deutsche Land, auf welchem sich Krieger fast aus allen europäischen Völkern herumtummelten, verwüstet da, von Menschen entblößt, die Saatfelder zertreten oder ungebaut, die Städte verödet, an hundert und aber hundert Stellen Schutthaufen und Brandstätten, wo blühende Orte gestanden. Unsicherheit des Lebens und Wirkens überall, daher Verwilderung der Gemüther und der Sitten, aus Verzweiflung. Zu welchen Greueln der Verwilderung dieser Krieg die Menschen gebracht hat, scheut sich die Feder auch nur mit wenigem nachzuerzählen. War es doch durch die fortwährende Hungersnoth dahin gekommen, daß sich ganze Banden zusammenthaten, um Jagd auf Menschen zu machen und mit ihrem Fleische den schrecklichen Hunger zu stillen. Was das Schwert nicht gefressen, wurde durch Hunger, Elend und Seuchen verzehrt, jeder frische Lebenskeim schon im Entstehen zerknickt; und so unselig wüthete dieser Krieg, daß, wo ein abgelegener Landstrich eine Zeitlang verschont geblieben, das spähende Auge der Noth oder Raubsucht ihn bald entdeckte und verwüstend heimsuchte; denn viele Gegenden waren schon so öde, daß ein Heereshaufen nicht einmal wagte, seinen Zug durch dieselben zu nehmen, wie es namentlich der schwedische Heerführer Banér von der Gegend zwischen der Oder und der Elbe selber schreibt[1]).

---

[1]) „Im Jahre 1639" (so erzählt der Magister Peter Drumling, Baireuthischer Pfarrer in Burgbernheim), „als ich meine Pfarre bezog und dem Vizedekan Artzberger im Amte nachfolgte, habe ich und dessen Sohn selbigen ganzen Sommer

In solch allgemeiner Noth, bei der Neigung der deutschen Reichsstände zum Frieden, der Bereitwilligkeit des Kaisers, das Restitutionsedikt wenigstens zum Theil zurückzunehmen, wie er dies bei dem Frieden mit Sachsen gezeigt hatte, bei der Erschöpfung, fast Vernichtung des schwedischen Heeres, durfte das geängstete Vaterland hoffen, daß das Ende seiner Leiden bevorstehe.

Allein die auswärtigen Mächte, welche am Kriege Theil nahmen, suchten denselben geflissentlich weiter zu spinnen. Ihre Absicht, auf Kosten Deutschlands sich zu bereichern, trat immer klarer zu Tage. Schon lange hatte der französische Minister Richelieu mit Freude der Noth des östreichischen Hauses und ganz Deutschlands zugesehen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kardinal die Dienste Frankreichs um einen theuren Preis glaubte verkaufen zu können. Er bot sie dem Kanzler Oxenstierna an, bedang sich dafür die Festung Philippsburg am Rhein aus und ließ auch die Absicht auf das noch wichtigere Elsaß durchblicken. Es war das erste Mal, daß die Fremden über die Grenzen unseres Vaterlandes handelten. Die Zeit der Schmach hebt mit diesem Vertrage zwischen Richelieu und Oxenstierna an; denn auch dieser strebte darnach, Theile des deutschen Landes an sein Volk zu bringen. An einem sonst tapfern und edeln Fürsten, dem Herzog Bernhard von Weimar, fanden sie einen erwünschten Helfer, welcher zur Zeit Gustav Adolfs aus den geistlichen Gebieten in Franken sich ein Fürstenthum gründen wollte, seit der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen aber mit Hülfe der Franzosen die gleiche Absicht im Elsaß und der Franche Comté durchzuführen gedachte. Mit französischem Gelde warb er ein ansehnliches Heer und ward den Kaiserlichen und Baiern ein furchtbarer Feind; die Rheingegenden wurden von nun an ebenso von dem Fußtritte des Krieges zerstampft, als vorher die der Oder, Elbe und Weser. — Auch die Schweden hatten an dem Feldmarschall Banér einen tapfern und schnellen Führer. Durch Schaaren aus Schweden verstärkt drang er rasch aus Pommern, wohin sich die Ueberbleibsel des Heeres nach der Nördlinger Schlacht geflüchtet hatten, gegen die Sachsen, jetzt des Kaisers Bundesgenossen, vor und schlug den Kurfürsten selbst in einer sehr blutigen Schlacht am 4. Okt. 1636 bei der märkischen Stadt Wittstock nahe an der meklenburgischen Grenze.

Aber dieser Krieg bietet von nun an ein immer niederschlagenderes Bild dar, welchem die Erhabenheit großer Geister und eines würdigen Zweckes fehlt. Der Held, welcher alle durch die Hoheit seiner Seele überstrahlte, der von der Begeisterung für seinen Glauben und für den Ruhm und die Größe seines Volkes getragen wurde, ist abgeschieden; der dunkle, geheimnißvolle, allgewaltige Mann, welcher einzig wagen konnte, dem Könige entgegenzutreten, ist gleichfalls von seinem Verhängnisse fortgerissen; die nun als die Führer der Heere auftreten, zum Theil tapfere, ungewöhnliche Männer, sind gleichwohl Geister des zweiten Ranges und nicht erfüllt von den höhern Ideen. Der Eigennutz treibt fortan in diesem Kriege; ihm sind die wirkenden Kräfte dienstbar geworden und werden dadurch, wenn auch an sich bewundernswerth, in den Kreis des Gemeinen hinabgezogen.

Auch Kaiser Ferdinand II. schied aus dem großen Kampfe, ohne sein

---

allhier Getreide eingeführt auf einem Karren, an welchem er statt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeschoben. So trübselig waren dieselben Zeiten, da ein Mann theurer war als sein Geld."

Ende gesehen zu haben; er starb am 15. Febr. 1637, im 59. Jahre seines Alters. Sein Sohn Ferdinand III. folgte ihm. —

In den Jahren 1637 und 38 verfolgte der Herzog Bernhard von Weimar seine Siegesbahn am Rhein. Er überfiel das liguistische Heer bei Rheinfelden, schlug es und machte vier Heerführer zu Gefangenen, unter welchen auch der tapfere Johann de Werth war. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten sich ergeben. Aber am meisten kam ihm auf die Eroberung der wichtigen Festung Breisach an, welche er zum Grundsteine seiner Herrschaft am Rheine machen wollte. Er belagerte sie, schlug die zum Entsatz heranrückenden Heere in die Flucht und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Noth in derselben aufs Höchste gestiegen waren; dann ließ er sich von den Einwohnern feierlich huldigen. Aber indem er sich zu neuen Kriegsthaten rüstete, erkrankte er plötzlich und starb den 18. Juli 1639 im 36. Jahre seines Lebens; er war der jüngste von acht meistens kriegerischen Brüdern. Er selber hielt sich für vergiftet und sein Hofprediger sprach den Verdacht in der Leichenrede geradezu aus. Sogleich nach des Herzogs Tode waren französische Unterhändler bei dem Heere und kauften es, sammt den besetzten Festungen, durch Geld an sich; nur drei schwedische Regimenter wollten von keinem französischen Solde wissen und schlugen sich mit klingendem Spiel zu den Ihrigen durch; Breisach und das Elsaß aber war auf solche Weise durch den deutschen Helden für die Franzosen erstritten worden, die ihn beseitigten, als er sich ihrem Einfluß entziehen wollte.

Schon seit dem Jahre 1636 hatten die tausend nach Frieden verlangenden Stimmen der Unglücklichen bewirkt, daß einige Versuche der Aussöhnung gemacht waren; allein der französische Minister Richelieu wollte keinen Frieden, weil der Krieg ihn unentbehrlich machte und weil es zu Frankreichs feindlicher Staatsklugheit paßte, daß Deutschland durch seine eigenen Söhne, so wie durch Fremde zerfleischt wurde. Seit dem Jahre 1640 jedoch wurden die Versuche ernstlicher, und im Jahre 1643 versammelten sich die Gesandten der Parteien in Münster und Osnabrück; aber die Unterhandlungen dauerten fast fünf Jahre lang, und während dieser Zeit wüthete der Krieg mit allen seinen Gräueln fort.

Banér, der gewaltige Krieger, war im Jahre 1641 zu Halberstadt gestorben, nachdem er Böhmen und andere Länder vielfach verheert hatte. Er schickte von seinen Feldzügen sechshundert erbeutete Fahnen und Standarten nach Stockholm; allein sein Gemüth war wild, seine Züge die grausamsten des Krieges. Als er in Böhmen einfiel, standen in mancher Nacht über hundert Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen; und einer seiner Befehlshaber, Adam Pfuhl, rühmte sich, daß er allein gegen achthundert böhmische Ortschaften verbrannt habe. So verödet waren die Länder, daß, als dieser Pfuhl auf seinem Zuge durch Thüringen sein Ende nahe fühlte und nach dem Troste eines Geistlichen verlangte, auf viele Meilen umher keiner in dem menschenleeren Lande gefunden wurde.

Nach Banér führte den Oberbefehl über die Schweden Leonhard Torstenson, der geschwindeste und gewandteste Held dieses Krieges, obgleich so schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte mit dem Heere tragen lassen mußte. Zuerst brach er im Jahre 1642 in Schlesien ein, schlug den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der in kaiserliche Dienste getreten war, und eroberte Schweidnitz. Von da rückte er in Mähren ein, eroberte Olmütz, und die Hauptstadt Wien zitterte schon. Krankheiten

in seinem Heere nöthigten ihn zum Rückzuge; aber noch im Herbste dieses Jahres, den 2. Nov., schlug er den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bei Leipzig auf's Haupt; es war die größte Schlacht in dieser letzten Hälfte des Krieges, Piccolomini verlor 20,000 Mann, sechsundvierzig Kanonen, fast zweihundert Feldzeichen, und konnte erst in Böhmen die Flüchtigen wieder sammeln.

Torstenson brach gleich im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, drang von Neuem bis Olmütz vor, so daß seine leichten Krieger bis nahe bei Wien streiften; dann, als man ihn dort beschäftigt glaubte, stand er plötzlich, wie durch ein Wunder, hundert Meilen davon an den Küsten der Ostsee, in Holstein und Schleswig, Ländern des Königs von Dänemark, mit dem Schweden damals gerade wieder in Krieg gerathen war. Jene Länder waren lange unberührt geblieben und boten den Schweden ein reiches Winterlager. Neu gestärkt brachen sie dann im nächsten Frühjahr 1644 wieder ins Reich ein, vernichteten das kaiserliche Heer unter Gallas, und im nächsten Frühjahr 1645 schlug Torstenson die kaiserlichen Feldherren Götz und Hatzfeld bei Jankau in Böhmen so aufs Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde, Götz selbst fiel, Hatzfeld aber gefangen und alles Heeresgeräth in den Händen der Schweden war. Nun ging der Zug wieder nach Mähren und gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brünn durch heldenmüthigen Widerstand den schwedischen Feldherrn aufgehalten, so wäre die kaiserliche Hauptstadt vielleicht in seine Hände gefallen. Allein bei der Belagerung von Brünn schmolz sein Heer durch Krankheiten so zusammen, daß er den Rückzug nehmen mußte; und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

Gustav Wrangel folgte ihm und führte den Krieg glücklich fort. In den Rheingegenden fochten die französischen Heere unter berühmten Feldherren, Türenne und Condé, gegen die Oestreicher und Baiern; in Verbindung mit ihnen überzog Wrangel noch in den letzten Jahren des Krieges die bairischen Lande, so daß der Kurfürst gezwungen war, vom Kriege abzustehen und im Jahre 1647 einen Waffenstillstand zu schließen. Auch Brandenburg hatte dieses schon im Jahre 1641 gethan, und Dänemark und Sachsen waren dem Beispiele im Jahre 1645 und 46 gefolgt; so stand der Kaiser gegen glückliche Feinde allein. Das Unglück seiner Waffen rührte in diesen letzten Zeiten vorzüglich von dem Mangel tüchtiger Heerführer her. Die besseren, ein Johann de Werth und Mercy, waren gefallen; der Kaiser sah sich gezwungen, sein letztes Heer dem von den Hessen zu ihm übergetretenen General Melander von Holzapfel, einem Protestanten, anzuvertrauen.

Die Feinde griffen von Neuem die kaiserlichen Erbstaaten an, der schwedische Feldherr Königsmark belagerte Prag, und schon hatte er die sogenannte kleine Seite der Stadt eingenommen und Wrangel bereitete sich, ihn mit seinem Heere zu verstärken, — da erscholl das Friedenswort aus Westfalen.

4. Der westfälische Friede. (24. Okt. 1648.)

In der Mitte des Sommers 1643 sollten die Friedensunterhandlungen eröffnet werden: zu Osnabrück mit den Schweden und zu Münster mit den Franzosen. Die kaiserlichen Gesandten fanden sich schon vor der

festgesetzten Zeit ein, allein erst am Ende des Jahres 1644 kamen die französischen; eine üble Vorbedeutung für den Gang des Friedensgeschäftes, auf welches die geängsteten Völker mit schmerzlicher Sehnsucht hinblickten. Und in der That fing auch die Unterhandlung gleich mit so kleinlichen Dingen an, daß an einen schnellen Fortgang nicht zu denken war. Viele Monate wurden mit den elendesten Rangstreitigkeiten verloren, indem die französischen Gesandten, stolz und anmaßend, als die ersten erscheinen wollten und sich in dem Gepränge einer königlichen Hofhaltung wohlgefielen. Ferner ging viel Zeit damit verloren, daß alle Gesandten der einzelnen Reichsstände aus Deutschland zusammengerufen wurden; denn darauf bestanden die Franzosen, damit sie recht viel Gelegenheit hatten, den Samen der Zwietracht unter uns auszustreuen. In älterer Zeit hatte, wie billig, der Kaiser im Namen des Reiches die Friedensschlüsse vollzogen.

Der Hauptgegenstand der Verhandlungen hätte nun die Feststellung der innern Ordnung des deutschen Reiches, besonders der beiden Religionsparteien sein müssen, denn darüber war der Krieg zum Ausbruch gekommen. Allein die beiden fremden Mächte fragten vor allen Dingen nach ihrer Entschädigung an Land und Leuten für die Kriegskosten, und in schimpflicher Nothwendigkeit, auf Anrathen und Verwenden des Kurfürsten von Baiern, wurden die Fremden zuerst befriedigt. Frankreich, welches so wenig mit eigenen Kräften gethan, welches nur aus Eigennutz und Schadenfreude sich in den Streit gemischt, forderte ungeheure Opfer, und seine Gesandten, d'Avaux und Servien, in allen Künsten der Worte, der List, ja des Truges geübt, mit der Miene der Befehlenden auftretend, setzten ihre Forderungen durch. Die Schweden, etwas bescheidener, rissen indeß gleichfalls Stücke des Reiches an sich. Mit blutendem Herzen sahen die Freunde des Vaterlandes die schimpfliche Behandlung, welche dem Reiche widerfuhr. „In den Gegenden", so ruft ein gleichzeitiger deutscher Mann, Wassenberg, aus, „wo unsere Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns zum Hohne, waffenlose Ausländer allen Deutschen Trotz und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie reden, wir horchen als auf Orakel; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern als Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris[1]), zugeworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf."

Würdig benahmen sich die kaiserlichen Gesandten, der Graf von Trautmannsdorf, der vom November 1645 an die Verhandlungen leitete, und der Doktor Volmar, welcher mit Kraft und Gründlichkeit die Anmaßung der Fremden, und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der deutschen Stände zu bekämpfen suchten, allein sie fanden nicht den rechten Beistand bei den übrigen Gliedern des Reiches, besonders als Baiern in den letzten Jahren des Krieges wankend wurde; und ferner vereitelte jede

[1]) In Stockholm regierte Gustav Adolfs Tochter Christina, und in Frankreich führte die Königin Anna, als Vormünderin des noch unmündigen Ludwig XIV., die Regierung.

Botschaft von dem Kriegsglück der Feinde die Vortheile wieder, die sie vielleicht durch Unterhandlung gewonnen hatten. So geschah es denn, daß:

1) Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die es schon seit 1552 besetzt hatte, ganz Elsaß, so weit es östreichisch gewesen, den Sundgau und die wichtigen Festungen Breisach und Philippsburg erhielt und außerdem die Deutschen zwang, mehrere Festungen am Oberrhein niederzureißen und zu versprechen, daß zwischen Basel und Philippsburg keine neuen Festungen angelegt werden sollten, damit die französischen Heere immer den freien Weg in das deutsche Land fänden. Durch diesen Frieden fielen die Vormauern des südlichen Deutschlands größtentheils in des Erbfeindes Hand. Die französischen Gesandten jubelten laut, daß Frankreich noch nie einen so vortheilhaften Frieden geschlossen habe.

2) Schweden hatte ebenfalls große Forderungen gestellt; da es jedoch an dem stolzen und wenig gewandten Johann Oxenstierna, des großen Reichskanzlers Sohne, und dem bestechlichen Rathe Adler Salvius nicht die besten Vertreter hatte, so begnügte es sich mit Vorpommern [1]) und Stettin nebst den Inseln Rügen, Usedom, Wollin, der Stadt Wismar in Meklenburg, und den Bisthümern Bremen und Verden als Herzog- und Fürstenthümern. Zum Ersatz der Kriegskosten wurden außerdem den Schweden noch fünf Millionen Thaler zugesagt, die das ausgesogene Reich aufbringen sollte.

3) Der Kurfürst von Brandenburg, welcher auf das ganze pommersche Land durch den Grimnitzer Vertrag gegründete Ansprüche hatte, erhielt Hinterpommern und zur Entschädigung (die viel zu wünschen übrig ließ) für Vorpommern das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstenthümer.

4) Meklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

5) Hessen-Kassel, welches von Anfang an unveränderlich an Schweden gehalten hatte und dessen kluge und schöne Landgräfin Amalie aller Herzen zu gewinnen wußte, erhielt durch schwedische und französische Vermittelung, obgleich es nichts verloren hatte, die Abtei Hersfeld und einen Theil der Grafschaft Schaumburg und 600,000 Reichsthaler.

6) Braunschweig-Lüneburg, welches Ansprüche auf Magdeburg und Minden und nachher auf das Bisthum Osnabrück machte, erhielt das Recht, daß abwechselnd mit einem katholischen Bischofe einer seiner Prinzen dieses letzte Land besitzen solle.

7) Der älteste Sohn des unglücklichen Friedrich's V. von der Pfalz, Karl Ludwig (Friedrich selbst war dreizehn Tage nach dem Könige Gustav Adolf gestorben), erhielt seine Erbländer wieder bis auf die Oberpfalz, die der Kurfürst von Baiern behielt; und da dieser auch die alte pfälzische Kurwürde, die fünfte, mit ihren Rechten nicht wieder abgeben wollte, so wurde für Pfalz eine achte Kur errichtet.

8) Durch den westfälischen Frieden wurden auch die Schweiz und die Niederlande, zwei Länder, welche schon längst faktisch vom Deutschen Reiche sich getrennt hatten, rechtlich als unabhängige Staaten anerkannt. Wie mit der Schweiz eine feste Grenzmauer des Reiches im Südwesten verloren ging, so büßten wir mit den Niederlanden die Mündungen des Rheins

[1]) Der letzte Pommersche Herzog Bogislaw XIV. war 1637 gestorben.

und so ein Gebiet ein, welches, ausgezeichnet durch seinen Seeverkehr, für die Entwickelung Deutschlands zu einer See- und Kolonialmacht überaus wichtig wäre.

9) Sehr schwierig und lang waren die Verhandlungen wegen der Religionsangelegenheiten in Deutschland. Die Protestanten verlangten außer ihrer eigenen Religionsfreiheit auch die für die protestantischen Unterthanen des Kaisers, und hierzu war derselbe auf keine Weise zu bewegen. Man mußte sich also auf das Reich beschränken und für dieses wurde endlich nach halbjährigem Streite der Augsburger Religionsfriede von Neuem als Grundlage festgesetzt, auf die Kalvinisten ausgedehnt und bestimmt, daß die Lutheraner alle die Kirchen und Güter behalten sollten, die sie am 1. Januar 1624 besaßen. Man nennt dieses Jahr das Normaljahr, und es war also von dem die Gemüther erbitternden Restitutionsedikte nicht ferner die Rede. Die Lutheraner behielten demnach die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen; die Bisthümer Lübeck, Osnabrück abwechselnd, Halberstadt, Verden, Meißen, Naumburg, Merseburg, Lebus, Brandenburg, Havelberg, Minden, Kamin, Schwerin und Ratzeburg; die Abteien Hersfeld, Walkenried, Gandersheim, Quedlinburg, Herford und Gernrode. Außerdem wurden den Reichsständen beider Religionsparteien gleiche politische Rechte zugestanden; im Reichskammergericht sollten fortan beide Konfessionen in gleicher Weise vertreten sein, in den Reichskollegien künftighin in Religionssachen nicht mehr Stimmenmehrheit entscheiden; dagegen wurde den Unterthanen der Reichsstände keine Religionsfreiheit gewährt; wer einer andern Konfession angehörte, als sein Landesherr, war auch fernerhin nicht gegen Bedrückung geschützt und konnte sich derselben nur durch Auswanderung entziehen.

10) Die wichtigsten Bestimmungen aber wurden beim westfälischen Friedensschluß über die Hoheitsrechte der Fürsten und das Verhältniß der Reichsstände zum Kaiser getroffen. In dieser Beziehung wurde der thatsächlich schon lange bestehende Zustand der Auflösung des Reichs für zu Recht bestehend anerkannt. Es geschah das unter dem bestimmenden Einfluß der auswärtigen Mächte, Frankreichs und Schwedens, welche solche Versuche, wie sie Ferdinand II. während des dreißigjährigen Krieges zur Herstellung einer kaiserlichen Alleingewalt gemacht hatte, für die Zukunft unmöglich machen wollten. Nicht blos wurden den einzelnen Reichsständen alle ihre bisherigen Freiheiten und Rechte bestätigt, sie erhielten die volle Landeshoheit in ihren Gebieten und das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen und Bündnisse sowohl unter einander, als mit auswärtigen Mächten zu machen, falls sie nicht zum Schaden des Reiches seien. Aber wie wenig mochte dieser Zusatz verhindern? Denn wenn von nun an auch ein Reichsglied im Bündniß mit einer auswärtigen Macht des Kaisers Feind wurde, so diente als Vorwand, es sei zu des Reiches Besten gemeint, um sein Recht und die deutsche Freiheit nicht untergehen zu lassen. Und damit solcher Vorwand bei jedem Anlaß mit dem Scheine Rechtens genommen werden könne, setzten sich die Fremden selbst zu deutschen Reichshütern; Frankreich und Schweden, welches durch seine Erwerbungen Mitglied des Deutschen Reiches wurde, warfen sich zu Bürgen der Deutschen Verfassung und alles dessen auf, was in dem Frieden zu Münster und Osnabrück beschlossen wurde.

Uebrigens wurde das bis dahin noch schwankende Verhältniß der Reichsstädte dahin festgestellt, daß auch sie eine entscheidende Stimme auf den

Reichstagen haben sollten, so daß es nun drei Kollegien, das der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte mit gleichem Stimmrechte gab. —

Mit Sorge und großer Anstrengung war das verflochtene Friedenswerk zu Stande gebracht; langsam und nur durch neue Opfer konnte es ausgeführt werden. Die Franzosen wollten aus den eroberten Festungen nicht weichen, bis jede kleinste Bedingung erfüllt war, und die Schweden blieben noch zwei Jahre in Deutschland in sieben Kreisen des Reichs vertheilt, bis sie die fünf Millionen als Kostenersatz, die nur mit Mühe aus den verarmten Ländern zusammengebracht werden konnten, erhalten hatten. Im Bisthum Münster brandschatzten einige schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden das Land, und der Herzog Karl von Lothringen, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch lange mehrere deutsche Festungen am Rhein besetzt.

Diese Anwesenheit auswärtiger Truppen auf dem deutschen Reichsboden wurde um so drückender empfunden, je tiefer die Wunden waren, welche der lange, verheerende Krieg demselben geschlagen hatte. Ganze Gegenden, wie Thüringen und Meklenburg, waren fast zur Einöde geworden; eine Menge von Dörfern war hier und in anderen Theilen völlig verschwunden. Theils das Schwert, noch mehr die Schrecken, welche im Gefolge des Krieges ziehen, Seuchen, Pest, Hungersnoth und Verzweiflung hatten zwei Drittheile aller Einwohner hinweggerafft. —

Aber auch in dieser Zeit bewährte sich die deutsche Tüchtigkeit durch ein verhältnißmäßig schnelles Ermannen. Dieses zeigte sich in sittlicher Hinsicht in einem tiefen Ernste, der auf das gänzlich verwilderte Leben folgte. So wie die Menschen zur ruhigen Thätigkeit zurückkehrten, lebte vor Allem der Landbau wieder auf; bald blüheten wieder die viele Jahre verödeten Felder, und zahlreiche Dörfer erhoben sich aus der Asche. Schon zwölf Jahre nach dem Kriege fand unter anderen der französische Marschall Grammont die Pfalz, die er im Kriege verwüstet gesehen, wiederum blühend. Bald kam auch die Zeit, da die Menschenrechte in dem Bauernstande besser erkannt und die härteren Formen der Leibeigenschaft nach und nach in gelindere umgewandelt wurden. Und da die gesunde Lebenskraft für ein Volk am meisten aus der mütterlichen Erde aufgeht, wenn es ihr seine Sorge widmet, so hätte auch aus dem zu einfacher Lebensweise zurückgekehrten, dünnwohnenden Geschlechte von Ackerbauern dauernd ein neues, herrliches Deutschland aufblühen können. Allein viele tiefliegende allgemeine Ursachen ließen diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen.

Zuerst stand der Verfall der Städte doch in großem Widerspruch zu dem Wiederaufleben des Landbaues. Das städtische Leben war, vorzüglich durch den veränderten Welthandel, in seinen besten Nerven gelähmt und zerrüttet, der dreißigjährige Krieg hatte die Kraft der Städte völlig gebrochen. Noch kurz vor Ausbruch desselben stellt ein auswärtiger Schriftsteller die deutsche Nation in der Größe und Menge der Städte, in ihrem Kunstfleiß und in der Geschicklichkeit ihrer Künstler und Handwerker allen anderen voran. Nach allen Ländern Europas wurden die letzteren berufen. Die geschicktesten Goldschmiede, Uhrmacher, Schreiner, ja selbst Maler, Bildhauer und Kupferstecher waren unter andern zu Venedig noch am Ende des 16. Jahrhunderts meistens Deutsche oder Niederländer. Aus dem An-

fange jenes Jahrhunderts aber brauchen nur Namen, wie Albrecht Dürer, Hans Holbein, Lukas Kranach, genannt zu werden, um eine hohe Blüthe der Kunst in den deutschen Städten zu bezeichnen. Der dreißigjährige Krieg warf dann aber viele von diesen, die frei und blühend gewesen waren, in Asche, andere wurden größtentheils von Menschen entblößt, und die großen Gewerke, durch welche Deutschland alle anderen Länder übertroffen hatte, lagen durch den Verlust der Arbeiter darnieder. Auf einem Hansetage zu Lübeck im Jahre 1630 erklärten fast alle übriggebliebenen Hansestädte, daß sie die Kosten ihres Bundes ferner nicht aufbringen könnten. Wohl konnte die folgende Zeit durch Mäßigkeit und Arbeit Vieles wieder ersetzen, aber der alte Glanz und die alte Freudigkeit waren dahin. Das Arbeitsvolle und Mühselige stand, wie ein Schriftsteller sagt, den nächsten Jahrzehnten auf der Stirne geschrieben. Viele Städte mußten sich nun theils aus freien Stücken, theils unter dem Druck und der Noth der Zeit, diesem und jenem Fürsten unterwerfen, wie denn z. B. im Jahre 1661 der Bischof Christof von Gahlen der Stadt Münster, im Jahre 1664 der Kurfürst von Mainz der Stadt Erfurt, im Jahre 1666 der Kurfürst von Brandenburg der Stadt Magdeburg und im Jahre 1671 die Herzöge von Braunschweig der Stadt Braunschweig sich bemächtigten; und die noch den Namen der freien Reichsstädte bewahrten, wie dürftig und armselig fristeten die meisten von ihnen ihr Leben, bis auch sie in der neuesten Zeit ihre Unmittelbarkeit verloren!

Auch die Herrlichkeit des Adels war dahin. Seit er nicht mehr den eigentlichen Kriegerstand bildete und durch ritterliche Waffentüchtigkeit der Nation voranleuchtete, seit seine Selbständigkeit aufgehört und das abhängige Leben an Höfen oder das unthätige in bestimmungsloser Zurückgezogenheit auf seinen Gütern seine Kräfte gelähmt hatte; seit die Nachahmung fremder Sitten und Sprache, seit Weichlichkeit und Zierlichkeit an die Stelle der alten Mannhaftigkeit traten, da ging die alte Bedeutung des Adels verloren; und so fehlten von nun an zwei wesentliche Glieder in der Reihe der Erscheinungen, welche dem Mittelalter bei allen seinen Mängeln doch den eigenthümlichen Glanz der Kraft, der Hoheit, des Außerordentlichen in der Geschichte gegeben hatten.

Auch in den anderen Ländern Europas sind in den letzten Jahrhunderten ähnliche Veränderungen vorgegangen, und was das Mittelalter auszeichnete, hat einer neuen Ordnung der Dinge Platz gemacht. Allein bei den meisten übrigen bot dagegen ein reich aufblühender Handel den Ersatz dar, indem er die Mittel gewährte, die einem Volke ein freudiges Gefühl des Wohlstandes und der Entwickelung aller Kräfte geben können. Deutschland jedoch war in dieser Hinsicht gelähmt; der Antheil, den einzelne wenige Städte noch an dem Welthandel behielten, konnte dem Ganzen keinen Ersatz geben. Um so mehr aber war es geboten, durch Einfachheit des Lebens der allmählichen Verarmung entgegen zu arbeiten; statt dessen aber überließ man sich im 18. Jahrhundert in steigendem Fortschritt dem Luxus und lieferte das durch Ackerbau und Kunstfleiß mühsam erworbene Gut für ausländische, aus allen Welttheilen zusammengesuchte Waaren den durch Seeverkehr und Handel ausgezeichneten Nationen in die Hände. So reich jedoch ist unser Vaterland nicht an Fruchtbarkeit des Bodens und an Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse, daß es dem Kostbarsten, was alle Welttheile hervorbringen, das Gleichgewicht halten könnte. Der Luxus aber, die Be-

gierde nach sinnlichen Genüssen aller Art, kennt kein Maß und kein Ziel, wenn er einmal die Herrschaft gewonnen hat. Er kam nicht aus unsrer Natur hervor, sondern ist uns von den Fremden eingeimpft worden, welche wir nur zu sehr, leider gerade auch in ihren Entartungen nachgeahmt haben. Die Reisen in das Ausland, besonders nach Frankreich und seiner Hauptstadt, die Nachahmung französischer Moden und Sitten, ja Unsittlichkeit, das Verpflanzen französischer Lehrmeister und Erzieherinnen in die Mitte deutscher Familien, die Verachtung der eigenen guten, treuen Sprache, die Verehrung der fremden, oberflächlichen Philosophie, welche der ernsten Ansicht des Lebens mit seinen Pflichten, der Religion, der Kunst und Wissenschaft, so sehr entgegen war, — alle diese Uebel, welche zuerst die höheren Stände der Gesellschaft und bald auch die mittleren ergriffen, sie haben den größeren Theil des folgenden Zeitraums hindurch den nachtheiligsten Einfluß auf den äußeren wie inneren Zustand des deutschen Volkes gehabt.

Doch wollen wir nicht verkennen, daß aus unserer Verbindung mit den Fremden auch viel Gutes für unsere allgemeine Bildung gewonnen ist. Bei der großen Empfänglichkeit des Sinnes, welche uns Deutschen, die wir in die Mitte zwischen die Hauptvölker Europas gestellt sind, von der Natur eingepflanzt ist, möchten wir alles Vorzügliche im ganzen Kreise menschlicher Thätigkeit und Bildung kennen lernen und das Kennengelernte uns zu eigen machen. Universalität der Bildung ist immer mehr der Deutschen Ziel und Streben geworden, und die Eigenthümlichkeit unserer politischen Zustände hat dieses Streben wesentlich unterstützt. Bei anderen Völkern, die ein geschlossenes Reich bildeten, hat die allgemeine Hauptstadt meistentheils für das, was als wahr, als schön und anmuthig gelten sollte, ihre Gesetze gegeben; die Bildung erhielt nach und nach feststehende Formen und konnte nicht ohne Einseitigkeit bleiben. In Deutschland hingegen erhielt sich in Wissenschaft und Kunst das rege Leben eines Freistaates. Die größeren und kleineren Regierungen wetteiferten, sie zu befördern, und während das deutsche Volk an umfassender Bildung bald allen anderen voranschritt, blieb es zwar vor der Hand in seinen politischen Verhältnissen weit hinter denselben zurück, doch zeigte sich in dem lebendigen geistigen Streben und in der Regsamkeit des deutschen Volkes die Aechtheit seiner Natur, die ungeachtet aller verderblichen Einflüsse von außen her nicht zu Grunde ging, sondern wie sie in der Erzeugung der Reformation sich urkräftig geäußert hatte, so wirkte der damals lebendig gewordene Geist trotz und nach den verheerenden Stürmen des dreißigjährigen Krieges im deutschen Volke fort.

Auch das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit ging bei aller äußeren Zersplitterung doch niemals ganz verloren; vielmehr äußerte es sich auch in der kommenden Zeit der Erniedrigung Deutschlands in der durch alle Gaue des Vaterlandes gehenden begeisterten Theilnahme an den Siegen preußischer Waffen über die Heere Ludwigs XV. im siebenjährigen Kriege.

Solche Thaten waren von erhebender Wirkung auf die über die Auflösung des Reichs und die Entartung der deutschen Zustände mit Schmerz erfüllten Gemüther aller ächt deutschen Männer, und indem an ihnen zunächst das geistige Leben Deutschlands sich aufrichtete, schlug die Hoffnung auf eine auch politische Neugestaltung des Vaterlandes allmählich tiefere Wurzeln. Während das katholische Oestreich, das zwar dem Reiche bis zu seinem völligen Untergange den Kaiser gab, seit dem dreißigjährigen Kriege sich immer mehr von den Bahnen deutscher Politik entfernte und zu einer

nur europäischen Großmacht wurde, schlossen sich die Hoffnungen Deutschlands an den überwiegend protestantischen brandenburg-preußischen Staat unter seinen mächtig emporstrebenden, ächt deutsch gesinnten Herrschern an. Und mit Gottes Hülfe haben sich diese Hoffnungen in unseren Tagen in der großartigsten Weise erfüllt.

Der Kaiser Ferdinand III. lebte noch neun Jahre (bis 1657) nach dem westfälischen Frieden, und die Ruhe Deutschlands wurde in seiner Zeit nicht weiter gestört. Vor seinem Tode brachte es Ferdinand dahin, daß die deutschen Fürsten seinen Sohn Ferdinand zum römischen Könige wählten; leider aber starb der junge, hoffnungsvolle Mann, auf den alle Augen mit freudiger Zuversicht gerichtet waren, schon im Jahre 1654 an den Blattern, und der Vater mußte seine Bewerbungen für seinen zweiten Sohn Leopold, welcher von weniger vorzüglichen Anlagen war, wiederum anfangen. Aber ehe sie den erwünschten Erfolg gehabt hatten, starb der Kaiser am 2. April 1657.

Fünfte Periode.

Vom westfälischen Frieden bis auf unsere Zeit.

V. Die Zeit der Erniedrigung und nationalen Wiederaufrichtung Deutschlands.

A. Frankreichs Uebergewicht.

1648—1740.

Die Quellen für die folgende ganze Periode sind überaus zahlreich, und wir begnügen uns damit, gleich hier im Zusammenhang einige der allerwichtigsten für die einzelnen Zeiträume aufzuzählen.

I. Für die Zeit von 1648—1740 und darüber hinaus sind zu merken:

1. Diarium Europaeum von 1657—1681. 45 Tom. Frankf. 1659 bis 1683.
2. Lünig, Deutsche Reichs-Kanzlei oder auserlesene Briefe seit dem Westfälischen bis zum Rastätter Frieden. 8. Th. Leipzig 1714; und Sylloge publicorum negotiorum von 1671—97.
3. Europäische Staatskanzlei, angef. von Ch. Leucht, fortg. von J. K. König und Ant. Faber. 1697—1759. 114 Bde. Weiter fortgesetzt von Faber u. a. 55 Bde. 1761—82, dann als Teutsche Staats-Kanzlei von Reuß. 1783—1803.
4. Das Leben des Kaisers Leopold I. schrieben Gal. Gualdo Priorato, E. G. Rinck, Franz Wagner (bis 1689); der letztere schrieb auch eine Historia Josephi (I.) Caesaris.

II. Für die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges ist Hauptwerk: W. de Lamberty, Mémoires pour servir à l'histoire du 18 siècle. 12. Tom. 1724. 2. Aufl. 14 Tom. 1735—40.

Neuere Arbeiten: Arneth, Prinz Eugen. 3 Bde. 2. Aufl. 1863 und C. v. Noorden, Gesch. der europ. Politik im 18. Jahrhundert. I. Bd.: Der spanische Erbfolgekrieg. 1873.

III. Für die brandenburgisch-preußische Geschichte bis 1740 vergl.:

1. Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, herausg. von der historischen Kommission zu München.

2. S. de Pufendorf, de rebus gestis Fr. Wilh. Magni etc. libri 19. Lips. et Berol. 1733 f.
3. Die Memoiren von Pöllnitz, Dohna, Friederike Sophie Wilhelmine von Brandenburg (Schwester Friedr. d. Gr.) u. a.

Neuere Arbeiten: Ranke, Neue Bücher Preuß. Gesch. (bis 1750) 3 Bde. J. G. Droysen, Gesch. der Preuß. Politik. 4 Bde. 1855 bis 1874; König Wilhelm I. 1873. Eberty, Gesch. des Preußischen Staates. 7 Bde. 1858—74.

IV. Die großartigen Begebenheiten besonders des siebenjährigen Kriegs und die Begeisterung, welche Friedrich d. Große seinen Zeitgenossen einflößt, wecken den Geist der Geschichtschreibung in weit höherem Maße als bisher. Der große König selbst widmet der Schilderung seiner Zeit und seiner eigenen Thaten seine Feder, besonders in seiner

1. Histoire de mon tems und Histoire de la guerre de sept ans (Oeuvres II—V) und in seinen Mémoires (1763—1778) in Oeuvres VI. Außerdem sind sehr wichtig:
2. Die Briefe Friedrichs d. Gr. (Oeuvr. XVI—XXVIII); die Briefwechsel Maria Theresias und Josephs II. (herausgegeben von Arneth); dann Josephs II. und Katharinas von Rußland (ebenso); endlich
3. Die Memoirs and papers of Sir A. Mitchell, envoy extraordinary . . . . from the court of Great Britain to the court of Prussia from 1756—1771 (by Andr. Bisset. 2 Voll. London 1850).

Die Staatsschriften dieser Zeit hat gesammelt

4. Graf von Herzberg in Recueil des déductions, manifestes etc. 1756—90. 3 Tom.

Wichtigste neuere Arbeiten: A. Schäfer, Geschichte des siebenjähr. Kriegs und Ranke, Ursprung des siebenjährigen Kriegs. 1871; außerdem die Arbeiten von Arneth, Wolf u. a. über Maria Theresia und Joseph II.

V. Für die letzte Zeit Friedrichs d. Gr. und die Geschichte Deutschlands bis 1815 verweise ich außer auf

1. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit. 1778—1806. 5 Bde.

auf die neueren Arbeiten von:

2. Ranke, die deutschen Mächte und der Fürstenbund. 2 Bände. 1871—1872.
3. C. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. 1844; und Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. 2 Bde. Gotha 1861 ff.
4. Adolf Schmidt, Geschichte der Preußisch=Deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs d. Gr. 1851; und Preußens deutsche Politik. 3. Aufl. 1867.
8. L. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes. 4 Bde.
6. Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege von 1813 u. 14.
7. J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. 3 Bde.
8. G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein. 6 Bde. und das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 3 Bände.

9. Sammlungen der wichtigsten Aktenstücke für die Vorgeschichte und Gründung des deutschen Bundes bei Klüber, die Akten des Wiener Kongresses. 7 Bde.; ferner in den Protokollen der deutschen Bundesversammlung 1816 ff. und in G. v. Meyer, Repertorium zu den Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung. —

Die neueste Geschichte seit dem Jahre 1848 ist durch die Oeffentlichkeit aller Verhandlungen und die Einführung der Preßfreiheit so überreich an Quellen, daß die Geschichtsforschung eben durch die Masse erschwert wird und ihr Hauptaugenmerk darauf richten muß, die Spreu von dem Weizen und die Wahrheit von der Lüge und Entstellung zu sondern.

---

1. Die Eroberungskriege Frankreichs.

In dem dreißigjährigen Kriege hatte die östreichisch-spanische Monarchie ihr Uebergewicht eingebüßt und an ihre Stelle trat Frankreich, welches nicht umsonst sich zum Bürgen der deutschen Verfassung aufwarf, sondern diese Stellung in schlauester Weise dazu benutzte, auf Kosten des zersplitterten Deutschlands sich zu bereichern, und ein volles Jahrhundert hindurch einen durchaus bestimmenden Einfluß auf unsere vaterländischen Zustände ausgeübt hat. Keine Zeit aber unserer Geschichte ist trüber, als die während der langen Regierung Ludwigs XIV., und niemals hat sich unsere politische Schwäche trauriger gezeigt, als gegen seine ehrgeizigen und schamlosen Anstrengungen. Durch List und Gewalt wußte er seine Macht und seinen Anhang in Deutschland zu mehren, und leider gab es unter den deutschen Fürsten gar viele, die gegen Bestechungen und Zahlung von Jahrgeldern den französischen Ränken und Anschlägen sich dienstbar machten. Unter den größeren Staaten Deutschlands war es nur Brandenburg-Preußen, welches unter seinem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm den deutschen Standpunkt vertrat, während Oestreich, welches wegen seiner Stellung an der Spitze des Reichs zunächst dazu berufen gewesen wäre, dieses zu schützen, egoistisch nur die eigenen Pläne, den eigenen Vortheil verfolgte.

Schon bei der Wahl eines neuen Kaisers nach Ferdinands III. Tode suchte französischer Einfluß sich geltend zu machen. Ludwig XIV. wünschte dem von ihm abhängigen Kurfürsten von Baiern die Krone zuzuwenden und wirklich gelang es ihm, die geistlichen Kurfürsten am Rhein für seine Pläne zu gewinnen; schließlich aber zog man es doch vor, den französischen Umtrieben zum Trotz bei dem bisherigen Kaiserhause zu bleiben, und so wurde der östreichische Erzherzog Leopold am 18. Juli 1658 zu Frankfurt gewählt. Aber so groß war bereits damals der Einfluß Frankreichs in Deutschland, daß Ludwigs XIV. Minister, Mazarin, den sogenannten **Rheinischen Bund**, angeblich zur Aufrechterhaltung des westfälischen Friedens, in Wahrheit zur Förderung der französischen Pläne in Deutschland zu Stande brachte, an welchem eine große Anzahl deutscher Fürsten betheiligt war. Außer Frankreich und Schweden waren die drei geistlichen Kurfürsten, Mainz, Köln und Trier, der Bischof von Münster, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel und die drei Herzöge von Braunschweig-Lüneburg Mitglieder des Bundes. Was

aber Frankreich bei diesem Bunde und seinem ganzen Verfahren gegen Deutschland im Sinne gehabt, schildert ein einsichtsvoller Mann der damaligen Zeit sehr treffend: „Anstatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, wie während des dreißigjährigen Kriegs, schien es dem Franzosen ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche Fürsten, besonders die am Rhein, durch einen Bund und wie man sagt auch durch jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als sei er für Deutschland sehr besorgt, damit die Fürsten glauben möchten, Frankreichs Freundschaft gewähre ihnen einen bessern Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt werde, muß Jedermann einsehen, der nicht gar einfältig ist."

Es zeigte sich bald, daß Frankreich nur auf Gelegenheit wartete, um seine habsüchtigen Pläne verfolgen zu können. Die lange Regierung Kaiser Leopolds ist fast ganz mit Kriegen gegen Frankreich und seinen übermüthigen König Ludwig XIV. ausgefüllt. Leopold, gutmüthig und fromm, auch sehr wohlunterrichtet, aber unthätig und wenig scharfsichtig, war einem Gegner wie Ludwig, der mit Schlauheit den größten Uebermuth des Stolzes und der Eroberungssucht verband, nicht gewachsen. Frankreich verfolgte schon damals mit fester Entschlossenheit das Ziel, den Rhein zu seiner Grenze zu machen und die spanischen Niederlande, welche unter dem Namen des **burgundischen Kreises** zum deutschen Reiche gehörten, Lothringen, die übrigen Stücke des Elsaß, und wo möglich auch die Länder deutscher Fürsten am linken Rheinufer in seine Gewalt zu bringen. Solcher Geist der Vergrößerungssucht lebte in dem Könige, wie in dem Volke, und diejenigen irren sehr, welche meinen, er sei erst in unseren Tagen durch die Revolution und die Wildheit einzelner Menschen ins Leben gerufen worden. Schon unter Ludwig XIV. redeten die französischen Schriftsteller der Eroberungssucht laut das Wort, und einer derselben, ein gewisser Aubry, stellte sogar in einer Schrift den Gedanken auf: „**Das ganze römisch-germanische Reich, wie es einst unter Karl dem Großen bestanden, gebühre seinem Könige als dessen Nachfolger.**" Und in einer Rede, welche der Abbé Colbert, im Namen der gesammten französischen Geistlichkeit, an Ludwig XIV. hielt, heißt es unter andern: „König, der du so gut auf dem Meere, als dem festen Lande, deine Gesetze giebst; deinen Blitz, wenn es dir gefällt, auf Afrika's Küste schleuderst; der du, wenn du willst, die stolzen Völker demüthigst und ihre Herrscher zwingst zu den Füßen deines Thrones deine Macht anzuerkennen und deine Gnade anzuflehen," u. s. w. So redete schon im J. 1668, im Angesichte von ganz Europa, ein Stand, der sich durch Mäßigung und Wahrheit vor allen anderen auszeichnen sollte.

Der König Ludwig fing seine Eroberungen mit den **spanischen Niederlanden** an, auf welche er alte Rechte vorgab.

Die Spanier riefen für den burgundischen Kreis die Hülfe des deutschen Reiches an, allein keiner der Fürsten rührte sich, einige aus Gleichgültigkeit, andere aus Furcht, andere endlich, weil sie durch französisches Geld bestochen waren. Solche Wirkungen hatte der rheinische Bund hervorgebracht. So von deutscher Seite verlassen wären die spanischen Niederlande wahrscheinlich ganz an Frankreich gefallen, wenn nicht Holland, England und Schweden sich ins Mittel gelegt und zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts die sog. **Tripelallianz** geschlossen hätten, deren drohender Haltung gegenüber Ludwig XIV. im **Frieden zu Aachen**

(1668) mit der Abtretung einer Reihe von Festungen an der südlichen Grenze der Niederlande sich begnügen mußte.

Schon wenige Jahre später aber (1672) überzog Ludwig, um sich, nachdem er England und Schweden auf seine Seite gebracht hatte, an Holland zu rächen, dieses mit Krieg, um sich nach Eroberung dieses Gebietes auch auf dem Meere zum Herrn von Europa zu machen. Auch diese neue Gefahr wirkte nicht auf die deutschen Fürsten; sie sahen den Angriffen Frankreichs auf das benachbarte Holland ganz ruhig zu, während andere sogar, wie der Kurfürst von Köln und der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Gahlen, ein förmliches Bündniß mit Frankreich schlossen. Nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der große Kurfürst, durchschaute die Bahn der Dinge mit Klarheit und sah die Nothwendigkeit ein, das europäische Gleichgewicht nicht untergehen zu lassen. Er rüstete sich zum Beistande Hollands und zur Vertheidigung seiner westfälischen Länder, welche an den Kriegsschauplatz grenzten; — durch die endliche Entscheidung der Jülichschen Erbstreitigkeiten hatte er im Jahre 1666 das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg erhalten, Pfalz-Neuburg aber die Herzogthümer Jülich und Berg (vergl. S. 75 f.) — Friedrich Wilhelm brachte auch den Kaiser Leopold zu kriegerischen Maßregeln gegen die französischen Eroberungsgelüste; beide zusammen ließen im Jahre 1672 ein verbündetes Heer unter dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi ins Feld rücken. Allein es war den Oestreichern nicht Ernst mit dem Kriege, weil der alles vermögende Rathgeber des Kaisers, der Fürst von Lobkowitz, durch Frankreich gewonnen war und den Feldherrn von ernsthaften Unternehmungen zurückhielt. Der Kurfürst sah daher sein schönes Heer durch nutzloses Hin- und Herziehen, durch Hunger und Krankheit verderben und schloß im Jahre 1673 mit den Franzosen in ihrem Lager bei Vossem, in der Nähe von Löwen, einen Frieden, damit nur seine westfälischen Länder nicht ganz von ihnen zu Grunde gerichtet würden. Er erhielt sie zurück, bis auf die Festungen Wesel und Rees, welche die Feinde bis zum allgemeinen Frieden besetzt halten wollten.

Erst nach diesem Frieden zu Vossem fing der Kaiser an, Ernst zu zeigen, denn um diese Zeit wurde der Fürst Lobkowitz aus seiner einflußreichen Stellung entfernt. Montecuculi gewann nun am Niederrhein einige Vortheile und eroberte unter anderm Bonn. Aber am Oberrhein und in Franken hausten dafür die Franzosen in schrecklicher Weise, vor Allem aber in der Pfalz, welche in dieser und der folgenden Zeit recht der Schauplatz französischer Grausamkeit war. Unter dem Eindruck der Frevel, die verübt wurden, erhob sich endlich auch das Reich gegen den Erbfeind; der Kurfürst von Brandenburg schloß ein neues Bündniß mit dem Kaiser und nahm den Krieg wieder auf.

Mit abwechselndem Glücke, doch im Ganzen zum Vortheile Frankreichs, dessen Feldherren die Kunst verstanden, den Krieg größtentheils auf deutschen Grund und Boden zu spielen, wurde gekämpft. Bei den Anführern der Verbündeten war nicht Schnelligkeit und Einheit. Um dem kräftigsten der deutschen Fürsten, dem Kurfürsten von Brandenburg, in seinem eigenen Lande zu thun zu machen, hatte Ludwig XIV. im Jahre 1674 mit den Schweden ein Bündniß geschlossen und ihnen große Vortheile gezeigt, wenn sie von Pommern aus in die Mark einfielen. Das traf dieses Land hart, aber dennoch ließ sich der Kurfürst von dem Kriege am Rheine nicht abziehen, half hier, so lange es nöthig war, und brach dann im Juni 1675 in Eilmärschen nach seinen Ländern auf.

Freunden und Feinden unerwartet stand er plötzlich bei Magdeburg an der Elbe, ging in der Nacht durch die Stadt hinüber und traf auf die überraschten Schweden, die ihn noch tief in Franken glaubten. Sie wichen zurück und suchten sich zu vereinigen, er aber, rasch ihnen nach, erreichte sie am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin. Er hatte nur seine Reiterei bei sich, das Fußvolk hatte so schnell nicht folgen können; dennoch beschloß er, den Feind auf der Stelle anzugreifen; seine Feldherren widerriethen es und wollten erst das Fußvolk erwarten, aber ihm schien jede Stunde verloren, die noch mit Warten vergehen sollte; der Angriff ward gemacht und durch den glücklichsten Erfolg gekrönt. Die Schweden, die seit dem dreißigjährigen Kriege in dem Rufe unüberwindlicher Tapferkeit standen, wurden gänzlich geschlagen und flohen in Unordnung in ihr Pommern. Auch dahin folgte ihnen Friedrich Wilhelm und eroberte den größten Theil von Vorpommern.

Am Rheine führte in demselben Jahre 1675 wieder der alte, erfahrene kaiserliche Feldherr Montecuculi den Befehl und sogleich war das Waffenglück günstiger. Ihm gegenüber stand der berühmte französische Heerführer Türenne, einer der größten seiner Zeit. Vorsichtig näherten sie sich einander, denn sie kannten einander schon; endlich hatte Türenne den rechten Fleck zu einer Schlacht gefunden, wo alles ihn zu begünstigen schien; es war bei dem Dorfe Sasbach, unweit Oppenheim. Aber wie er gegen den Feind vorritt, um die Gegend genau zu erkunden und das Treffen zu ordnen, riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde. Sein Fall erschreckte das Heer so sehr, daß es in Eile zurückwich und auf der Flucht noch beträchtlichen Verlust erlitt.

Dennoch wurde nicht viel gewonnen. Die Franzosen, um die Kaiserlichen von ihrem Lande abzuhalten, erfanden das grausamste Mittel. Weil sie ihre Grenze nicht mit Heeren vertheidigen konnten, so wollten sie es durch eine Einöde thun; sie verwüsteten daher im folgenden Jahre den ganzen deutschen Landstrich an der Saar dergestalt, daß man in einer Weite von vierzehn Meilen nichts als Brandstätten und verödete Felder erblickte. Da konnten die deutschen Heere in dem ausgehungerten Lande nicht bestehen und mußten sich zurückziehen. Die unglücklichen Einwohner flohen in die Wälder und viele kamen vor Hunger und Elend um.

Mit ängstlicher Erwartung richteten sich bei so vielem Elend die Augen auf die Friedensversammlung, die in Nimwegen vereinigt war. Die Franzosen, so schien es, mußten eilen, jeden, selbst einen nachtheiligen Frieden zu schließen, weil viele Feinde gegen sie waren. Aber sie haben es immer sehr gut verstanden, ihre Gegner zu trennen. Es gelang ihnen, die Holländer, für welche doch der Krieg angefangen, durch dargebotene Vortheile zuerst abwendig zu machen. Sie schlossen den Frieden allein und erhielten die Festung Mastricht. Dann folgten die Spanier, die nun schon mehrfach ersetzen mußten, was den Holländern eingeräumt war; sie traten von Neuem einen schönen Landstrich von ihren Niederlanden und die ganze Franche-Comté ab. Darauf verglich sich der Kaiser, der den Krieg nicht allein fortsetzen wollte; er mußte die wichtige Festung Freiburg im Breisgau übergeben. Ganz, auch vom Kaiser verlassen, stand endlich der Kurfürst von Brandenburg da; er hatte den Schweden ganz Pommern abgenommen und hoffte einen vortheilhaften Frieden zu schließen; allein selbst die Niederländer, für die er gekämpft, versagten ihm ihre Hülfe. So mußte er fast alles eroberte Land wieder zurückgeben. Bei diesen Verhandlungen zu Nim-

wegen wurde der große Einfluß, den Frankreich über Europa übte, auch in der Sprache schon sichtbar. Unter den dreißig Jahre früher zu Münster und Osnabrück versammelten Gesandten waren sehr wenige, welche Französisch verstanden; zu Nimwegen aber redeten schon alle diese Sprache. Doch wurden die Verhandlungen selbst noch lateinisch geführt. — Die geängsteten Länder fingen wiederum an frei aufzuathmen, nachdem der Friede mit seinen Segnungen zurückgekehrt war und die französische Habsucht befriedigt schien. Aber auch im Frieden verstand sie es, ihren Raub zu verfolgen. Ein Parlamentsrath von Metz, Roland de Revaulx, legte dem Könige Ludwig einen Plan vor, wie er am Oberrhein seine Herrschaft noch viel weiter ausdehnen könne, wenn er die in dem westfälischen Friedensschlusse gebrauchten Worte nur recht auszulegen verstehe: „Das Elsaß und die anderen Landschaften seien ihm mit allen ihren Dependenzen abgetreten.“ Es dürfe nur nachgesucht werden, welche Landstriche und Oerter jemals, sei es auch vor langer Zeit, dazu gehört haben, und es werde sich noch gar vieles finden, was unter diesem Namen besetzt werden könne. — Der Vorschlag gefiel, man dachte ihm weiter nach; um der Sache den Anschein Rechtens zu geben, wurden im Jahre 1680 vier Gerichtshöfe unter dem Namen der Reunions- oder Vereinigungskammern, zu Metz, Dornick, Breisach und Besançon eingesetzt; sie sollten untersuchen, was dem Könige, vermöge des oben erwähnten Ausdrucks, noch an Land und Leuten gebühre. Es ist leicht vorauszusehen, daß diese Richter nicht Weniges auffanden. Die nichtigsten Gründe wurden hervorgesucht, um etwas zu erhaschen, wozu man Lust hegte. Das Kloster Weißenburg z. B., obgleich es außerhalb des Elsaß lag, wurde doch als dazu gehörig dem Könige zugesprochen, weil es von dem Könige Dagobert, (vor mehr als 1000 Jahren), gestiftet sei; und das so erworbene Weißenburg mußte wieder den Vorwand dazu hergeben, um Germersheim zu erhalten, denn das habe ehemals zu Weißenburg gehört. — Auf solchem Wege gelangten die vier Gerichte zu ihren Rechtsansprüchen auf ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponnheim, Mümpelgard, Lautenburg und viele einzelne Oerter, vorzüglich aber auf die freien Reichsstädte im Elsaß, unter denen Straßburg die vorzüglichste war. Sie waren im westfälischen Frieden nicht abgetreten, denn Oestreich hatte damals nur seine Erbgüter im Elsaß hingegeben.

Die Fürsten und Herren, die so mit ihrem Eigenthum auf einmal von Deutschland ab zu Frankreich gezogen werden sollten, erhoben laute Klagen; der Kaiser machte Gegenvorstellungen, und Ludwig, um wenigstens den Schein zu beobachten, — das war die Kunst seines Lebens, — und zugleich die Gegner sorglos zu machen, versprach, die Gegengründe zu prüfen, und verabredete einen Kongreß nach Frankfurt. Vorher jedoch wollte er sich in den Besitz der Hauptfestung Straßburg setzen, welche ihm mehr als alles andere werth war und als der Schlüssel des Oberrheins anzusehen ist. Karl V. hatte schon ihre Wichtigkeit in solchem Maaße erkannt, daß er sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er Straßburg zuerst zu retten eilen. Jetzt, im September 1681, als gerade die angesehensten Bürger auf der Frankfurter Messe und also abwesend waren, versammelten sich heimlich und unerwartet einige Regimenter in der Nähe der Stadt und umzingelten sie plötzlich. In den nächsten Tagen erschien auch der Kriegsminister Louvois, des Königs treuer Helfer, mit einem Belagerungsheer und Geschütz und forderte die Bürger unter harten

Drohungen zur Uebergabe auf. Auf keinen Widerstand gefaßt und zugleich von einer durch die Franzosen bestochenen Partei in der Stadt gedrängt (Fürstbischof Egon von Fürstenberg), öffneten sie am 30. Sept. 1681 die Thore; die Franzosen nahmen das Zeughaus und den Bürgern die Waffen weg, die Protestanten mußten den Münster, den sie anderthalbhundert Jahre im Besitz gehabt hatten, räumen, und bald darauf hielt Ludwig selbst, wie im Triumphe, seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Keine Regung der Scham zeigte sich bei dem Könige, der laut auszusprechen gewagt hatte, er habe die Ehre zum Gesetz seines Lebens gemacht.

Die Unterhandlungen zu Frankfurt führten zu gar keiner Aenderung in dem ganzen Plane. Die französischen Gesandten wußten allem Ernste der Untersuchung auszuweichen und blieben bei ihren Gründen; ja, sie machten sogar hier zum ersten Male den Gebrauch ihrer Sprache in den politischen Verhandlungen zum Gesetz. Bis dahin hatten auch sie ihre Schriften in der lateinischen Sprache abgefaßt; in Frankfurt überreichten sie dieselben französisch, und keine Gegenvorstellung der kaiserlichen Gesandten half; sie beriefen sich kurz und einsilbig auf einen Befehl ihres Königs. Man mußte nachgeben, und so ist es von dieser Zeit an immer mehr Gebrauch geworden, daß alle andern Völker mit den Franzosen in ihrer Sprache redeten. Einsichtsvolle Menschen sahen schon damals die Gefahr voraus, die daraus entsprang, und wie durch Nachahmung in Sprache und Sitten dem fremden Volke die Herrschaft vorbereitet werde.

Wie unwürdig, wie schwach, der Anmaßung der Fremden gegenüber, die Abgeordneten Deutschlands dastanden, zeigte ihr Betragen unter einander selbst. Auch zu Frankfurt erhoben sie die alten, elenden Rangstreitigkeiten wieder, deren Thorheit allen Glauben übersteigt, und indem mit solchen Dingen die kostbare Zeit verfloß, setzten sich die Franzosen in den angemaßten Ländern immer fester. Endlich brachte Oestreich ein Bündniß mit mehreren deutschen Fürsten zu Stande, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben; aber Unruhen in Ungarn und ein neuer Türkenkrieg, den Ludwig selbst hatte anschüren helfen, verhinderten die Ausführung.

Die Zwischenzeit, während welcher Oestreich und Deutschland den Feind im Südosten bekämpfen mußten (siehe S. 129) wandte Ludwig XIV. dazu an, neue Kräfte zu sammeln und sich so zu weiteren räuberischen Uebergriffen vorzubereiten. Schon sehr bald boten sich günstige Gelegenheiten für seine Absichten. Als im Jahre 1685 das Haus Pfalz-Simmern ausstarb, erhob Ludwig Ansprüche auf die Allodialbesitzungen desselben für seinen Bruder, den Herzog von Orleans, der in zweiter Ehe mit des letzten Kurfürsten Schwester, Elisabeth Charlotte, vermählt war, trotzdem diese früher auf die Erbfolge verzichtet hatte; außerdem wünschte Ludwig den von französischem Einfluß abhängigen Wilhelm Egon von Fürstenberg, den Bruder des Verräthers von Straßburg, auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln zu befördern, und als er in jener wie in dieser Angelegenheit keine Erfolge davontrug, erließ er im Jahre 1688 eine neue Kriegserklärung gegen den Kaiser. Noch ehe dieselbe bekannt wurde, brachen aber schon seine Heere in die Niederlande ein und fingen die alte Verwüstung von Neuem an. Auf den Ruf dieser Gefahr brachen aber dies Mal sogleich mit rühmlichem Eifer zahlreiche Schaaren aus Norddeutschland, Sachsen, Hannoveraner und Hessen zur Vertheidigung an den Rhein auf. Dies war um so rühmlicher, weil man indeß noch zu Regensburg rathschlagte, ob auch Krieg geführt

werden solle. Doch ging es auch hier ernstlicher her, als sonst; der Reichskrieg wurde erklärt, ohne daß einem Reichsstande die Neutralität erlaubt sein sollte, und der Kaiser setzte der Erklärung hinzu:

„Die Krone Frankreich sei nicht nur als Feind des Reiches, sondern auch der ganzen Christenheit anzusehen, ebenso wie die Türken.“

Frankreichs Uebermuth und seine Verletzung des Nimweger Friedens hatte auch den Unwillen des übrigen Europa erregt; bald nahmen England, Holland, Spanien und später Savoyen Theil am Krieg, nachdem alle diese Mächte dem Augsburger Bunde beigetreten waren, der auf Anregen des Kurfürsten von der Pfalz bereits 1686 vom Kaiser, Spanien, Schweden und mehreren Reichsständen, unter denen sich auch der Kurfürst von Brandenburg befand, geschlossen war. Am erzürntesten von allen aber war über den französischen König der zu Anfang des Jahres 1689 auf den englischen Thron gehobene Wilhelm von Oranien, zugleich Statthalter der Niederlande, der überaus thätig am Kriege Theil nahm.

Frankreich aber suchte so viele Gegner abermals durch das unmenschliche Verfahren zu bekämpfen, welches der Minister Louvois erfunden hatte; die blühenden Ufer des Rheines wurden in Einöden verwandelt. Es ist schrecklich zu vernehmen, wie es den einzelnen Orten erging. Schon im Januar 1689 zogen unter anderm die Reiter des General Melac von Heidelberg aus umher und steckten die Städte Rohrbach, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Eppenheim, Neckarhausen und viele andere in Brand, und das wehrlose Volk, das auf seinen Knieen um Gnade flehte, wurde ausgezogen und nackt in die mit Schnee bedeckten Felder gejagt, wo viele vor Kälte umkamen. Heidelberg selbst wurde an mehreren Enden in Brand gesteckt, die Thürme des Schlosses wurden gesprengt. — Dasselbe Schicksal hatten die Städte Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Oppenheim, Bruchsal, Frankenthal, Baden, Rastatt und viele andere kleine Städte und Dörfer. — Den Einwohnern wurde nicht einmal erlaubt, nachdem sie ausgeplündert und mißhandelt waren, nach den deutschen Oertern, wo sie Hülfe zu finden glaubten, zu flüchten, sondern sie mußten sich in das französische Gebiet begeben. Die alten Reichsstädte Speier und Worms wurden recht langsam und kaltblütig gemartert. Nach unzähligen Drangsalen, nachdem die Einwohner sieben Monate alles ertragen und alles geopfert hatten und nun wenigstens ihre Städte gerettet glaubten, wurde ihnen angekündigt, des Königs Vortheil fordere es, daß die Städte Worms und Speier von der Erde vertilgt würden. Als Bettler, von aller Nothdurft entblößt, mußten die Unglücklichen aus ihren Thoren in die nächsten französischen Städte wandern, und Speier und Worms wurden angezündet und in Schutthaufen verwandelt. Die Habsucht erbrach bei dieser Gelegenheit selbst die Begräbnisse der alten salischen Kaiser im Dom zu Speier; man nahm einige silberne Särge, die sich darin befanden, heraus und streute diese ehrwürdigen Gebeine hohnlachend in alle Winde. In Worms wurden funfzehn katholische Kirchen und Klöster, auch die der Jesuiten und Dominikaner, in Asche gelegt. Als der junge Herzog von Crequi, der bei diesen Thaten den Oberbefehl führte, nach der Ursache solcher Härte an diesen Städten befragt wurde, erwiederte er nur: „Der König wills,“ — und zog ein Verzeichniß von zwölfhundert Städten und Dörfern heraus, die noch verbrannt werden müßten. Diese Gräuel wurden verübt von dem Volke, welches sich das gebildetste der Welt und gerade seine damalige Zeit das goldene Zeitalter

seiner Bildung nannte; sie waren befohlen von einem Könige, der sich das Ansehen geben wollte, als schütze er Künste und Wissenschaften, wo er sie finde. Ehe er seine eroberungssüchtigen Absichten entfaltete, hatte er an sechzig ausländische Gelehrte Geschenke gesandt, mit folgendem Briefe seines Ministers Colbert: „Obschon der König nicht Ihr Landesherr ist, so will er doch Ihr Wohlthäter sein; er schickt ihnen diesen Wechselbrief als einen Beweis seiner Achtung.“ — So war es ihm wirklich gelungen, sich Anhänger unter den Gebildeten anderer Völker zu erwerben; aber jetzt glaubte keiner mehr an die Redlichkeit seiner Absichten, und die früher seinen Waffen Glück gewünscht hatten, brachen jetzt in Verwünschungen und Flüche gegen Volk und König aus.

Diese Erbitterung gegen Frankreich und die treffliche Heerführung des alten Herzogs von Lothringen machten, daß die ersten Jahre des Krieges ziemlich glücklich für die deutschen Waffen waren; mehrere feste Städte am Rheine wurden den Franzosen wieder abgenommen. Nach des Herzogs Tode aber, und da der erste Eifer erkaltet war, wendete sich der Vortheil mehr für die immer thätigen Feinde, vorzüglich nachdem der große französische Feldherr, der Marschall von Luxemburg, ein deutsches Heer bei Fleurus im Jahre 1690 in die Flucht geschlagen hatte. Doch stellte von 1693 an ein neuer deutscher Feldherr, der Prinz Ludwig von Baden, ein Schüler des Herzogs von Lothringen, das Gleichgewicht durch kluge Vertheidigung des Neckarstromes einigermaßen wieder her. Er nahm mit seinem kleineren Heere eine so treffliche Stellung bei Heilbronn, daß die Feinde nicht mehr in Schwaben einzubrechen wagten. —

Bei der Ermüdung aller kriegführenden Theile wurde endlich ein Friedenskongreß zu Ryswick, einem Dorfe und Schlosse bei Haag in Holland, versammelt. Der König Ludwig wünschte den Frieden dies Mal sehnlich, um sich zu einem neuen Kriege, den er als nahe voraussah, zu rüsten. Man erwartete das Absterben des kinderlosen spanischen Königs, Karls II., und alsdann dachte Ludwig Spanien für sich zu erwerben. Er bot daher jetzt mehreres an, was er herausgeben wollte, unter anderen auch die wichtige Festung Straßburg. Allein kaum waren die Unterhandlungen angefangen, so wußte er durch die alten Künste die Verbündeten zu trennen, indem er Holland, England und Spanien besondere Vortheile gewährte. Sie schlossen daher den Frieden für sich und ließen Kaiser und Reich allein. Nun sprachen die Gesandten wieder in dem übermüthigsten Tone. Als von Ersatz der ungeheueren Kriegsschäden die Rede war, die sie angerichtet hatten, und die Städte Worms und Speier allein ihren Verlust auf neun Millionen Gulden angaben, das badensche Land auf acht, Würtemberg auf zehn; da antworteten sie höhnisch: „Der Krieg führe manches Unheil mit sich. Wollten die Deutschen hartnäckig auf Genugthuung bestehen, so möchten sie ihre Heere mitten in Frankreich führen und dort plündern und erobern, so viel sie wollten.“ — Endlich versprachen sie, von den eroberten Plätzen Breisach und Philippsburg und die reunirten Gegenden, außer im Elsaß, herauszugeben. — Da man nun alles in Ordnung glaubte, am letzten Abend vor der Unterzeichnung des Friedens, kamen die französischen Gesandten noch mit der sog. Ryswicker Klausel, deren Annahme sie durchaus forderten: „daß nämlich in allen jetzt zurückgegebenen reunirten Orten die katholische Religion bleibe, wo sie sich finde;“ das heißt, in 1922 deutschen Ortschaften, die vorher protestantisch gewesen waren, und in denen die Franzosen während

ihrer Besetzung den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder eingeführt hatten, sollte derselbe bleiben. Die protestantischen Gesandten aus Deutschland sträubten sich zwar sehr gegen diese Klausel, allein ihr Widerspruch wurde nicht gehört und der Friede unterzeichnet. Das Schlimmste bei der Sache, und was Ludwig geradezu dadurch bezweckte, war, daß die Protestanten den Kaiser selbst als die geheime Triebfeder bei dieser Ryswickischen Klausel ansahen und daher neues Mißtrauen der Religion wegen in Deutschland entstand. In der That hatten sich die kaiserlichen Gesandten auch nicht thätig gegen die französischen Absichten bewiesen.

2. Die Türken vor Wien. 1683.

In Ungarn waren schon seit dem Jahre 1670 Unruhen gewesen. Das Land war unzufrieden über Verletzung seiner Verfassung, über die Besatzungen deutscher Soldaten, überhaupt voll Haß gegen die Deutschen; die Protestanten in Ungarn beklagten sich noch überdieß über Verfolgungen, deren Ursache sie den Jesuiten zuschrieben. Im J. 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die Unzufriedenen an dem Grafen Emmerich von Töckely einen entschlossenen Anführer fanden. Er brachte fast ganz Ungarn unter die Waffen und schloß sogar ein Bündniß mit den Türken. Der kriegerische und ehrgeizige Großvezier Kara Mustapha bereitete sich, mit einem Heere ins Feld zu rücken, wie es seit der Eroberung Konstantinopels nicht gesehen war. Zum Glück fand der Kaiser an dem polnischen Könige Johann Sobiesky einen tapfern Bundesgenossen, an den deutschen Fürsten treue und wider Gewohnheit rasche Helfer, und an dem Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für sein Heer. Dieser heldenmüthige Fürst, der Besieger der Türken, der Lehrmeister des nachher so berühmten Prinzen Eugen, war eben so groß und ehrenwerth als Mensch, wie als Krieger, und eine Stütze des östreichischen Hauses.

Doch brach das Frühjahr 1683 herein, ohne daß die Rüstungen vollendet waren, und die Türken, die sonst erst gegen den Sommer ins Feld zu rücken pflegten, waren schon im Winter aufgebrochen und gingen am 12. Juni über die Essegger Brücke. Das deutsche und kaiserliche Heer wurde in Eile bei Preßburg gemustert; es fanden sich nur 22,000 Mann zu Fuß und der Türken waren mehr denn 200,000. Diese hielten sich mit keiner Belagerung in Ungarn auf, worauf man gerechnet hatte, sondern zogen gerades Weges auf Wien. Bestürzung und Angst erfüllten die Stadt. Der Kaiser mit seinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die andern aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, waffneten sich zur Gegenwehr, und die Langsamkeit der Türken, die sich mit der Plünderung der Oerter und Landschlösser umher aufhielten, verstattete dem Herzog von Lothringen, 12,000 Mann als Besatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkischen Heeres durfte er sich mit seiner kleinen Schaar nicht in den Weg stellen, er zog seitwärts und erwartete den polnischen König.

Der Graf Rüdiger von Starhenberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt Wien ernannt; er zeigte sich wacker und rüstig und that alles, dieselbe in der Eile so gut als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen; wer nur arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Am 14. Juli erschien der Vezier mit seinem unermeßlichen Heere vor der Stadt; es breitete sich in einem Umfange von sechs Stunden um dieselbe aus. Nach

zwei Tagen schon eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geschützes, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Basteien und Stücke der Mauern in die Luft zu sprengen und durch die Lücken in die große Stadt zu dringen, in der sie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Vertheidiger hielten sich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert, jeder Schritt wurde auf das hartnäckigste verfochten, und so vereinigte sich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Vertheidigung. Der Hauptkampfplatz war die Löbelbastei, an welcher wenige Erdschollen sein mochten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende August hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt, und am 4. Sept. ließen sie eine Mine unter der Burgbastei springen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Bastei selbst wurde auf eine Länge von fünf Klaftern von einander gerissen. Die Lücke war so groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten; sie wurden zurückgeschlagen; sie stürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Besatzung Stand. Am 10. sprang die letzte Mine unter der Burgbastei und der Riß wurde so groß, daß eine Reihe von Feinden neben einander hindurch dringen konnte. Die Gefahr war aufs Höchste gestiegen, die Besatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zusammengeschmolzen; der Graf Starhenberg hatte schon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen gesendet. Endlich, am 11., da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete, sahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hülfe nahe sei; Abends 5 Uhr erschienen christliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenschüsse zu erkennen. Der König Johann Sobiesky war an der Spitze tapferer Schaaren angekommen; die Kurfürsten von Sachsen und Baiern, die Haufen des fränkischen Kreises unter dem Fürsten von Waldeck, der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Markgrafen von Baden und Baireuth, der Landgraf von Hessen und die Fürsten von Anhalt, und viele andere edle Fürsten aus Deutschland erschienen mit frischer Hülfe. Mit solchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen, doch war sein Heer nur 46,000 Mann stark.

Am 12. September Morgens senkte sich die Schlachtordnung der Christen vom Kalenberge herab. Der an der Donau gelegene Flecken Nußdorf wurde zuerst von den Kaiserlichen und Sachsen, die den linken Flügel hatten, angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr der Feinde erobert. Unterdeß war am Nachmittage auch der König auf den rechten Flügel in die Ebene hinabgekommen und traf hier auf die zahllosen Schwärme der türkischen Reiterei. Wie ein Sturmwind stürzte er sich mit seiner polnischen Reiterei mitten in den Feind und durchbrach seine Reihen; aber die Tapferkeit riß ihn zu weit fort, er wurde mit den Seinigen umringt und war in Gefahr, der Menge zu unterliegen. Da rief er mit lauter Stimme die deutschen Reiter zu Hülfe, welche ihm gefolgt waren; sie eilten herbei, stürzten auf den Feind, befreiten den König, und bald flohen die Türken auf allen Seiten zurück.

Aber alle diese Gefechte schienen nur ein Vorspiel zu der großen Schlacht zu sein, welche das Schicksal des Krieges entscheiden mußte; man sah noch das unermeßliche Lager der Türken mit vielen tausend Gezelten

und ihr Geschütz feuerte noch gegen die Stadt. Der Oberfeldherr hielt einen Rath, ob noch diesen Abend die Schlacht fortgesetzt werden oder die Krieger bis zum andern Morgen ruhen sollten; da ward ihm berichtet, daß die Feinde schon allenthalben auf der Flucht zu sein schienen. Und so war es. Ein unwiderstehlicher Schrecken war über sie gekommen; sie flohen mit Zurücklassung des Lagers und alles Gepäckes, und bald flohen auch die, welche noch auf die Stadt geschossen hatten.

Die Beute im Lager war unermeßlich; man schätzte sie auf funfzehn Millionen und das Zelt des Großveziers allein auf 400,000 Thaler; in der Kriegskasse wurden zwei Millionen gefunden. Der König von Polen, der allein vier Millionen Gulden als seinen Antheil erhielt, schreibt darüber und über die große Freude der geretteten Einwohner Wiens in einem Briefe an seine Gemahlin folgendermaßen: „Das ganze feindliche Lager sammt dem Geschütz und einem unschätzbaren Reichthum ist in unsere Hände gefallen. Kameele und Maulthiere sammt den gefangenen Türken werden heerdenweise fortgetrieben. Des Großveziers Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm vorgetragen zu werden pflegt nebst dem mahomedanischen Panier womit ihn der Sultan für diesen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wagen und Gepäck sind mir zu theil geworden und sind allein einige von den erbeuteten Köchern mehrere tausend Thaler werth. Was er sonst von verschiedenen Ergötzlichkeiten in seinen Gezelten gehabt, als insonderheit seine Badestuben und Gärten, den Springbrunnen und mancherlei seltene Thiere, wäre zu weitläufig zu beschreiben. Heute Morgen war ich in der Stadt und fand, daß sie sich kaum über fünf Tage hätte halten können. Niemals ist so große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menschenaugen gesehen worden, wie durch Minen gewaltige Steine und Felsen zerbrochen worden sind. Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Kurfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die Obersten mit ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: „Unser braver König!“ — Heute Morgen kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen zu mir; endlich kam der Statthalter von Wien, der Graf von Starhenberg, mit vielem Volke hohen und niederen Standes mir entgegen; Jedermann hat mich geherzet, geküsset und seinen Erretter genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: „Es lebe der König!“ Als ich nach der Tafel wieder hinaus ins Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus! — Für diesen uns gesandten vortrefflichen Sieg sei dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!“

Die Oestreicher mochten wohl dankbar sein für diese Befreiung. Der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweise, sondern er schleppte die Menschen ohne Unterschied als Sklaven mit sich fort. Man hat berechnet, daß Oestreich in dieser Zeit 87,000 Menschen durch die Türken verloren habe, unter denen 50,000 Kinder und 26,000 Frauen und Mädchen waren, und unter letzteren allein 204 aus gräflichem und adlichem Geschlecht.

Ganz Europa nahm Antheil an der Rettung Wiens; nur Ludwig XIV. war sehr bestürzt, und keiner seiner Minister hatte es wagen wollen, ihm die Nachricht zu überbringen; ja glaubwürdige Schriftsteller versichern, man

habe im Zelte des Großveziers Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten gewesen sei.

Der Krieg mit den Türken dauerte, mit einigen Unterbrechungen, noch funfzehn Jahre und ging fortan glücklich für die kaiserlichen Waffen. Der Schrecken vor ihrem Namen verlor sich und ihr kriegerischer Ruhm nahm ab. Im Jahre 1687 schlug sie der Herzog von Lothringen und der nachher so berühmte Prinz Eugen von Savoyen bei Mohacz aufs Haupt und in Folge dieses Sieges unterwarf sich ganz Ungarn von Neuem dem Kaiserhause und machte sogar seine Königswürde in demselben erblich, statt daß es vorher ein Wahlreich gewesen war. Nach dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zentha, im Jahre 1697, wurde im Jahre 1699 zu Carlowitz ein Friede geschlossen, in welchem die Pforte ganz Ungarn herausgab.

3. Der spanische Erbfolgekrieg.

Im J. 1699, in welchem der Carlowitzer Friede geschlossen wurde, standen bereits wieder drohende Kriegswolken am politischen Himmel Europas, da das Ableben des kinderlosen Königs von Spanien, Karls II., bevorstand. Auch der Krieg, der sich nach dem Tode desselben entspann, ist zum großen Theil auf deutschen Fluren ausgekämpft worden. Das ist der Unsegen in unserer Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege, daß unser Vaterland in alle Händel der europäischen Völker hineingezogen wurde, wenn sie ihm auch fremd waren, und daß es meistentheils der Schauplatz geworden ist, auf welchem die andern ihre Kriegswuth ausgetobt haben. Darum sind die Ebenen in Sachsen, in Schwaben und Baiern mit den Namen so vieler Schlachten bezeichnet und die Ufer der Elbe, der Saale, der Elster, so wie die der Donau, des Lech, des Inn und des Neckar, haben den heißen Fußtritt des Krieges so schwer gefühlt.

Zwei Herrschergeschlechter hatten Ende des 17. Jahrhunderts den größern Theil Europa's inne: die Häuser Oestreich und Bourbon; jenes theilte sich wieder in das eigentlich östreichische und das östreichisch=spanische Haus; jetzt beim Tode Karls II. war der Augenblick gekommen, wo beide wieder in Eins zusammenschmelzen konnten. Zwar hatte Ludwig XIV. die älteste Schwester des Königs von Spanien geheirathet, allein sie hatte bei dieser Verbindung feierlich auf die spanischen Länder Verzicht geleistet. Die zweite war an den Kaiser Leopold vermählt; sie hatte keine solche Verzichtleistung ausgestellt, jedoch hatte sie keine männliche Erben; aber ihre Tochter, welche an den Kurfürsten von Baiern, Max Emanuel, vermählt war, mußte vor der Vermählung ebenfalls aller Erbfolge in Spanien entsagen. Nun hatte Kaiser Leopold aus einer zweiten Ehe mit einer pfalzneuburgischen Prinzessin zwei Söhne, Josef und Karl, und für den letzteren nahm Leopold die spanische Krone in Anspruch, weil Leopolds Mutter eine Tante Karls II. gewesen war. Allein Frankreich sowohl, als Baiern wollten die Verzichtleistungen für ihre Häuser nicht gelten lassen, weil jene Prinzessinnen wohl für sich, aber nicht für ihre Nachkommen hätten entsagen können. Alle diese Mächte arbeiteten nun, noch bei Lebzeiten Karls II., eine jede durch ihre Gesandten, dahin, daß der König ein Testament zu ihren Gunsten machen möchte; und Karl, um Spanien möglichst selbständig zu erhalten, ernannte in einem Testamente den baierischen Kurprinzen, Josef Ferdinand, zu seinem Nachfolger. Aber der Jüngling starb früher als der König, im

Jahre 1699, an den Blattern, und der Streit zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich erhob sich von Neuem. Leopold hätte leicht den Sieg gewinnen können, wenn er einen klügeren Gesandten in Madrid und selbst mehr Entschlossenheit gehabt hätte; denn die spanische Königin und der wichtigste Mann am Hofe, der Kardinal Portocarero, Erzbischof von Toledo, waren östreichisch gesinnt. Aber Leopolds Gesandter, der Graf von Harrach, ein stolzer, geiziger und unbeholfener Mann, mußte der gewandten Kunst des Marquis von Harcourt das Feld räumen; dieser gewann einen der spanischen Großen nach dem andern, endlich auch den Kardinal und durch diesen den König; und als Karl am 1. Nov. 1700 gestorben, fand man in einem geheimen Testament den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, zum Erben der ganzen spanischen Monarchie ernannt. — Der Kaiser war durch den unerwarteten Schlag aus aller Fassung gebracht; er hatte das Mißgeschick sich selbst zuzuschreiben, denn früher, als der spanische Hof mehrmals dringend gefordert hatte, daß sein Sohn, der Erzherzog Karl, mit einem kleinen Heere selbst nach Spanien komme, — als noch der vorige Krieg gegen Frankreich dauerte, — hatte der Kaiser aus Unentschlossenheit nicht darein willigen wollen.

Ludwig XIV. wußte wohl, daß ungeachtet des Testamentes die Besitznahme von Spanien für seinen Enkel nicht ohne Krieg möglich sein werde; denn Oestreich war zu hart verletzt und die übrigen Staaten Europas sahen die Uebermacht des Hauses Bourbon gleichfalls sehr ungern. Wilhelm III., König von England und Statthalter der Niederlande, der sich als den Wächter des Gleichgewichts in Europa ansah und deshalb von jeher schon Ludwigs Feind war, ein kluger und sehr thätiger Mann, bereitete für seine beiden Länder ein Bündniß mit Oestreich vor; es war um so wichtiger, da England und Holland die reichsten und die mächtigsten Staaten zur See waren. Daher bedachte sich Ludwig einige Augenblicke, ob er das Testament des spanischen Königs annehmen sollte; dann versammelte er seinen Staatsrath, und als dieser einstimmte, entschloß er sich dazu. In einer großen Versammlung des Hofes erklärte er seinen Enkel zum König von Spanien und beider Indien. Als er, den 17jährigen Prinzen an der Hand, aus seinem Kabinette trat, sprach er, wie ein französischer Schriftsteller sich ausdrückt, mit der Miene eines Herrn des Weltalls: „Meine Herren, Sie sehen hier den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verstorbene König hat ihn ernannt, das Volk wünscht ihn, und Ich willige ein. Spanien und Frankreich sollen eins werden. Es giebt keine Pyrenäen mehr."

Dieses war das Losungswort zu dem neuen furchtbaren Kampf in Europa. — Deutschland war leider in sich selbst getheilt; Preußen, Hannover, Pfalz, und einige andere Fürsten waren von Anfang an für den Kaiser; der Kurfürst Max Emanuel von Baiern, zugleich Statthalter der spanischen Niederlande, stand auf französischer Seite, und Ludwig hatte ihm wegen seiner Ansprüche auf die spanische Erbschaft schon insgeheim die Niederlande versprochen; ob im Ernst, mag schwer zu entscheiden sein. Der Bruder des Kurfürsten, Josef Klemens von Köln, folgte seinem Bruder und nahm französische Truppen in sein Land auf, „zum Besten und zur Erhaltung der Ruhe des deutschen Reiches (!)" wie es in den öffentlichen Erklärungen lautete.

Der Kaiser Leopold beschloß, ohne Verzug im Jahre 1701 ein Heer

nach Italien zu senden, um die dortigen spanischen Länder Mailand und Neapel in Besitz zu nehmen. Zum Anführer desselben bestimmte er den Prinzen Franz Eugen von Savoyen, den Besieger der Türken, einen der ersten Feldherren und Staatsmänner seiner Zeit, den Napoleon unter die 8 ersten Feldherren der Weltgeschichte gerechnet hat. Er stammte aus einer Seitenlinie des savoyschen Hauses und war in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt worden, aber sein Geist zog ihn zu der Betrachtung der Geschichte und ihrer großen Muster, und sie trieben ihn in den raschen Strom des thätigen Lebens, wo die Kraft sich erprobt und dem nach Ruhme begierigen Manne der Lorbeer winkt. Als zwanzigjähriger Jüngling bot er seine Dienste Ludwig XIV. an; dieser aber wies ihn wegen seiner kleinen Körpergestalt ab und rieth ihm im geistlichen Stande zu bleiben. Eugen wandte sich nun nach Oestreich, wo der Türkenkrieg ihm eine Bahn zu öffnen schien, und zeichnete sich bald so sehr aus, daß der Kaiser ihm nach der Befreiung von Wien im J. 1683, wobei er tapfer mitgefochten hatte, ein Reiterregiment verlieh. Der Herzog Karl von Lothringen erkannte den Helden schon damals in ihm und sagte es voraus, was er dem Kaiserhause einst sein werde. Leopold ernannte ihn im Jahre 1693 zum Feldmarschall, und Eugen rechtfertigte diese Ernennung bald nachher durch den großen Sieg über die Türken bei Zentha im J. 1697. Nun hätte ihn der König Ludwig gerne gewonnen; er ließ ihm die Statthalterschaft über die Champagne und die Würde eines Marschalls von Frankreich anbieten; aber Eugen antwortete dem Abgeordneten: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel werth ist, als der französische Marschallstab.“ — Eugen war darin als Feldherr so groß, daß er mit seinem Geiste sowohl das Große als das Kleine umfaßte, für den Plan der Schlacht so gut als für die kleinsten Bedürfnisse seines Heeres sorgte, und daß sein Falkenauge mit der größten Schnelligkeit die Gunst des Augenblicks und die Fehler des Gegners zu ergreifen wußte. Als Mensch war er groß, weil sein Geist über den kirchlichen und politischen Vorurtheilen seiner Zeit stand, weil er die Künste des Friedens höher achtete, als den blendenden Ruhm, welchen der Krieg giebt, und weil dabei solche Bescheidenheit in seiner Seele war, daß er einen jeden neben sich duldete, sogar Andern sich gern unterordnete, wenn nur die Sache selbst dadurch gefördert wurde. Solche ächt deutsche Sinnesart macht, daß wir den Mann, welcher sein ganzes Leben für unser Vaterland verwendet hat, sehr gern zu den Unsrigen zählen. Von Körper war Eugen klein, und wenn er in seinen grauen Mantel gehüllt durch die Gassen des Feldlagers ging, so erkannte wohl keiner leicht den weltberühmten Heerführer in ihm, als wer das Feuer in seinem dunklen Auge zu deuten wußte.

Im März des J. 1701 brach Eugen mit einem kaiserlichen Heere, bei welchem auch 10,000 Mann Preußen und hannoversche Hülfsvölker waren, nach Italien auf. Bei Roveredo sammelte sich das Heer und erstieg die Gebirge; aber jenseits waren schon alle Päße von den Franzosen besetzt; es schien unmöglich, hinabzukommen. Im französischen Heere hieß es: „wenn die Kaiserlichen nicht Adlerflügel ansetzten, würden sie Italien nicht sehen.“ Doch der Feldherr ließ durch seine Krieger, die ihm mit Begeisterung gehorchten, einen Weg von 6 Meilen durch Felsen und über Abgründe bahnen und ehe der Feind es ahnete, brach das Heer aus den Bergen hervor und stand in den Ebenen der Etsch bei Verona. Durch

zwei Siege bei Carpi und Chiari vertrieb Eugen die Franzosen aus einem Theile von Oberitalien und schlug dort sein Winterlager auf.

Noch im Herbste desselben Jahres 1701 wurde das Bündniß zwischen England, den Generalstaaten und dem Kaiser geschlossen, wobei die Seemächte alle Eroberungen als Eigenthum beanspruchten, die sie in dem spanischen Indien machen würden; dafür versprachen sie dem Kaiser die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sizilien erobern zu helfen. Das englische Volk würde nicht so thätigen Antheil am Kriege genommen haben, wenn nicht Ludwig thörichter Weise es selbst erbittert hätte. England hatte das Haus Stuart, seines Eifers für den katholischen Glauben wegen vom Throne vertrieben und Wilhelm von Oranien, den Gemahl der ältesten Tochter Jakobs II., Maria, darauf gesetzt; Ludwig dagegen nahm die vertriebenen Stuarts auf, beschützte sie und erkannte jetzt, im J. 1701, da der Prätendent Jakob II. in Frankreich starb, dessen Sohn Jakob III. als König von Britannien an; auch verbreitete sich das Gerücht, er werde ihn mit einem französischen Heere nach den Küsten Englands hinübersetzen. Solche Anmaßung eines Fremden, über Englands Thron gebieten zu wollen, erbitterte das englische Volk so sehr, daß der König Wilhelm 40,000 Mann vom Parlamente bewilligt erhielt. An die Spitze dieses Heeres trat der Graf, nachherige Herzog von Marlborough, der unter dem großen Türenne den Krieg gelernt hatte und an Feldherrngröße keinem seiner Zeit nachstand. Er war ein geborener Heerführer; groß, schön, kraftvoll, von solchem Anstande und solcher geistigen Ueberlegenheit, daß sich die Gemüther unwillkürlich vor ihm beugten. An menschlicher Würde stand er unter Eugen; es fehlte ihm die treue, edle Sinnesart, welche große Gedanken und Zwecke höher achtet, als das eigene Selbst; auch wird er beschuldigt, mehr als billig dem äußern Gewinne nachgetrachtet zu haben.

Marlborough ging im März 1702 nach den Niederlanden hinüber und stellte sich an die Spitze des englisch-holländischen Heeres; sein nächstes Ziel war, die Franzosen aus dem Kurfürstenthum Köln zu vertreiben. Der König Wilhelm starb zwar noch in demselben Monate an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd, aber seine Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb ganz seinen Entwürfen getreu und der Krieg nahm seinen Fortgang.

Bei diesem Ernste der Fremden entschloß sich auch das deutsche Reich zur Theilnahme an dem Nachekriege gegen seinen Erbfeind. Die Kriegserklärung erfolgte am 6. Okt. 1702. Am Ende derselben heißt es: „Frankreich habe nichts unterlassen, was zur Beschimpfung und gänzlichen Unterdrückung deutscher Nation gereichen könne, um dadurch endlich die vorlängst so eifrig gesuchte Universalmonarchie desto eher zu errichten.“ Das Betragen des Kurfürsten von Baiern hatte gleichfalls den Entschluß der übrigen Reichsglieder befördert; er, der hartnäckig an Frankreich festhielt, hatte eine ansehnliche Kriegsmacht versammelt und am 3. September plötzlich die freie Reichsstadt Ulm überfallen und in Besitz genommen. Das mußte die übrigen Stände erbittern.

Auch die Herzöge von Braunschweig vergaßen sich so sehr, daß sie für Frankreich Werbungen anstellten. Da sie vielfältige Warnungen nicht achteten, wurden sie durch den Kurfürsten (seit 1692) von Hannover mit Gewalt entwaffnet und mußten nun dem Willen des Kaisers und Reichs folgen.

Uebrigens wurde in diesem Jahre am Rhein durch den Reichsfeldherrn Ludwig von Baden nur die Festung Landau belagert und eingenommen.

Der römische König Josef kam selbst in's Lager und zeigte Muth und Entschlossenheit[1]). In Italien war Eugen noch zu schwach, um etwas Großes zu unternehmen; es schien, als wollten die Gegner überhaupt erst die Kräfte im Kleinen an einander versuchen.

Das nächste Jahr 1703 war schon thatenreicher. Marlborough wandte dasselbe zur Eroberung fester Plätze an den Grenzen der Niederlande an; er nahm Bonn, Tongern, Huy, Limburg und Geldern weg.

Im südlichen Deutschland ging es nicht so glücklich; denn der Kaiser hatte einen beträchtlichen Theil seines Heeres vom Rheine zurückziehen und seinen besten Feldherrn, den Prinzen Eugen, an dessen Spitze stellen müssen, um einen gefährlichen Aufstand unter dem Grafen Ragoczi in Ungarn zu bekämpfen, der ebenfalls durch französischen Einfluß entstanden war. Der fortdauernde Kampf in Ungarn hat überhaupt der Entwicklung der östreichischen Kräfte gegen Frankreich sehr viel Abbruch gethan. Es gelang im J. 1703 dem französischen Marschall Villars über den Rhein zu dringen und sich mit dem Kurfürsten von Baiern zu vereinigen. Nun entwarf letzterer den Plan, einen Einfall in Tyrol zu machen und dieses ihm so wohl gelegene Gebirgsland zu erobern. Er brach mit etwa 16,000 Mann der besten Krieger dahin auf und der französische Marschall blieb zur Deckung Baierns zurück. Durch einen unglücklich entstandenen Brand in Kufstein fiel diese wichtige Bergfestung sogleich in des Kurfürsten Hände und im ersten Schrecken ergaben sich mehrere andere Plätze, sogar Insbruck. Von da zogen die Baiern den Brenner hinan, um sich den Weg nach Italien zu öffnen. Hier aber warteten ihrer, durch einen Haufen östreichischer Krieger verstärkt, die tapfern Tyroler, die zu allen Zeiten für ihr geliebtes Land Leib und Leben gewagt haben, unter der Anführung des muthigen Amtmanns Martin Sterzing. Sie hatten die schroffen Höhen zu den Seiten der Pässe erklommen und stürzten Felsen und Bäume auf die gedrängt ziehenden Feinde herab. Da war keines Bleibens für diese; sie mußten zurückweichen. Auf den Kurfürsten selbst lauerte ein Tyroler Scharfschütze in einer Schlucht; aber durch die reiche Kleidung getäuscht erschoß er statt seiner den Grafen von Arco. Auf dem Rückzuge litt das baiersche Heer noch größern Verlust, und nur mit der Hälfte derer, die ausgezogen waren, kam der Kurfürst nach zwei Monaten zurück.

Zu einigem Ersatze gelang es ihm noch im Winter dieses Jahres, die reiche Stadt Augsburg, so wie Passau, die Grenzfestung von Oestreich, einzunehmen; am Rhein hatten die Franzosen die wichtigen Festungen Breisach und Landau erobert.

Gegen solche Verluste mußte von den Verbündeten im nächsten Jahre 1704 mit gesammelter Kraft größerer Gewinn erkämpft werden, und nach dem Kriegsplane sollten die drei Feldherren, Marlborough, Eugen und Ludwig von Baden vereint im südlichen Deutschland fechten; in Italien blieb der General Starhenberg, um den Krieg vertheidigungsweise zu führen. Die drei Heerführer kamen zu Heilbronn am Neckar zusammen und Marlborough mit dem Markgrafen von Baden wandte sich gegen die Donau,

[1]) Ein merkwürdiges Zeugniß für das damalige Hofleben giebt die Begleitung des Königs und der Königin zu der Reise in's Kriegslager. Dieselbe bestand aus mehr als 400 Personen höheren und niederen Ranges, zwanzig Kammerherren, einer Menge Köche und Küchendiener, zahllosen Wagen für Speisen und Wein, und unter diesen allein 21 mit je 6 Ochsen bespannten Gepäckwagen.

während Eugen an den Rhein zog. Die Baiern hatten einen Theil ihres Heeres auf dem Schellenberge bei Donauwörth in ein festes Lager gelegt, um den Uebergang über die Donau zu erschweren; sie wurden aber dort angegriffen und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht getrieben; ihr Lager fiel in Feindes Hand (2. Juli).

Nach diesem Treffen ließen die Verbündeten dem Kurfürsten Friedensanträge machen und boten ihm ansehnliche Vortheile an, wenn er von dem französischen Bündniß ablasse. Er wankte schon und war im Begriff, den Vertrag der Aussöhnung zu unterschreiben, als ein Bote verkündete, der französische Marschall Tallard sei mit einem frischen Heere zu seiner Hülfe im Anzug. Da warf der Kurfürst die Feder aus der Hand und unterzeichnete nicht. Der Marschall kam, aber zugleich mit ihm Eugen, der ihm gefolgt war und nun zu Marlborough stieß. Den alten unbiegsamen Prinzen von Baden sendeten sie zur Belagerung von Ingolstadt ab, damit er ihnen den Schlachttag nicht verderbe; mit dem bescheidenen Eugen dagegen focht der englische Heerführer gern zusammen, weil dieser für das Gelingen der Sache dem eigenen Ruhme willig entsagte.

Am 12. Aug. standen beide Feldherren den Franzosen und Baiern bei dem Flecken Höchstädt gegenüber und am 13. begannen sie die Schlacht. Die Feinde waren zwar nur um 4000 Mann stärker, — es standen 56000 gegen 52000, — allein sie hatten eine durch Moräste sehr gut gedeckte Stellung und außerdem den großen Vortheil der einheitlichen Masse, nur Franzosen und Baiern, während in dem verbündeten Heere Oestreicher, Preußen, Hannoveraner, Hessen, Pfälzer, Würtemberger, Dänen, Holländer und Engländer bunt gemischt zusammenfochten. Allein der Geist der Feldherren wußte auch die gemischte Masse mit einem Geist zu beseelen. Marlborough führte den linken Flügel, der aus Engländern, Holländern und Hessen bestand, gegen die Franzosen unter Tallard, Eugen den rechten gegen den Kurfürsten und Marsin. Am schwersten war hier der Kampf, wo Maximilian mit der größten Tapferkeit und unter kluger Benutzung der seine Stellung deckenden Sümpfe focht. Mehrmals wurden die Angreifenden durch das furchtbare Feuer des Geschützes zurückgeworfen und die Reiterei wendete sich trotz Eugens Zuruf und Drohung zur Flucht. Da erkannte er, daß etwas Außerordentliches gewagt werden müsse. Obwohl sein Fußvolk bedeutend schwächer war, als das feindliche, stürzte er doch an der Spitze desselben seines eignen Lebens nicht achtend vorwärts; schon legte ein baierscher Dragoner das Gewehr in der Nähe auf ihn an, aber eine der Ordonnanzen des Prinzen hieb ihn nieder. In diesem Augenblicke drang auch der Fürst Leopold von Dessau mit preußischem Fußvolk unaufhaltsam vor, und Eugen selbst schreibt ihm die Entscheidung der Schlacht auf diesem Flügel zu. — Unterdeß hatte Marlborough, nachdem er vergeblich mörderische Angriffe auf das an der Donau gelegene, von Tallard stark besetzte Dorf Blindheim gemacht hatte, mit seinem Feldherrnblick den schwachen Fleck der feindlichen Stellung erkannt; denn Tallard hatte, um Blindheim zu decken, seine Mitte entblößt. Auf diese richtete Marlborough mit seiner gesammten Reiterei einen ungeheuren Stoß und durchbrach sie; und obgleich Tallard noch mehrmals Widerstand versuchte, so war die Schlacht doch nicht mehr zu halten. Tallard selbst wurde gefangen, als er sich nach Blindheim durchschlagen wollte. Das ganze feindliche Heer wich in Unordnung zurück, nur der Kurfürst von Baiern machte einen ziemlich ge-

ordneten Rückzug. Achtundzwanzig Bataillone und zwölf Geschwader Franzosen versuchten noch, sich in Blindheim zu behaupten; sie wurden aber eingeschlossen und gezwungen, sich zu ergeben. Es war ein großer Sieg; 16,000 Franzosen und Baiern lagen auf dem Schlachtfelde, 12,500 waren gefangen, und unter diesen nebst dem Marschall Tallard und seinem Sohne 818 Offiziere. An Beute hatten die Sieger eine reiche Kriegskasse gewonnen, 117 Kanonen, 24 Mörser und 300 Feldzeichen; überdies 5000 Wagen[1]), 3600 Gezelte und zwei Schiffbrücken. — Von diesem Tage an tönte Marlboroughs Name in Liedern durch ganz Deutschland; der Kaiser schenkte ihm das Fürstenthum Mindelheim in Schwaben, welches früher ein Lehen des berühmten Ritters Georg von Frundsberg gewesen war, und ernannte ihn zum Reichsfürsten.

Der Kurfürst von Baiern sah sich gezwungen, über den Rhein zu gehen und seinen Sitz in Brüssel zu nehmen; sein Land wurde von den Kaiserlichen besetzt und seine Gemahlin behielt zu ihrem Unterhalte nur die Stadt und das Rentamt München. So unglücklich endete für ihn dieser Feldzug von 1701.

Im folgenden Jahre 1705 starb der Kaiser Leopold I. in seinem 65. Lebensjahre an der Brustwassersucht, wenig betrauert von den Seinigen; denn die Leutseligkeit, womit die Fürsten so leicht die Herzen derer gewinnen, welche um sie sind, besaß er nicht. Er verbarg sich gern hinter dem Bollwerke der strengsten spanischen Hofetiquette, die ihn stets umgab. Seine Kleidung war schwarz, die Strümpfe und die Hutfeder scharlachroth, auf dem Kopfe eine Perrüque mit lang herabhängenden Locken. Sein Wuchs war unansehnlich, die Miene ernst, ja oft düster, das Gesicht durch eine große herunterhangende Unterlippe entstellt. Das Hervorstechendste in seinem Wesen war eine strenge Gottesfurcht, aber eine solche, welche ihn von dem Willen seiner Geistlichen abhängig machte. Sonst war er gewissenhaft, gutmüthig und sehr mildthätig gegen Arme, letzteres doch mit Schwäche, so daß der gröbste Mißbrauch damit getrieben wurde. So schweren Zeiten, wie er erlebte, und einem Gegner, wie Ludwig XIV., war Leopold nicht gewachsen.

Ihm folgte sein sieben und zwanzigjähriger, kräftiger und mit einem hochstrebenden Geiste begabter ältester Sohn, Joseph I. (1705—1711).

Einen Augenblick zweifelte man, ob Joseph den Krieg mit gleichem Eifer für seinen Bruder Karl fortsetzen werde; dieser war selbst im J. 1704 nach Spanien abgegangen und in Aragonien, Katalonien und Valencia wirklich als König anerkannt. Joseph indeß erklärte sich entschieden für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges und hielt Wort.

Doch wurde im Jahre 1705 allenthalben im Felde nichts Großes ausgeführt. Eugen war nach Italien geschickt, um das dortige ganz niedergeschlagene Heer wieder aufzurichten; mehr konnte er aber auch in diesem Jahr nicht bewerkstelligen. Marlborough war in die Niederlande zurückgekehrt; und auch er mußte wieder frische Kräfte sammeln. In Baiern aber brach wegen der Bedrückungen, die man von Seiten der östreichischen Beamten und Besatzungen erfuhr, ein heftiger Aufruhr aus. Man zwang die Jugend des Landes zum östreichischen Dienste, und solche Gewaltsamkeit empörte das kräftige und selbständige baierische Volk. Es ergriff die Waffen, befreite die ausgehobene junge Mannschaft, überfiel einzelne östreichische Haufen, und durch das erste Gelingen angefeuert, sammelten sich an 20,000 Landleute

[1]) Unter diesen 34 mit Damen und Tänzerinnen gefüllte Kaleschen.

unter Anführung eines Studenten Maindl. Sie konnten es wagen, sogar die Festungen Braunau und Schärding anzugreifen, und zwangen die kleinen Besatzungen zur Uebergabe. Die Oestreicher mußten mit ihnen unterhandeln und schlossen nicht wie mit Aufrührern, sondern wie mit einem selbständigen Feinde einen Waffenstillstand; diesen aber benutzten sie, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreisen zusammenzurufen; mit dessen Hülfe trieben sie die Bauern in die Flucht, nahmen ihnen eine Stadt nach der andern wieder ab und stellten die Ruhe einigermaßen her.

Der Kurfürst wurde bald darauf als ein Reichsfeind, und weil er für den Urheber des Aufruhrs angesehen wurde, nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, förmlich in die Acht erklärt und sein Land als ein verfallenes Reichslehen betrachtet. Dem Kurfürsten von der Pfalz gab der Kaiser auf dessen dringliches Ersuchen die Oberpfalz, die sein Haus im dreißigjährigen Kriege an Baiern verloren hatte, nebst dem alten Platze im Kurfürstenrathe wieder. —

Frankreich hatte beschlossen, in dem folgenden Feldzuge (1706) seine Hauptkraft gegen die Niederlande zu kehren, um wo möglich in dem reichen Holland die Mittel zum ferneren Krieg zu gewinnen. Allein der Marschall Villeroi, welcher an die Spitze des französischen Heeres gestellt wurde, war dem kühnen Marlborough nicht gewachsen. Von eitler Zuversicht getrieben verließ er seine feste Stellung bei Löwen, um den Gegner am 22. Mai in der Ebene von Ramillies anzugreifen[1]. Das wünschte Marlborough; er hatte seine Stellung durch Morast und Wassergräben trefflich gedeckt und als die Feinde nun anstürmten, konnten sie den schwachen Stellen seiner Schlachtordnung nicht ankommen, weil die Natur sie schützte, er dagegen wendete seine ganze Kraft gegen einzelne Punkte der ihrigen und durchbrach sie. Vor der Schlacht hatte ein französischer Oberst gesagt, das Heer sei so vortrefflich, daß, wenn sie heute nicht siegten, sie nie wieder vor dem Angesichte der Feinde erscheinen dürften. Und dennoch wurden sie geschlagen; keine Tapferkeit konnte die begangenen Fehler gut machen. 20,000 Mann wurden verloren, dazu achtzig Fahnen, selbst die Pauken und Standarten der königlichen Garden; und zwei Monate vergingen, ehe sich das französische Heer wieder recht sammeln konnte. Der Sieger dagegen durchzog Brabant und Flandern, nahm alle Städte des Landes ein und ließ dasselbe Karl III., (so hieß er als König von Spanien), als seinem rechtmäßigen Herrn schwören. Zu Brüssel wurde in des neuen Königs Namen ein Staatsrath errichtet.

Auch der Prinz Eugen kämpfte in diesem Jahr überaus glücklich in Italien. Er wagte einen Zug, der zu den kühnsten der Kriegsgeschichte gehört. Mit nicht mehr als 24,000 Mann deutscher Krieger zog er, von der Grenze Tyrols aus, einen Weg von funfzig Meilen, über Berge und Ströme, durch eine Reihe von Plätzen, die vom Feinde besetzt waren und hart gedrängt von dem nachfolgenden französischen Heere, bei glühender Sommerhitze, dem hartbedrängten Herzog von Savoyen zu Hülfe, dessen Hauptstadt Turin vom Feinde belagert wurde. Der Zug gelang zu aller Welt Erstaunen; Eugen vereinigte sich mit dem Herzoge und eilte zur Be-

---

[1]) Es ist dieses fast das Feld der großen Schlacht bei Belle-Alliance und Waterloo, und dieser letzte Name wird auch bei jener Schlacht vor 136 Jahren genannt.

freiung Turins herbei. Obgleich viel geringer an Macht und mit einem aus sehr verschiedenen Haufen zusammengesetzten Heere wagte er am 7. Sept. früh 4 Uhr den Angriff auf die französischen Linien. Ein schrecklicher Geschützesdonner empfing ihn, aber tapfer drangen die Seinigen vor. Der Fürst Leopold von Dessau (der alte Dessauer) führte auf dem linken Flügel die Preußen gegen die Verschanzungen, dann folgten die Würtemberger und Pfälzer in der Mitte und die Gothaer auf dem rechten Flügel; die Kaiserlichen waren auf die ganze Linie vertheilt. Zwei deutsche Prinzen führten die beiden Flügel: Alexander von Würtemberg den linken, der Prinz von Sachsen=Gotha den rechten; die Mitte befehligte der Herzog von Savoyen. Der Kampf wurde sehr hartnäckig. Zwei Angriffe der Deutschen wurden zurückgeschlagen; endlich nach zweistündiger Arbeit erstiegen zuerst die Preußen [1]) unter Eugens unmittelbarer Anführung und bald auch die übrigen die Schanzen. Die Verwirrung der Feinde wurde um so größer, da ihnen die Besatzung von Turin unter dem Grafen von Daun in den Rücken fiel und da ihre beiden obersten Feldherren, der Herzog von Orleans und der Graf Marsin, verwundet das Schlachtfeld verlassen mußten. Marsin wurde gefangen und starb am folgenden Tage zu Turin; 5000 Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, über 6000 wurden gefangen, und die übrigen flohen in solcher Verwirrung über die Gebirge nach Frankreich, daß von dem ganzen 80,000 Mann starken Heere kaum 16,000 zusammen blieben. Die großen Vorräthe, die zu der Belagerung zusammengebracht waren, 213 Stück Geschütz, 80,000 Fässer Pulver und eine Menge von Kugeln fielen in die Hände der Sieger. Die Folgen der Schlacht waren noch größer, als dieser erste Gewinn; die Franzosen verloren schnell einen Platz in Italien nach dem andern und mußten eine sogenannte Generalkapitulation abschließen, nach welcher sie Italien räumten und versprachen, während des ganzen Krieges kein Heer wieder dorthin zu schicken. So herrlich hatte Eugen seine Sachen hier ausgeführt und sein Name erscholl nun noch lauter durch Europa, als vorher; der Kaiser schenkte ihm einen kostbaren Degen und ernannte ihn zum Generalstatthalter in Mailand.

Das Jahr 1707 brachte auch das dritte Land von der spanischen Erbschaft, Neapel, in des Kaisers Besitz; die Lombardei und die Niederlande waren ihm durch die beiden großen Schlachten des vorigen Jahres gewonnen. Neapel, wo nur ein geringer spanischer Heerhaufe stand, wurde ohne Mühe eingenommen und Frankreich hatte nun die letzte Stütze in Italien verloren. Auch in den Niederlanden konnte dem Herzog von Marlborough nichts wieder abgenommen werden. Nur am Oberrhein fand der König Ludwig einigen Ersatz durch die Langsamkeit des Reichsheeres; der alte Reichsfeldmarschall, Ludwig von Baden, starb im J. 1707; ihm folgte der wenig unternehmende Markgraf von Baireuth und durch dessen Unentschlossenheit gelang es den Franzosen wieder, bei Straßburg über den Rhein zu gehen und in Franken und Schwaben das alte grausame Raubspiel zu üben. Es ist berechnet worden, daß sie in Zeit von zwei Monaten

---

[1]) In einem Schreiben an den Grafen Sinzendorf sagt Eugen selbst: „Der Prinz Anhalt hat mit seinen Truppen bei Turin abermal Wunder bewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und vorzüglich an Ordnung die Meinigen weit übertroffen.“ Der Kaiser Josef schrieb dem Fürsten Leopold, so wie dem Prinzen Wilhelm von Sachsen=Gotha, sehr belobende Danksagungsbriefe.

an neun Millionen Gulden durch Brandschatzungen zusammengetrieben haben. Der neue Reichsfeldherr legte zwar zu Aller Freude den Oberbefehl bald nieder und an seine Stelle kam der fähigere Kurfürst Georg Ludwig von Hannover; aber auch ihn verhinderte die schlechte Verfassung des Reichsheeres, etwas Bedeutendes vorzunehmen; er mußte zufrieden sein, daß die Franzosen aus Mangel an Unterhalt wieder über den Rhein zurückgingen und daß er sie in den nächsten Jahren jenseits halten konnte.

Ein Zug, den der Prinz Eugen auf Verlangen der Seemächte noch im J. 1707 von Italien aus ins südliche Frankreich machte, um Toulon zu erobern, mißlang wie die ähnlichen Züge, die schon Kaiser Karl V. versucht hatte, und eben so hatte der König Ludwig die Freude, in demselben Jahre fast ganz Spanien wieder seinem Enkel Philipp V. unterworfen zu sehen. Der Erzherzog Karl hatte in den vorigen Jahren glückliche Augenblicke in Spanien gehabt; sein Heer, welches besonders aus portugiesischen Hülfsvölkern bestand, hatte selbst die Hauptstadt Madrid erobert und ihn daselbst zum Könige von Spanien ausgerufen; allein seine eigene Unthätigkeit, so wie die Uneinigkeit seiner Heerführer, der Haß der Kastilier gegen die Aragonier sowohl, als gegen die Engländer und Portugiesen, diese und andere Ursachen entrissen dem östreichischen Prinzen nach und nach das Eroberte wieder, so daß er im J. 1707 nur noch Catalonien übrig hatte.

Dennoch hatte der König Ludwig in diesem Kriege schon so viel verloren und sein Land war so erschöpft, daß er sehnlichst den Frieden wünschte und mit Bezwingung seines alten Stolzes Versuche machte, ihn selbst mit großen Opfern zu erkaufen. Allein die Gegner gedachten ihn dieses Mal für allen früheren Uebermuth recht empfindlich zu züchtigen; besonders waren Eugen und Marlborough, die wiederum Oestreich und England lenkten, dem eitlen König von Grund ihres Herzens feindlich gesinnt und sannen nur darauf, ihm noch härtere Demüthigung zu bereiten. In den Jahren 1708 und 1709 fochten beide Feldherren wieder vereint in den Niederlanden, da Eugens Tagewerk in Italien vollendet war; und vereint brachten sie zuerst den Herzögen von Bourgogne und Vendome, deren Uneinigkeit alles verdarb, eine große Niederlage bei Oudenarde am 11. Juli 1708 bei; in Folge der Schlacht eroberte Eugen, durch eine sehr kühne Belagerung, die Festung Ryssel, die man für unüberwindlich gehalten hatte.

Das Unglück Frankreichs in diesem Feldzuge wurde in dem darauf folgenden Winter von 1708—9 durch eine unerhörte Kälte und den dadurch verursachten Schaden noch drückender gemacht. Die Kälte war so groß, daß das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten, daß die Weinstöcke und Obstbäume erfroren und das durch den Krieg ausgesogene Volk durch solche Naturschrecken vollends zur Verzweiflung gebracht wurde. Die Klagen waren herzzerreißend; die Mittel zum nächsten Feldzuge schienen unerschwinglich zu sein. Da mußte sich der gedemüthigte König zu neuen Friedensversuchen bequemen; er erklärte sich willig, Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande zu verlieren, wenn man Philipp V. nur Neapel und Sizilien lassen wollte. Allein die beiden Feldherren, welche mitten in diesen Friedensverhandlungen im Haag erschienen, erklärten kurz, daß von der ganzen spanischen Monarchie auch nicht ein Dorf dem Hause Oestreich entzogen werden dürfe. Und als endlich auch diese harte Forderung zugestanden war, wurden Abtretungen von dem französischen Gebiete selbst verlangt; das Elsaß sollte wieder zurückgegeben und sowohl nach den Nieder=

landen als Savoyen zu eine Reihe von Festungen, zur künftigen Sicherheit gegen französische Arglist, abgetreten werden. Dieses Alles gestanden die französischen Gesandten nach einander zu; — nur die eine in der That entehrende Zumuthung konnten sie nicht bewilligen, daß Ludwig, wenn sein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räume, selbst helfen solle, ihn mit Waffengewalt daraus zu vertreiben.

Solche Schande aber wollte Ludwig nicht auf sich laden, und der Krieg fing wieder an.

Mit den Verhandlungen war schon ein Theil des Sommers 1709 vergangen; Eugen und Marlborough eilten die noch übrige Zeit zu benutzen. Sie eroberten Tournay und gingen auf Mons los. Dieses wollte der französische Marschall Villars decken und hatte eine feste Stellung bei Malplaquet, vor Mons, genommen. Aber die beiden siegreichen Feldherren griffen ihn am 11. Sept. ohne Zaudern an und schlugen ihn in sehr blutiger Schlacht, der blutigsten des ganzen Krieges. Eugen selbst erhielt gleich Anfangs einen Streifschuß am Kopfe; aber ruhig steckte er sein Schnupftuch unter seinen Hut und führte seinen Flügel weiter ins Feuer. — Nach der Schlacht fiel Mons den Siegern in die Hände.

Ein neuer Feldzug war verloren; Ludwig XIV. mußte von Neuem den Frieden anbieten; er bewilligte Alles, was verlangt war, sogar wollte er, um nur nicht die eigenen Heere zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien leihen zu müssen, den Verbündeten Hülfsgelder zu diesem Zwecke entrichten. Aber jetzt mußte Ludwig an sich selbst erfahren, was andere so oft durch ihn gefühlt hatten, wie hart nämlich den, der im Unglück ist, der Uebermuth des Siegers drückt. Auch zeigte sich jetzt offenbar, wie er durch die Zweideutigkeit seiner politischen Künste in früheren Verhandlungen das Vertrauen der europäischen Völker verscherzt hatte. Man erwiederte ihm jetzt: so lange Philipp V. in Spanien sei, könne man den Versprechungen seines Kabinets nicht trauen und überhaupt müßten alle Forderungen der Verbündeten binnen zwei Monaten erfüllt sein, ehe an einen eigentlichen Friedensschluß gedacht werden könne. Nach so harter Antwort fing der Krieg wiederum an und Eugen und Marlborough nahmen eine Stadt nach der andern an der französischen Grenze ein. Aus Spanien aber kam die Nachricht, auch dort habe sich das Glück gewendet, Karls General Starhenberg habe Philipps Heer in die Flucht geschlagen und Karl habe am 28. Sept. 1710 seinen feierlichen Einzug in Madrid gehalten.

Die Noth des alten kranken Königs Ludwig war auf das Höchste gestiegen und alle Hülfe schien verloren. Nach so vielen für die Größe seines Namens und Reiches geführten Kriegen, nach der Aufopferung von so viel tausend und aber tausend Menschenleben, sollte nun das ganze Gebäude in nichts zusammenfallen, er sollte sogar von seinem alten Reiche Opfer bringen. Härter schien noch nie das Schicksal den, der sich auf dem Gipfel der Größe wähnte, getroffen zu haben. — Aber die Gegner hatten den rechten Augenblick der Mäßigung gleichfalls versäumt; auch sie waren durch das Glück übermüthig geworden und darum verloren sie einen großen Theil der Frucht ihrer Siege. Drei günstige Ereignisse rissen Frankreich auf einmal aus der großen Noth, unter welcher es darnieder lag, und führten es zu einem erträglichen Frieden: Der Sturz des Herzogs von Marlborough, die Siege der französischen Partei in Spanien, und der Tod des Kaisers Josef.

In England, wo Marlborough's Partei bisher den Staat gelenkt hatte, bildete sich in seiner Abwesenheit in der Stille eine Gegenpartei und nannte sich, um die seinige auch durch die Gewalt der Meinung zu besiegen, Tories, Königlichgesinnte, jene aber Whigs, Volksfreunde. Marlboroughs Streben wurde der Königin Anna verdächtig gemacht, seine Gemahlin, die bisher die Königin ganz beherrscht hatte, wurde durch eine andere, die Lady Masham, glücklich verdrängt; ein neues Parlament von Tories wurde im J. 1710 gewählt, und nun trat in England die Neigung zum Frieden an die Stelle der Kriegslust. Marlborough behielt zwar den Oberbefehl noch einige Zeit, aber mit großen Einschränkungen, und am Neujahrstage 1712 entließ ihn die Königin aller seiner Aemter.

Zu der Friedensneigung trug auch der Tod des Kaisers Josef, am 17. April 1711, nicht wenig bei. Er starb an den Pocken, im 33. Jahre seines Lebens, und wird als ein selbstthätiger rascher Fürst, der seinem Vater wie seinem Bruder weit überlegen war, von der Geschichte gerühmt. Sein Geist war fähig, die größten Gedanken zu fassen, und darum fand auch Eugen mit seinen großartigen Ansichten bei ihm den meisten Eingang. — Da der Kaiser ohne männliche Nachkommen starb, so war sein Bruder Karl der Erbe seiner Länder. Da stand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa so wie zur Zeit Karls V., ob es nämlich rathsam sei, daß dieser Karl, als Kaiser der Sechste, wenn die Deutschen ihn wählten, wie jener Fünfte, halb Europa beherrsche und das Haus Oestreich so seinen alten übermächtigen Standpunkt wieder gewinne? Karl VI. besaß alle Länder Karl's V., wenn er die ganze östreichische und spanische Monarchie vereinte. Den übrigen Staaten, besonders den Seemächten, schien solche Uebermacht gefährlich und nachdem Karl am 22. Dez. 1711 zum deutschen Kaiser gekrönt worden war, begann zunächst England auf eigene Hand Unterhandlungen mit Frankreich, die im J. 1713 zum Utrechter Frieden führten; an demselben nahmen nun auch Portugal, Preußen und Savoyen Theil.

Ueber den Hauptpunkt, die spanische Erbschaft, war man trotz des Widerspruchs von Seiten des Kaisers bald einig; Philipp V. sollte Spanien und Indien, Karl das Uebrige haben; zugleich aber mußte Philipp allen seinen Ansprüchen auf Frankreich entsagen, damit die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf einem Haupte vereinigt würden.

An England trat Frankreich die Hudsonsbay und Neufoundland ab und schleifte, auf Englands Verlangen, die Festungswerke von Dünkirchen. An Portugal kamen Besitzungen in Südamerika, an Preußen (seit 1701 Königreich) das Oberquartier von Geldern und die Landeshoheit über Neufchatel und Valangin, auch erkannte Frankreich die preußische Königswürde an. (Siehe Abschnitt 4.) Savoyen erhielt treffliche Festungen an der französischen Grenze, und, weil es auch Ansprüche an die spanische Krone machen konnte, als Ersatz die Insel Sizilien[1]). Holland, welches am treuesten an dem Bündnisse gehalten und früher alle vortheilhaften Anträge zu einem besondern Frieden mit Frankreich abgewiesen hatte, erhielt jetzt geringen Ersatz; es mußte die stärksten der eroberten Festungen herausgeben

---

[1]) Savoyen tauschte im J. 1720 gegen Sizilien die Insel Sardinien von Oesterreich ein, das dann im J. 1735 das vereinigte Königreich Neapel und Sizilien gegen Parma und Piacenza an Spanien abtrat. (S. unten.)

und behielt eine Reihe der schwächeren, die ihm wenig genützt haben. — Spanien trat endlich an England noch die 1704 von diesem eroberte Festung Gibraltar und die Insel Minorka ab, so daß also England den größten Vortheil davontrug.

Kaiser und Reich hatten an diesem Utrechter Frieden sich nicht betheiligt. Von ihren Bundesgenossen verlassen, blieb ihnen nichts übrig, als allein zu unterhandeln. Aber die Bedingungen, welche die Franzosen ihnen machten, waren die schimpflichsten; Ludwig verlangte, um sich gegen seinen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Baiern, recht großmüthig zu beweisen, völlige Wiedereinsetzung desselben in alle seine Länder, außerdem die Verleihung der Grafschaften Burgau und Nollenburg und der Insel Sardinien, als eines Königreichs; eine königliche Belohnung für den, der der treue Freund eines Reichsfeindes gewesen war! — Allein auf solche Bedingungen gingen Kaiser und Reich nun doch nicht ein; sie zogen es vor, wieder zu den Waffen zu greifen, aber mit welchem Glücke! Der betrübte Eugen konnte mit dem kleinen Reichsheere gegen die ganze französische Macht unter Villars nicht einmal die Ufer des Rheines vertheidigen; die angrenzenden Kreise wurden von Neuem von den Franzosen ausgeplündert und die wichtigen Festungen Landau und Freiburg erobert. Vergeblich forderte Eugen in einer Versammlung zu Mainz die Fürsten auf, den deutschen Heerbann aufzurufen. Mit 300,000 deutschen Bauern und einem geordneten Heere von 80,000 Mann getraue er sich, die Franzosen über den Rhein zu werfen. Der große Mann erkannte die Bedeutung der Landwehr, die hundert Jahre später und in unseren Tagen so große Thaten vollbrachte.

Im November 1713 wurden die Friedensunterhandlungen wieder aufgenommen. Die beiden großen Feldherren, die zuletzt auf dem Kampfplatze gegen einander standen, wollten auch die Ehre haben, Friedensstifter zu sein; sie kamen zu diesem Zwecke auf dem Schlosse zu Rastatt zusammen und nach mühsamer Arbeit und manchen nicht edlen Unterbrechungen durch Ludwigs wieder erwachten Stolz unterzeichneten sie endlich den Frieden am 7. März 1714. Sechs Monate später wurde derselbe auch von Seiten des deutschen Reichs in der Stadt Baden im Aargau unterzeichnet (7. Sept. 1714). Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Mailand, Sardinien und Neapel. — Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein bis auf Landau heraus; Baiern und Köln wurden der Reichsacht erledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt. —

Bereits im nächsten Jahre nach diesen Friedensschlüssen starb Ludwig XIV. Das Uebergewicht, welches Frankreich zu seinen Lebzeiten in Europa gewonnen hatte, war durch den spanischen Erbfolgekrieg wieder verloren gegangen, und da unter den westlichen Staaten Europas nunmehr keiner an bedeutender Uebermacht überwog, so trat an die Stelle des bisherigen Verhältnisses das System des politischen Gleichgewichts, welches, von dem großen englischen Könige Wilhelm III. ins Leben gerufen fortan durch das ganze 18. Jahrhundert ängstlich gehütet ward und vorerst seine wesentlichste Stütze in der Verbindung Englands mit Oestreich fand, bis kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges England an Preußen sich anschloß und die alten heftigen Gegner, Oesterreich und Frankreich, gemeinsame Sache machten. Für Deutschland hatte dieses System und die Stellung, welche Oesterreich in demselben einnahm, die Folge, daß Deutschland in die Kriege des habsburgischen Hauses verwickelt, daß es überhaupt in alle Bewegungen Europas

hineingezogen wurde, ohne irgend einen Gewinn davon zu haben. Denn Oesterreich, obwohl es dem Reiche beständig den Kaiser gab, verfolgte keine deutsche, sondern eine europäische und territoriale Politik und that das nicht selten auf Kosten des Reichs.

Uebrigens waren die letzten fünf und zwanzig Jahre bis zu Karls VI. Tod im Ganzen eine Zeit der Ruhe. Nur einige wenige Kriege unterbrachen dieselbe, und solange noch der große Feldherr und Staatsmann, Prinz Eugen, die kaiserlichen Truppen ins Feld führte, waren dieselben auch glücklich. In dem Kriege gegen die Türken (1716—1718) krönte Eugen sein Heldenleben durch die glorreiche Schlacht bei Peterwardein (1716) und die in Liedern viel besungene Eroberung Belgrad's (1717) und erkämpfte den für Oesterreich überaus günstigen Frieden von Passarowitz (1718). Nach seinem Tode (1736) jedoch gingen alle diese Errungenschaften in dem schimpflichen Belgrader Frieden (1739) wieder verloren.

Karl VI. selber war eine nichts weniger als kriegerische Natur. Er widmete sich vorzüglich der inneren Verwaltung seiner schönen und reichen Länder, auf denen aber seit dem dreißigjährigen Kriege und der Ausrottung des Protestantismus ein geistiger Bann lag. Da der Kaiser keine männlichen Erben hatte, so war sein Augenmerk namentlich darauf gerichtet, daß nach seinem Tode alle seine Länder an seine Tochter Maria Theresia fielen, damit nicht eine Zersplitterung der großen Monarchie einträte. Er brachte zu diesem Zwecke die pragmatische Sanktion, einen Erbvertrag zu Stande, der nach und nach von allen bedeutenden Staaten Europas anerkannt wurde. Um dies zu erreichen, scheute der Kaiser kein Mittel, und ließ sich, um die Anerkennung der pragmatischen Sanktion durch den Kurfürsten von Sachsen, dann durch Frankreich zu erreichen, sogar zur Theilnahme am polnischen Erbfolgekriege (1733—35) und zur Abtretung eines deutschen Landes an Frankreich bestimmen. Nach dem Tode des Kurfürsten August II. von Sachsen nämlich, der seit dem J. 1697 mit kurzer Unterbrechung auch König von Polen gewesen war, suchte Frankreich den Stanislaus Lescinsky[1]), den Schwiegervater Ludwigs XV., wieder auf den polnischen Thron zu bringen. Außer mehreren rheinischen Kurfürsten und Baiern standen Spanien und das Königreich Sardinien (seit 1720 führt das frühere Herzogthum Savoyen diesen Namen) auf französischer Seite. Für die Nachfolge des Kurfürsten August III. von Sachsen dagegen zogen der Kaiser[2]) und Rußland das Schwert. Noch einmal standen sich in diesem Kriege die greisen Feldherren Prinz Eugen und Villars am Oberrhein gegenüber, aber zu einer größeren Waffenthat kam es weder zwischen ihnen, noch auf einem andern Schauplatz des Kriegs, der im Ganzen wenig rühmlich für den an Geld und tüchtigen Truppen armen Kaiser geführt wurde. Im Wiener Frieden wurde zwar August III. als König von Polen anerkannt, dagegen wurde ein deutsches Land, das Herzogthum Lothringen, zur Entschädigung an Stanislaus Lescinsky gegeben, nach dessen Tode (1766) es laut des Vertrags an Frankreich fiel. Der junge Herzog von Lothringen, Franz Stephan, der Gemahl der Maria Theresia, wurde Großherzog von Toskana, während der spanische

[1]) Im J. 1704 hatte ihn Karl XII. von Schweden zum polnischen Könige wählen lassen.

[2]) Auf Seiten derselben nahm auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen Theil, aber ohne Dank davon zu haben.

Infant Don Carlos das bisher österreichische Königreich Neapel und Sizilien gegen Parma und Piacenza erhielt. Frankreich anerkannte für die Vortheile, die es davon trug, die pragmatische Sanktion.

Fünf Jahre später, am 20. Oktober 1740, starb Karl VI., und seine Tochter Maria Theresia trat in dem ganzen Umfange der österreichischen Monarchie die Regierung an.

4. Das Emporkommen des brandenburgisch-preußischen Staats. 1640—1740.

Während Oesterreich seit dem dreißigjährigen Kriege sich immer mehr vom deutschen Leben entfernte, hielten im Nordosten des Reichs die brandenburgisch-preußischen Fürsten den Gedanken des deutschen Staates hoch, dessen Verwirklichung sie zunächst in dem kleineren Rahmen ihres eigenen Staatswesens in wunderbarer Weise durchzusetzen verstanden. Seit dem J. 1190 kaiserliche Burggrafen von Nürnberg und unter Karl IV. in den Reichsfürstenstand erhoben, waren die Hohenzollern[1]) an Macht und Ansehen und an Einfluß auf die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs im Anfang des 15. Jahrh. zu einem der bedeutendsten Fürstenhäuser im südlichen Deutschland herangewachsen. Durch das damalige Haupt des Geschlechtes, den Burggrafen Friedrich VI., kam zu den süddeutschen Besitzungen, Ansbach und Bayreuth, die Mark Brandenburg, mit welchen ihn Kaiser Sigismund am 18. April 1417 auf dem Markte zu Konstanz in feierlichster Weise belehnte (Vgl. I. S. 308). In den unter ihren bisherigen Regenten[2]) durch die Zügellosigkeit des Adels furchtbar zerrütteten Marken stellte Friedrich zwar nicht überall völlige Ruhe und Ordnung wieder her, da er als Reichsstatthalter durch Reichsgeschäfte vielfach verhindert war, sich denselben zu widmen; doch hinterließ er, als er 1440 starb, in seinem zweiten Sohn Friedrich Eisenzahn den Marken einen durch Festigkeit und Ausdauer in Verfolgung seiner Pläne ausgezeichneten Fürsten, der nicht blos den Trotz des noch raublustigen Adels, sondern auch den Uebermuth brandenburgischer Städte, wie Köln an der Spree und Berlin, brach, die wenig Lust hatten, sich den kurfürstlichen Befehlen unterzuordnen. Durch seine thatkräftige Regierung schuf Friedrich einen festen, in sich geschlossenen Staat, den er auch durch Wiedervereinigung der Neumark[3]) mit Brandenburg und die Erwerbung eines Theiles der Lausitz vergrößerte, und dessen Grenzen zugleich eine tapfer bewachte Vormauer gegen die Feinde des Reiches im Osten, gegen Polen und Böhmen, bildeten. Friedrichs Nachfolger war sein Bruder Albrecht Achilles, ein durch allezeit siegreiche Waffenthaten und außerordentliche persönliche Tapferkeit in allen Landen bekannter Fürst, der bereits 1440 in den fränkischen Besitzungen zur Regierung gekommen war und nunmehr die gesammten Länder seines Hauses vereinigte. Aber in den Marken, in denen er gleichwohl Ruhe und Ordnung mit strenger Hand aufrecht erhielt, gefiel es ihm wenig. Schon sehr bald, als

---

[1]) Ein Zweig der Hohenzollern, der von Hechingen und Sigmaringen, wurde zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gefürstet und trat 1850 sein Land — 21 Q.-M. mit 60—70,000 Einwohnern — an Preußen ab.

[2]) Askanier bis 1320; Baiern bis 1373; Luxemburger bis 1411.

[3]) Kaiser Sigismund hatte dieselbe unter der Bedingung des Rückkaufs an den deutschen Orden veräußert; Friedrich kaufte sie um 100,000 Goldgulden zurück.

er im J. 1473 ein Hausgesetz[1]) erließ, durch welches zur Vermeidung der Theilungen bestimmt wurde, daß nie mehr als die drei ältesten Söhne und in den brandenburgischen Marken stets der Erstgeborne regieren solle, übergab er seinem ältesten Sohne Johann die Verwaltung der letzteren, während seine beiden jüngeren Söhne die Erbfolge in den fränkischen Besitzungen zugewiesen erhielten; und nachdem Albrecht nach einem vielbewegten Leben, während dessen er, wie die meisten der hohenzollernschen Kurfürsten, gegen den Kaiser unverbrüchliche Treue gezeigt hatte, im J. 1486 gestorben war, folgte ihm Johann, welcher wegen seiner Beredtsamkeit den Zunamen Cicero erhalten hat, im Kurfürstenthum Brandenburg nach (bis 1499). Derselbe war ein wohlwollender, friedliebender Fürst, und auch sein Sohn und Nachfolger Joachim I. (1499—1535) suchte seinen Ruhm nicht im Getümmel der Schlachten und Turniere, sondern in ruhigen und fest geregelten Zuständen (Städteordnung 1515; Errichtung des Kammergerichts zu Berlin 1516); und wie er, um diese zu wahren, den räuberischen Adelsgeschlechtern, den Köckeritz und Lüderitz, den Kracht und Itzenplitz, mit blutiger Strenge entgegentrat, so war er andererseits ein entschiedener Feind der reformatorischen Bewegung, die ihm wegen ihrer Auswüchse in den Wiedertäufer- und Bauernunruhen durchweg verwerflich erschien. Gleichwohl gewann aber die neue Lehre in der Stille sehr viele Anhänger im Kurfürstenthum, und bereits Joachim II. (1535—1571) bekannte sich im Jahre 1539 offen zu ihr, indem er in der Nikolaikirche zu Berlin das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahm. Aber nur noch seine beiden nächsten Nachfolger, Johann Georg (1571—1598) und Joachim Friedrich (1598—1608) hielten ebenfalls treu zur lutherischen Kirche; Johann Sigismund (1608—1619) dagegen nahm, um während des Jülich-Kleveschen Erbfolgestreits (S. 76) den Beistand der Holländer zu gewinnen, das reformirte Bekenntniß an.

Die Regierung dieses Kurfürsten ist von besonderer Wichtigkeit. Denn einerseits lockerte sich unter ihm die enge Verbindung, in der sich bis dahin die Hohenzollern zu dem habsburgischen Hause gehalten hatten, andererseits gewann der brandenburgische Staat einen so bedeutenden Zuwachs an Land, daß erst von nun an seinen aufstrebenden Fürsten die Verfolgung selbständiger politischer Bahnen möglich gemacht war. Außer im Herzogthum Jülich-Kleve-Berg starb nämlich, während Johann Sigismund regierte, auch im Herzogthum Preußen mit dem blödsinnigen Albrecht Friedrich, dem Sohne des ersten Herzogs Albrecht von Brandenburg-Ansbach (Siehe S. 23), die herzogliche Linie aus; und auf Grund erworbener Ansprüche[2]) auf die Nachfolge in beiden Ländern setzte nun Johann Sigismund — nach vorausgegangenem Erbstreit — im Vertrage zu Xanten 1614 (durch den Vertrag zu Düsseldorf 1647 und dann zu Kleve 1666 dauernd bestätigt) die

[1]) Dasselbe wurde später unter Joachim Friedrich (1598—1608) durch den Geraischen Hausvertrag aufs Neue bestätigt.

[2]) Bereits Joachim II. hatte im Hinblick auf das demnächstige Aussterben des Albrechtschen Stammes im J. 1669 vom polnischen Könige die Mitbelehnung über Preußen erworben. Um die Ansprüche zu befestigen, hatte dann Joachim Friedrich seinen Sohn Johann Sigismund mit Anna, der ältesten Tochter des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich, später auch sich selbst mit der zweiten Tochter desselben vermählt, und da die Mutter beider, die Herzogin Marie Eleonore, die älteste Tochter des Herzogs Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg war, so waren durch diese Verheirathungen auch Ansprüche auf die letztgenannten Gebiete erworben worden.

Erwerbung von Kleve, Mark und Ravensberg durch, während er auf der andern Seite das unter polnischer Lehnshoheit stehende Preußen im J. 1617 auf immer mit den brandenburgischen Landen vereinigte. Durch diese Erwerbungen stieg sein Länderbesitz auf 1440 Q.-M.

Die natürliche, aber große Aufgabe seiner Nachfolger war es nun, diese drei nicht blos durch ihre Lage, sondern auch durch ihre Verfassungen getrennten Gebiete in Einem Geist zu regieren und durch die Erwerbung weiterer Besitzungen eine auch materielle Verbindung zwischen denselben und so ein wohlarrondirtes, über den ganzen Norden von Deutschland sich ausdehnendes Staatsganze zur Herstellung zu bringen.

Vorerst freilich kam es in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges darauf an, das Erworbene zu schützen. Nur mit viel Mühe und Noth gelang dies Johann Sigismunds Nachfolger, dem charakterschwachen und ängstlich und unentschieden zwischen den Parteien hin und her schwankenden Georg Wilhelm (1619—1640), der sich dazu noch von seinem katholischen Rath Adam von Schwarzenberg leiten ließ. So kam es, daß die Marken abwechselnd von den Mansfeldischen Schaaren, von den Kaiserlichen, zuletzt von den Schweden, jedes Mal unter den schrecklichsten Verwüstungen, heimgesucht wurden. Als die Noth am größten wurde, flüchtete Georg Wilhelm aus dem Kurlande nach Preußen, wo er am 1. Dezember 1640 verschied.

Mit seinem Sohne und Nachfolger, Friedrich Wilhelm (1640—1688) bestieg dann aber ein Fürst den hohenzollernschen Thron, der nicht blos die den brandenburgischen Landen vom dreißigjährigen Krieg geschlagenen tiefen Wunden zu heilen, sondern auch die verschiedenen Theile seines Gebietes zu Einem Staatswesen zu verschmelzen verstand und durch Thatkraft, Staatsklugheit und Feldherrntalent eine über die Grenzen seiner Herrschaft und des deutschen Reiches hinaus in die europäischen Verhältnisse eingreifende Bedeutung gewann. Mit Recht wird er darum der Gründer der Preußischen Monarchie und der große Kurfürst genannt.

Obwohl Friedrich Wilhelm unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges aufwuchs, genoß er doch unter der Leitung seiner Mutter und Großmutter eine sehr sorgfältige Erziehung. Als er 14 Jahre alt war, schickte ihn sein Vater zu weiterer Ausbildung nach Holland. Nachdem er in Leyden eine Zeitlang geschichtlichen und sprachlichen Studien obgelegen, ging er nach Arnheim und von da in den Haag. Wohl suchte hier das üppige Leben am holländischen Hofe auch ihn in seine Netze zu ziehen, aber mit mannhafter Selbstüberwindung widerstand er den lockenden Verführungen, die an ihn herantraten; er wandte seinen Geist nur den großen und lehrreichen Eindrücken zu, welche der kleine, aber durch seine Gesetze und Einrichtungen, vor allen durch seinen Seeverkehr mächtige holländische Staat damals bot. Im Umgang mit seinem Großoheim, dem damaligen Statthalter, Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, lernte er die großen Aufgaben kennen, die einen künftigen Herrscher erwarten, und voll tiefer und unauslöschlicher Eindrücke, erfüllt von dem lebendigen Streben, dereinst Großes zu leisten, kehrte er nach vierjährigem Aufenthalte in Holland zuerst nach Kleve, dann nach Berlin zurück, von wo er seinem Vater später nach Königsberg folgte.

Fast einundzwanzigjährig trat Friedrich Wilhelm seine Regierung an. Noch fuhr der verheerende Krieg durch die deutschen Länder, und auch sein Brandenburg litt noch unter furchtbaren Verwüstungen der Schweden,

während in den Festungen Besatzungen lagen, welche seit Georg Wilhelms Beitritt zum Prager Separatfrieden (S. 108) dem Kaiser vereidigt waren. Schnell erkannte Friedrich Wilhelm, daß hier ernstliche Hülfe noththat; vor Allem aber kränkte die Abhängigkeit vom Kaiser sein Bewußtsein als Landesherr, und um selbständiger handeln zu können, richtete sich sein Auge zunächst auf die Gründung eines stehenden Heeres, wie solche bereits in den größeren Staaten Europas damals vorhanden waren. Nachdem er die Regimenter in den Festungen aufgelöst hatte, weil die Kommandanten derselben ihm als Landesherrn nicht schwören wollten, rief er unter dem treuen Beistande des Obersten Konrad von Burgsdorf ein anfangs zwar nur ganz kleines, aber unter unablässiger Fürsorge mehr und mehr wachsendes Heer ins Leben, dem auch bald tüchtige Generäle nicht fehlten, unter denen der vom Schneidergesellen zum Feldmarschall aufgerückte Georg von Derfflinger den berühmtesten Namen erworben hat. Um ferner vor den Schweden sicher zu sein, schloß er im J. 1641 einen Waffenstillstand mit ihnen, und erreichte so, unbekümmert um das Grollen des Kaisers über sein selbständiges Vorgehen, daß sein Brandenburg von den letzten Stürmen des großen Krieges verschont blieb.

Zwar erhielt er dann im westfälischen Frieden nicht was er wünschte; von Pommern, das ihm nach dem Grimnitzer Vertrage (S. 93) ganz hätte zufallen sollen, bekam er nur den schlechteren, östlichen Theil. Aber zur Entschädigung für Vorpommern erhielt er doch wenigstens die Stifter Magdeburg, Halberstadt und Minden, fruchtbare und stark bevölkerte Gebiete, denen freilich das Eine abging, was den Besitz von ganz Pommern für die von Friedrich Wilhelm angestrebte Gründung einer brandenburgischen Seemacht so wichtig machte, — die Ostseeküste[1].

Trotzdem es die Schweden waren, welche ihn um den schönsten Theil Pommerns gebracht hatten, nahm der Kurfürst sieben Jahre nach dem westfälischen Frieden doch keinen Anstand, auf ihrer Seite gegen Polen zu fechten. Es eröffnete sich ihm nämlich bei dieser Verbindung die Aussicht auf Befreiung von der polnischen Lehnshoheit im Herzogthum Preußen, die nicht blos seinem Streben, als selbständiger Herrscher in allen seinen Ländern zu regieren, sondern auch der Durchführung des Gedankens, ein einheitliches Staatsganze, wie er es wollte, ins Leben zu rufen, im Wege stand. Nachdem Karl X. Gustav, König von Schweden (Nachfolger von Gustav Adolfs Tochter Christine, 1654—1660) seinen Gegner, den Polenkönig Johann Kasimir (ebenfalls aus dem Hause Wasa), der ihm die Anerkennung verweigerte, in raschem Siegeslaufe, auf welchem er auch der Länder des Kurfürsten nicht schonte, in die Enge getrieben und alle Theile des polnischen Reichs mit seinen Truppen besetzt hatte, wandte sich ebenso rasch

---

[1]) Trotzdem Friedrich Wilhelm auch später nicht in den dauernden Besitz von Vorpommern gelangte, brachte er doch mit Hülfe holländischer Baumeister in den siebziger Jahren des Jahrh. eine Flotte zu Stande, zu deren weiterer Förderung ihm namentlich auch der pfandweise Besitz der ostfriesischen Städte Emden und Gretsyl, welche den Dollart beherrschen, von großer Wichtigkeit war. Er machte den Schweden und Spaniern mit seinen Schiffen zu schaffen und wagte es sogar, die spanische Silberflotte anzugreifen, was freilich mißlang. Kolonien legte er an der Goldküste in Afrika (Fort Groß-Friedrichsburg), auf einer Insel am Senegal und auf der Insel St. Thomas in Westindien an. Doch hatte er mit diesen Unternehmungen, mit welchen er der Holländer Eifersucht rege machte, kein Glück, und seine Nachfolger gaben das Begonnene sehr bald wieder auf.

das Glück gegen ihn, indem Johann Kasimir mit Hülfe des Kaisers sich wieder in den Besitz seines Landes setzte und die Schweden hinaustrieb. In dieser Lage forderte nun Karl X. den Kurfürsten von Brandenburg zu seinem Beistande auf und bot ihm dafür die polnischen Palatinate Kalisch und Posen. Friedrich Wilhelm griff zu und schlug zusammen mit den Schweden die dreitägige Schlacht bei Warschau (18.—20. Juli 1656), in welcher Johann Kasimir völlig besiegt wurde. Um aber auch ferner der Hülfe des Kurfürsten sicher zu sein, versprach der schwedische König im Vertrage von Labiau (1656) den souveränen Besitz des Herzogthums Preußen an ihn. Indessen auch der polnische König begann nun um Friedrich Wilhelms Beistand zu werben; er bot dasselbe, wie Schweden, und da der Kurfürst wegen Pommerns doch immer geheimen Groll gegen dieses im Herzen trug, auch die Stände in Preußen lieber das Bündniß mit Polen sahen, so kam es im J. 1657 zum Vertrage von Wehlau, in Folge dessen nun die brandenburgischen Truppen mit gegen Schweden ins Feld zogen. Da auch Holland und Dänemark am Krieg sich betheiligten, so wurde Karl X. nach tapferstem Widerstand und nach bedeutenden Erfolgen seinerseits gegen die Dänen im J. 1659 bei Nyborg auf Fünen besiegt; und als er im Februar 1660 gestorben war, neigte Schweden zum Frieden, der zu Oliva bei Danzig am 3. Mai desselben Jahres zu Stande kam und den Vertrag von Wehlau bestätigte.

Mit der Souveränetät, die der Kurfürst so in Preußen erworben hatte, waren jedoch die Stände dieses Landes durchaus nicht zufrieden. Sie waren das um so weniger, da Friedrich Wilhelm ein durchaus selbständiges Regiment für sich in Anspruch nahm und ihnen alle Theilnahme an der Regierung verweigerte. In seinen übrigen Ländern, in Brandenburg und Kleve, war der ständische Einfluß mit leichter Mühe beseitigt. Friedrich Wilhelm hatte nämlich zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes statt der früheren Steuern[1]) eine Verbrauchssteuer, Accise, zur Einführung und damit das alte Bewilligungsrecht der Stände in Wegfall gebracht, und diese hatten, das Vortheilhaftere der neuen Einrichtung in Bälde erkennend, gerne verzichtet. Die preußischen Stände dagegen hielten an ihren alten Gerechtsamen trotzig und hartnäckig fest; sie verweigerten dem Kurfürsten den Huldigungseid und traten sogar in gefährliche Verbindungen mit Polen. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Königsberger Schöppenmeister Rhode und der Oberst von Kalkstein. Als es keinen andern Ausweg mehr gab, ließ Friedrich Wilhelm beide Rädelsführer gefangen nehmen und zwang so mit Gewalt die Stände zur Huldigung (1663). Aber ehe sie sich gänzlich ergaben, bedurfte es noch härteren Vorgehens. Kalkstein, der später begnadigt wurde (Rhode starb im Gefängniß), brachte gleichwohl neue Unruhen zu Stande; er ging sogar nach Warschau, um als angeblicher Vertreter der preußischen Stände für die Wiederherstellung der polnischen Lehnshoheit Propaganda zu machen. Da griff Friedrich Wilhelm endlich zum Aeußersten: er ließ ihn in Warschau aufheben, nach Memel schaffen und hier zum warnenden Beispiel enthaupten (1671), und nun erst erreichte er, daß alle unzufriedenen Elemente in Preußen dauernd seinem Willen sich beugten.

Souveräner Fürst durch den westfälischen Frieden und den Frieden von

[1]) Die Bewilligung derselben war das vornehmste Recht der Stände gewesen. (Siehe I. S. 245).

Oliva und fast im alleinigen Besitze der Regierung in den verschiedenen Theilen seines Gebiets, war nun aber Friedrich Wilhelm keineswegs auf die Verfolgung selbstsüchtiger Pläne bedacht. Nach innen war er unablässig bemüht, den Wohlstand und die Hülfsquellen seines Landes zu heben. Er zog zur Förderung der Bodenkultur fleißige Kolonisten aus Holland und der Schweiz herbei, nahm um ihres Gewerbfleißes willen später nach Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Ludwig XIV. (1685) zahlreiche wegen ihres Glaubens aus Frankreich vertriebene Flüchtlinge auf; belebte Handel und Verkehr durch Anlagen von Straßen und Kanälen (Friedrich-Wilhelms- oder Müllrose-Kanal zwischen Oder und Spree), verbesserte und vermehrte Universitäten und Schulen, legte den Grund zu der königl. Bibliothek zu Berlin und vergrößerte seine Hauptstadt durch mehrere Stadttheile. — Nach außen hin suchte er nicht nur als deutscher Reichsfürst, sondern auch als Glied der großen europäischen Staatenkette die Macht seines kleinen Landes geltend zu machen. Aber er that das nicht zum Schaden des Reiches und so, daß er durch sein Verhalten dem Wohle des Ganzen Wunden geschlagen hätte; vielmehr war sein Streben in der Hauptsache darauf gerichtet, dem Emporkommen eines einzigen großen Reichs in Europa, der französischen Uebermacht, einen Damm entgegenzuwerfen und die Freiheit der Deutschen wie der europäischen Völker möglichst zu schützen. Doch wurde er durch Oestreich wiederholt in der Ausführung seiner Pläne gehemmt.

Wir haben früher (S. 123) gesehen, wie Friedrich Wilhelm, zuerst von allen Fürsten, den Holländern im J. 1672 gegen den schnöden Angriff Ludwig XIV. zu Hülfe zog, wie er, durch die zweideutige Haltung Oesterreichs veranlaßt, zum Schutze seines Kleveschen Landes den Frieden zu Vossem (1673) schloß. Als dann aber im nächsten Jahre 1674 das deutsche Reich den Krieg an Frankreich erklärte, da trat auch der Kurfürst wieder unter die Waffen und zog an den Rhein. Um den gefürchteten Feind loszuwerden, veranlaßte Ludwig XIV. die Schweden zu einem verheerenden Einfall ins Brandenburgische; aber blitzschnell eilte der Kurfürst daher und traf und schlug die ob ihres alten Kriegsruhms übermüthigen Feinde bei Fehrbellin (1675) und jagte sie nicht blos aus den Marken hinaus, sondern griff sie, vom Reich und von dänischer Hülfe unterstützt, auch in ihrem pommerschen Lande an, eroberte Stettin, Greifswald und Stralsund, und brachte ganz Vorpommern in seinen Besitz (1677). Im J. 1678 fielen dann die Schweden mitten im Winter von Livland aus in Preußen ein. Auch jetzt war Friedrich Wilhelm schnell bei der Hand. Nach Ueberwindung vieler Strapazen ereilte er die bereits bei der Nachricht von seinem Herannahen zurückweichenden Feinde in der Nähe von Tilsit und schlug sie von Neuem aufs Haupt. Aber die Freude über diese Siege wurde dem Kurfürsten bitter vergällt! Schon hatten seine bisherigen Verbündeten, darunter der Kaiser, ohne ihn mit Ludwig XIV. den Nimwegener Frieden (1678) geschlossen: verlassen und allein stand er der überlegenen Macht der Franzosen gegenüber; seine Gebiete am Rhein und in Westfalen waren von ihnen besetzt; Es blieb ihm nichts übrig, als auf die Bedingungen einzugehen, die Frankreich ihm bot. Im Frieden zu St. Germain en Laye (1679) mußte Friedrich Wilhelm, Dank der Mißgunst Oestreichs, welches nicht wollte, daß sich „ein neues Vandalenreich an der Ostsee" aufthue, und ihn treulos verlassen hatte, ganz Vorpommern an die Schweden zurückgeben.

Es war nicht die einzige Unbill, welche der Kurfürst in diesen Jahren von Seiten des Kaisers erfuhr. Im J. 1675 starb das bisherige Herzogshaus von Liegnitz, Brieg und Wohlau aus und laut einer Erbverbrüderung vom J. 1537, welche trotz Protestation Kaisers Ferdinand I. als Königs von Böhmen der Herzog Friedrich von Liegnitz in seinem Testamente bestätigt hatte, sollten jene Länder dereinst an Brandenburg fallen. Dessen ungeachtet zog aber Kaiser Leopold I. dieselben nach dem Ableben des letzten Herzogs ohne Weiteres als böhmische Lehen ein, und erst später gelang es dem Kurfürsten als Entschädigung für seine Ansprüche den Schwiebuser Kreis zu bekommen. Es war ganz natürlich, daß Friedrich Wilhelm unter dem Eindruck dieser wiederholten Schädigungen, die er so von Seiten Oestreichs erfuhr, in bitterer Verstimmung die Aeußerung laut werden ließ, er hoffe, es werde dereinst aus seinen Gebeinen der Rächer für all diese Unbill erstehen. Ja, wir dürfen ihn nicht tadeln, daß er nach dem Frieden von St. Germain sogar mit unserem Erbfeinde, mit Frankreich, in Verbindungen trat, die aber bei der ächt deutschen Gesinnung des Kurfürsten von keinem Bestand waren. —

Ein großes und thatenreiches Leben lag hinter ihm, als Friedrich Wilhelm seinem Ende sich nahte. Wenn er auch manche seiner Pläne durchkreuzt sah, er konnte getrost auf die Zukunft des Staates hinausblicken, welchen er seinen Nachfolgern hinterließ. Denn in allen Theilen desselben herrschte Wohlstand und Thätigkeit und das freudige Gefühl im Volke, von einem Herrscherhause regiert zu sein, welches nach innen um das weitere Gedeihen, nach außen um eine Achtung gebietende Stellung redlich bemüht war. —

Nachdem ihm seine erste Gemahlin Luise Henriette von Oranien bereits im J. 1667 durch den Tod entrissen war, starb Friedrich Wilhelm voll ächt religiöser Gesinnung und ungeheuchelter Frömmigkeit in der Zuversicht auf seinen Erlöser am 29. April 1688. Sein Nachfolger war sein Sohn Friedrich III. (1688—1713), der damit an die Spitze eines zwar noch nicht zusammenhängenden, aber doch schon den bedeutenden Raum von mehr als 2000 Q.-M. umfassenden Staatswesens trat, dessen Wehrkraft in einem kriegserfahrenen Heere von 28000 Mann bestand.

Obwohl kein Mann von so energischer Willenskraft und so bedeutenden staatsmännischen und kriegerischen Eigenschaften, wie sein Vater, hat Friedrich III. doch eine für die Weiterentwickelung des brandenburgisch-preußischen Staats sehr wichtige Regierung geführt. Zwar war sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. seinen Thron mit äußerem Prunk und Glanz zu umgeben, und im Wetteifer, es allen anderen Fürsten hierin zuvorzuthun, hat er, namentlich seit dem J. 1697, wo der leichtfertige Graf Kolb von Wartenberg an Stelle des mit Undank belohnten Eberhard von Dankelmann die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, die Steuerkraft des Landes überaus angestrengt, aber über das in rauschenden und große Geldsummen verschlingenden Vergnügungen und Festen sich gefallende Leben an Friedrichs Hofe wurden wenigstens die ernsten und sittlichen Aufgaben, Förderung von Bildung und Kunst, nicht vergessen und das Interesse des Staats nicht aus dem Auge verloren. Nach außen nahm er dasselbe in tüchtiger Weise wahr. Auch unter ihm betheiligten sich, wie unter seinem Vater, brandenburgische Truppen an den wichtigsten Kämpfen der Zeit. Von Anfang seiner Regierung an in der Politik ein

Feind Ludwigs XIV., war Friedrich dem entschiedensten Gegner Frankreichs, dem großen Oranier Wilhelm III., seinem Vetter, zur Erlangung des englischen Throns behülflich. Als der französische König im J. 1688 seinen dritten Raubkrieg begonnen hatte, da eilte der Kurfürst selbst mit 20,000 Mann an den Rhein und suchte den Verheerungen der Franzosen einen Damm entgegenzuwerfen. Ebenso kämpften seine Truppen im spanischen Erbfolgekriege auf Seiten des Kaisers und halfen unter ihrem berühmten Anführer, dem Fürsten Leopold von Dessau, die Siege bei Höchstädt, Turin und Malplaquet gewinnen.

Für einen Fürsten, dem es wie Friedrich um Erhöhung des äußeren Glanzes zu thun war, mußte es einen besondern Reiz haben, das Ansehen und die Bedeutung seines Staates durch die Annahme des Königstitels zu heben. Bereits in Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, war der Gedanke angeregt worden, dieses zu thun. Friedrich III. nun verfolgte die Durchführung desselben mit um so größerer Lebendigkeit, als gerade in seiner Zeit einer Anzahl deutscher Fürsten eine Erhöhung ihrer äußeren Stellung zu Theil wurde. Schon das Beispiel Wilhelms von Oranien spornte den brandenburgischen Kurfürsten, noch mehr aber die Erhebung Friedrich August II. von Sachsen zum polnischen König (1697). Auch für Hannover (Braunschweig-Lüneburg), das im J. 1692 Kurfürstenthum[1]) geworden war, stand über kurz oder lang die Erwerbung eines königlichen, des englischen Throns, bevor. Um nicht zurückzustehen, gedachte nun auch Friedrich bei günstiger Gelegenheit, sein Kurfürstenthum Brandenburg zum Königreich Preußen zu erheben. Eine solche Gelegenheit ergab sich, als mit dem Ableben Karls II. von Spanien (1699) der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges in Aussicht war. Frankreich und der Kaiser warben um Bundesgenossen; und Friedrich III. erklärte sich bereit, dem letzteren 10,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, falls derselbe zu der Annahme der Königswürde von Seiten des Kurfürsten seine Bewilligung gab. Unter den obwaltenden Umständen verstand sich der Kaiser dazu, und nun setzte Friedrich sich und seiner (zweiten) Gemahlin, Sophie Charlotte von Hannover, unter außerordentlichem Aufwand von Pracht am 18. Januar 1701 zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt. Er nannte sich jedoch nicht König von, sondern nur in Preußen[2]), weil Westpreußen noch unter polnischer Herrschaft stand.

Diese Erwerbung der Königswürde ist das wichtigste und für die Folgezeit bedeutsamste Ereigniß aus Friedrichs Regierung. Wenn es schon

---

[1]) Von den Söhnen Ernst des Bekenners, Herzogs von Braunschweig († 1546), ist Heinrich der Stifter der älteren braunschweig-wolfenbüttelschen, Wilhelm der der jüngeren braunschweig-lüneburgischen Linie. Die Länder der letzteren (Lüneburg, Kalenberg, Grubenhagen, Hoya, Diepholz, Lauenburg, wo 1689 die herzogliche Linie ausstarb) vereinigte Ernst August, der trotz des Widerspruchs von Braunschweig-Wolfenbüttel im J. 1692 durch Leopold I. mit der (neunten) Kur belehnt wurde. Ernst August war mit einer Tochter Friedrichs V. von der Pfalz und Elisabeths, der Tochter Jakobs I. von England, vermählt; nach dem Ableben der Königin Anna aus der protestantischen Linie des Hauses Stuart wurde deshalb der Sohn Ernst Augusts, Georg I. Ludwig, im J. 1714 König von England.

[2]) Dafür, daß er nicht Brandenburg, sondern das Herzogthum Preußen zum Königreich erhob, lag der Grund in der Zugehörigkeit des ersteren Landes zum Reich, während Preußen vom Kaiser unabhängig war.

seit Johann Sigismunds Zeiten die natürliche — aber bis dahin erst wenig erfüllte — Aufgabe der hohenzollernschen Fürsten war, ihre getrennt von einander liegenden Länder durch weitere Erwerbungen in materiellen Zusammenhang zu bringen, jetzt lag auch noch in der neuen Würde die Aufforderung, die Macht zu erweitern. Friedrich selbst freilich hat nach dieser Seite erst sehr wenig gethan. Nachdem er bereits im J. 1697 von dem überaus verschwenderischen Kurfürsten August II. von Sachsen Quedlinburg durch Kauf erworben, gewann er im J. 1707 aus der oranischen Erbschaft[1]) die Grafschaften Mörs und Lingen und die in der Schweiz gelegenen Fürstenthümer Neufchatel und Valengin, außerdem durch Kauf in demselben Jahre die Grafschaft Tecklenburg. Da er jedoch bereits im Anfang seiner Regierung (1694) den Schwiebuser Kreis (S. 152) an den Kaiser zurückgegeben hatte, so machten jene Erwerbungen im Ganzen nur einen Zuwachs von einigen dreißig Quadratmeilen aus. Mehr zu erwerben fehlte es ihm an Gelegenheit. Er arbeitete aber den Großthaten, die er von seinen Nachfolgern in der Königswürde erwarten durfte, wenigstens dadurch vor, daß er das Heer in tüchigem Zustand erhielt und auf 50,000 Mann erhöhte.

Friedrichs größte Sorge war jedoch, seine neue königliche Würde mit königlicher Pracht zu umgeben. In seiner Residenzstadt Berlin wurden unter Andreas Schlüter's Leitung eine Reihe von Prachtbauten aufgeführt. Das königliche Schloß, das Zeughaus erhoben sich; auf der langen Brücke wurde die Reiterstatue des großen Kurfürsten errichtet. Dazu entstand ein neuer prächtiger Stadttheil, die Friedrichsstadt, und die schöne Straße „unter den Linden“. Zu Ehren seiner Gemahlin ließ Friedrich in der Nähe von Berlin das Lustschloß Charlottenburg aufführen, und hier versammelte die geistvolle Königin viele der hervorragendsten Männer der damaligen Zeit um sich, indem sie um Beförderung von Kunst und Wissenschaft eifrig sich mühte. Unter ihrem Einfluß wurde nach dem Plane des großen Gelehrten Leibniz die Akademie der Wissenschaften in Berlin gestiftet (1711), eine Maler- und Bildhauer-Akademie trat ins Leben. Schon früher im J. 1694 war die Universität Halle[2]) gegründet worden.

Aber nicht blos in der Aufführung prachtvoller Bauten und in der Herrichtung wissenschaftlicher Institute äußerte sich das Streben Friedrichs nach königlicher Pracht; er umgab seinen Hof mit einem kostspieligen, zahlreichen Dienertroß, die glänzendsten Feste wurden gefeiert und die Finanzen des Staats zum Theil in eitler Prunksucht verschwendet. Kaum vermochte die Steuerkraft des überbürdeten Landes so viel Aufwand zu tragen; und da außerdem einzelne Theile desselben durch mancherlei Unglücksfälle und verheerende Seuchen heimgesucht wurden, so ging in den letzten Jahren von Friedrichs Regierung bei allem äußeren Glanz immer mehr der behäbige Wohlstand verloren, welcher früher geherrscht hatte. Es war darum ein

---

[1]) Friedrich Heinrich von Oranien (S. 148), der Vater von des großen Kurfürsten Gemahlin Luise Henriette, hatte die letztere zu seiner Erbin bestimmt für den Fall, daß sein Sohn Wilhelm II. kinderlos stürbe. Wilhelms II. Sohn war Wilhelm III., Statthalter der Niederlande und König von England. Als dieser 1702 kinderlos gestorben war, nahm König Friedrich in Preußen als Erbe seiner Mutter von dem genannten Theile der oranischen Länder Besitz.

[2]) An dieselbe wurde August Hermann Franke, der Stifter des berühmten Waisenhauses, berufen.

großes Glück für den preußischen Staat, daß in Friedrich Wilhelm I. nach dem Tode seines Vaters (1713) ein König den Thron bestieg, der, ein Feind alles Prunkes, zur größten Einfachheit und Sparsamkeit im Hofleben und in der Verwaltung zurückkehrte.

Eine durch und durch praktische Natur, streng gegen sich selbst und gegen Andere, räumte Friedrich Wilhelm gleich zu Anfang seiner Regierung mit allem überflüssigen Glanze auf und rief eine durchweg auf Sparsamkeit basirte Staatsordnung ins Leben. Er schuf sich einen Beamtenstand, der, knapp besoldet, in gewissenhaftester Pflichterfüllung seinen köstlichsten Lohn sah. Selbst unabläßig thätig, ging er demselben durch Selbstverleugnung und Entsagung in seinen Bedürfnissen mit bestem Beispiel voran und überwachte mit eigenem Auge alle Zweige der Staatsverwaltung, die in dem Generaldirektorium ihre oberste Leitung und in einer Geschäftsinstruktion die genauesten Vorschriften ihres Verfahrens erhielt. Einheit und Knappheit wurde so in alle Theile der Staatsmaschine gebracht. Auch um die Hebung des Gewerbfleißes und die Förderung des Ackerbaues war er eifrig bemüht. Durch hohe Besteuerung suchte er die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse zu beschränken, begünstigte Manufakturen, besonders in wollenen Tuchen, und zog andererseits zur Bebauung des Bodens zahlreiche Kolonisten aus fremden Ländern herbei, denen er durch Befreiung von Abgaben ihre Lage in den ersten Jahren erleichterte. Durch die Aufnahme der im J. 1732 um ihres evangelischen Glaubens willen vertriebenen Salzburger gelang es ihm, dem durch Seuchen zum Theil verödeten Ostpreußen eine überaus fleißige und tüchtige Bevölkerung zuzuführen. — Kein Freund der feineren und höheren Bildung, soweit sie nicht praktischen Nutzen zeigte, beförderte er doch den Volksunterricht ganz bedeutend und legte eine große Anzahl von Schulen an; Universitäten und Akademien dagegen waren ihm weniger werth, so daß er z. B. der Akademie der Wissenschaften zu Berlin nach Leibnizens Tode einen Mann zum Präsidenten gab, der in den bekannten ungezwungenen Abendunterhaltungen des Königs, im sog. Tabackskollegium, die Zielscheibe des Spottes und Witzes war. Außer in diesen Unterhaltungen suchte Friedrich Wilhelm seine Zerstreuungen in wilden Jagdvergnügungen, die er von Zeit zu Zeit anstellte. — Mehr jedoch als alles Andere lag dem König sein Heer am Herzen. Unabläßig wurde dasselbe gemehrt und geübt, und als er starb, waren 83,000 bestgeschulte, freilich nur zum kleineren Theile aus Landeskindern bestehende Truppen vorhanden[1]).

Zwar erst sein großer Sohn vollbrachte dann mit diesem vortrefflichen Werkzeug jene ruhmreichen Thaten, durch welche der preußische Staat nicht blos wirklich königliche Macht, sondern auch seine Stellung unter den Großmächten Europas gewann; doch fand auch schon Friedrich Wilhelm I. selbst einige Male Gelegenheit, die Tüchtigkeit seines Heeres im Kriege zu erproben.

Karl XII. von Schweden hatte zu Anfang des großen nordischen Kriegs (1700—1721) ganz Polen in seinen Besitz gebracht und im Frieden zu Altranstädt (1706) König August II. zum Verzicht auf dasselbe gezwungen. Nachdem er dann aber in der Schlacht bei Pultawa (1709) durch Peter den Großen geschlagen und zu den Türken, wo er fünf Jahre

---

[1]) Bekannt ist die wunderliche Vorliebe des Königs für große Leute („lange Kerls"), welche er für sein Leibregiment aus aller Welt, oft mit List und Gewalt, zusammenzubringen verstand.

sich aufhielt, geflohen war, suchten seine verbündeten Gegner, Dänemark, Rußland und der nach Polen zurückgekehrte Kurfürst von Sachsen, sich eines seiner Länder nach dem andern zu bemächtigen. Um Vorpommern gegen diese Gefahren zu schützen, forderte die schwedische Regentschaft (während Abwesenheit Karls) im Jahre 1713 den preußischen König auf, als neutrale Macht dasselbe zu besetzen. In Folge dessen rückte Friedrich Wilhelm ins Land und brachte auch die Stadt Stettin, welche inzwischen von den Sachsen und Russen erobert war, gegen Zahlung von 400,000 Thaler Kriegskosten an beide Mächte in seinen Besitz. Als jedoch Karl XII. nach seiner plötzlichen Rückkehr aus der Türkei (1714) von Friedrich Wilhelm die sofortige Herausgabe Stettins ohne jede Entschädigung forderte, trat dieser (außer ihm England) den Feinden des schwedischen Königs bei und belagerte denselben, zusammen mit Sachsen und Dänen, in Stralsund, das am Ende des Jahres 1715 erobert wurde. Nach der weiteren Einnahme von Rügen und Wismar, während dänische Truppen die Herzogthümer Bremen und Verden besetzt hielten, sah sich Karl XII. ganz auf sein Stammland beschränkt und führte dann gegen Dänemark seinen Krieg in Norwegen weiter, wo er im Jahre 1718 vor der Festung Friedrichshall fiel. Im Frieden zu Stockholm, welcher zwei Jahre nach seinem Tode geschlossen wurde (1720), erhielt Hannover (durch Georg I. von England S. 153) den Besitz von Bremen und Verden, den es bereits durch eine an Dänemark gezahlte Kaufsumme erworben hatte, dauernd bestätigt, Preußen aber erwarb außer der Stadt Stettin und dem Lande zwischen Oder und Peene (Peenedistrikt) die Inseln Usedom und Wollin, so daß nur noch der kleinste westliche Theil von Vorpommern mit Stralsund und Greifswald und die Insel Rügen den Schweden blieb (bis 1815).

Sehr groß war die Freude, welche Friedrich Wilhelm über seine Erwerbung empfand. Hatte er so doch nahezu erreicht, wonach seine Vorfahren lange gestrebt und was dem großen Kurfürsten durch die Mißgunst Oestreichs nur zum geringsten Theile gelungen war! Aber nicht blos Preußen, auch Deutschland hatte durch den Ausgang des nordischen Krieges gewonnen; die seit dem westfälischen Frieden auch im Reiche mächtige schwedische Macht war auf einen Rest von Besitzungen beschränkt und büßte überhaupt ihre europäische Bedeutung ein, indem es an Rußland seine gesammten Ostseeprovinzem (mit Ausnahme von Finnland) im Frieden zu Nystad 1721 abtreten mußte. —

Bereits sieben Jahre vor dem Stockholmer Frieden hatte Friedrich Wilhelm I. eine andere Erwerbung gemacht. Er trat nämlich dem Utrechter Frieden am Ende des spanischen Erbfolgekrieges, durch welchen das Uebergewicht Frankreichs gebrochen ward, bei und erhielt außer der Bestätigung seiner Königswürde einen großen Theil des Herzogthums Geldern, welches zur oranischen Erbschaft gehörte.

Auf eine dritte Erwerbung, die ihm in Aussicht gestellt war, hoffte jedoch Friedrich Wilhelm vergebens. In seiner äußeren Politik allezeit ein Anhänger des Kaisers, leistete er wiederholt demselben sehr wesentliche Dienste, wurde aber nur mit dem schnödesten Undank belohnt. Da nämlich das Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg im Herzogthum Berg mit der Grafschaft Ravenstein (S. 76) bevorstand und Friedrich Wilhelm Ansprüche auf die Nachfolge erhob, versprach ihm Kaiser Karl VI. in mehreren Verträgen (zu Wusterhausen 1726; zu Berlin 1728) seinen Beistand, falls er seinerseits

zur Anerkennung der pragmatischen Sanktion (S. 145) durch die europäischen Mächte ihm behülflich sein wolle. Trotzdem nun Friedrich Wilhelm getreu seinen Verpflichtungen nachkam, außerdem im polnischen Erbfolgekriege (S. 145) mit 10,000 Mann dem Kaiser zu Hülfe zog, begünstigte dieser nicht, wie er versprochen, den Anfall des Herzogthums Berg an Preußen, sondern an die Linie Pfalz-Sulzbach, welche im Jahre 1742 es wirklich erwarb. Empört über die undankbare Zurücksetzung, die er vom Kaiser erfuhr, hoffte auch Friedrich Wilhelm, wie einst der große Kurfürst, auf einen Rächer, der aus seinem Geschlecht sich erheben werde, — und bald sich erhob. —

Trotzdem die Nachfolge in den pfalz-neuburgischen Ländern ihm fehlschlug, hatte Friedrich Wilhelm den Umfang seines Staates auf 2300 Q.-M. mit mehr als $2^1/_2$ Mill. Einwohner gebracht. Durch seine Sparsamkeit war der Staatsschatz auf 9 Mill. Thaler gewachsen, durch seine unablässige Thätigkeit im Verwaltungs- und Heerwesen hatte er die Bahnen wesentlich vorbereitet, auf denen sich Preußen zur Großmacht entwickeln konnte.

Zu den Mitteln, die er so vorfand, brachte Friedrich Wilhelms Sohn und Nachfolger, Friedrich II., den gewaltigen Unternehmungsgeist und den Drang, Großes zu leisten, hinzu.

B. Die Zeit Friedrichs des Großen.

1740—1786.

1. Der erste und zweite schlesische Krieg (1740—1742. 1744—1745); der östreichische Erbfolgekrieg 1741—1748.

Nachdem Kaiser Karl VI. am 20. Oktober 1740 gestorben war, ergriff seine Tochter Maria Theresia auf Grund der pragmatischen Sanktion in allen seinen Ländern die Regierung. Sie zählte beim Antritt derselben 23 Jahre und 6 Monate. Aber es lebte in ihr ein hoher, fast männlich zu nennender Geist. Von Anfang an beschloß sie, selbst zu regieren, und auch ihr Gemahl, Franz Stephan von Toskana, den sie zärtlich liebte, hatte keinen Einfluß auf ihre Regierungshandlungen, obgleich der Anfang ihrer Herrschaft voll der ernstesten Schwierigkeiten war.

Sogleich nach des Kaisers Tode trat nämlich der Gesandte des Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern in Wien mit einer Erklärung seines Herrn hervor: „Er könne die junge Königin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das Haus Baiern gerechte Ansprüche an die östreichischen Erbländer habe.“ Diese Ansprüche gründete der Kurfürst auf seine Abstammung von der zweiten Tochter Kaisers Ferdinand I., deren Nachkommen, nach dem Aussterben des östreichischen Mannesstammes, jetzt eintreten müßten. Allem Rechte nach konnte dies nur geschehen, wenn der letzte Kaiser auch keine Tochter hinterlassen hätte; da eine solche da war, mußte sie allen weiblichen Seitenverwandten vorgehen. Nun wollten zwar die bairischen Rechtsgelehrten noch aus manchen anderen Gründen die Ansprüche ihres Herrn rechtfertigen; was aber den Kurfürsten am meisten trieb,

war das heimliche Zureden Frankreichs, welches ihm seinen Beistand zur Zerstückelung des östreichischen Erbes versprach.

Ehe es jedoch auf dieser Seite bis zur Entscheidung durch die Waffen kam, trat in dem jungen König von Preußen, Friedrich II., der seit dem 31. Mai 1740 seinem Vater gefolgt war, ein gar gefährlicherer Feind gegen Maria Theresia auf. Friedrich rückte plötzlich, noch im J. 1740, mit einem Heere in Schlesien ein und besetzte das Land. In der Erklärung, die er zugleich erließ, setzte er seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau auseinander; sie schrieben sich wegen des ersteren Landes aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, da der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf durch Kaiser Ferdinand II. wegen seiner Verbindung mit Friedrich V. von der Pfalz in die Acht erklärt und sein Fürstenthum ihm genommen war (S. 84). Der König von Preußen behauptete, wenn die Achtserklärung gegen jenen Fürsten auch gerecht gewesen sei, so hätte das Land dennoch als ein Stammlehen den Seitenverwandten nicht entrissen werden dürfen, die an dem Verbrechen keinen Theil gehabt. Die Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau aber nahm Friedrich II. aus jenem Erbvertrage des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit Joachim II. von Brandenburg aus dem J. 1537 (S. 152). — Was in des jungen Königs Seele arbeitete und trieb, was ihm im ersten Jahre seiner Regierung die Waffen in die Hand gab und ihn begierig die Gelegenheit ergreifen ließ, alte Rechte zu erneuern, dieses Treibende offenbart er uns selbst in wenigen Worten. Nachdem er in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg die Erhebung Preußens zum Königreiche durch Friedrich I. erzählt hat, äußert er sich also: „Es war eine Lockspeise, welche König Friedrich I. allen seinen Nachfolgern hinwarf und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden." Diese Worte sind der Schlüssel zu Friedrichs II. Leben. Was in Karl dem Großen gewirkt und ihn zum Eroberer gemacht hat, was Gustav Adolf in den Schlachtentod getrieben, dasselbe lebte in Friedrich. Der Lebenstrieb, der seit dem großen Kurfürsten im preußischen Staate war, eine durchaus selbständige Macht zu werden und in der Reihe der Großmächte Europas zu stehen, wurde in Friedrich dem Großen gleichsam in einem Brennpunkte vereinigt. Das sah er als seine unausweichbare Bestimmung an, sein Volk in den Rang zu heben, den seines Geistes Kraft ihm als erreichbar vorhielt, den königlichen Namen in königliche Macht zu verwandeln.

Als sein Vater Friedrich Wilhelm I. starb, war Friedrich 28 Jahre alt; sein Geist war durch rastlose innere Thätigkeit, durch ernste Beschäftigung mit den Wissenschaften, durch den Umgang mit geistreichen Männern, zu aller Schärfe der Denkkraft ausgebildet; das Studium der Geschichte hatte seinen Blick über die engen Schranken der Gegenwart weit hinausgeführt; sie hatten ihm ein hohes Bild von der Würde eines Königs gegeben und sein erstes Auftreten zeigte, daß er ihm nachstrebe. Es wurde sogleich offenbar, daß er selbst zu herrschen entschlossen sei; seine Thätigkeit in Leitung der Geschäfte, seine Aufmerksamkeit auf Kleines und Großes, seine Entsagung des Schlafes und der Vergnügungen, seine strenge Eintheilung der Stunden, daß keine ihm ungenutzt verloren gehe; — dieses alles war ein Wunder für die, welche solche Aufopferung aller Lebenskraft für den Re-

gentenberuf bei anderen Herrschern nicht kannten. Recht eigenthümlich spricht sich der außerordentliche Eindruck in dem Berichte des dänischen Gesandten an des Königs Hofe aus. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben", heißt es darin, „darf man nur sagen, daß der König schlechterdings alles selbst thut und daß der erste Minister nichts zu thun hat, als die ihm direkt aus des Königs Kabinet zukommenden Befehle auszufertigen, ohne daß er über etwas befragt wird. Unglücklicher Weise ist nicht einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen; daher ein Gesandter sich hier weniger zurecht finden kann, als an jedem andern Hofe." — Freilich, die von den Franzosen in Europa aufgebrachte, das sittliche Verhältniß der Herrscher unter einander vergiftende Kunst, durch Lauern und Horchen und Bestechen, vom Staatsminister bis zum Kammerdiener, die Entschlüsse des fremden Hofes schneller zu entdecken, als sie bei ihm selbst reif geworden waren, diese konnte bei Friedrich II. nicht geübt werden; denn er erwog Alles still in seiner eigenen Brust und der Augenblick der That machte den Entschluß erst offenbar.

So ging es auch jetzt mit dem Angriffe auf Schlesien nach Karls VI. Tode. Man merkte wohl Rüstungen, aber vieler bedurfte es nicht, denn der ordnungsliebende, sparsame König Friedrich Wilhelm I. hatte dem Sohne ein treffliches Heer von 83,000 Mann und einen Schatz von neun Millionen Thaler hinterlassen; und überdies ging alles so still, so sprachlos vor sich, daß Niemand des jungen Königs wahre Absicht durchschauen konnte. Sonst pflegten doch einem Kriege Bündnisse mit anderen Mächten voranzugehen; allein Friedrich redete mit keinem Gesandten und knüpfte mit Niemanden eine Verbindung an. Er wußte, daß die beste Hülfe in uns selbst liegt. Dabei verließ er sich auf die rasche Beweglichkeit seines Heeres, wie seiner selbst; sie lag in seinem ganzen Leben. „Will der König verreisen", erzählt von ihm der fremde Gesandte, „so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat." —

Bereits am 17. Dezember 1740 rückte Friedrich II. in Schlesien ein. Zugleich mit dem Heere in Schlesien erschien des Königs Gesandter in Wien mit Anerbietungen zum Vergleiche; für die gütliche Abtretung der schlesischen Fürstenthümer bot Friedrich der Königin von Ungarn seinen Beistand zur Behauptung ihrer übrigen Länder und seine Stimme für ihren Gemahl, Franz Stephan von Toskana, bei der deutschen Kaiserwahl; allein seine Vorschläge wurden in Wien verworfen. — Die wenigen östreichischen Truppen, die in Schlesien standen, wurden noch in diesem Herbste vertrieben; nur die Festungen leisteten Widerstand und wurden eingeschlossen; das nächste Frühjahr sollte nun entscheiden, ob das leicht eroberte Land auch gegen ein östreichisches Heer behauptet werden könnte. Der Feldmarschall von Neipperg, ein Feldherr aus Eugens Schule, führte dasselbe zur Wiedergewinnung Schlesiens herbei, und die jungen preußischen Krieger, welche nur die Uebungen, aber nicht den Ernst des Krieges kannten, standen nun solchen gegenüber, die damals ohne Bedenken zu den besten Kriegern in Europa gehörten. Aber die ersten Waffenproben des preußischen Heeres fielen zu seinem Ruhme aus. In der Nacht des 9. März stürmte der Erbprinz von Dessau die Festung Glogau und gewann sie; und am

10. April stieß der König mit dem Hauptheere bei Mollwitz auf die Oestreicher, die ihn nicht erwarteten, aber eben noch Zeit gewannen, sich zu ordnen. Die Schlacht begann um 2 Uhr Nachmittags. Sie blieb lange unentschieden, denn die östreichische Reiterei focht mit der größten Tapferkeit, warf den rechten preußischen Flügel über den Haufen, hieb die Kanoniere bei dem Geschütze nieder und richtete es auf die Preußen selbst. Der König, der hier zuerst den Krieg in seinem furchtbaren Ernste sah, verlor schon die Fassung; der erfahrene Feldmarschall Schwerin, der das Ganze mit freierem Blicke überschaute und mit dem Wechse des Waffenglücks vertraut war, bewog ihn, sich zu dem rückwärts stehenden Heerestheile des Herzogs von Holstein-Beck zu begeben und mit demselben den Rückzug, wenn es nöthig sein sollte, zu decken. Nach unruhigen Zweifeln entschloß sich der König endlich dazu, als es eben anfing dunkel zu werden, und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Städtchen Oppeln. Er glaubte es von Preußen besetzt, aber am Tage vorher waren Oestreicher eingerückt, und als auf ihren Anruf die Antwort: „Preußen!“ erfolgte, begrüßten sie die Ankommenden durch das Gatterthor mit Flintenschüssen; der König eilte schnell nach dem Städtchen Löwen zurück. Die Dunkelheit hatte ihn vor der Gefangenschaft bewahrt. Indeß war auf dem Schlachtfelde schon das Loos für die Preußen glücklich gefallen; der Feldmarschall Schwerin wendete das Glück des Tages durch einen geschickten Angriff auf die Flanke des Feindes für seinen König, und zugleich entschied zuletzt das schnellere Gewehrfeuer der Preußen, welches den Oestreichern noch ungewohnt war. Der König erhielt die frohe Nachricht am Morgen in Löwen und eilte, seinem Feldherrn und seinen Kriegern das gebührende Lob zu ertheilen. Beide Heere, die hier gegen einander kämpften, waren sich ungefähr gleich, sie zählten jedes etwa 29,000 Mann. Aber die Preußen hatten 3900 an Todten und Verwundeten verloren, die Oestreicher nur 2800.

Der blutige, theuer erkaufte Sieg wendete die Augen der Zeitgenossen auf den jungen König; ein Unternehmen, welches die Menge nicht fassen noch beurtheilen kann, wofür sie keinen Maaßstab hat, wird in ihren Augen durch das Gelingen, wie durch einen Spruch des Schicksals gebilligt. Wäre Friedrich unglücklich gewesen, tausend Stimmen würden ihn wie einen Thoren, der sich ungeziemender, über seinen Kräften liegender Dinge angemaßt, verurtheilt und verspottet haben, wie denn Karl Albrecht von Baiern, der zugleich mit Friedrich emporstrebte und seine Hand nach Königs- und Kaiserkronen ausstreckte, ein solches Urtheil über sich hat ergehen lassen müssen. Und in der That bewährt sich die Kraft, die in den großen Welthändeln das Außerordentliche wagen darf, für das Urtheil der Zeit und Nachwelt erst in der Durchführung des Gewollten.

Das Kriegsunglück des östreichischen Heeres in Schlesien bestärkte die französische Regierung in ihrem Vorsatze, diesen Augenblick zur Zerstückelung Oestreichs zu benutzen. Der Kardinal Fleury, der Frankreich regierte und an dem Marschall von Belleisle einen sehr geschickten Unterhändler fand, brachte zu dem Ende eine Verbindung zwischen Frankreich, Preußen, Baiern und Sachsen zu Stande; denn auch der Kurfürst August III., der zugleich König in Polen war, leitete Ansprüche auf die östreichische Erbschaft von einer früheren Heirath des sächsischen Hauses her, und Spanien streckte seine Hände nach Parma und Piacenza aus. Ueberdies war der Plan entworfen, den baierischen Kurfürsten Karl Albrecht zum deutschen Kaiser zu erheben, und dieser, obwohl er eine so wichtige Stelle einzunehmen doch anfangs

Bedenken trug, erklärte sich endlich bereit dazu. Die Wahl sollte in Frankfurt vollzogen werden.

Noch im Sommer 1741 rückten zwei französische Heere über den Rhein; das eine wendete sich gegen die hannoversche Grenze, und dadurch verlor Maria Theresia den letzten Bundesgenossen; Georg II. von England schloß, aus Besorgniß für sein Kurfürstenthum Hannover, einen Vergleich, worin er am Kriege nicht Theil zu nehmen versprach. Das andere französische Heer zog gerade auf Oestreich und vereinigte sich im September mit dem Kurfürsten von Baiern. Im Sommer 1741 stand halb Europa gegen Maria Theresia in den Waffen. Der Kurfürst Karl Albrecht hatte sich schon im Juli durch Ueberrumpelung der wichtigen Grenzstadt Braunau bemächtigt, jetzt trug er kein Bedenken, in Linz seinen Einzug zu halten und sich als Erbherzog von Oestreich huldigen zu lassen. Die Hauptstadt Wien zitterte und was von Kostbarkeiten dort war, wurde nach Preßburg in Ungarn gebracht, denn schon stand der Kurfürst nur drei Tagemärsche entfernt. Allein unerwartet kehrte er um und zog nach Böhmen. Alle Welt erstaunte, denn mit dem Verluste von Wien schien für Maria Theresia Alles verloren! und sie hatte dem Feinde kein Heer entgegen zu werfen. Aber die Eifersucht gegen Sachsen war es, die den Kurfürsten von seinem Wege in das Herz Oestreichs abbrachte. Ein sächsisches Heer war in Böhmen eingerückt und Karl Albrecht, der auch dieses Land zu besitzen trachtete und fürchtete, Sachsen greife darnach, wollte lieber für den Augenblick Wien fahren lassen, um Böhmen zu gewinnen. Er zog auf Prag und das Glück begünstigte ihn so sehr, daß er die wichtige Stadt am 26. Nov. durch Ueberrumpelung, fast ohne Widerstand, einnahm. Bald darauf ließ er sich zum Könige von Böhmen ausrufen und von den Städten huldigen und zog dann nach Mannheim, um dem Orte der Kaiserwahl nahe zu sein. Bereits am 24. Jan. 1742 wurde er auf Betreiben Frankreichs und des Königs von Preußen zu Frankfurt zum Kaiser gewählt. So schien das Glück des Hauses Baiern einen glänzenden Aufschwung zu nehmen. Allein schon am Tage der Krönung Karl Albrechts (Karl VII.), am 12. Febr., trat eine Wendung der Dinge ein, indem an demselben der östreichische General Bärenklau seinen Einzug in die bairische Hauptstadt hielt.

Maria Theresia hatte diese günstige Wendung ihres Geschicks ihrer eigenen Seelenstärke zu verdanken. Sie wußte die Liebe und die Begeisterung desjenigen von ihren Völkern, welches ihr übrig geblieben war, in hohem Maße zu erregen, und das begeisterte Volk rettete sie. Im Herbste des J. 1741 berief sie einen großen Reichstag der Ungarn nach Preßburg und hier trat sie, die bedrängte, von harten Feinden geängstete Frau mit ihrem Säuglinge, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arme seiner Amme in die Mitte der Männer, und mit thränenerfüllten Augen, welche den Eindruck ihrer Anmuth und Hoheit unwiderstehlich machten, rief sie den Beistand des ungarischen Volkes an. „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben wir Uns und Unsere Kinder, auf Euch setzen wir Unser ganzes Vertrauen," — sprach sie, und begeistert riefen die Männer: „Laßt uns sterben für unsere Königin Maria Theresia; Blut und Leben wollen wir für sie opfern!" — In kurzer Zeit waren 15,000 Edelleute zu Pferde und in den Waffen, und aus Kroatien, Slavonien, der Wallachei, so wie aus Oestreich und Tyrol, sammelten sich Schaaren zu ihnen. Was der Befehl in langen Fristen nur halb zu Stande gebracht hätte, vollbrachten Liebe und

freudiger Muth in wenigen Wochen. Oberöstreich war schon in sechs Tagen vom Feinde befreit, dann drang das Heer in Baiern selbst ein und die Hauptstadt fiel in östreichische Gewalt. Der neue Kaiser mußte seine Wohnung, fern von seinem eigenen Lande, zu Frankfurt nehmen.

Gegen den König von Preußen war jedoch das Glück nicht so günstig für Oestreich. Um auch diesen Feind, der schon in Mähren eingedrungen war, vielleicht durch eine glückliche Schlacht um seine bisherigen Vortheile zu bringen, erhielt der Prinz Karl von Lothringen vom Hofkriegsrathe zu Wien den Befehl, ein Treffen mit dem preußischen Heere zu suchen. Er folgte demselben nach Böhmen und beide trafen bei Czaslau auf einander (17. Mai 1742). Ihre Stärke war ungefähr gleich, die Stellung beider hatte ihre Vortheile und Mängel, von beiden Seiten fochten die Schaaren bald muthiger und in heftigen Angriffen, bald unentschlossener und nur abwehrend; das Kriegsglück schwankte hin und her, bis der König, der hier schon seinen kriegerischen Scharfblick entwickelte, eine sehr gelegene Anhöhe rasch besetzen ließ, von welcher die Flanke der Oestreicher bedroht wurde. Dieses, und daß ein Theil der östreichischen Reiterei zu früh das preußische Lager zu plündern anfing, entschied den Tag; Karl von Lothringen befahl den Rückzug; doch war der Verlust auf beiden Seiten fast gleich; die Siegeszeichen der Preußen bestanden nur in 18 Kanonen.

Wichtiger, als die Schlacht selbst, waren ihre Folgen; sie brachte in der Königin Maria Theresia namentlich auf Englands Rath den herben Entschluß zur Reife, dem jungen vom Glück begünstigten Könige seine Eroberungen vorläufig zu lassen. Die Friedensunterhandlungen gingen rasch von Statten; schon am 11. Juni wurden die vorläufigen Bedingungen zu Breslau, und am 28. Juli der völlige Friede zu Berlin unterzeichnet. Der König behielt Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das schlesische Gebirge jenseits der Oppa. Dagegen bezahlte er den Engländern 1,700,000 Thlr., die pfandweise auf Schlesien geliehen waren. Friedrich gewann durch diesen Frieden ein schönes Land von 700 Q.-M. mit $1^1/_2$ Millionen Menschen, wodurch der preußische Staat fast um ein Drittheil vergrößert wurde.

Von ihrem gefährlichsten Feinde befreit konnten die Oestreicher alle ihre Kräfte gegen die Franzosen und Baiern wenden; denn auch Sachsen hatte sich, Preußens Beispiele folgend, vom Kriege zurückgezogen. Das französische Heer stand noch in Böhmen und hatte Prag besetzt; gegen dieses rückte der Prinz von Lothringen heran und schloß die Stadt ein. Die Noth in derselben stieg bald aufs höchste, sie drückte, wie immer in solchen Fällen, am meisten die Einwohner, denn der Krieger bemächtigt sich mit Gewalt der Vorräthe. Nachdem alles aufgezehrt war, nachdem Tausende von Unglücklichen das Leben verloren hatten und die Stadt einem großen Krankenhause glich, entschloß sich der Marschall von Belleisle zu dem Aeußersten. Er nahm den Kern der noch übrigen Besatzung, etwa 14,000 Mann, zusammen, verließ in der Nacht vom 17. Dez. 1742 die Stadt und zog sich in bitterster Winterkälte durch Gebirge und unwegsame, vom Schnee verschüttete Schluchten nach Eger, wo er nach elf Tagen ankam; aber in den elf Tagen waren 4000 Mann umgekommen, außer denen, die in Prag zurückblieben und starben. Solches Ende nahm die französische Macht in Böhmen, und den Kaiser Karl VII. traf kein günstigeres Schicksal. Er hatte, als die Oestreicher sich mit vereinter Kraft gegen Böhmen wendeten, auf einen

Augenblick das baierische Land wieder gewonnen und im Herbste in der Hauptstadt seinen Einzug gehalten; allein schon im nächsten Frühjahr mußte er sie wieder als Flüchtling verlassen und von Neuem seinen Sitz in Frankfurt nehmen. In Baiern aber wurde eine östreichische Landesregierung eingerichtet. Auch England nahm im J. 1743 thätigen Antheil am Kriege gegen Frankreich. Zur See wurden die französischen Schiffe genommen, die Kolonien erobert, und zugleich erschien der König Georg II. mit einem Heere von Engländern, Hannoveranern und Hessen im Reiche, schlug die Franzosen am 27. Juni bei Dettingen in der Nähe von Hanau und trieb sie über den Rhein zurück. Ferner gelang es dem Wiener Hofe, den sächsischen Minister Brühl zu gewinnen, welcher bei seinem Herrn alles galt, und durch ihn wurde der Kurfürst in das Bündniß mit Maria Theresia gezogen. Das Glück hatte ihre Standhaftigkeit gekrönt, der Sieg war auf ihre Seite gewendet, und der einzige Verlust, das schlesische Land, mochte entweder wiedergenommen oder durch einen andern Gewinn ersetzt werden.

König Friedrich II. aber sah die Fortschritte der östreichischen Waffen und besonders das Bündniß mit Sachsen, nicht ohne Besorgniß; wie leicht konnten die Waffen, wenn sie mit Baiern und Frankreich nicht mehr ernstlich beschäftigt waren, gegen ihn gekehrt werden? Auch glaubte er es seiner Würde schuldig zu sein, den Kaiser, den er mit gewählt hatte, nicht ganz untergehen zu lassen. Daher fanden Karls VII. dringende Aufforderungen bei Friedrich Gehör; er rüstete sich schnell zum erneuten Kampfe und begann den zweiten schlesischen Krieg, indem er im J. 1744 mit 100,000 Mann „kaiserlicher Hülfstruppen", wie er sie nannnte, in Böhmen eindrang und Prag eroberte. Bald aber wendete sich der Prinz von Lothringen mit seinem zahlreichen Heere gegen ihn; durch ihn, mehr noch durch Mangel und durch die Feindseligkeit der katholischen Bevölkerung wurde Friedrich gezwungen, Böhmen wieder zu verlassen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. So verlief dieser Feldzug unglücklich für den König, viele Menschen und viel Heergeräth waren verloren gegangen, der Schatz erschöpft, die Franzosen als schlechte Bundesgenossen erprobt worden, — dazu starb am 20. Jan. 1745 plötzlich der unglückliche Schattenkaiser Karl VII. in seinem 50. Jahre. Die Hülfe König Friedrichs sollte ihm nur den Trost verschaffen, in seinem Schlosse zu München zu sterben; denn er war eben zum dritten Mal in diese Stadt eingezogen; aber nach seinem Tode fiel sie bald wieder in Feindes Hand. Mit ihm war für Frankreich ein Hauptanlaß zur Theilnahme am Kriege verschwunden; Friedrich II. konnte auf keinen Bundesgenossen zählen, und Maria Theresia erklärte schon öffentlich Schlesien als dem östreichischen Hause heimgefallen, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Oberschlesien ward mit Oestreichern überschwemmt, mehrere Festungen fielen in ihre Hände; es gehörte Friedrichs Muth dazu, jetzt nicht zaghaft zu werden. Aber im Vertrauen auf sein Heer und sein Glück griff er am 4. Juni den Prinzen von Lothringen bei Hohenfriedberg an. Dieser hatte ihn so schnell nicht erwartet, er war auf den Angriff schlecht gefaßt, und schon um 9 Uhr Morgens war die Schlacht für den König entschieden. Wie in den ersten Schlachten das Fußvolk, so zeichnete sich in dieser zuerst die preußische Reiterei vorzüglich aus; das baireuthische Dragonerregiment jagte unter der Anführung des Generallieutenants von Geßler allein zwanzig feindliche Bataillone in die Flucht, machte 2500 Gefangene

und eroberte 66 Fahnen. — Schlesien war durch diesen Sieg gerettet; die Oestreicher eilten nach Böhmen zurück, wohin ihnen Friedrich folgte.

Als er aber nach wenigen Monaten sich wieder auf dem Rückwege nach Schlesien befand, überraschte ihn der Prinz von Lothringen mit 30,000 Mann bei Soor, wo Friedrich mit nur 18,000 Mann sich gelagert hatte (30. Septbr. 1745). Es war für die kleine Zahl ein sehr schwerer Kampf; fünf Stunden lang wurde gerungen; zuletzt aber siegte auch hier die preußische Tüchtigkeit. In dieser Schlacht ereignete es sich unter anderm, daß der später so berühmte Prinz Ferdinand von Braunschweig eine wichtige Anhöhe seinem Bruder Ludwig abgewann, der in östreichischen Diensten stand.

Doch war auch mit diesem zweiten Siege Friedrichs der Krieg nicht zu Ende. Vielmehr entwarfen seine Gegner den Plan, noch am Ende des Jahres ein östreichisch-sächsisches Heer rasch gegen Berlin zu senden, um den König, dessen Hülfsquellen man für erschöpft hielt, durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Herausgabe von Schlesien zu zwingen; Sachsen hoffte außerdem Magdeburg und Halberstadt zu gewinnen. Sobald jedoch Friedrich die feindlichen Bewegungen merkte, rückte er mit einem schnell zusammengerafften Heer in die Lausitz ein und schlug die Sachsen bei Hennersdorf in der Nähe von Görlitz. Dann zog er in der Richtung auf Dresden, wohin auch Leopold von Dessau mit einem bei Halle versammelten Heere aufbrach. Als dieser in der Nähe von Dresden, auf den Höhen bei Kesselsdorf die Sachsen und eine Abtheilung Oestreicher traf, griff er sie am 15. Dez. an und gewann trotz ihrer vortheilhaften Stellung einen glänzenden Sieg. Es war das die letzte Heldenthat des „alten Dessauers", der bald darauf starb. Der Sieg verschaffte dem Könige die Hauptstadt Dresden, in welche er am 18. Dez. seinen Einzug hielt, und am 25. Dez. kam der Dresdener Friede zu Stande, durch welchen der zweite schlesische Krieg seinen Abschluß erhielt und Preußen aufs Neue im Besitz von Schlesien bestätigt wurde.

Friedrich anerkannte seinerseits in diesem Frieden die bereits am 13. Septbr. 1745 zu Frankfurt (Krönung am 4. Okt.) vollzogene Wahl des Gemahls der Maria Theresia, Franz von Toskana, zum deutschen Kaiser. Bereits in Frankfurt hatte demselben der Sohn des verstorbenen Kaisers Karl VII., Max Joseph, seine Stimme gegeben, nachdem dieser durch den Vertrag zu Füssen, in welchem er für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die östreichischen Erblande entsagte, sein Kurfürstenthum Baiern wieder erhalten hatte.

Mit Frankreich dauerte indessen der Krieg, ohne Glück für Oestreich, noch einige Jahre nach dem Dresdener Frieden fort. Der berühmte Marschall von Sachsen befehligte das französische Heer in den Niederlanden, wo er die Oestreicher und Engländer im J. 1745 bei Fontenai und 1746 bei Raucoux schlug und außer den östreichischen Niederlanden auch 1747 das holländische Flandern einnahm. Aber trotz dieser Siege zeigten die Franzosen bald immer weniger Neigung zur Fortsetzung des Kampfes; auch sie waren erschöpft und so kam am 18. Oktbr. 1748 nach längeren Verhandlungen der Friede zu Aachen zu Stande, in welchem Frankreich für die großen Opfer an Menschen und Geld, die es in diesem Kriege aufgewandt hatte, nichts gewann, alle seine Eroberungen in den Niederlanden aufgab, während Oestreich nur die Herzogthümer Parma und Piacenza in Italien an Don Philipp, den jünsten Sohn des spanischen Königs, abtreten mußte. Frankreichs Nationalschuld war während dieser Kämpfe um

1200 Millionen Livres gewachsen und von der Höhe, die es im J. 1697 im Ryswiker Frieden erreicht hatte, sank es allmählich immer mehr herab, verlor den besten Theil seines alten Kriegsruhmes und nicht lange nach dem Aachener Frieden wurde es durch den Bund mit Oestreich in dessen politischen Kreis mit hineingezogen. —

Der achtjährige Zeitraum, der nach dem Aachener Frieden bis zu einem neuen Kriegsungewitter den Ländern Europa's gestattet war, erweckte in ihnen doch nicht das Gefühl eines festen, sicheren Wohlseins; vielmehr blieb alles gespannt, neuer Erschütterungen gewärtig, unruhig und furchtsam. Denn es war nur zu deutlich, daß die feindlich aufgeregten Kräfte noch nicht wieder ihr Gleichgewicht gefunden, sondern nur einen Stillstand gemacht hatten, um bald wieder gegen einander aufzustehen. Die Kaiserin Königin konnte das verlorne Schlesien nicht verschmerzen und fühlte ihren Verlust um so härter, als sie erfahren mußte, daß der König von Preußen durch eine zweckmäßige Behandlung die Einkünfte dieses schönen Landes zu verdoppeln wußte; Friedrichs Auge dagegen war scharf genug, um einen dritten Kampf mit ihr als unvermeidlich vorauszusehen. Auch zwischen den übrigen Mächten Europa's herrschte eine unruhige Bewegung; sie schlossen Bündnisse, sahen sich bald hier bald da nach Freunden um und vermehrten ihre Macht zu Lande und zu Wasser. Es gab bisher zwei Hauptparteien unter ihnen: Frankreich, Preußen und Schweden standen auf einer, Oestreich England und Sachsen auf der andern Seite; die übrigen hatten sich noch nicht entschieden, aber ihr Beistand wurde von beiden Theilen gesucht. Maria Theresia richtete zuerst ihr Auge auf das mächtige Rußland, dessen Kaiserin Elisabeth nicht abgeneigt schien, den kühnen nordischen Nachbar wieder in seine frühere Unbedeutenheit zurückzuwerfen; und beide schlossen ein Bündniß durch Vermittelung des mächtigen Staatskanzlers Bestuschef, welcher dem Könige von Preußen persönlich abgeneigt war, weil dieser seiner Geldgier nicht fröhnte. Um Rußland zu thätigen Bewegungen gegen Preußen zu bringen, wirkte auch England mit seinem Gelde auf den Großkanzler und dadurch wurde ein Krieg zwischen Rußland und Preußen ganz nahe herbeigeführt. Georg II. von England wünschte gleichfalls, daß es dazu kommen möchte, um wegen eines preußischen Angriffs auf sein Kurfürstenthum Hannover außer Sorgen sein zu können. Aber anstatt des von Oestreich und England gehofften preußisch-russischen Kriegs brach 1755 der große Seekrieg zwischen Frankreich und England aus, und im Anschluß an ihn wurde nun eine völlige Veränderung in den bisherigen Beziehungen der Staaten zu einander herbeigeführt. Bereits seit Jahren hatten Versuche zu einer Annäherung zwischen den dreihundertjährigen Feinden, Frankreich und Oestreich, gespielt. Jetzt bot Maria Theresias kluger Minister, Fürst Kaunitz, dem von der Marquise von Pompadour völlig beherrschten französischen Könige Ludwig XV. einen Theil der östreichischen Niederlande als Preis eines Bündnisses, in welchem Frankreich seinerseits sich verpflichten sollte, der Maria Theresia zur Wiedererlangung Schlesiens behülflich zu sein. Und da für den Fall eines Angriffs Frankreichs auf das Kurfürstenthum Hannover die Besetzung der östreichischen Niederlande mit französischen Truppen große Vortheile bot, so ging der Pariser Hof auf das Bündniß ein, welches am 1. Mai 1756 in Jouy, dem bei Versailles gelegenen Landhause des französischen Ministers Rouillé, im Geheimen zu Stande kam. Bereits am 16. Januar 1756 hatten dagegen angesichts der

von einer Verbindung Frankreichs und Oestreichs drohenden Gefahren England und Preußen den Vertrag zu Westminster geschlossen, ohne daß freilich Georg II. ernstlich gewillt war, dem preußischen Könige in einem Kriege mit Oesterreich wesentliche Hülfe zu leisten.

In aller Stille hatten auch August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, und sein Minister, Graf Brühl, das Zustandekommen des französisch-östreichischen Bündnisses betrieben, und mit Frohlocken sahen sie die über dem Haupte des verhaßten preußischen Königs sich drohend zusammenziehenden Gefahren, indem die mächtigsten Staaten Europa's sich heimlich zu seiner Vernichtung verschworen. Denn auch Rußland hielt an dem Bündnisse gegen denselben fest. Die Kaiserin Elisabeth war dem Könige Friedrich feindlich gesinnt, weil sein Spott ihrer wenig lobenswerthen Lebensweise nicht schonte und übelwollende Menschen ihr Worte und Gedichte des Königs überbracht hatten, die solchen Spott enthielten. Außer auf die genannten Staaten war bei dem Ausbruch eines allgemeinen Kriegs mit Bestimmtheit auch auf Schweden zu zählen, welches wegen Pommerns von Feindschaft gegen Preußen erfüllt war und mit seiner Politik sich eng der französischen anschloß.

Die Zuversicht auf die vereinigten Kräfte von halb Europa gegen den einzigen König von Preußen mit seinem Staate von 5 Mill. Menschen und keiner fremden Hülfe außer Englands, die für den Landkrieg, auch wenn sie sehr ernstlich gemeint war, nicht viel zu bedeuten schien; das Alles machte die Feinde Friedrichs II. gewiß und sie hatten in ihren Gedanken den kühn aufstrebenden König schon wieder zum Kurfürsten von Brandenburg gemacht. Nur hatten sie in ihrer Rechnung die Geisteskraft vergessen, die in ihm selbst lag, und die Wunder, die ein von seinem Herrscher mit Stolz und Vertrauen beseeltes Volk zu vollbringen vermag. König Friedrich wußte genau um alle Anschläge seiner zahlreichen Gegner; er kannte die Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden und erfuhr durch seinen eifrigsten Verehrer, den Großfürsten Thronfolger von Rußland, Peter, daß er im J. 1757 angegriffen werden sollte. Bei dieser gefahrvollen Lage beschloß er daher, seinen Feinden zuvorzukommen und den unvermeidlichen Krieg selbst zu beginnen, bevor die Rüstungen in Rußland und Oestreich vollendet waren. Nachdem er auf Englands Verlangen noch einmal bei Maria Theresia wegen ihrer heimlichen Rüstungen angefragt hatte, aber stolz zurückgewiesen war, eröffnete er den Krieg.

2. Der siebenjährige Krieg (1756—1763).

a. Die Jahre 1756 und 1757.

In der Frühe des 28. August 1756 stellte sich Friedrich zu Potsdam an die Spitze seiner Truppen und überschritt am 29. mit 70,000 Mann die Grenze von Sachsen. Seine Absicht war, erst dann feindlich gegen dieses Land zu verfahren, wenn es ein offenes Bündniß mit ihm zurückwies. Denn wenn er den Krieg angriffsweise und glücklich gegen Böhmen richten wollte, so mußte er das sächsische Land als sicheren Stützpunkt hinter sich haben. Er versuchte daher durch alle Mittel der Ueberredung, durch Gesandtschaften und Briefe, August III. zu einem Bündnisse zu bewegen; da dieses aber nicht gelang, sondern der Graf von Brühl nichts als Neutralität versprach, so glaubte Friedrich, einer zwei-

deutigen Macht in seinem Rücken die Waffen nicht in den Händen lassen zu dürfen, und griff zur Gewalt. Die sächsischen Krieger, 17,000 an der Zahl, hatten sich, unerwartet überrascht, in Eile, ohne Gepäck und Vorräthe, in das enge Thal der Elbe zwischen Pirna und der Festung Königstein gezogen und ein verschanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu erobern war. Dieser Entschluß war der tüchtigste und für Friedrich nachtheiliger, als wenn sie, über die Gebirge nach Böhmen ziehend, sich mit dem östreichischen Heer vereinigt hätten. Denn dieses Heer, noch ungeordnet und schwach, hätte des Königs erstem Angriffe auf Böhmen auch mit den Sachsen wohl nicht widerstanden. Nun aber mußte derselbe eine lange, kostbare Zeit mit der Einschließung und Bewachung der Sachsen verlieren; das kaiserliche Heer fand Raum sich zu sammeln; und war es geordnet, so mochte es auch die Sachsen durch eine glückliche Schlacht befreien.

Dieses versuchte in der That der kaiserliche Feldmarschall Brown, nachdem der König vier Wochen in Sachsen aufgehalten war. Er ging am 30. Sept. bei Budin über die Eger und zog gegen die von den Preußen besetzte Stellung an den Gebirgen, die Böhmen von Sachsen trennen. Der König indeß rückte ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen. Aber es war nur ein kleiner Haufe, 24,000 Mann gegen 70,000; die übrigen hatte er zur Bewachung der Sachsen zurücklassen müssen; und die Oestreicher waren von dem besten Feldherrn angeführt, welchen sie besaßen. Dennoch mußte das kühne Wagestück unternommen werden; und es gelang. Am 1. Okt. trafen die beiden Heere bei dem Städtchen Lowositz zusammen. Die Gegend ist hier noch gebirgig, der östreichische Feldherr konnte sein Heer nicht ganz entwickeln, besonders konnte die Reiterei nicht viel Theil an der Schlacht nehmen; aber desto heftiger war das Feuer aus dem groben Geschütz und dem Gewehr, worin die Preußen schneller waren. Ihnen gegenüber standen jedoch nicht mehr die Oestreicher der schlesischen Kriege, sondern ein Heer, zehn Jahre hindurch auf das Beste geübt, rascher und gewandter als je und mit trefflichem Geschütz versehen. Schon war es hoch am Mittage, die Tapferkeit der Preußen konnte der Standhaftigkeit der Oestreicher nichts abgewinnen; durch das sechsstündige, heftige Feuer hatte sich der linke preußische Flügel verschossen, die Soldaten forderten Patronen und waren unmuthig, daß sie fehlten. Da rief der Herzog von Bevern, der diesen Flügel befehligte: „Habt ihr nicht gelernt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?" Und auf dieses Wort schlossen sich ihre Reihen und drangen unaufhaltsam in die Oestreicher; kein Widerstand half; wie ein reißender Strom warfen sie Alles vor sich nieder und das Städtchen Lowositz wird im Sturme genommen. Dieser Augenblick entschied; der Feldmarschall Brown, obgleich nur ein geringer Theil seiner Schaaren im Gefechte gewesen war, trat den Rückzug an und führte sein Heer wieder über die Eger nach Budin.

Der König Friedrich hatte in dieser Schlacht die neue bessere Kriegsweise der Oestreicher kennen gelernt und fühlte im voraus, welch harter Kampf ihm bevorstehe. Auf der andern Seite hatte ihm auch die unübertreffliche Tapferkeit seines eigenen Heeres wahre Bewunderung eingeflößt, und er schrieb darüber an den Feldmarschall Schwerin: „Jetzt habe ich gesehen, was meine Krieger vermögen. Nie haben sie solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe sie anzuführen."

Die dringendste Nothwendigkeit war es jetzt für ihn, dem Aufenthalte,

den ihm das sächsische Heer verursachte, ein Ende zu machen. Dieses Heer war zwar in der bedrängtesten Lage, aber mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hielt es alle Entbehrungen aus. Schon lange fehlte Menschen und Thieren der nöthigste Unterhalt; wenn nicht alle zu Grunde gehen sollten, so mußte bald Errettung kommen. Man wußte im Lager bei Pirna, daß der Feldmarschall Brown im Anzuge war, und hoffte in gespannter Erwartung bald seine Feldzeichen statt der preußischen auf den Höhen zu erblicken; da drang plötzlich das Viktoriaschießen der Preußen, wegen der Lowositzer Schlacht, aus allen Schluchten und Thälern hundertfach wiederhallend und von jedem der, in Schlachtordnung aufgestellten Haufen in stetem Lauffeuer durch Berge, Wälder und Dörfer wiederholt, in das sächsische Lager. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf die schon aufs Aeußerste gebrachten Krieger. Und als auch der letzte Versuch zur Rettung, nach Böhmen sich durchzuschlagen, sowohl durch Wind und Wetter und furchtbaren Regen, als durch die Wachsamkeit der Preußen, mißlang und die Krieger nun drei Tage lang nichts gegessen und nicht geschlafen hatten und vor Mattigkeit niedersanken, legten die 14,000 Mann, die übrig geblieben waren, mit ihrem Anführer, dem Grafen Rutowsky, am 14. Okt. die Waffen nieder. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Gemeinen aber gezwungen, preußische Dienste zu nehmen. Friedrich II. berechnete, daß diese 14,000, wenn er sie frei ließe, um eine so beträchtliche Zahl die Schaaren der Feinde vermehrten, wenn er sie aber in seinen Festungen kriegsgefangen halten wollte, ihm jährlich Millionen an Unterhalt kosten würden. Darum wollte er von ihrem Unterhalte Nutzen ziehen. Es war noch die Zeit, da der Soldat nicht als Bürger des Staates betrachtet wurde, sondern als einer, der gleichsam Leib und Seele auf eine gewisse Zeit dem Kriegsdienste verkauft habe und sich gewöhnen könne, auch dem zu dienen, gegen den er eben als Feind gestanden. Aber Friedrich hat dennoch geringen Dienst von den Sachsen gehabt; sie verließen bei der ersten günstigen Gelegenheit in ganzen Haufen seine Fahne und zogen zu ihrem Könige nach Polen, wohin er sich nach der Gefangennehmung seines Heeres begeben hatte, oder zu den Oestreichern.

Der erste Feldzug war nun geendigt und das sächsische Land in Friedrichs II. Gewalt. Aber trotz dieser Erfolge mußte sich bei den Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge ein Sorge erregendes Bild ausbreiten. Die mächtigsten Reiche Europa's rüsteten sich im Zorne gegen ihn; Oestreich bot alle Kräfte seiner reichen, schönen Länder auf, Rußland setzte 100,000 Mann in Bewegung, Frankreich noch mehr, Schweden konnte mit mehr als 20,000 auftreten, und das deutsche Reich, Friedrichs Einfall in Sachsen als einen Landfriedensbruch betrachtend, bot dem Kaiserhofe 60,000 Mann. Es mußte wenigstens eine halbe Million gegen ihn unter die Waffen treten; ihnen konnte Preußen mit der äußersten Kraftanstrengung nicht 200,000 entgegenstellen und hatte zu seinem Beistande nur England, die Landgrafen von Hessen, die Herzöge von Braunschweig und von Gotha. Diesen Verbündeten überließ Friedrich den Krieg gegen die Franzosen, und gegen die andern Feinde vertraute er der Kunst aller großen Feldherren, durch Schnelligkeit die Zahl zu verdoppeln und mit demselben Heere, bald hier bald dort gegenwärtig, die Gegner nach einander zu schlagen. Daher beschloß er zunächst alle Kraft gegen Oestreich, als den Hauptfeind, zu sammeln und das Königreich Preußen nur durch 24,000 Mann unter dem alten Feldmarschall

Lehwald gegen die Russen vertheidigen zu lassen. Gegen die Schweden blieben ihm gar nur 4000 Mann zum Schutze Berlins übrig; aber den Schweden war es zu Preußens Glücke nicht recht Ernst mit dem Kriege.

Maria Theresia hatte aus besonderer Vorliebe den Bruder ihres Gemahls, den von Friedrich schon dreimal geschlagenen Prinzen Karl von Lothringen zum Oberfeldherrn der kaiserlichen Heere gemacht, und der erfahrene, großsinnigere Brown sollte unter ihm dienen. Das war dem Könige ein großer Gewinn. Brown hatte den rechten Rath gegeben, den Preußen rasch im Angriffe zuvorzukommen, in Sachsen und Schlesien einzudringen und so den Krieg von den kaiserlichen Erbländern abzuwenden. Aber Karl von Lothringen, obwohl sonst oft so vorschnell, zögerte dieses Mal, zog den Vertheidigungskrieg vor und wollte noch erst viel Macht an sich ziehen. So wünschte es Friedrich, er wußte den Prinzen in dem Glauben zu bestärken, daß er, in Betracht so vieler mächtiger Feinde, selbst nur auf Vertheidigung denke; aber plötzlich, als jener sicher war, brachen die preußischen Heere in vier Zügen, gleich vier reißenden Bergströmen, über die Gebirge nach Böhmen ein, nahmen alle Vorräthe der Kaiserlichen, die nun ihnen selbst auf mehrere Monate Unterhalt gaben, und vereinigten sich zur festgesetzten Stunde, am Morgen des 6. Mai 1757, in der Nähe von Prag. Das war die Rettung Friedrichs und der Ruhm seiner Heere, daß, was sein Verstand entworfen, mit bewundernswerther Genauigkeit und Ordnung ausgeführt wurde, und daß sein Geist auf solche Weise einen trefflich gebildeten Körper mit kräftigen Gliedmaßen zu seinem Dienste bereit fand.

Der Prinz von Lothringen raffte eilig seine Haufen zusammen und nahm eine sehr feste, verschanzte Stellung auf den Bergen bei Prag wo er sich vor jedem Angriffe sicher hielt. Friedrich, dem jede Stunde verloren schien, welche die Entscheidung verzögerte, wollte sogleich, als man den Gegner zu Gesicht bekam, die Schlacht, und sein Liebling, der kühne, alle überfliegende General Winterfeldt, bestärkte ihn in dem Vorsatze. Dieser ritt aus, die Stellung des Feindes zu erkunden, und glaubte dessen rechten Flügel als leicht angreifbar gefunden zu haben, denn er sah vor demselben ebene grüne Wiesen. Allein es waren abgelassene Teiche, mit schlammigem Grunde, welche mit Hafer besäet waren und nach der Ernte wieder zu Fischteichen dienen sollten. Dieser Irrthum erschwerte den Angriff der Preußen späterhin sehr. Der alte Feldmarschall Schwerin, welcher am Morgen erst mit ermüdeten Kriegern angekommen war und das Schlachtfeld gar nicht kannte, rieth, den folgenden Tag abzuwarten; allein der König, eifrig und einen trefflichen Schlachtenentwurf im Kopfe tragend, verwarf jeden Aufschub. Da rief der alte Krieger, der in seinem 73. Jahre noch das ganze Feuer des Jünglings in sich trug, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!"

Die Schlacht begann auf dem linken preußischen Flügel nach 10 Uhr Morgens. Ein Kavalleriegefecht wogte längere Zeit hin und her und der aufwirbelnde Staub verdeckte die kämpfenden Haufen so sehr, daß sich Freunde und Feinde oft nicht unterscheiden konnten. Endlich kam Zieten mit 45 Schwadronen Reserve an und nun wurde die östreichische Reiterei völlig in die Flucht geschlagen und eilte dem Südende von Prag zu. Der Prinz von Lothringen eilte herbei, die Fliehenden zum Stehen zu bringen, wurde aber von dem Strome mit fortgerissen. Da auf einmal stürzte er, von

Anstrengung und Gemüthsbewegung erschöpft, in heftigem Brustkampfe zusammen und wurde bewußtlos nach Prag zurückgetragen. Er hat an der Schlacht nicht weiter theilgenommen.

Zu gleicher Zeit mit dem Kavalleriegefechte war die preußische Infanterie unter dem General Winterfeldt zum Angriff auf die mit kaltblütiger Entschlossenheit sie erwartenden Oestreicher vorgegangen. Allein nun zeigten sich die ungekannten Gefahren des Bodens; die Grenadiere versanken in den mit Hafer besäeten Teichäckern oder konnten auf den schmalen Dämmen nur einzeln und ungeordnet vorrücken. Die Artillerie konnte gar nicht folgen. Die Oestreicher dagegen hatten ihre Batterien vortrefflich aufgestellt und empfingen die Preußen mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer. Ganze Reihen wurden niedergestreckt. Der General Winterfeldt sank, von einer Kugel am Halse getroffen, wie todt vom Pferde. Die Schlachtordnung fing an zu wanken. Dieses sehend, setzte sich der Feldmarschall Brown an die Spitze seiner Grenadiere, den Feind zu verfolgen. Allein kaum an seinem Platze zerschmetterte ihm eine Kugel das rechte Bein; bewußtlos wurde er hinter die Linie und von da nach Prag gebracht. Die östreichische Armee hatte ihre beiden ersten Anführer verloren und verlor die Einheit des Zusammenwirkens.

Auf preußischer Seite ergriff der alte Feldmarschall Schwerin eine Fahne, rief seinen Kriegern zu, ihm zu folgen, und trug sie selbst gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblicke sank er, von 5 Kartätschenkugeln durchbohrt, vom Pferde; das Gesicht von der Flagge der Fahne bedeckt, starb er den Heldentod. Der General Manteuffel nahm die Fahne aus seiner blutigen Hand und führte die Krieger weiter, den alten Helden zu rächen. Und nun kam auch weitere Hülfe. Die Artillerie hatte sich durchgearbeitet und beschoß die Oestreicher, und 14 frische Bataillone Infanterie rückten in die Reihe. Da konnten die Oestreicher nicht mehr standhalten, die Infanterie ihres rechten Flügels floh in derselben Richtung, nach welcher ihre Reiterei geflohen war.

Auf dem rechten preußischen Flügel focht der Herzog Ferdinand von Braunschweig mit der größten Tapferkeit gegen die stark verschanzten Oestreicher und eroberte nach und nach 7 Schanzen. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie und eroberte sie. Weiter nach der Mitte zu drang der Herzog von Bevern unaufhaltsam vorwärts. Es half den Oestreichern nicht, daß sie sich immer wieder zu setzten suchten und dreimal eine neue Aufstellung nahmen; der König Friedrich, der nun die Leitung des Ganzen übernehmen konnte, trieb sie von einer Stellung in die andere und um 4 Uhr Nachmittags strömten die Flüchtigen in gedrängten Haufen in die Thore Prags; ein anderer Theil zog sich zu dem Feldmarschall Daun, der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg stand.

Der Sieg war theuer erkauft; 18,000 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde und eine theure Leiche unter ihnen, die des Feldmarschalls Schwerin. Der König Friedrich weinte Thränen bei der Nachricht von Schwerins Tode; aber das Andenken seines Heldentodes und die blutige Fahne, die er getragen, waren wie ein heiliges Vermächtniß im preußischen Heere, eine stete Mahnung zur Tapferkeit. Die Oestreicher litten gleichfalls, außer einem fast gleichen Verluste an Menschen, einen unersetzlichen Verlust an ihrem Feldmarschall Brown, der sieben Wochen

nachher an seiner Wunde starb; er war unter den Waffen grau geworden und einer der besten Feldherren seiner Zeit.

Der Kampf in Böhmen war durch diese Schlacht noch keineswegs entschieden, aber die Lage der Sachen war so, daß er auf das Glänzendste für den König Friedrich sich endigen konnte. In Prag lag der Prinz von Lothringen mit 46,000 Mann, vom preußischen Heere eingeschlossen, ohne Mittel sich lange zu halten. Er hoffte auf Rettung durch den Feldmarschall Daun, der mit einem beträchtlichen Heere in der Nähe stand. Aber wenn es dem Köuig gelang, auch diesen zu schlagen, so war das Heer in Prag verloren, der Feldzug auf das Glänzendste für Preußen gewonnen und vielleicht der Friede schon in dem zweiten Jahre des Krieges erobert; denn mehr wollte Friedrich nicht, als was er am Ende des Krieges erreichte, daß Schlesien ihm bliebe. Allein so leicht hatte es das Schicksal ihm nicht geordnet; so, in stetem, unaufhaltsamem Gelingen sollte er sein Ziel nicht erreichen und sein Muth sollte noch im harten Unglück geprüft werden.

Er hatte beschlossen, Dauns Angriff nicht abzuwarten, sondern ihm zuvorzukommen; nachdem er fünf Wochen vor Prag gelegen hatte, zog er mit einem Theile der Belagerungstruppen zu dem Herzog von Braunschweig-Bevern, der Dauns Heer beobachtete, und griff dieses, obgleich dasselbe an Zahl weit überlegen war, am 18. Juni bei Kollin (etwa $6^1/_2$ Meile von Prag) an. Der Entwurf des Schlachtplans war der trefflichste; er hätte dem, welcher so die Meisterschaft des Gedankens über alle seine Gegner übte, den Sieg gebracht, wäre er bis ans Ende festgehalten worden. Mit derselben Schlachtordnung, mit welcher einst Epaminondas die nie besiegten Spartaner überwand, wollte jetzt Friedrich siegen. Man nennt sie die schräge Schlachtordnung, und sie ist die Kunst des kleinern, aber in allen raschen Bewegungen wohlgeübten Haufens gegen die Uebermacht. Wenn sich die kleinere Zahl der größeren in gleicher Linie gegenüberstellt, so wird sie von dieser an beiden Enden überragt und umschlossen; stellt sie sich aber in schräger Schlachtreihe entgegen, so kann sie die ganze Kraft des Stoßes auf des Feindes einen Flügel richten, während der entferntere Flügel der eigenen Reihe weit rückwärts gehalten wird. Aber er rückt und schiebt gleichsam dem angreifenden Flügel nach, so daß dessen Stoß unwiderstehlich werden muß. Und ist durch ihn ein Flügel des Feindes geschlagen, so muß der andere den Rückzug nehmen, weil der Angreifer in seiner Flanke steht. Daher kann dem kühnen Feldherrn, der solchen Angriff wagt und ausführt, der Sieg selten fehlen. Allein er muß seines Heeres gewiß sein, daß es mit der äußersten Genauigkeit jede Bewegung rasch ausführt, den Feind täuscht und ihn besiegt hat, ehe er die wahre Absicht des Angriffes merkt. Solche Uebung war in dem preußischen Heere, und sein erster Angriff unter den Generalen Zieten und Hülsen auf den rechten Flügel der Oestreicher warf Alles über den Haufen. Hülsen erstürmte mit seinen Grenadieren ein wichtiges Dorf mit seinem hoch gelegenen Kirchhofe und nahm zwei schwere feindliche Batterien, und Zieten warf daneben die zahlreiche feindliche Reiterei weit zurück. Die Mitte und der andere Flügel des preußischen Heeres durften nur folgen, um einen Theil der östreichischen Schlachtreihe nach dem andern in seiner Flanke anzugreifen und gleichsam aufzurollen. Da, als alles im rechten Fortgange war, befahl der König selbst, wie wenn ihm auf einmal die Klarheit seines eigenen Gedankens verdunkelt worden wäre, dem übrigen Heere, Halt zu machen. Es war in diesen

Tagen etwas Düsteres, Feindliches in des Königs Seele, welches ihn dem rechten Worte der Seinigen unzugänglich machte; er verwarf ihren Rath, sein finsterer Blick, sein hartes Wort scheuchte sie zurück. Als im entscheidenden Augenblicke der Fürst Moritz von Dessau es wagte, dem Könige Vorstellungen über die schlimmen Folgen seines veränderten Schlachtplanes zu machen, und immer dringender und dreister redete, ritt Friedrich mit gezogenem Degen [1]) an ihn hinan und fragte mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle? Der Fürst schwieg und gehorchte; aber das Unglück des Tages war von diesem Augenblicke an entschieden. Durch das unzeitige Halten war die preußische Linie noch immer der stark verschanzten, fast unangreifbaren Stellung der Oestreicher von vorn gegenüber. Zwar schickte der König, im Sinne seines ersten Schlachtplanes, dem Fürsten Moritz den Befehl nach, sich halb links zu halten, um der Hülsenschen Stellung näher zu kommen, allein entweder war es zu spät, oder der Befehl wurde nicht recht verstanden; die Regimenter mußten gegen die verschanzten Höhen in der Hitze eines schwülen Sommertages, durch hohe Kornfelder sich durcharbeitend, anstürmen. Sie wurden von dem östreichischen Geschütz- und Gewehrfeuer in Haufen niedergeschmettert. Der General Hanstein auf dem linken Flügel, der nach des Königs Willen stehen bleiben und eine Reserve bilden sollte, ließ sich, da er die Regimenter des Fürsten Moritz im gefährlichen Kampfe sah, von seinem Eifer fortreißen und stürmte mit seinen Regimentern ebenfalls gegen die Höhen und Schanzen des Feindes ihm gegenüber, zwar mit größter Tapferkeit, aber gleich übelm Erfolge. Keine Anstrengung vermochte nun noch den Sieg zu erringen, denn es war kein Regiment mehr im Rückhalt. Die Schwäche des preußischen Heeres bestand in der geringen Anzahl des Fußvolks, 18,000 Mann neben 16,000 Reitern; die preußische Artillerie war auch zu schwach gegen das an diesem Tage trefflich bediente östreichische Geschütz; und die 16,000 Reiter, — es muß leider bekannt werden, — thaten bei Kollin nicht, wie sie gesollt, ihre Schuldigkeit; selbst der tapfere Zieten blieb auf dem äußersten linken Flügel im entscheidenden Augenblicke unthätig. Nur der kühne Seidlitz machte mit einer kleinen Schaar einige glückliche Angriffe, die aber nichts mehr entscheiden konnten. Das Glück wendete sich. Schon hatte einer der östreichischen höheren Generale, — nicht Daun, wie man lange geglaubt hat, — für den Ausgang der Schlacht besorgt, den Befehl zum Rückzuge des rechten Flügels gegeben, allein der Generaladjutant von Hennebrith, der die Reihen der Preußen dünn werden sah, führte den Auftrag an die Befehlshaber nicht aus; vielmehr gingen die Oestreicher zum Angriff über, die Reiterei, vor allen die sächsischen Reiterschaaren unter dem Oberstlieutenant von Benkendorf hieben mit Erbitterung auf das ermattete preußische Fußvolk ein. Vierzehn Bataillone der besten preußischen Truppen erlagen den immer erneuerten Angriffen. Fehler einzelner preußischer Anführer vermehrten die Unordnung; unter großen Verlusten sammelten sich die gelichteten Schaaren am Abende bei Planian wieder um den König. 14,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst fünfundvierzig Kanonen, waren verloren. Es war fast die Hälfte des preußischen Heeres, denn bei Kollin hatten 34,000 gegen 54,000 Oestreicher gefochten. Der Feld-

[1]) Es war bei Kollin das erste und letzte Mal, daß Friedrich in einer Schlacht mit gezogenem Degen erschien.

marschall Daun, der sich übrigens auf dem Schlachtfelde dem stärksten Feuer ausgesetzt hatte, denn es wurden zwei Pferde unter ihm erschossen und er erhielt zwei, jedoch leichte Wunden, — sehr zufrieden, den ersten Sieg über Friedrich II. erfochten zu haben, benutzte denselben nicht; der König konnte sich ungehindert zurückziehen. Die Kaiserin Maria Theresia stiftete zur Ehre des 18. Juni 1757 den militärischen Maria-Theresia-Orden und ernannte den Feldmarschall Daun zum ersten Großkreuz desselben.

Welch ein Wechsel des Glücks für den König Friedrich! So nahe daran, ein ganzes Heer in der Hauptstadt des Landes gefangen zu nehmen und in Zeit von acht Monaten vielleicht den furchtbaren Krieg in der Geburt zu ersticken, mußte Friedrich nun vielmehr die Belagerung von Prag aufgeben und Böhmen verlassen, nachdem er auch noch den Tod seiner vielgeliebten Mutter, welche zehn Tage nach der Kolliner Schlacht gestorben war, mit tiefem Schmerze der Seele betrauert hatte. — Dazu weckte diese unglückliche Kolliner Schlacht nun auch die Bundesgenossen Oestreichs aus ihrer bisherigen Unthätigkeit. Die Russen drangen in das Königreich Preußen ein, die Schweden betrieben ihre Rüstungen ernstlicher, und über den Rhein setzten zwei französische Heere, um Hessen und Hannover und demnächst die preußischen Erbländer anzugreifen. Das eine von ihnen, unter dem Prinzen Soubise wendete sich nach Thüringen, um sich mit der deutschen Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen zu vereinigen. Der Feldmarschall d'Etrées aber, der das französische Hauptheer anführte, schlug beim Eintritt in das hannoversche Land den Herzog von Cumberland mit seinem englisch-deutschen Heere am 26. Juli unweit Hameln bei Hastenbeck an der Weser. Es war die Ungeschicklichkeit des englischen Feldherrn, der dieses Treffen verlor, denn sein wiewohl kleineres Heer hatte durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunschweig schon Vortheile erlangt, und schon hatte der französische Marschall den Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Herzog, zu aller Erstaunen, das Schlachtfeld verließ und in seinem Rückzuge auch nicht stillstand, bis er die Elbe bei Stade erreicht hatte. Ja, zur Vollendung der Schmach, schloß er am 9. September die Konvention zu Kloster Zeven, vermöge welcher er sein Heer aufzulösen versprach und den Franzosen Hannover, Hessen, Braunschweig und das ganze Land zwischen Weser und Rhein einräumte. Der Herzog von Richelieu, der dem Marschall d'Etrées im Oberbefehl folgte, ein übermüthiger, verschwenderischer und gewissenloser Mann, sog diese Länder durch unerhörte Erpressungen aus; und wie in der Nähe des Heerführers alles sich nur der Geldgier und den Wollüsten überließ, so verbreitete sich bald der ruchlose Sinn durch das ganze Heer; er machte es zu einer verderblichen Horde, schlimmer als die Schaaren der Kosaken und Kalmucken, die zu gleicher Zeit in dem Königreiche Preußen hauseten. Das Verderbniß der Sitten ist in einem äußerlich gebildeten Volke gefährlicher, als in dem rohen, weil es durch den Reiz der Verführung ein fressendes Gift in den Städten und Dörfern und mitten im Schooße des häuslichen Lebens zurückläßt. Der böse Ruf des französischen Heeres und der Haß der bessern deutschen Natur gegen das glatte, geschminkte Laster hat indeß nicht wenig dazu beigetragen, fast überall in den deutschen Landen die Gemüther für König Friedrichs Sache zu gewinnen. Wunderbar war es, wie ein Sieg von ihm von dem Volke jubelnd vernommen wurde, während vielleicht der eigene Fürst als Reichsstand gegen ihn im Kriege war. Viel war es die Gewalt, die überall der außerordent-

liche Geist über sein Zeitalter übt; viel die Theilnahme, welche das Gemüth demjenigen schwerlich versagen kann, der allein durch seinen Muth und seine Kraft gegen ein übermächtiges Geschick kämpft; viel indeß auch, daß Friedrich allein mit Deutschen gegen barbarische Horden aus Osten und gegen die verhaßten Feinde aus Westen dastand, und daß selbst in dem östreichischen Heere Haufen von fremder Sprache, Gestalt und Sitten und mit verderblicher Raubsucht, Kroaten und Panduren, fochten. Am meisten war es das nördliche Deutschland, größtentheils dem König verbündet, welches sich zu den Seinigen rechnete und Freud und Leid mit ihm theilte; weil hier der Kampfplatz gegen die Franzosen war, so galt hier Friedrichs Sache als die deutsche Sache.

Die Konvention zu Kloster Zeven öffnete den Franzosen den Weg bis an die Elbufer und bis nach Magdeburg; ihr zweites Heer, welches mit den deutschen Reichstruppen vereinigt war, stand schon in Thüringen und bereitete sich, das sächsische Land, der Preußen Stütze und Vorrathskammer, ihnen zu entreißen.

Während Friedrich so von den Franzosen bedrängt wurde, breiteten sich gleichzeitig die Schweden in Pommern und in der Ukermark aus, wo sie harte Brandschatzungen eintrieben; und wenn sie ihre Macht recht gebrauchen wollten, so stand ihnen der Weg zu der Hauptstadt Berlin offen. Ja, diese selbst wurde von dem östreichischen General Haddick mit 4000 Kroaten überfallen und um 200,000 Thalern gebrandschatzt. — In Preußen endlich war der russische General Apraxin mit 100,000 Mann eingerückt, wo ihm der Feldmarschall Lehwald mit nicht mehr als 24,000 Mann entgegenstand. Auf Befehl des Königs sollte er jedoch auf jede Gefahr eine Schlacht wagen, um den Verwüstungen des rohen Heeres ein Ziel zu setzen. Er lieferte sie am 30. August bei Großjägerndorf, unweit Welau; allein die ausgezeichnetste Tapferkeit vermochte nicht eine so große Ueberzahl zu besiegen; Lehwald mußte sich nach einem Verluste von einigen tausend Mann zurückziehen und Preußen schien dem feindlichen Heere ohne Rettung anheimzufallen. Aber unerwartet, zehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, zog sich Apraxin über die russische Grenze zurück. So erschien hin und wieder ein heiterer Sonnenblick, der Friedrichs Bahn erhellte. Dieses Mal kam er durch eine bedenkliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth; ihr Ende nahe glaubend und das Auge schon auf ihren Nachfolger, den Großfürsten Peter, wendend, der ein Verehrer und Freund des preußischen Helden war, hatte der Kanzler Bestuchef plötzlich dem General Apraxin den Rückzug aus Preußen befohlen. Nun konnte sich das Lehwaldsche Heer gegen die Schweden wenden und bei seiner Annäherung zogen sie sich schnell bis nach Stralsund und Rügen zurück.

Friedrich selbst aber brach, nachdem er lange in der Lausitz vergeblich auf die Gelegenheit einer Schlacht mit den Oestreichern gewartet hatte, im August nach der Saale auf, um die Franzosen unter Soubise von Sachsen zurückzutreiben. Nach manchem Hin- und Herziehen traf er sie und das Reichsheer am 5. Nov. bei dem Dorfe Roßbach, in der Gegend von Weißenfels, unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22,000 Mann, der Feinde waren zwischen 50- und 60,000, und sie frohlockten schon laut, daß ihnen der König mit seinem kleinen Haufen dieses Mal nicht entgehen solle. Er war auf einer Höhe gelagert und die Franzosen zogen in eiligen Schritten mit klingendem Spiele an seinem Lager vorbei, einzig besorgt, ob er ihnen

auch wohl stehen werde; denn sie gedachten ihn nun von allen Seiten einzuschließen und dem Kriege mit einem Male durch die Gefangennehmung des Königs ein Ende zu machen. Von den Preußen geschah kein Schuß auf sie, es war, als wenn sie von allen den Anstalten nichts merkten; ruhig stieg der Rauch von den Kochfeuern des Lagers auf, und Friedrich selbst saß mit gelassener gleichgültiger Miene mit seinen Feldherren an der Tafel. Aber als es ihm Zeit dünkte, halb drei Uhr Nachmittags, erging sein Befehl, und schnell, als hätte ein Sturmwind sie weggeweht, waren die Zelte verschwunden, das Heer zur Schlacht geordnet, die verdeckten Batterien des Geschützes begannen ihr schreckliches Spiel und allen voran brach Seidlitz an der Spitze seiner trefflichen Reiterschaaren in die Haufen der dahinziehenden Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzosen noch nie an Deutschen gekannt, es war ihnen unmöglich nur irgendwo eine Schlachtreihe zu bilden; ehe sie es versuchten, waren sie über den Haufen geworfen, und ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht entschieden und das ganze französische Heer auf der Flucht. Es war ein Schrecken über sie gekommen; sie hielten nicht eher still, als mitten im Reiche, und viele von ihnen glaubten sich nicht sicher, als bis sie jenseits des Rheines waren. In den Händen des Königs ließen sie über 5000 Gefangene, unter denen 9 Generale und 320 Offiziere waren, 63 Kanonen und 22 Fahnen; und den Preußen kostete der fröhliche Sieg nur 165 Todte und 370 Verwundete. Der König verdankte ihn der trefflichen Ordnung seines Heeres, welchem er die Ausführung eines augenblicklich entstandenen, kühnen Gedankens zumuthen durfte, vor allem aber der sturmschnellen Tapferkeit des General Seidlitz mit seinen Reitern.

Sachsen war von dieser Seite gerettet und überdies der moralische Eindruck der Roßbacher Schlacht von großem Werthe für den König; gleichwohl war seine Kriegsarbeit in diesem Jahre noch nicht vollendet. Schlesien bedurfte dringend seiner Hülfe; denn in seiner Abwesenheit war sein Liebling und vertrauter Freund, der General Winterfeldt, in einem Gefechte bei Moys (unweit Görlitz) gegen die Oestreicher gefallen; der Herzog von Bevern hatte sich nach Schlesien unter die Mauern von Breslau zurückgezogen, und weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmarschalls Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtige Festung Schweidnitz am 11. Nov. an den General Nadasdy übergegangen. Am 22. griff das ganze östreichische Heer die Preußen bei Breslau an und besiegte sie nach muthiger Gegenwehr; der Herzog von Bevern war bei einer nächtlichen Besichtigung der Vorposten von den Oestreichern gefangen genommen; zuletzt war auch noch die Hauptstadt Breslau, mit großen Vorräthen und trefflichen Zeughäusern, von dem zaghaften General Lestwitz dem kaiserlichen Heere übergeben worden. Schlesien schien für den König verloren; denn blieb es einen Winter in der Oestreicher Hand, daß sie sich darin festsetzten, so mochte er es wohl nie wieder erobern. Und es ihnen jetzt noch zu entreißen, mit den 14,000 Mann, die er aus Sachsen mitbrachte, und den 18,000, die von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bevern übrig waren, schien ohne ein Wunder unmöglich.

Aber in solchen fast verzweiflungsvollen Augenblicken zeigte König Friedrich am glänzendsten die Größe seines Geistes, den Reichthum seiner Entwürfe und die unwiderstehliche Gewalt, womit er die Gemüther der Seinigen lenkte. Nachdem Friedrich die Vereinigung mit den Resten des

Bevern'schen Heeres hergestellt hatte, beschloß er einen entscheidenden Schlag gegen die Oestreicher zu führen. Er berief seine Heerführer und Befehlshaber und hielt ihnen mit seelenvoller Beredtsamkeit eine Rede, welche sie zu der größten Begeisterung entflammte. Er zeigte ihnen die gefährliche, die verzweifelte Lage des Vaterlandes. „Ich weiß, Sie alle fühlen, daß Sie Preußen sind," so schloß er: „Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die bevorstehenden Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." — Auf diese Frage leuchtete ihm nur Rührung und der höchste Kriegsmuth entgegen, und mit freudiger Miene fuhr er fort: „Im voraus war ich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; so hoffe ich denn auf einen gewissen Sieg. Sollte ich fallen und Sie für Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. — Nun leben Sie wohl; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Die begeisternde Kraft dieser Rede ergoß sich bald über das ganze Heer und es erwartete mit Ungeduld, unter die Augen der Gegner geführt zu werden. Diese hatten eine treffliche, feste Stellung hinter der Lohe, wo es dem Könige sehr schwer geworden sein würde sie anzugreifen. Der vorsichtige Feldmarschall Daun rieth, hier zu bleiben; er hatte bei Kollin erfahren, welche herrliche Schutzwehr gegen des Königs Ungestüm eine gute Stellung sei. Der General Luchesi aber und andere, die es für schimpflich hielten, mit einem großen, siegreichen Heere gegen einen so kleinen Haufen sich durch feste Stellungen zu schützen, redeten dem Prinzen Karl zu, dem Könige entgegen zu gehen. „Die Berlinische Wachtparade," so nannten sie die kleine Preußenschaar, „werde nicht gegen sie Stand halten können." Dieser Rath gefiel dem von Natur feurigen Prinzen mehr, als der bedächtigere, und er verließ sein Lager. Auf offenem Felde, in der Gegend von Leuthen, trafen beide Herren am 5. Dezbr. 1757, gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht, auf einander. Das kaiserliche nahm mit seiner Schlachtreihe fast eine deutsche Meile ein; Friedrich dagegen mußte sich wieder auf die Kunst verlassen, die eine geringe Zahl durch schnellen Gebrauch zu verdoppeln weiß. Er stellte sein Heer wiederum in schräger Schlachtreihe auf, ließ einen verstellten Angriff auf den rechten feindlichen Flügel machen, während der eigentliche Stoß auf den linken Flügel gerichtet wurde, und als dieser durch den tapfern Fürsten Moritz mit voller Kraft über den Haufen geworfen war, kam Unordnung in das ganze östreichische Heer. Zwar sammelten sich frische Haufen der Infanterie in dem Dorfe Leuthen und auf seinem mit starken Mauern umgebenen Kirchhofe, so wie bei den beiden Windmühlen jenseit des Dorfes, allein so dicht auf einander gedrängt, daß die Schüsse des an diesem Tage sehr wirksamen preußischen Geschützes und des begeistert vordringenden Fußvolks nur um so größere Verwüstung unter ihnen anrichteten. Und als die östreichische Reiterei unter Luchesi zu Hülfe kommen wollte, warf sich der preußische Reitergeneral Briesen im entscheidenden Augenblicke mit solcher Gewalt in ihre Flanke, daß sie gänzlich auseinander gesprengt wurde und ihr Führer, der die „Berliner Wachtparade" so gering geachtet hatte, mit auf dem Platze blieb. Kein Widerstand half mehr; in drei Stunden war der vollkommenste Sieg erfochten. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt und ganze Haufen ergaben sich den Preußen zu Gefangenen, so daß ihre Zahl auf 21,000 geschätzt wurde. Außerdem gingen 130 Kanonen und 3000 Wagen verloren.

Einer der außerordentlichsten Siege in der Geschichte, von 30,000 gegen 80,000 erfochten; ein redendes Zeugniß für die Herrschaft des Geistes über die Masse, wenn der Gedanke gut und tüchtig ausgeführt wird. Und welcher Geist war schon damals in dem preußischen Heere! Als dasselbe nach der Schlacht dem Könige nach Lissa, zwei Stunden vom Schlachtfelde, folgte und in der Dunkelheit der Nacht, ermüdet von der schweren Tagesarbeit, schweigend daherzog, unterbrach plötzlich ein Grenadier die Stille, indem er das „Nun danket alle Gott" mit lautem Gesange anstimmte. „Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht", so erzählt der nachherige General v. Retzow, der damals als Lieutenant mitzog, „fühlte sich jetzt jeder zum Danke gegen die Vorsehung hingerissen und mehr als 20,000 Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende."

Auch darin war Friedrich und sein Heer groß, daß sie nach gewaltiger Anstrengung nicht in Schlaffheit zurücksanken; rastlos wurde der Sieg verfolgt, bis die Oestreicher von dem schlesischen Boden bis über die Gebirge Böhmens vertrieben waren. Es war der schnelle und glückliche General Zieten, der diese Verfolgung ausführte und noch viele Gefangene und Beute zusammenraffte, während der König Breslau angriff und darin wieder ein kleines Heer von 17,000 Mann gefangen nahm. Im Monat Dezember ergab sich noch die Festung Liegnitz. So hatte das eine kühne Wagestück, da der König Alles gegen Alles setzte, ihm Schlesien bis auf Schweidnitz, ein ruhiges Winterlager in diesem Lande so wie in Sachsen, und was mehr als dieses, einen unsterblichen Ruhm im Munde der Mit- und Nachwelt gewonnen, den Oestreichern aber ein schönes Heer von nahe an 90,000 Mann (mit der Besatzung von Breslau) so vernichtet, daß nicht mehr als 17,000 streitbare Krieger neben mehr als 20,000 Kranken Böhmen erreichten. Die preußischen Länder waren alle, bis auf die in Westfalen, von Feinden befreit.

b. Das Jahr 1758.

Das vorige Jahr war durch vier große Schlachten und viele größere und kleinere Gefechte eines der blutigsten gewesen, welche die Geschichte zu nennen hat; die Gegner hatten die Kräfte genugsam an einander versucht; Friedrich ließ in Wien Vorschläge zum Frieden machen und bot ihn selbst in einem eigenhändigen Briefe an Maria Theresia an. Allein die Kaiserin war noch immer zu erbittert gegen den Eroberer Schlesiens, auch hatte man ihr sorgfältig den großen Verlust ihres Heeres nach der Leuthener Schlacht und die Kriegsnoth der Länder verborgen; und der französische Hof redete eifrig für die Fortsetzung des Krieges in Deutschland, weil er sonst allein den Krieg gegen England hätte führen müssen. Friedrichs Anträge wurden demnach zurückgewiesen und die Rüstungen zum nächsten Feldzuge verdoppelt. Der Prinz Karl legte den Oberbefehl nieder, er hatte das Zutrauen des Volkes und des Heeres verloren; es war schwer einen andern an seine Stelle zu finden; der tapfere Feldmarschall Nadasdy war durch Eifersucht und Ränke verdrängt; endlich blieb die Wahl bei dem Feldmarschall Daun stehen, dem die Schlacht bei Kollin den Ruhm des ersten Sieges über Friedrich II. verschafft hatte.

Von französischer Seite wurden die Heere auch verstärkt, und statt des Herzogs von Richelieu ein anderer Heerführer, der Graf Clermont, gesendet. Richelieu aber zog mit seinen erpreßten Millionen nach Frankreich

zurück und verzehrte sie vor aller Welt Augen, ohne Scham und Scheu, in königlicher Verschwendung. — Rußland zeigte gleichfalls nach Genesung der Kaiserin Elisabeth den Willen zu eifriger Fortsetzung des Krieges; der Kanzler Bestuschef, der das Heer im vorigen Jahre aus Preußen zurückberufen hatte, wurde abgesetzt, auch ein anderer Feldherr, der General Fermor, an die Spitze des Heeres gestellt. Dieser brach schon im Januar des neuen Jahres in Preußen ein und eroberte das Königreich ohne Widerstand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war.

Gegen so ernstes Vorhaben der Feinde mußte Friedrich die äußersten Kräfte seiner Länder, so wie des sächsischen Landes, aufbieten. Mannschaft und Geld mußten mit angestrengter Thätigkeit herbeigeschafft werden; ja der König sah sich schon jetzt durch die Noth gezwungen, schlechteres Geld prägen und damit die Krieger besolden zu lassen; ein Mittel, welches nur die äußerste Noth entschuldigen konnte. An Bundesgenossen hatte er nur England und die kleinen norddeutschen Fürsten, und sie alle waren durch die unglückliche Konvention von Kloster Zeven gelähmt. Da wendete sich aber in England das Glück sehr günstig für Friedrich; das englische Volk, jede ausgezeichnete Kraft gern anerkennend, war durch die Roßbacher Schlacht für Friedrich begeistert; der schimpfliche Vertrag von Kloster Zeven erregte den allgemeinen Unwillen, und der berühmte William Pitt, der eben Minister in England geworden war, ließ die Ehre und Stimme des Volkes entscheiden, verwarf jene Konvention und beschloß den Krieg mit neuem Ernste fortzusetzen. Das Heer wurde verstärkt und König Friedrich selbst aufgefordert, ihm einen Anführer zu geben. Sein Heldenauge wußte den ungewöhnlichen Geist von der Menge zu unterscheiden, er sendete dem verbündeten Heere den Herzog Ferdinand von Braunschweig, und Ferdinand hat solche Auszeichnung so trefflich gerechtfertigt, daß sein Name mit dem des Königs aus dieser stürmischen Zeit glänzend in der Geschichte leben wird.

Nach einem mit Friedrich verabredeten Plane setzte der Herzog schon im Februar 1758 sein kleines Heer in Bewegung, um die Franzosen aus ihren Winterquartieren, in denen sie auf Kosten der Hannoveraner und Hessen im Ueberfluß schwelgten, aufzuschrecken. Mit 30,000 Mann sollte er 100,000 vertreiben; aber seine Maßregeln waren alle trefflich berechnet und die sorglosen Franzosen mit ihrem unfähigen Heerführer so aus der Fassung gebracht, daß sie in wenigen Wochen alles Land zwischen der Aller und Weser, und der Weser und dem Rheine, mit Vorräthen und Besatzungen und 11,000 Mann verlorener Kriegsgefangenen, hinter sich ließen, bei Düsseldorf über den Rhein gingen und sich nicht eher für sicher hielten, als bis dieser Strom ihre Schutzwehr war. Dennoch schützte er sie nicht. Herzog Ferdinand verfolgte sie auch über den Rhein, griff sie am 23. Juni bei Krefeld an, und obwohl sie an Zahl viel stärker waren, als sein aus vielen Theilen gemischtes Heer, so schlug er sie doch in die Flucht und brachte ihnen einen Verlust von 7000 Mann bei. Nach dieser Schlacht ging die Festung Düsseldorf an ihn über und seine leichten Schaaren streiften sogar in die östreichischen Niederlande, bis vor die Thore von Brüssel.

Der König Friedrich war unterdeß nicht müßig gewesen. Zuerst hatte er am 18. April den Oestreichern den wichtigen festen Platz, den sie noch in Schlesien besaßen, Schweidnitz, wieder weggenommen und war dann, während Daun, der in Böhmen stand, einen Angriff Friedrichs in

diesem Lande erwartete, in Eilmärschen nach Mähren aufgebrochen, wo er Olmütz belagerte. Allein das Glück war dies Mal nicht mit der Kühnheit; die Stadt vertheidigte sich aufs tapferste, die Einwohner des Landes, treu und eifrig für ihre Kaiserin, machten den Preußen den Unterhalt schwer, brachten dem kaiserlichen Heere jede Kunde, und als es dem östreichischen General Laudon gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen, auf deren Ankunft das Gelingen der Belagerung beruhte, mußte diese aufgegeben werden. Aber auch den Rückzug nach Schlesien fand der König versperrt, der vorsichtige Daun hatte die Päſſe besetzt. Allein Friedrich ließ sich nicht irre machen; er drang über die Gebirgspäſſe nach Böhmen, wo der östreichische Feldherr ihn keineswegs erwartete, und kam glücklich über Königgrätz wieder nach Schlesien zurück, wo er bei Landshut ein festes Lager bezog. Aber bald brach er auch von hier wieder auf. Die Russen unter Fermor waren von Preußen aus durch Pommern und die Neumark bis ans rechte Oderufer vorgedrungen und richteten furchtbare Verheerungen an. Auf die Nachricht davon rückte Friedrich mit 14,000 Mann wie im Fluge gegen die Russen, während er den Feldmarschall Keith zur Deckung von Schlesien in Landshut zurückließ.

Wohin der König kam, stieß er auf Verwüstungen des barbarischen Feindes, der nicht Weiber, nicht Kinder, nicht die zarte Jugend, noch das hülflose Alter verschonte. Küstrin lag bis auf drei Häuser in Asche, das flache Land glich einer Einöde. Ein glühender Zorn erfüllte den König und sein Heer bei diesem Anblicke, und als man nun am 25. August bei Zorndorf auf die Feinde traf, entspann sich die blutigste Schlacht des ganzen siebenjährigen Krieges, die von 9 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends wüthete. 32,000 Preußen fochten gegen 60,000 Russen, und es war ein Kampf nach alter Weise, da ohne viele künstliche Wendungen die Gegner dicht zusammenrückten und, Auge auf Auge geheftet, die mörderischen Waffen gebrauchten. So wird gekämpft, wenn das Gemüth am Kampfe theilnimmt. Der König hatte geboten, den grausamen Feinden keine Schonung zu gewähren, und versperrte ihnen die Wege zur Flucht. Am Abende des blutigen Tages lagen 19,000 Russen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und 2800 Mann nebst 103 Kanonen fielen in die Hände der Sieger; allein auch 11,000 Preußen waren gefallen; denn dieser kräftige Feind, da er keinen Ausweg sah, wollte wenigstens sein Leben theuer verkaufen und focht mit äußerster Verzweiflung. Und hätte nicht der tapfere Reiterführer Seidlitz [1]), der an diesem Tage überall gegenwärtig war, wo die Gefahr am größten, mit fast übermenschlicher Anstrengung alle Schaaren der Feinde über den Haufen geworfen, die oft schon über das meist aus jungen Leuten bestehende preußische Fußvolk Vortheile gewonnen hatten, so wäre der Sieg vielleicht zweifelhaft geblieben. Der König selbst gestand, daß er diesen Sieg Seidlitz verdanke. Der russische General Fermor, der sich kaum als besiegt ansehen wollte, zog mit seinem Heere nach Polen und Preußen zurück, Friedrich aber nach Sachsen, denn hier war sein Bruder Heinrich von dem großen östreichischen Heere hart bedrängt.

Daun zog sich bei der Annäherung des Königs in ein festes Lager zurück, welches er sich in der Lausitz ausgewählt hatte; in dieser Stellung

---

[1]) Noch Wellington hat den General Seidlitz den größten Reiterführer des vorigen Jahrhunderts genannt.

wollte er den König von Schlesien abschneiden, damit unterdeß der General Harsch die Festung Neiße erobern könnte. Aber Friedrich, der den Plan durchschaute, eilte, die Straße über Bautzen und Görlitz nach Schlesien zu gewinnen, rückte dicht an das östreichische Heer und wollte sich unter den Augen desselben zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz in ein offenes Lager legen. Dieser Gedanke war nicht der Klugheit gemäß, er zeigte Verachtung gegen den Feind. Des Königs Quartiermeister Marwitz, sonst sein Liebling, machte Vorstellungen gegen den gefährlichen Lagerplatz und weigerte sich, das Lager abzustecken; der König befahl; er weigerte sich standhaft. Da ließ ihn der König in Verhaft setzen und einen andern das Lager ordnen. Das Heer lag hier drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes bloßgestellt, und der König achtete alle Warnungen seiner Heerführer nicht. Er, der nie von den Oestreichern zuerst angegriffen war, traute dem Feldmarschall Daun einen kühnen Entschluß nicht zu und wurde zugleich durch einen Kundschafter getäuscht, den die Oestreicher erkauft und mit falschen Nachrichten an ihn zurückgesendet hatten. Am 14. Oktober, frühe, ehe der Tag graute, wurde das preußische Heer durch den Donner des Geschützes geweckt; die Oestreicher hatten sich während der Nacht still an das Dorf Hochkirch geschlichen und so wie die Uhr des Thurmes fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der großen Schanze am Eingange des Dorfes, richteten das Geschütz rückwärts und schmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche sich in demselben sammelten. Das Blutbad war entsetzlich, weil die Krieger gerade in die Hauptgasse des Dorfes, die als Sammelplatz bestimmt war, zu Tausenden zusammenströmten. Die Feldherren suchten die Reihen in der Dunkelheit zu ordnen, aber vergeblich; dem tapfern Prinzen Franz von Braunschweig riß eine Kugel den Kopf weg, als er eben im Begriff war, den Feind auf den Anhöhen bei Hochkirch anzugreifen; der Feldmarschall Keith, ein tapferer, im Kriege grau gewordener Feldherr, wurde von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt, der Prinz Moritz von Dessau wurde schwer verwundet. Die Anführer Seidlitz und Zieten sammelten auf dem freien Felde die Reitergeschwader und hieben tapfer auf die Oestreicher ein, allein kleine Vortheile, die sie erfochten konnten den großen Verlust nicht wieder ersetzen; Hochkirch, das Lager, Gepäck, ein großer Theil des Geschützes, waren schon in der Gegner Gewalt. Der anbrechende Tag gewährte keinen Vortheil, ein undurchdringlicher Nebel verhinderte den König, mit seinem kriegerischen Scharfblick die Lage der Feinde und der Seinigen zu erkennen, um vielleicht durch eine rasche Wendung das Glück dennoch auf seine Seite zu bringen. Doch hatten sich seine Schaaren mit bewunderungswürdiger Ordnung wieder gesammelt, und als nun gegen 9 Uhr die Sonne durchbrach, erkannte er, daß ein Theil des östreichischen Heeres schon seine Seiten umging, und gab den Befehl zum Rückzuge. Er geschah mit solcher Ordnung, daß der östreichische Feldherr, dadurch außer Fassung gebracht, ihn gar nicht störte, sondern in sein altes Lager zurückkehrte. Doch hatte der König treffliche Heerführer, 9000 guter Krieger und über hundert Stück Geschütz verloren, und da auch das Lager eingebüßt war, so fehlte den Uebriggebliebenen alle Schutzwehr gegen das Ungemach der späten herbstlichen Zeit.

Dennoch zeigte sich der König voll unerschütterlicher Ruhe und Fassung und sein Anblick erfüllte das Heer mit gleichem Sinne. Wie Friedrich sich im Unglücke stets am größten bewiesen hat, so auch nach diesem Verluste.

Er, der Geschlagene, alles Heeresgeräthes Beraubte, setzte durch künstliche Märsche und Wendungen seine ursprüngliche Absicht durch, täuschte den Gegner, umging seine Stellung, erschien plötzlich in Schlesien und zwang den General Harsch, die Belagerung von Neiße eiligst aufzuheben. Schlesien wurde ganz vom Feinde befreit. Daun aber kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück und nahm dort sein Winterlager, nachdem er einen Angriff auf Dresden gemacht hatte, der nur dazu führte, daß der preußische Befehlshaber, Graf Schmettau, zu seiner Vertheidigung die schönen Vorstädte der Stadt niederbrannte. — So hatte die Ueberlegenheit des Geistes auf preußischer Seite die Folgen einer Niederlage in die eines Sieges umgewandelt.

Am Ende des Jahres war Friedrich trotz mancher Unfälle im Besitze aller Länder, wie am Ende des vorigen; nur die Provinz (Königreich) Preußen war noch von den Russen besetzt. Dagegen hatte Friedrich jetzt auch die Festung Schweidnitz in seiner Gewalt, und auch seine westfälischen Länder waren durch den tapfern Herzog Ferdinand den Franzosen entrissen. Ferdinand hatte sich zwar jenseits des Rheines mit seiner kleinen Schaar nicht behaupten können, aber am Ende des Feldzuges zwang er doch die Franzosen, ihm das ganze rechte Ufer des Niederrheins zu lassen und ihr Winterlager zwischen dem Rhein und der Maas zu nehmen.

c. Das Jahr 1759.

Das folgende Jahr sollte dem eben aus großen Gefahren erretteten Könige das herbeste des ganzen Krieges werden. Die Hoffnung, ihn endlich doch zu überwältigen, trieb seine Gegner zu verdoppelten Anstrengungen. Die östreichischen Heere wurden trefflich ergänzt; ja, sie erschienen mit jedem neuen Jahre des Krieges tüchtiger auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigsten Jugend der Erbländer genommen und gut geübt waren, und weil die jungen Krieger in den zahlreichen Schaaren der alten und erfahrenen bald mit dem rauhen Leben des Feldlagers bekannt wurden. Bei der Stärke der östreichischen Heere war trotz der blutigen Schlachten doch ein beträchtlicher Kern alter Krieger übrig geblieben. In Friedrichs kleinerem Heere dagegen, welches bald mit Oestreichern, bald mit Russen, Franzosen, Schweden und Reichsvölkern kämpfen mußte, war die Zahl derer, die das Schwert und die Krankheiten übrig gelassen hatten, sehr gering; es bestand größtentheils aus Neugeworbenen. Und so schnell auch die Landeskinder, die oft noch im Knabenalter in die Reihen traten, den Geist und die Ehre des Kriegers in sich aufnahmen, ja oft die alten in kühner Verachtung der Gefahr übertrafen, so war doch ihre Zahl zu klein gegen die aus Sachsen, Anhalt, Meklenburg Ausgehobenen und die vielen Geworbenen aller Nationen, die größtentheils aus Ueberläufern bestanden. So wendete sich, wenn auch die Zahl hergestellt wurde, das Verhältniß der innern Tüchtigkeit des Heeres immer mehr zum Nachtheile des Königs Friedrich. Und seinem eigenen, sowie dem sächsischen und meklenburgschwerinschen Lande wurden durch die drückenden Abgaben und das Ausheben der jungen Mannschaft fast unheilbare Wunden geschlagen. Der Herzog von Meklenburg war so unvorsichtig gewesen, auf dem Regensburger Reichstage sich an die Spitze der Fürsten zu stellen, welche Friedrich am heftigsten anklagten und die Reichsacht über ihn aussprechen wollten; dafür wurde sein Land, wie ein feindliches, mit harter Strenge behandelt. Zu der Acht gegen den König kam es nicht; denn da dieselbe Strenge gegen

den Kurfürsten von Hannover nöthig gewesen wäre, so widersetzten sich die meisten evangelischen Reichsstände der Verurtheilung zweier ihrer bedeutendsten Glieder. Ueberdies war dieses in alter Zeit mit Schwertesschärfe schneidende Wort nun leider schon lange ein leeres und unkräftiges geworden, welches ausgesprochen die Auflösung des deutschen Reichsverbandes nur noch schmählicher an den Tag gebracht hätte.

Viel wesentlicher, als durch das Aussprechen der Reichsacht geschehen wäre, wirkte Maria Theresia gegen den König durch den Ernst, welchen sie bei den Herrschern von Frankreich und Rußland für die Fortsetzung des Krieges zu erhalten wußte. Die russische Kaiserin, um den Flecken der Zorndorfer Schlacht auszutilgen, sendete neue Schaaren und in dem General Soltykof einen neuen tapfern Feldherrn. In Paris aber war der bisherige französische Gesandte in Wien, der Herzog von Choiseul, eine Haupttriebfeder des Krieges gegen Friedrich, erster Minister geworden und bot noch einmal die Kräfte Frankreichs auf, um den Besitz von Westfalen, Hannover und Hessen mit Uebermacht zu erzwingen. Diesen Ländern war ein hartes Schicksal bereitet, wenn die Absicht gelang; an Hannover wollte Frankreich Rache nehmen für die großen Verluste, die es auf dem Meere und jenseits der Meere durch England erlitt. Durch glorreiche Siege der britischen Seehelden war Frankreichs Seemacht hart beschädigt und in Ostindien wie in Nordamerika waren beträchtliche Landstriche verloren. Den Racheplanen Frankreichs in Deutschland sollte nun Herzog Ferdinand von Braunschweig mit kleiner Macht einen Damm entgegenstellen.

Ferdinand war von zwei Seiten bedroht. Am Main stand der Herzog von Broglie mit einem Heere und hatte seinen Mittelpunkt in Frankfurt, welches er durch Ueberrumpelung in seine Gewalt gebracht hatte; — daß es freie Reichsstadt war und bisher zu dem Reichskriege gegen Friedrich pflichtmäßig Geld und Mannschaft geliefert hatte, schützte die Stadt vor dieser Grausamkeit nicht. — Vom Niederrhein her sollte der Marschall von Contades mit dem Hauptheere auf das hannoversche Land vordringen. Ferdinand gedachte, wie König Friedrich, durch Schnelligkeit beiden Heeren nach einander zu begegnen, und brach früh im Jahre gegen den Herzog von Broglie auf. Am 13. April traf er auf ihn bei dem Dorfe Bergen unweit Frankfurt. Er ließ ihn unverzüglich durch die tapfern hessischen Krieger angreifen, aber die Stellung der Franzosen war zu fest und so, daß immer frische Schaaren die ermüdeten ablösen konnten. Nach dreimaligem, tapferm Angriffe mußten die Hessen zurückweichen und der besonnene Feldherr, der sein ganzes Heer, womit er viele Landstriche beschützen sollte, nicht der Gefahr einer unglücklichen Schlacht bloßstellen wollte, gab den Kampf auf. In guter Ordnung zog er sich zurück und mußte bald alle seine Feldherrnkunst aufbieten, um nur Niedersachsen gegen die Angriffe des Marschalls von Contades zu vertheidigen. Dieser war bei Düsseldorf über den Rhein gegangen, zog sich durch den Westerwald nach Gießen, vereinigte sich mit Broglie und nahm Kassel, Paderborn, Münster und Minden an der Weser. Es war ein rasches Gelingen in allen diesen Unternehmungen und Ferdinand sah sich bis an die untere Weser in die Gegend von Stolzenau gedrängt; der französische Feldherr aber glaubte Hannover nun schon als sichere Beute in seiner Hand zu halten, und die Befehle über die Behandlung des Landes, die er von seiner Regierung erhalten hatte, bedrohten dasselbe mit dem traurigsten Schicksale. In Paris war großes

Frohlocken über diesen glänzenden Anfang. Allein der deutsche Held verwandelte dasselbe bald in Trauer und Niedergeschlagenheit. Seinen Vortheil ersehend, drang er zu rechter Zeit gegen das gesammte, bei **Minden** gelagerte französische Heer vor und stand am 1. August in seinem Angesichte. Contades mußte schlagen, weil ihm seine Zufuhr durch einen raschen Zug des unternehmenden Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig mit einem besonderen Corps in seinem Rücken abgeschnitten war; er verließ daher, im Vertrauen auf seine Uebermacht, seine feste Stellung und rückte dem Herzog Ferdinand entgegen. Aber die rechte Einsicht mangelte ihm an diesem Tage, obwohl er sonst kein ungeschickter Feldherr war. Gegen allen Kriegsgebrauch hatte er die Mitte seiner Schlachtreihe mit Reiterei besetzt, und diesen Umstand, den er vielleicht zur glücklichen Stunde erdacht zu haben meinte, wendete Ferdinand zu seinem Verderben. Er befahl dem englischen und hannoverschen Fußvolk, dessen Standhaftigkeit er erprobt hatte, gerade auf die feindlichen Reiterschaaren loszugehen. Es war ein kühner Gedanke; Ferdinands überlegener Geist wagte es, die gewöhnliche Ordnung des Herkommens umzukehren; und es gelang. Die Reiterei, die beste des französischen Heeres, verwundert über die Keckheit des Fußvolks, stürzte gegen dasselbe im ungestümem Angriffe vor; er scheiterte, so oft er wiederholt wurde, an der eisernen Festigkeit der Reihen; und das Feuer des Geschützes wie der Gewehre trieb endlich die ganze Schlachtordnung der Reiter in die Flucht; das Handgemenge wurde so groß, daß die hannoverschen Bataillone allein 6 französische Reiterstandarten eroberten. Es entstand eine gefährliche Lücke in der Mitte der Franzosen; Herzog Ferdinand gab dem englischen General Sackville, der seine Reiterei anführte, den Befehl, sogleich mit ganzer Kraft die fliehenden Feinde zu verfolgen; und that er dieses und trennte das französische Heer von einander, so war es vernichtet. Allein Neid und Feigheit machten den englischen Anführer hier zum Verräther, er befolgte des Herzogs Befehl nicht und die Franzosen gewannen Zeit, sich wieder zu sammeln und einen ziemlich geordneten Rückzug anzutreten. Sie hatten 8000 Mann und 30 Kanonen verloren. Wichtiger indeß waren die Verluste nach der Schlacht. Contades zog sich, immer verfolgt von dem unermüdlichen Erbprinzen von Braunschweig, der an demselben Tage der Mindener Schlacht mit einem besonderen Corps den Herzog von Brisson bei Gohfeld geschlagen hatte, an dem rechten Weserufer nach Kassel zurück, dann noch weiter südlich nach Gießen. Ferdinands Krieger aber eroberten nach einander Marburg, Fulda, und in Westfalen Münster, und so sah sich dieser ruhmwürdige Feldherr am Ende des Jahres wieder im Besitz der Länder, die er im Anfange in seiner Gewalt gehabt hatte.

Der König Friedrich hatte den Feldzug in diesem Jahre nicht so früh eröffnet; sein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie Anfangs, die rasche Folge der Entscheidungen; vielmehr war sein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oestreicher und Russen so lange wie möglich zu verhindern. Er legte sich daher in ein festes Lager bei Landshut und ließ den Oestreichern durch rasche Streifzüge in Böhmen, so wie den Russen in Polen, ansehnliche Magazine zerstören. Dies verzögerte den Anfang größerer Unternehmungen für beide; denn nach der damaligen Kriegsweise, da die Heere oft lange in einer Gegend blieben und doch den Einwohnern nicht alle ihre Habe aufzehren wollten, bedurften sie großer Vorräthe.

Endlich aber rückten die Russen mit 50,000 Mann gegen die Oder

heran, und Laudon war mit 20,000 Oestreichern bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. In dieser Gefahr glaubte Friedrich durch eine außerordentliche Maßregel der schwierigen Lage begegnen zu müssen. Er hatte unter seinen Feldherren einen jüngeren im Range, welcher sich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedell. Diesen hielt er für den tauglichsten, ihn den Russen entgegenzustellen; aber es war zu fürchten, daß die älteren Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beschloß der König, wie die Römer in dringenden Gefahren einem einzigen Manne alle Gewalt in die Hände legten, indem sie ihn zum Diktator ernannten, so den General Wedell als Diktator zu dem Heere zu senden, welches gegen die Russen stand. Diese, so lautete der königliche Befehl, sollte er angreifen, wo er sie fände. Der Diktator that nach dem Worte, aber ohne die Umsicht, die ein solches Wort voraussetzt. Er griff die Russen am 23. Juli bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau an, aber so, daß sein Heer über eine Brücke und durch einen Weg, im langen Zuge, zum Angriff sich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderischem Feuer empfangen und zurückgeschlagen. Die Preußen verloren 5000 tapfere Krieger und die Russen vereinigten sich nun ungehindert mit Laudon.

Da mußte der König Friedrich selbst mit 43,000 Mann ihnen entgegeneilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen ging, berief seinen Bruder Heinrich in das Lager bei Schmottseifen, trug ihm die Beobachtung des Feldmarschalls Daun auf und bestellte ihn überdies zum Verwalter des Staates, wenn er auf diesem Zuge sterben oder gefangen werden sollte. Doch forderte er von ihm das feierliche Versprechen, wenn ihm ein solches Unglück begegnen sollte, in keinen, dem preußischen Hause schimpflichen Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und sterben müsse; das Unglück der Gefangenschaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welche große Opfer die Gegner für seine Freiheit fordern würden.

Er fand am 12. August die vereinigten Russen und Oestreicher, 70,000 Mann stark, auf den Anhöhen von Kunersdorf bei Frankfurt an der Oder verschanzt. Trotz ihrer überaus festen Stellung beschloß er sie anzugreifen, und wirklich gelang es den großen Anstrengungen der Seinigen, nach sechsstündigem Kampf den linken Flügel der Russen über den Haufen zu werfen. Aber damit war die Schlacht noch keineswegs entschieden. Noch unerschüttert stand der ganze rechte Flügel der Russen und die Oestreicher waren noch gar nicht ins Treffen gekommen. Unter solchen Umständen wäre es für die Preußen am vortheilhaftesten gewesen, den Kampf abzubrechen, zumal der Tag sich neigte und die Krieger ermattet waren, und Seidlitz und andere Generale suchten den König zu einem solchen Entschluß zu bestimmen. Friedrich jedoch, der bereits einen Siegesboten nach Berlin abgefertigt hatte, bestand auf der Fortsetzung des Kampfes, als sich der linke Flügel der Russen wieder zu sammeln begann; und nun mußte das durch schwere Anstrengung an einem heißen Tage ermüdete preußische Fußvolk gegen die von den Oestreichern besetzten Anhöhen anstürmen, von denen die Feuerschlünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderten. Da half die größte Tapferkeit nicht. So oft auch die Anführer und der König selbst die Reihen wieder ordneten und gegen die feindliche Stellung führten, sie

wurden zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung so groß gewesen war, schlug sie plötzlich in die größte Erschlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die östreichische Reiterei richtete unter den Fliehenden ein schreckliches Blutbad an und an eine Ordnung des Rückzuges war nicht mehr zu denken. Der tapfere Seidlitz war durch einen Kartätschenschuß hart verwundet; der König selbst, den bei dem Anblicke der Niederlage starre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung seines Lebens; gleichgültig hielt er zwischen Todten, Verwundeten und Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen und eine Kugel drang durch sein Kleid bis in die Westentasche, wo sie durch ein goldenes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerungen achtete und östreichische Reiterhaufen heransprengten, ergriffen seine Begleiter die Zügel seines Pferdes und führten ihn halb mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeister von Prittwitz, der ihn mit seinen Husaren in Sicherheit brachte. In diesem Augenblicke schrieb der König an seinen Minister Finkenstein mit Bleistift diesen Zettel: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie.“ — Und einige Stunden später: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selbst. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!“

So finster und hoffnungslos war es in des Königs Seele; und als er am Abend in dem Dorfe Oetscher in einer halb zerstörten Bauernhütte schlaflos sich auf ein Strohlager hinwarf und sein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde schlief; als so alles, was irdische Hoheit zu geben vermag, wie eine abgestreifte Hülle fern von ihm lag; da mag ihm wohl mehr als jemals fühlbar geworden sein, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft und Berechnung allein vermag. Und hätte ihn und sein Volk nicht eine höhere Hand gerettet, sie wären verloren gewesen. Dem siegreichen Feinde stand der Weg nach Berlin und in das Herz des Staates offen; von des Königs großem Heere fanden sich am Morgen nach der Schlacht kaum 10,000 Mann bei ihm zusammen; erst nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge gesammelt und alles an sich gezogen hatte, konnte er bis 20,000 Mann zusammenbringen und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er bei Kunersdorf verloren hatte, einiges Geschütz aus Berlin herbeischaffen. Dennoch ward seine Hauptstadt gerettet und er selbst gewann die Spannkraft seines Geistes bald wieder. Der russische Feldherr verfolgte seinen Sieg nicht; vielleicht aus heimlicher Rücksicht für den russischen Thronerben Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des östreichischen Hauptheeres. Denn dem Feldmarschall Daun schrieb Soltykof, als dieser ihn zum Vorrücken aufforderte: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin allein alles thue.“ Solche Eifersucht und Unzufriedenheit zwischen den Anführern beider Völker spielte fortwährend und rettete den König Friedrich mehrmals aus harter Bedrängniß.

Der Feldmarschall Daun wurde indeß durch des Königs Bruder Heinrich, der jetzt alle Listen der Kriegskunst aufbot, in der Lausitz festgehalten und durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht, sogar gezwungen, sich in die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieser Prinz in besonnener Leitung des Krieges, daß er ohne Blut-

vergießen das bewirkte, was der raschere Bruder durch eine Schlacht ausgerichtet haben würde; und das Schicksal schien sie wohlwollend zusammengeordnet zu haben, damit der Eine das Mangelnde des Andern ersetze. Friedrich selbst hat von seinem Bruder das Urtheil gefällt, er sei der einzige Feldherr des Krieges gewesen, der keinen Fehler gemacht habe.

Doch zwei große Verluste, die der König noch am Ende dieses Feldzuges erlitt, konnte Heinrich nicht abwenden. Der erste war die Räumung von Dresden, des wichtigsten Platzes für Preußen für den ganzen Krieg. Friedrich hatte seinem dortigen Befehlshaber, dem Grafen Schmettau, in der ersten Niedergeschlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht den Befehl zugeschickt, wenn er ernsthaft angegriffen würde, nur die Kriegskasse von sieben Millionen Thalern zu retten. Diesem Befehl zu wörtlich nachkommend, übergab Schmettau der Reichsarmee an demselben Tage (4. Sept.) die Stadt, als der später vom König zum Ersatz abgesandte General Wunsch schon in der Nähe war. Die Kriegskasse war gerettet, aber alle Vorräthe und der Platz selbst, der dem Feldmarschall Daun die Möglichkeit darbot, zum ersten Mal sein Winterlager in Sachsen zu nehmen, waren verloren. Der König versuchte alles, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Er sandte den General Fink mit 13,000 Mann in den Rücken des östreichischen Heeres nach Maxen; aber der Eifer für die Ausführung des Einen Gedankens verdeckte dem Könige die Gefahr dieses Unternehmens. Der Anführer, welcher sie sah und seiner Vorstellungen ungeachtet ausharren mußte, verlor, als er angegriffen wurde, die Zuversicht des Gemüthes und dadurch die Besonnenheit und gab sich, nach blutigen Gefechten, mit etwa noch 5000 kampffähigen Kriegern, die ihm übrig waren, gefangen. Es war ein unerhörter Fall im preußischen Heere und gleichsam ein Sühnopfer für die 14,000 Sachsen, die im Anfange des Krieges fast an gleicher Stelle gefangen genommen waren. Daun zog mit den Gefangenen wie im Triumphe in Dresden ein und nichts konnte ihn nun von seinem Entschlusse abbringen, in Sachsen sein Winterlager zu nehmen. Der König, dem dies unerträglich war, wollte ihn durch Standhaftigkeit ermüden und blieb noch sechs Wochen lang in furchtbarer Kälte im offenen Feldlager bei Wilsdruf stehen, wodurch Daun dasselbe zu thun und zu leiden gezwungen war; endlich aber im Januar 1760 zwang die Strenge des Winters beide, ihren Heeren Ruhe zu gönnen; der König blieb in dem ihm noch übrigen Theile von Sachsen und nahm seinen Standpunkt in Freiberg.

d. Das Jahr 1760.

Mit dem Beginn eines jeden neuen Jahres ward König Friedrichs Lage schwieriger. Der Umfang des Raumes, welchen er noch sein nennen und auf welchem er sich frei bewegen konnte, war wohl noch nicht viel verringert worden, allein die inneren Hülfsquellen der Kraft und des Lebens versiegten immer mehr. Seine Heere wurden kleiner und schlechter, die Zahl der Feinde dagegen wuchs selbst nach den Verlusten, die sie erlitten hatten. Unter solchen Umständen sah sich Friedrich gezwungen, einen bloßen Vertheidigungskrieg zu führen. Für das Jahr 1760 traf er folgende Bestimmungen. Er selbst wollte Sachsen decken, sein Bruder Heinrich sollte die Mark gegen die Russen, der General Fouqué Schlesien gegen den östreichischen Heerführer Laudon beschützen. Aber dieser, der wohl der beste kaiserliche Feldherr war, hatte ein dreimal überlegenes Heer gegen die

Preußen und konnte sie in Unthätigkeit erhalten, während eine seiner Abtheilungen die wichtige Festung Glatz belagerte. Darum verließ Fouqué seine Stellung in dem schlesischen Gebirge, um schneller Hülfe zu leisten, wo sie nöthig sei. Allein nun wurden die Städte und Dörfer im Gebirge, die von einem fleißigen, gewerbsamen Volke bewohnt sind, von den Streifschaaren der Oestreicher auf das härteste mitgenommen und ihr dringendes Flehen bewog den König, seinem Feldherrn den gemessenen Befehl zu geben, daß er seine Stellung in den Bergen, bei Landshut, wieder einnehmen sollte. Fouqué, der ein sehr strenger Mann und deshalb in Schlesien nicht beliebt, aber ein tapferer, entschlossener Krieger war, sah die Gefahr, in welche er ging; weil aber seine Vorstellungen vergeblich waren, so beschloß er wenigstens, nicht wie Fink bei Maxen mit gesenkten, sondern mit erhobenen Waffen den Kampf zu bestehen. Und als er nun am 23. Juni früh um 2 Uhr mit seinen 10,000 Preußen durch 35,000 Oestreicher von allen Seiten angegriffen wurde, da hielt er acht Stunden lang den ungleichen Kampf aus, bildete gegen die Anfälle der feindlichen Reiterei Vierecke mit seinen tapfern Streitern, so lange noch einige Kraft in ihnen war, und vertheidigte jeden Fußbreit Landes. Endlich stürzte er selbst unter sein verwundetes Pferd und wäre von den Reitern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet, hätte sich nicht sein treuer Reitknecht Troutschke auf ihn geworfen und mit seinem Leibe die Hiebe aufgefangen. Ein feindlicher Oberst erkannte und rettete ihn. Die preußische Reiterei hatte sich durchgeschlagen, aber das Fußvolk wurde, bis auf 4000 Gefangene, niedergehauen.

Es war ein harter Schlag für den König; Fouqué war sein Freund, und Schlesien lag nun dem Feinde offen da. Aber er faßte sich bald; um durch eine kühne That den Eindruck des Unglücks schnell zu verwischen, täuschte er den Feldmarschall Daun durch künstliche Märsche, gewann ihm einen beträchtlichen Vorsprung ab, erschien plötzlich vor Dresden und fing an, die Stadt zu beschießen. Es wäre ihm ein großer Gewinn gewesen, wenn er diese wichtige Stadt durch Ueberraschung wieder erobert hätte; allein sie hatte einen tapfern Befehlshaber in dem General Macquire, der, obwohl der dritte Theil der schönen Stadt mit vielen großen Gebäuden durch das heftige Feuer der Preußen in Asche gelegt wurde, dennoch nicht wankte. Er wußte, daß das große östreichische Heer dem Könige bald folgen und in befreien werde; und ihn der That erschien auch Daun, ehe die Stadt zur Uebergabe gezwungen war. Wäre der langsame Feldherr mehr geeilt, so würde er wahrscheinlich das Unglück der Stadt ganz abgewendet haben. Der König hob die Belagerung auf und eilte nach Schlesien, denn hier war ein neues Unglück geschehen; der General Laudon hatte die Festung Glatz, die wichtigste des preußischen Staates nach Magdeburg, durch einen schnellen Angriff und die Feigheit oder Verrätherei des Befehlshabers D'O, eines Italieners, in einem Tage erobert. Sie war der Schlüssel zum schlesischen Lande. Glücklicherweise fand Laudon an dem Befehlshaber in der Hauptstadt Breslau, dem tapfern und unbiegsamen General Tauentzien, einen entschlosseneren Gegner. Dieser ließ sich nicht schrecken; und schnell kam nun der Prinz Heinrich zur Rettung herbei.

Auch der König war schon in Schlesien angekommen, verfolgt oder vielmehr begleitet von dem östreichischen Heere; denn auf seiner einen Seite zog der Feldmarschall Daun, auf der andern der General Lascy. Unter

steten Gefahren bei Tag und Nacht und unaufhörlichen Gefechten der leichten Schaaren ging der Zug bis in die Gegend von Liegnitz. Weiter konnte der König nicht, denn Daun, der nun auch das Laudonsche Heer an sich gezogen hatte und ihm viel überlegen war, verschloß ihm die Wege nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräthe waren. Der Prinz Heinrich aber wurde durch die Russen an der Oder festgehalten. Der König hatte nur noch auf einige Tage Lebensmittel und die Oestreicher standen ihm so nahe, wie bei Hochkirch, so daß er fast in jeder Nacht seine Stellung verändern mußte, um nicht überfallen zu werden. Endlich glaubten die östreichischen Feldherren den rechten Augenblick zur Schlacht gefunden zu haben; der 15. August war dazu bestimmt, und in der Nacht vorher brach Laudon auf, um im Rücken des preußischen Heeres die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen. Der König sollte von allen Seiten angegriffen und wo möglich vernichtet werden. Aber gerade in dieser Nacht war auch sein Heer aus der alten Stellung, weil die östreichischen Heerführer sie am folgenden Tage auf das sorgsamste ausgekundschaftet hatten, in aller Stille aufgebrochen und hatte sich schon auf eben den Höhen von Pfaffendorf gelagert, nach denen Laudon marschirte. Im alten preußischen Lager brannten die Wachtfeuer, von Bauern unterhalten, und Husarenpatrouillen riefen alle Viertelstunden den Wachtruf, während der König schon auf dem neuen Platze ruhte. Die Krieger lagen mit ihren Waffen im Arm; der König legte sich, in seinen Mantel gehüllt, mit dem treuen Zieten und einigen anderen an ein kleines Feuer und schlief. Eine feierliche Stille ruhte auf dem Heere, jedes Geräusch war untersagt, und schlafend oder leise mit einander redend erwarteten die Krieger den Tag. Um 2 Uhr aber weckte plötzlich der Führer einer Husarenrunde den König mit der unerwarteten Botschaft, der Feind sei da und nur 400 Schritte entfernt. Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag; in wenigen Augenblicken waren die Anführer zu Pferde, die Schaaren in den Waffen und geordnet, und die Stimme des Geschützes erscholl. Der erstaunte Laudon merkte bald in der ersten Tagesdämmerung, daß er einen beträchtlichen Theil des preußischen Heeres vor sich habe. Als entschlossener Feldherr verzagte er nicht, sondern machte mehrere tapfere Angriffe; vielleicht mochte der Feldmarschall Daun den Kanonendonner vernehmen und ihm Hülfe leisten. Allein der entgegengesetzte Wind trieb den Schall abwärts, Daun hörte nichts; und nach dreistündigem Gefecht, 5 Uhr Morgens, war die Schlacht schon entschieden. Laudon verlor 4000 Todte, 6000 Verwundete, 82 Kanonen, und mußte eilig über die Katzbach zurückweichen. Daun aber, der am Morgen noch gegen des Königs Heer vorrücken wollte, traf auf den rechten preußischen Flügel unter dem General Zieten; er wurde mit einem nachdrücklichen Geschützfeuer empfangen, und da er Laudons Niederlage erfuhr, zog er sich gleichfalls zurück.

Dieser Sieg verbesserte des Königs Lage außerordentlich und er benutzte ihn mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit. Drei Stunden nach der Schlacht war sein Heer schon wieder auf dem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten, Freunde sowohl als Feinde, auf Wagen mitziehend, und die erbeuteten Kanonen im Zuge der Uebrigen. Die Spitze des Heeres legte an dem Tage noch drei Meilen zurück, und nun konnte der Weg nach Breslau und zu den Vorräthen nicht mehr versperrt werden.

Schlesien war größtentheils gerettet, aber in der Mark und in Sachsen ereigneten sich traurige Begebenheiten. Die Russen hatten sich von Breslau

wieder an der Oder hinuntergezogen und entschlossen sich jetzt, 20,000 Mann in Verbindung mit 15,000 Oestreichern unter Lascy gegen Berlin zu senden. Gegen ein solches Heer konnte sich die Stadt mit einer schwachen Besatzung nicht vertheidigen; sie ergab sich den 4. Oktober dem russischen General Tottleben. Es war das Glück der Stadt, daß er menschlich dachte und eine Plünderung verhütete; doch wurden einige königliche Lustschlösser, namentlich Charlottenburg, von den Sachsen furchtbar verwüstet und viele Denkmäler der Kunst zerstört, auch beträchtliche Geldsummen mußten gezahlt werden; doch schon am dritten Tage verscheuchte der Ruf von dem Anzuge des Königs die Gegner wieder nach Sachsen und über die Oder.

Friedrich kam nicht allein seiner Hauptstadt, sondern vorzüglich des sächsischen Landes wegen. Während er in Schlesien beschäftigt war, hatte sich die Reichsarmee in Sachsen eingefunden und da sie wenig Widerstand fand, sich des ganzen Landes bemächtigt; nun kam Daun mit seinem Heere dazu und legte sich mit 65,000 Mann in ein sehr festes Lager bei Torgau. Wollte der König das für ihn so wichtige Land nicht verloren geben und zum ersten Mal das Winterlager auf seinem eigenen Boden nehmen, so mußte Sachsen noch vor dem Winter von Neuem erobert werden. Es blieb ihm keine Wahl; wie schon am Schlusse mehrerer Jahre mußte er noch einmal einen großen Verlust gegen großen Gewinn setzen. Dieses Mal schien sein Verderben unvermeidlich, wenn das gefährliche Spiel mißlang; er selbst scheint sich in diesem Falle auf seinen Tod gefaßt gemacht zu haben; — und er war sehr nahe daran, die Schlacht zu verlieren. Der Angriff auf die stark verschanzten Weinberge von Torgau sollte am 3. Novbr. von zwei Seiten, durch zwei verschiedene Heeresabtheilungen, im Ganzen 44,000 Mann, geschehen; der König wollte die eine, Zieten sollte die andere im Rücken der Oestreicher gegen die Siptitzer Höhen führen. Ein Wald verbarg des Königs Anrücken; aber seine Züge verwickelten sich in demselben und hielten sich auf; als er nun mit den ersten herauskam, hörte er schon ein starkes Feuer von Zietens Seite und glaubte diesen im vollen Kampfe. Es war aber nur ein Vorpostengefecht, und Daun konnte noch seine ganze Kraft gegen des Königs Angriff wenden. Und als dieser in ungeduldiger Eile, ohne das andere Fußvolk und die Reiterei zu erwarten, seine Grenadiere gegen die Schanzen der Oestreicher führte, da empfing sie ein so mörderisches Feuer aus 200 Stücken Geschütz, daß die Reihen der Seinigen wie vom Blitze niedergeschmettert und wie im Tode noch zusammengeordnet da lagen, daß seine Kanoniere nicht einmal zum Laden ihres Geschützes gelangen konnten, sondern gleichfalls zerschmettert sammt den Pferden hinstürzten, und der König seinen Begleitern gestand, solches Krachen der Schlacht nie gehört zu haben. In der That beraubte es auch mehrere Menschen auf der Stelle des Gehörs. Den König traf ein Streifschuß an der Brust, doch ohne ihn bedeutend zu verletzen[1]), dennoch sank er bewußtlos zusammen in die Arme seines Adjutanten von Berenhorst. Neue Haufen der Preußen rückten heran und gewannen einigen Raum, dann wurden sie von der östreichischen Reiterei zurückgeschlagen. Diese wurde wieder von der preußischen geworfen, die endlich auch herankam, nachdem sie auf dem Wege aufgehalten war; und so wurde bis in die Nacht mit abwechselndem Glücke

[1]) Am andern Morgen fand man die Kugel in seinem Hemde; sie wird aufbewahrt in der Kunstkammer zu Berlin.

gefochten. Aber des Königs Herz war von Kummer niedergedrückt; der Kern seines Fußvolks lag auf dem Schlachtfelde und die östreichischen Verschanzungen waren nicht erobert; der Feldmarschall Daun hatte sogar schon einen Eilboten mit der Siegesnachricht an seine Kaiserin abgesendet. Der Rath des Schicksals hatte es jedoch anders geordnet. Während auf des Königs Seite noch hin und wieder in der Dunkelheit von einzelnen Haufen, die sich verirrt hatten, gefochten wurde, Freunde oft auf Freunde schossen; während in kalter Herbstnacht unzählige Feuer in der Torgauer Haide brannten und Gesunde und Verwundete von beiden Seiten sich um sie sammelten mit dem Vertrage, am Morgen sich demjenigen zu ergeben, der den Sieg gewonnen habe; und während der König in der Kirche des Dorfes Elsnig, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, Befehle schrieb, focht der alte General Zieten noch um den Besitz der Siptitzer Höhen bis 10 Uhr Abends und gewann sie endlich in Verbindung mit dem General Saldern. Dadurch wurde die Stellung der Oestreicher gebrochen; sie konnten den Kampf am andern Morgen nicht wieder annehmen, und Daun, der in der Schlacht selbst verwundet war, zog sich in der Nacht in großer Stille durch Torgau über die Elbe nach Dresden zurück. Es geschah so unbemerkt, daß die Preußen sich schon auf einen neuen Kampf am nächsten Morgen bereiteten. Als der König aber mit der ersten Dämmerung aus dem Dorfe ritt, fand er das Schlachtfeld leer und wurde von seinen eigenen Kriegern als Sieger begrüßt. So war ihm durch diesen blutigen Sieg der Besitz des größern Theiles von Sachsen wieder erobert; er legte sein Heer ins Winterlager und nahm seinen Aufenthalt in Leipzig.

e. Die Jahre 1761 bis 1763.

Die letzten Jahre des Krieges sind weniger mit großen und kraftvollen Unternehmungen angefüllt; die Ermattung der Völker wurde immer sichtbarer, und Friedrich, der sonst der Unternehmende gewesen, mußte wiederum nur auf die Vertheidigung dessen, was er noch besaß, bedacht sein. Sie wurde ihm auch im Jahre 1761 nicht leicht. Er selbst befehligte in Schlesien und wendete alle Kunst an, die Vereinigung des russischen Heeres unter Butturlin mit Laudon zu verhindern, der allein 72,000 Oestreicher anführte. Es gelang dem Könige eine Zeitlang, und es war schon ein Gewinn für ihn, daß darüber ein Theil des Sommers verstrichen war; endlich am 12. August vereinigten sich die feindlichen Heere dennoch in der Gegend von Striegau; sie waren zusammen 140,000 Mann stark, und Friedrich mußte mit seinen 50,000 eine Festung um sich herziehen, um von solcher Ueberzahl nicht erdrückt zu werden. Es war dieses das feste Lager bei Bunzelwitz, nicht weit von Schweidnitz, in welchem er zwanzig Tage lang von den Feinden eingeschlossen gehalten wurde und solche Wachsamkeit nöthig hatte, daß seine Krieger des Nachts in vollen Waffen in Schlachtordnung stehen und bei Tage die Ruhe der Nacht genießen mußten. Dennoch wäre es für die fast dreimal überlegenen Feinde ein Leichtes gewesen ihn zu überwältigen, wenn ein Geist die große Masse geleitet hätte. Allein die beiden Heerführer waren nicht einig unter einander; der eine wollte nicht für den Ruhm des andern arbeiten und glaubte, ihm werde die schwerste Last der gemeinschaftlichen Arbeit aufgebürdet; und wie niemals in diesem Kriege die russischen Heere mit den östreichischen in rechte Einstimmung zu bringen waren, so trennten sie sich auch dieses Mal, ohne etwas auszu=

richten. Hauptsächlich nöthigte sie freilich der Mangel an Unterhalt dazu. Friedrich mit den Seinigen war nun befreit; und um in diesem Jahre gar nichts mehr von den Russen befürchten zu müssen, ließ er durch einen kühnen Streifzug unter dem General Platen ihre großen Vorräthe in Polen zerstören; das Wagestück gelang, das russische Heer war für diesen Feldzug gelähmt.

Allein ohne schweres Unglück für den König sollte auch dieses Jahr nicht vergehen. Indem er seine Stellung bei Bunzelwitz verließ, um die Oestreicher in die ebenen Gegenden Schlesiens zu locken, brach Laudon auf einmal aus den Gebirgen hervor; aber statt dem Könige zu folgen, wendete er sich plötzlich gegen Schweidnitz, überfiel die schlecht besetzte Stadt in der Nacht zum 1. Oktober und nahm sie mit Sturm ein. Die schwache, aus unzuverlässigen geworbenen Leuten bestehende Besatzung wurde mit dem General Zastrow gefangen genommen. — Durch Schweidnitz und Glatz besaßen die Oestreicher nun schon die Hälfte Schlesiens und konnten den Winter über in diesem Lande bleiben. Den Russen fiel nach einer fast viermonatlichen tapferen Gegenwehr die wichtige Festung Kolberg (am 16. Dezember) und damit die Hälfte von Pommern in die Hände, wo sie ihr Winterquartier nahmen.

So eingeengt war der König noch nie gewesen. Zwar hatte Prinz Heinrich die übrige Hälfte Sachsens in diesem Sommer mit vieler Klugheit gegen Daun vertheidigt, aber es war nur die Hälfte, und die Russen hatten dafür von der Oder her im nächsten Frühjahr nur wenige Schritte bis nach Berlin. In solcher Noth hätte der Muth des damals kleinen preußischen Volkes leicht völlig gebrochen werden können. Allein es bewährte sich seines starken Königs würdig, ja es richtete den Sinn desselben durch die Zuversicht, die in Bürgern und Bauern war und die aus dem Munde der Jünglinge, die zu dem Heere kamen, wiedertönte, oft kräftig wieder auf. Es wurde laut im Heere anerkannt, daß König und Krieger so lange muthig bleiben könnten, als das Volk selbst nicht verzage. Darin waren König und Volk und Heer einig, daß, wenn der Untergang unvermeidlich sei, sie wenigstens mit Ehre untergehen wollten.

Aber das neue Jahr brachte unerwartet einen hellen Strahl der Hoffnung mit sich; am 5. Januar 1762 starb die russische Kaiserin Elisabeth und in ihr eine bittere Feindin Friedrichs. Ihr Neffe Peter III. bestieg den Thron; er war ein begeisterter Verehrer des großen Königs, und nur dem Zuge seines Gemüthes folgend ließ er sogleich alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld frei und schloß nicht nur am 5. Mai zu Petersburg einen so uneigennützigen Frieden, daß er ganz Preußen ohne irgend eine Entschädigung herausgab, sondern errichtete auch sogleich ein Bündniß mit Friedrich und ließ seinen Heerführer Czernitschef mit 20,000 Russen zu dem preußischen Heere in Schlesien stoßen.

Diesem Beispiele folgte auch Schweden, des wenig rühmlichen Krieges müde, in so weit, daß es am 22. Mai zu Hamburg mit Preußen den Frieden abschloß.

So konnte Friedrich seine ganze Kraft gegen die Oestreicher wenden und die sichere Hoffnung schöpfen, ihnen zunächst Schlesien wieder abzugewinnen. Mit Schweidnitz sollte der Anfang gemacht werden, und da es der Feldmarschall Daun in einer festen Stellung bei Burkersdorf deckte, so faßte Friedrich den Entschluß, ihn hier in Vereinigung mit den Russen

anzugreifen. Schon war er im Anzuge, als plötzlich die niederschlagende Nachricht kam, der russische Kaiser Peter III. sei ermordet, seine Gemahlin Katharina zur Kaiserin ausgerufen, und Czernitschef mit seinem Heere solle sogleich nach Polen zurückkehren. Der junge Kaiser hatte mit Ungestüm viele Neuerungen in Rußland angefangen, die Geistlichkeit und den Adel gegen sich aufgebracht, seine Gemahlin hart behandelt und seine Deutschen auf kränkende Weise den Eingebornen vorgezogen. Darüber verlor er schon nach sechs Monaten seinen Thron. Für Friedrich aber öffnete sich ein neuer Abgrund von Gefahren, wenn die neue Kaiserin, wie es den Anschein hatte, gleich der Kaiserin Elisabeth gegen ihn gesinnt war. Doch faßte er sich bald und beschloß wenigstens von der Gegenwart der Russen wo möglich noch Vortheil zu ziehen. So groß war die geistige Gewalt, welche Friedrich über die Menschen übte, daß er jetzt den General Czernitschef dahin vermochte, noch drei Tage lang den Befehl zum Abzuge vor seinem Heere geheim zu halten, am Tage des Angriffs auf Dauns Verschanzungen mit auszurücken und einen Theil des östreichischen Heeres bloß durch seine Gegenwart in Unthätigkeit zu erhalten. Czernitschef brachte dem großen Könige dies Opfer, welches ihm leicht seinen Kopf kosten konnte; das Treffen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf erfolgte am 21. Juli und wurde gewonnen. Am folgenden Tage trennte sich das russische Heer vom Könige und zog zurück, Czernitschef aber wurde nicht zur Rechenschaft gezogen, weil die Kaiserin ihre Gesinnung gegen den König geändert hatte. Anfänglich hatte sie geglaubt, Friedrich selbst habe ihren Gemahl zu den harten Maßregeln angefeuert, die er gegen sie ergriffen; als sie aber nach des Kaisers Tode dessen Papiere durchsuchte, fanden sich Briefe des Königs mit den dringendsten Ermahnungen zur Vorsicht in seinem Betragen und besonders zur Schonung seiner Gemahlin. Das änderte Katharinens Stimmung und sie bestätigte den Frieden mit Preußen, doch ohne ihre Hülfe zum ferneren Kriege gegen Oestreich zuzusagen.

Friedrich fing die Belagerung von Schweidnitz an; aber sie nahm den übrigen Theil des Sommers weg. So schlecht zweimal in diesem Kriege die preußische Besatzung diese Festung vertheidigt hatte, so klug und tapfer hielten sich jetzt die östreichischen Anführer, der General Guasko als Befehlshaber und Gribauval als Ingenieur der Festung. Neun Wochen lang hielten sie die Belagerung aus, die der König, nachdem der Herzog von Bevern noch am 16. August ein Treffen bei Reichenbach gewonnen hatte, am Ende selbst mit großem Eifer leitete; und erst, als keine Hoffnung des Entsatzes übrig war und alle Nothdurft fehlte, ergaben sie sich am 9. Oktober mit 10,000 Mann zu Gefangenen.

In Sachsen führte der Prinz Heinrich in diesem Jahre nach seiner besonnenen Weise den Krieg so, daß er das ganze Land außer Dresden besetzt hielt und durch seine tapferen Unterfeldherren, Seidlitz, Kleist und Belling, manchen glücklichen Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die Oestreicher mit der Reichsarmee durch Uebermacht aus seiner guten Stellung bei Freiberg verdrängen wollten, griff er die letztere am 29. Oktober an und schlug sie gänzlich in die Flucht. Dieses war das letzte Treffen im siebenjährigen Kriege. Der König schloß am 24. Nov. einen Waffenstillstand mit Oestreich und vertheilte seine Heere von Thüringen bis nach Schlesien in's Winterlager. Sein Oberst Kleist aber blieb mit 10,000 Mann noch im Felde gegen die deutschen Fürsten, brach

in Franken ein und brachte einen der Reichsfürsten nach dem andern zum Frieden.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte die drei letzten Jahre des Krieges hindurch seinen alten Ruhm in der Vertheidigung Niedersachsens und Westfalens trefflich behauptet. Frankreich bot alle Kräfte auf, diese Länder zu erobern und die Ehre der Waffen zu retten; es wurden immer neue Feldherren geschickt, die Heere im J. 1761 sogar bis auf 150,000 Mann verstärkt, denen Ferdinand nur 80,000 entgegenzusetzen hatte; und dennoch erreichten sie nichts, als den Besitz Hessens, dessen Vertheidigung außer Ferdinands Kräften lag, weil er von zwei Seiten zugleich, vom Niederrheine und vom Maine her, bedroht wurde. Dagegen ließ er sich durch keine Künste noch Schrecken aus seinen Stellungen am linken Ufer der Weser und an der Diemel, wo er Niedersachsen und Westfalen zugleich deckte, verdrängen. In vielen einzelnen Gefechten zeichneten sich seine Unterfeldherren, der Erbprinz von Braunschweig, Spörken, Kielmannsegge und Luckner, aus. Am Ende des letzten Feldzuges konnte der Herzog sogar wieder von der Vertheidigung zum Angriffe übergehen; er vertrieb die Franzosen durch ein glückliches Treffen bei Wilhelmsthal und durch ein anderes bei Lutterberg aus der Gegend von Kassel und beschloß den Feldzug des J. 1762, so wie den ganzen Krieg durch die Eroberung dieser Stadt am 1. November. Es wurde auch auf dieser Seite ein Waffenstillstand geschlossen.

Der Pariser und der Hubertsburger Friede, 10. und 15. Februar 1763. — Alle kriegführenden Völker waren erschöpft und sehnten sich nach Ruhe. England hatte große Eroberungen jenseits der Meere gemacht, aber zugleich seine Schuld um 800 Millionen Thaler vermehrt; und seit Georg II. gestorben und der Lord Bute, des neuen Königs Erzieher, an Pitts Stelle erster Minister geworden war, herrschte die Neigung zum Frieden bedeutend vor, den auch Frankreich wünschen mußte. Auf solche Weise wären Friedrich und Maria Theresia allein auf dem Kampfplatze geblieben; aber Oestreich hatte, wenn auch noch Krieger, doch nicht mehr das Geld zur alleinigen Fortsetzung des Kampfes, und der König Friedrich wollte von Anfang an nur Schlesien behaupten. Da ihm dieses zugesichert wurde, bestätigte er gern den Frieden, der durch seinen, den östreichischen und sächsischen Bevollmächtigten auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg verabredet war. Von beiden Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Kriegsgefangenen ausgewechselt, keine Kriegsschäden vergütet; König Friedrich blieb in dem Besitze von Schlesien und gab dem Kurfürsten von Sachsen sein Land wieder. Es war durch schweren, blutigen Kampf in der äußeren Gestaltung der Dinge nichts geändert, aber gewisse große Erfahrungen, die er gegeben hatte, erhielten für Europa beinahe 30 Jahre hindurch eine wohlthätige Ruhe. Das unstäte Wogen der Verhältnisse, das gespannte Beobachten der Staaten unter einander, die Erwartung plötzlicher Ausbrüche, — das alles war niedergeschlagen und es trat auf einige Zeit ein Glaube ein, daß die bestehende Ordnung der Dinge Dauer haben könne. Ueber Preußen war der Schicksalsspruch ergangen, seine Macht beruhe auf festen Pfeilern, so lange der Geist die verhältnißmäßig kleine Masse beherrsche und bewege. Ernster, emsiger und kriegerischer Sinn in Herrscher und Volk, Gerechtigkeit und Sparsamkeit in der Verwaltung, Vorstreben des Geistes in dem Besten, was das Zeitalter mit sich bringt, — dadurch hielt

der König Friedrich und sein Volk den Kampf mit halb Europa aus. — Oestreich bewies in dieser Zeit, wie bei allem früheren Wechsel seiner Schicksale, daß seine Macht nicht weniger unzerstörbar sei; daß seine schönen, reichen Länder, die Treue und Tüchtigkeit der Einwohner, ihre Liebe zu der väterlich milden Regierung, einen trefflichen Kern gesunden Lebens in sich bewahren. Auch die Hessen, Hannoveraner und übrigen Niedersachsen hatten in dem Kampfe gegen die französischen Heere Ausdauer und Tapferkeit in solchem Maße bewährt, daß der deutsche Name in ihnen hochgeehrt erschien. Ueberhaupt fiel die Ehre des Krieges auf die Deutschen zurück. Wenn von der Ueberlegenheit geredet wurde, welche Geistesgröße im Gedränge des Kampfes, in rascher Ergreifung des Augenblicks gewährt, so ertönte König Friedrichs oder Herzog Ferdinands Name in Aller Munde. Ja, seit diesem Kriege erzählten die Völkerschaften fern in Asien und Afrika, solche, die noch nicht einmal Schrift kannten, von dem König Friedrich in Preußen. Prinz Heinrich war das Muster des besonnenen Feldherrn, der mit geringen Kräften einen viel mächtigern Gegner zu beschäftigen weiß und keine Blößen giebt; Zieten und Seidlitz galten als die besten Reiterführer, und so viele andere Feldherren als Helden, in trefflicher Schule gebildet. Dagegen wurde wer die Kunst lernen wollte, musterhafte Stellungen zu wählen oder das Geschütz entscheidend zu gebrauchen, zu den östreichischen Heeren gewiesen; und die Namen des erfahrnen Brown, des schnellen und unternehmenden Laudon, der geschickten Führer Nadasdy, Lascy und anderer durften dreist neben den älteren, berühmten Heerführern Oestreichs genannt werden.

Frankreich hatte wenig Ehre in diesem Kriege gewonnen; eine schwache, planlose, von Weibern und Günstlingen geführte Regierung hatte eine unheilbare Erschlaffung erzeugt. Es verlor zwar in dem Pariser Frieden, der fünf Tage vor dem Hubertsburger geschlossen wurde, nicht so viel, als man nach dem Kriegsglück der Engländer zur See erwartet hatte; allein dieser Friede war durch den wenig scharfsichtigen Bute geschlossen, und Pitt dagegen hatte während des Krieges auf glänzende Weise gezeigt, welche außerordentliche Kraft in dem englischen Volke liege und der vollen Entwickelung warte.

3. Die Persönlichkeit und der Einfluß Friedrichs des Großen.

In der fast dreißigjährigen Ruhe nach dem Hubertsburger Frieden entwickelten sich viele Keime, die früher in Deutschland gepflanzt waren, zur vollen Reife. Um diese Zeit mit einem Namen zu bezeichnen, hat man sie das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt, weil sein Geist und sein Vorbild Allen voranleuchtete, und das Gute wie das Fehlerhafte des mit ihm lebenden Geschlechts in ihm nach großem Maßstabe ausgebildet erscheint. Ihre Eigenthümlichkeit wird klarer ins Auge treten, wenn wir zuvor, wie wir den König im Kriege sahen, ihn auch im Frieden betrachten.

Friedrichs nächste Sorge war die Wiederherstellung seines Heeres, damit kein Feind hoffen dürfe, vom plötzlichen Wiederanfange des Krieges Gewinn zu ziehen. Um die neu angeworbenen Krieger bald den alten geübten, deren nur noch wenige waren, gleich zu bringen, wurden die Uebungen mit Ernst und großer Strenge betrieben; aber es geschah hier, wie mit den meisten menschlichen Angelegenheiten, wenn das, was sich in dem Augenblicke

seines kräftigsten Lebens als vortrefflich gezeigt hat, festgehalten werden soll: Die Form gilt bald als die Hauptsache; der Geist, welcher in einer bestimmten Gestalt nur einmal seine Wohnung nehmen kann, verläßt dieselbe und bildet sich unbemerkt eine neue; die Menschen aber verehren die Hülle noch lange, als besäßen sie das Wesen. Der große König selbst, der seine Kriegsübungen in ganz Europa nachgeahmt sah, täuschte sich in der Ueberschätzung ihres Werthes. Das System der stehenden Heere wurde auf seinen Gipfel getrieben, es wurde die Hauptsorge aller Staatsverwaltung; der Ernst wurde wieder zum Spiele, bis eine große Welterschütterung des Spieles Nichtigkeit offenbar machte.

Um vieles wohlthätiger und dauernder wirkend war Friedrichs Sorge für das Wiederaufleben seines zertretenen Landes; diese Sorge ist das unverwelklichste Blatt seines Lorbeerkranzes. Das Korn, welches schon zum nächsten Feldzuge aufgekauft war, wurde den am meisten verarmten Landleuten als Saatkorn geschenkt und die überflüssigen Pferde wurden unter sie vertheilt. In Schlesien wurden die Abgaben auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark, wo die Russen zerstört hatten, auf zwei Jahre erlassen. Ja, der König schenkte zur Aufhülfe des Ackerbaues und der Gewerbe noch baare Geldsummen nach der Größe des Bedürfnisses, und diese Geschenke betrugen in den vierundzwanzig Jahren seiner Regierung nach dem Hubertsburger Frieden über vierunddreißig Millionen Thaler. Solche Großmuth durfte sich König Friedrich deshalb zum eigenen Ruhme anrechnen, weil sie nur durch seine große Sparsamkeit möglich war; und mit dieser fing er, mit großartiger Gesinnung, zunächst bei sich selbst an. Sein Grundsatz war, daß sein Schatz nicht ihm, sondern dem Staate gehörte, durch den er zusammengebracht sei; und während manche andere Fürsten, die Schweißtropfen, die an jedem Geldstücke hingen, nicht achtend, in unmäßiger Verschwendung prunkten, lebte er so einfach, daß er von der zu seiner Hofhaltung ausgesetzten Summe fast eine Million Thaler jährlich ersparte.

Seine Grundsätze in dieser Beziehung sprach er einst gegen den Verwalter der indirekten Steuern, Herrn de Launay, sehr schön aus: „Ludwig XV. und ich," sagte er, „sind ärmer geboren, als der ärmste unserer Unterthanen, denn nur wenige wird es unter diesen geben, die nicht ein kleines Erbe haben, oder sich doch durch Fleiß erwerben können, während er und ich nichts besitzen und nichts zu erwerben im Stande sind, was nicht dem Staate gehörte. Wir sind nichts, als die Verwalter des allgemeinen Vermögens, und wenn wir als solche auch zu unseren Ausgaben so viel davon verwenden können, als wir vernünftigerweise bedürfen, so würde ein Mehr doch stets ein Raub und eine Untreue an dem öffentlichen Gute sein."

Durch des Königs Sorge für den Ackerbau lebte dieser schnell wieder auf. Große Strecken Landes wurden urbar gemacht, neue Anbauer aus anderen Ländern herübergezogen, und wo vorher Sumpf oder Moor war, blühten bald fruchtbare Kornfelder. Der Anblick solches Fortschreitens that dem Könige bei seinen jährlichen Musterungsreisen außerordentlich wohl und sein lebhafter Geist bekümmerte sich selbst um das Kleinste, so daß wohl wenige Fürsten ihre Staaten so kennen, als Friedrich die seinigen kannte. Wie sehr aber diese Sorgfalt des Wiederherstellens noth that, geht schon aus dem Einen hervor, daß die Zahl der im Kriege abgebrannten Häuser in seinen Staaten 14,500 betrug, von denen die meisten,

nach des Königs Zeugniß, von den Russen in Brand gesteckt waren. — In Oberschlesien allein wurden von 1763—79 zweihundertunddreizehn neue Dörfer angelegt. Dieses Land, welches so viel gelitten hatte, lag dem Könige besonders am Herzen, und als er es nun wieder aufleben sah, als im J. 1777 bei einer allgemeinen Zählung 180,000 Menschen mehr in Schlesien gefunden wurden, wie im J. 1756, als der Krieg anfing; da auf solche Weise der Verlust des Krieges mit Gewinn ersetzt war und Ackerbau, Gewerbe und Leinwandhandel blühten, schreibt er selbst in einem Briefe mit inniger Zufriedenheit, welche Freude er darüber fühlte, eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgehoben zu haben.

Daneben soll eine Schattenseite in Friedrichs Landesverwaltung nicht verschwiegen werden. Noch mehr Sorge, als auf den Ackerbau, verwendete er auf das Fabrikwesen, damit das Geld, welches sonst für die Erzeugnisse fremder Fabriken außer Landes gehen würde, im Lande verbliebe. Und um die einheimischen Fabriken zu schützen und zugleich seinen Schatz möglichst zu füllen, trieb er die Zölle und die Accise auf eine unnatürliche Höhe. Zu ihrer Eintreibung errichtete er eine General-Administration der königlichen Gefälle, kurzweg die Regie genannt, und berief zur Oberleitung derselben Franzosen, weil er das französische Steuersystem für das vollkommenste hielt. Diese trieben mit ihrer natürlichen Schlauheit und Rührigkeit die Kontrole auf das Aeußerste und machten dadurch die ganze Einrichtung so verhaßt, daß Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., sogleich beim Antritt der Regierung die Regie abschaffte.

Zu Friedrichs Entschuldigung muß freilich bemerkt werden, daß eine solche Behandlung des Steuerwesens damals das allgemeine System in ganz Europa war. Jedenfalls ging aus den Bestrebungen des Königs auch auf diesem Gebiete hervor, daß sein Volk sowohl im Landbau, als in den Anstalten für die weitere Verarbeitung der Produkte des Landes zum äußersten Fleiße angetrieben wurde. Der Fleiß aber ist besonders demjenigen Volke das erste Bedürfniß, welches nur durch ihn der Natur seinen Beistand abgewinnen kann, und dieser Gewinn ist nicht der einzige; der viel größere ist die frische, gesunde Lebenskraft, die er dem Volke giebt. In dieser Tugend war König Friedrich dem seinigen ein Muster. Schon in seinen früheren Jahren schrieb er einst an seinen Freund Jordan: „Du hast Recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang." Und später, in seinem hohen Alter, klingt dieser Gedanke gleichsam als der Grundton seines ganzen Lebens in einem andern Briefe wieder: „Die Weise, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst", schreibt er. „Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Geist und mein Leib beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin."

Dieser Trieb der Thätigkeit entsprang, wie aus dem Pflichtgefühle des großen Königs, so auch ganz vorzüglich aus der umfassenden Theilnahme seines Geistes an allen menschlichen Bestrebungen, sowohl des Sinnens und Forschens auf dem Felde der Wissenschaften und des Bildens in den Künsten, besonders der Dichtkunst, als auch des Schaffens und Ordnens in allen praktischen Gebieten des Lebens. Und in dieser umfassenden Richtung und Thätigkeit seines Geistes liegt auch eigentlich das Geheimniß, weshalb der König seinen Feinden selbst im Felde so sehr überlegen war und mit geringen Mitteln so Großes ausgerichtet hat. Nie verlor er sich ganz in

einer Richtung. In den drängendsten Augenblicken der Kriegführung fand er doch immer noch Zeit zur Lektüre, zur Musik, zur Dichtung. Der Geist machte sich aus den Banden der überwältigenden Gedanken und Gefühle, sei es des Glücks oder des Unglücks, wieder frei, gewann sich selbst wieder und konnte nun von Neuem von oben her das Feld überschauen, auf welchem er handeln sollte. Friedrich schreibt im J. 1757 an seine Schwester Amalie: „Verse machen zerstreut mich, und so lange diese Zerstreuung dauert, fühle ich mein Unglück nicht. Der Geschmack an Poesie ist gleichsam neu in mir geboren, und wie schlecht auch meine Verse sein mögen, sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst.“ — Die Kriegführung ist in ihrer innersten Bedeutung keine geheimnißvolle Kunst, die sich etwa so erlernen ließe, daß uns durch andere, die im Geheimnisse stehen, der Schlüssel dazu überliefert würde; sie fordert außer den durch Erfahrung zu lernenden technischen Kenntnissen die Anwendung der gespanntesten Geisteskraft auf den gegebenen Fall, den klaren Blick, das scharfe Urtheil, vor allem aber den raschen Entschluß. Je höher der Geist steht, je unabhängiger von Furcht und Hoffnung, je freier über der Schätzung irdischer Dinge, desto sicherer muß er, wenn er übrigens die Fähigkeit dazu besitzt, auch die Aufgabe eines Schlachtfeldes beurtheilen und im rechten Augenblicke den entscheidenden Entschluß fassen können. Wenn die feindlichen Heerführer nur dem einen Gedanken ihrer vorher berechneten Plane folgten und weder links noch rechts weiter hinausblickten, so durchschnitt Friedrich mit einem kühnen Entschlusse ihre ganze Berechnung und brachte sie in Verwirrung.

In der Benutzung der Zeit ist König Friedrich ein nur von wenigen Menschen erreichtes Muster gewesen. Die früh entworfene Ordnung seines Lebens blieb bis in sein Alter unverändert, und noch am Tage vor seinem Tode beschäftigte er sich mit den Geschäften der Regierung. Jede Stunde hatte ihre Bestimmung, und der große Grundsatz, welcher die Seele alles Fleißes ist, nichts aufzuschieben, galt ihm als unverletzliches Gesetz. Die Zeit von 4 Uhr Morgens bis gegen Mitternacht, also fast fünf Sechstheile des Tages, waren irgend einer Thätigkeit des Geistes oder Gemüthes gewidmet. Denn damit selbst die Zeit der Tafel nicht ohne Nahrung für den Geist vorübergehe, versammelte der König Mittags und Abends eine Auswahl geistreicher Männer um sich, und die Unterhaltung war meistentheils durch ihn selbst so belebt, daß man sie mit sokratischen Gastmählern verglichen hat. Freilich traten nach der Weise der Zeit vorzüglich nur Witz und Laune glänzend hervor. Die Schnelligkeit, das Treffende und Ueberraschende der Gedanken, galt vor allem; Gründlichkeit und die treue menschliche Nachsicht fanden in jenem Zeitalter weniger ihren Platz; und schon die französische Sprache, welche in Friedrichs Gesellschaft geredet wurde, mußte diese Richtung mit sich bringen. — Die übrige Zeit des Tages war zwischen dem Lesen der eingelaufenen Berichte, den Vorträgen der Kabinetsräthe, dem oft eigenhändigen Entwerfen der Antworten; ferner der Anordnung seiner Anlagen bei den Lustschlössern; den schriftstellerischen Arbeiten, deren Friedrich eine reiche Sammlung hinterlassen hat, und endlich der Unterhaltung mit seiner Flöte getheilt. Diese wiegte, wie eine vertraute Freundin, die heftigen Regungen seines Innern sanft ein; und während er mit ihr oft stundenlang durch seine Zimmer wandelte, wurde das Reich der Gedanken immer freier und sein Geist war alsdann, wie er selbst bezeugt, am ungestörtesten thätig. Doch litt nie ein Geschäft des Staates unter den

selbstgewählten, gemüthlicheren Genüssen, welche die Musik und Dichtkunst ihm gewährten. Das ist der größte Ruhm des Königs, daß ihm Pflicht und Beruf über alles heilig waren, und daher hat man mit Recht von Friedrich gesagt, daß die Pflicht eines Königs, in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Würde, die Idee gewesen sei, welche sein Leben beherrschte und seiner Seele Mittelpunkt war; und wie hoch stand Friedrich in dieser Hinsicht über den meisten Herrschern seiner Zeit, an deren Höfen das Versailler Königthum mit seiner Verschwendung und seiner unerhörten Sittenverderbniß noch immer als Vorbild galt. Wie hätte doch dieser König sein ganzes Zeitalter emporheben und mit sich fortreißen und an tausend gefährlichen Klippen vorüberführen können, wenn von seiner Jugend an durch Innigkeit und Liebe die treue, feste, deutsche Natur, die in ihm lag, gepflegt worden wäre.

Aber eben diese Jugend und die Erziehung Friedrichs hat manchen edlern Keim in ihm unentwickelt gelassen. Sein Vater Friedrich Wilhelm I. war ein rauher, strenger Mann, dem die Anmuth der Musen fremd war; zu dem Sohne, welcher von früh auf der feineren Bildung nachstrebte und an den derberen Neigungen des Vaters keinen Geschmack fand, hatte er nie ein rechtes Herz gewinnen können. Er behandelte ihn hart, ja despotisch; wenn sein Zorn aufbrauste, so züchtigte er den schon erwachsenen Sohn mit Stockschlägen und zog ihn bei den Haaren auf der Erde herum; er hegte von ihm gar keine Hoffnung für den Staat und hatte sogar einmal im Sinne, den zweiten Sohn August Wilhelm ihm vorzuziehen, und so mußte anch des Sohnes Herz ihm immer mehr entfremdet werden. Es kam dahin, daß Friedrich im J. 1730 auf einer Reise mit dem Vater nach Wesel einen Versuch machte, der drückenden väterlichen Gewalt zu entfliehen; aber entdeckt, war er selbst in Gefahr durch den Zorn seines Vaters auf das Blutgerüst geführt zu werden. Die braven Generale des Kriegsgerichts, die das Todesurtheil nicht aussprechen wollten, und die Fürbitte Kaiser Karls VI. retteten ihn, aber der Vater zwang ihn, die Hinrichtung seines Freundes, des Majors Katt, der ihm zur Flucht hatte behülflich sein wollen, mit anzusehen. So wuchs Friedrich ohne die rechte Wärme der Liebe auf, welche einzig das zarte, jugendliche Gefühl zu entfalten vermag. Dieser Mangel ist schmerzlich an ihm fühlbar gewesen bis in sein Grab. In dem jugendlichen Feuer war er enthusiastischer Freundschaft aus Bewunderung fähig; aber was an lauterer offener Liebe noch in ihm war, nahm das Leben mit seiner Herbigkeit immer mehr aus seiner Seele, und endlich stand der große König fast als ein Einsiedler, mit in sich verschlossenem, einsamem Gemüthe da.

Die unglückliche Sitte der Zeit wollte, daß französische Lehrer und Bücher den Gedankenkreis des Knaben und Jünglings gänzlich bestimmten. Als Kind erhielt Friedrich eine ausgewanderte Hugenottin zur Pflegerin und erlernte von ihr, statt seiner Muttersprache, das Französische und sprach und schrieb später diese Sprache mit Leichtigkeit. Sein späterer Lehrer, Duhan de Jandun, las mit ihm, statt deutscher Bücher, nur französische und ließ ihn französische Verse machen. Und früh schon wurde der Mann, welcher einen unübersehbar verderblichen Einfluß auf sein Zeitalter geübt hat, dessen scharfer Verstand und schneidender Witz nichts Heiliges unangetastet ließ, Voltaire, das große Vorbild für Friedrichs empfängliche Seele. Dieses Mannes Schriften waren des Jünglings tägliche Beschäftigung und

nahmen sein Gemüth so ganz gefangen, daß er ihn in seiner Bewunderung über alle Sterblichen erhob und nach seiner Freundschaft, wie nach dem kostbarsten Kleinode, trachtete. Der eitle, eigensüchtige Fremde wußte diese Stimmung, die er in des Prinzen Briefen sah, trefflich zu benutzen. Er schmeichelte dem königlichen Freunde wieder, und in diesem gegenseitigen Spiele der Selbstliebe wähnte der Jüngling die glücklichste Freundschaft gestiftet zu haben. Wie aber Freundschaft nur durch strenge Wahrheit bestehen kann, wenn die Seelen klar und offen vor einander daliegen, in treuen Kämpfen zusammen der Tugend nachstreben, so konnte jene Verbindung der beiden, auf so lockerem Grunde ruhend, die schärfere Prüfung nicht bestehen. Im späteren Zusammenleben, als Voltaire im J. 1750 an des Königs Hof berufen war, zeigte sich täglich mehr und mehr das Kalte, Neidische und Gehässige in des Günstlings Seele; der frühere Zauber wich von des Königs Augen, die Gemüther entfernten sich von einander, und endlich trennten sie sich in heftiger Erbitterung. Voltaire aber rächte sich bei seiner Rückkunft nach Frankreich durch die bittersten Schmähschriften.

So kränkende Erfahrungen verschlossen Friedrichs Herz immer mehr, und gaben ihm die Bitterkeit gegen die Menschen, die früher nicht in ihm war und die, wenn sie ein Gemüth beherrscht, das Leben verfinstern muß.

Diese Einsamkeit und Verschlossenheit der Seele hat auch des Königs Regierung ihren Stempel aufgedrückt. Sie war eine Selbstregierung im strengen Sinne des Worts; von dem Könige ging alles allein aus, auf ihn ging alles zurück, und weder eine ständische Verfassung, noch selbst ein Staatsrath, der, aus den erleuchtetsten Männern gewählt, dem Könige die vielseitig geprüfte Sache darlegen konnte, fanden in Friedrichs Regierung Raum. Aber, so scharf sein Auge war, — das Auge des Einzelnen vermag dennoch nicht alles zu durchdringen; — es mußten ihm wesentliche Mängel verborgen bleiben; in der Verwaltung aber mußte sowohl Willkür auf der einen, als eine todte Förmlichkeit auf der andern Seite sich immer mehr einschleichen. Darum ist eine gute ständische Verfassung so unzerstörbar und hebt die Kraft eines Staates zu so hoher Stufe, weil in ihren Formen die Stimme der Aufgeklärtesten und Wohlgesinntesten im Volke auf gesetzmäßigem Wege laut werden und jeder, den Einsicht und Wille treiben, auch ohne Staatsbeamter zu sein, sein Vaterland mit berathen helfen kann.

Solche Ansichten und Grundsätze waren dem damaligen Zeitalter, welches sich von dem einfachen Gange der Natur entfernt hatte, verborgen.

Die Festigkeit eines Staates, welche in dem freudigen Zusammenwirken Aller für ein über Alles geliebtes Vaterland liegt, suchte jene Zeit großentheils in den Formen. — In Friedrichs klarer, fester Seele würden die großartigen Ansichten des Staates, wenn die Zeit sie gehegt hätte, sicher Raum gefunden haben; aber von selbst erfand er sie nicht, weil er die Kraft in sich fühlte, allein zu herrschen, und den starken Willen, sein Volk durch sich allein glücklich und groß zu machen. Dadurch mußte ihm auch die Stärke des Staates in den Mitteln zu liegen scheinen, welche in der Hand eines Einzigen die schnellsten und wirksamsten sind, in dem zum großen Theile geworbenen Heere und in dem Schatze. Sein hauptsächlichstes Streben ging auf eine solche Verwaltung seiner Länder, daß ihr Wohlstand die größtmögliche Vermehrung dieser beiden Stützen des Staates,

wie er sie dafür hielt, gestattete. Ja er wählte oft die Mittel dazu nur nach ihrer Wirksamkeit, ohne Rücksicht auf ihren Einfluß auf die Stimmung und die Sittlichkeit des Volkes. Ein französischer Generalpächter, Helvetius, wurde im Juni 1764 nach Berlin gerufen, um über die Vermehrung der Staatseinkünfte seinen Rath zu ertheilen: und auf dessen Wort wurden Einrichtungen getroffen, welche dem Volke bei ihrer Einführung sehr gehässig waren und viele zum Betruge gegen den Staat verleiteten, mit dem sie sich doch hätten eins fühlen müssen. Aber die Einkünfte des Schatzes vermehrten sich durch diese und andere Mittel außerordentlich.

Friedrichs Rechtfertigung ist dabei, daß er solche Sorge nicht für sich übte, sondern für das Ganze; und zweitens, — wir müssen es noch einmal wiederholen, — daß die großen Irrthümer seiner Zeit seinen Blick gefangen hielten. Wie hätte sein heller Geist ein besseres Licht in sich aufnehmen können, wenn er in einer Zeit wahrer geistiger Freiheit gelebt hätte! Denn die Freiheit des Geistes war ihm lieb und die öffentliche Stimme vernahm er gern; sein Volk genoß unter ihm einer vollen Preßfreiheit, und sogar über sich selbst ließ er ruhig Tadel und Spott ergehen; das Bewußtsein seines ernsten Strebens und Wirkens, und der Treue gegen seine Pflicht, mußten ihn über die kleinliche Empfindlichkeit gegen solche Kränkung hinwegheben. Aufklärung, wie man sie damals verstand, war eine Hauptsorge des Königs. Aber die Aufklärung der Zeit war die des Zergliederns, des Trennens und häufig des Einreißens. Was man weniger erklären konnte, wurde verworfen; Glaube, Liebe, Hoffnung, Ehrfurcht vor dem Alten und Hergebrachten, — alles was in der Tiefe der Seele seine unerforschliche Stätte hat, verlor die Wurzeln seines Lebens.

Es war nicht allein in der Ansicht des Staates und des Menschenlebens solche zersetzende Kraft; sie zeigte sich auch in der Wissenschaft, in der Kunst, und selbst in der Religion. Die Führer des Zuges waren die Franzosen; aber ihre Nachahmung fand sich in aller Welt, und am meisten bei uns Deutschen. Zierlichkeit galt statt der Tiefe, Witz statt des Ernstes, und an die Stelle der Milde und Innigkeit war das kecke, schneidende Wort getreten.

Aber schon in jener Zeit erkannten Einzelne das Rechte und Wahre und erhoben ihre Stimme. Es dürfen in der Welt der Kunst nur die Namen Lessing, Klopstock und Goethe genannt werden; sie waren die Begründer einer innigeren Zeit. Viele schlossen sich an sie an, und es erhob sich ein Widerstand des Geistes gegen das Fortschreiten der sinnlichen Betrachtungsweise der Welt. Von Seiten der Wissenschaft traten bald auch Kant, Fichte und Jakobi auf den Kampfplatz; und aus solchen Anfängen erwuchs nach und nach das gewaltige Treiben der Geister, welches eine der merkwürdigsten Epochen in der Bildungsgeschichte Deutschlands hervorgebracht hat.

Dem König Friedrich blieb dieses Erwachen des deutschen Geistes verborgen; wie auf einer Insel, einsam abgeschlossen, lebte er in der Welt der französischen Bildung, und die Wellen des neuen, lebendigen Stromes brachen sich, ihm unbemerkt, an den Schranken, die ihn umschlossen hielten. Sein Beispiel aber in der Ueberschätzung des Fremden riß die höheren Stände noch tiefer in dieses Uebel der Zeit hinein, so wie seine Regierungsweise den anderen Herrschern zum Vorbilde geworden war. Mehrere derselben wollten, gleich ihm, durchaus selbst regieren, ohne seines Geistes

Ueberlegenheit zu besitzen, und scheiterten, bei übrigens gutem Willen, in ihrer Bahn. Zu diesen gehörten vorzüglich Peter III. von Rußland, Gustav III. von Schweden und Kaiser Joseph II.

4. Joseph II. Friedrichs II. Tod.

Joseph II. folgte seinem Vater Franz I., von welchem als Kaiser wenig zu erwähnen ist. Der Sohn brannte von desto heißerer Begierde, große Veränderungen hervorzubringen, Altes in Neues umzugestalten, und die ausgezeichnete Kraft, die er von der Natur empfangen hatte, zur Umwandlung seiner Länder anzuwenden. Allein so lange seine Mutter Maria Theresia lebte, bis zu dem J. 1780, war er durch ihren Willen vielfach gebunden; die kluge, immer thätige Fürstin konnte ohne Theilnahme an der Regierung nicht leben, und die kindliche Pflicht gebot dem Sohne, ihren Willen vor dem seinigen gelten zu lassen. In der Zeit bis zu dem genannten Jahre fallen noch einige Begebenheiten, welche für die Entwickelung der letzten Jahrzehnte von großer Wichtigkeit gewesen sind.

1. Die erste Theilung Polens. 1773. — Im J. 1763 war August III. gestorben und hatte nur einen minderjährigen Enkel hinterlassen; der polnische Thron, den das sächsische Haus 66 Jahre besessen hatte, ging ihm jetzt verloren. Rußland und Preußen mischten sich in die Angelegenheiten der Polen, weil dieses ehemals starke und gefürchtete Volk durch eigene Zwietracht schwach geworden war und sich selbst nicht zu helfen wußte. Beide Mächte forderten, daß ein geborner Pole zum König gewählt werde, und 10,000 Russen, die plötzlich gegen Warschau heranrückten, und eben so viele Preußen, die sich an der Grenze sammelten, bewirkten, daß Stanislaus Poniatowsky auf den Thron gesetzt wurde. Von da an war kein Reichstag, auf welchem nicht die Fremden ihren Einfluß übten.

Bald nach dieser Zeit entstand ein Krieg der Russen gegen die Türken, worin jene die Moldau und Wallachei eroberten und diese Länder behalten zu wollen schienen. Das wollte Oesterreich wieder auf keine Weise zugeben, damit Rußland nicht zu mächtig wurde, und Friedrich der Große fand sich in Verlegenheit zwischen beiden, wie er das Gleichgewicht am besten erhalten sollte. Aus dieser Spannung schien am Ende der erträglichste Ausweg der zu sein, daß dem Volke, welches sich am wenigsten gegen solche Gewaltsamkeit vertheidigen konnte den Polen, ein Theil ihres Landes abgefordert würde, um damit allen dreien einen Zuwachs zu verschaffen. Dieser Gedanke war zuerst angeregt worden durch eine zufällige Aeußerung Katharinas II. und dann durch Friedrich II. lebhaft aufgefaßt worden. Er zeugt zugleich auf die sprechendste Weise von dem Geiste der jene Zeit trieb. Weil die damalige Weisheit nur den sinnlichen Maßstab ihren Berechnungen zum Grunde legte und die Kraft der Staaten nur nach Quadratmeilen, Einwohnern, Soldaten und Geld zu schätzen verstand, so war das Streben nach Vergrößerung die Seele der Staatskunst; nichts schien wünschenswerther, als eine neue Erwerbung, die den Staat vielleicht vortheilhaft abrundete, und vor diesem gebietenden Grunde mußte der Einspruch des Rechtes und der Billigkeit verstummen. Wenn einer der größeren Staaten eine solche Erwerbung allein machte, so hielten die anderen das Gleichgewicht Europas aus seinen Angeln gehoben; da aber die drei, welche an Polen grenzten, jetzt ziemlich verhältnißmäßig vergrößert wurden, schien es nicht gefährdet.

So äußerlich, so arm und geistlos war nun dieses System geworden, daß man nicht erkannte, wie ein rechtes Gleichgewicht und eine dauernde Sicherheit Aller nur durch die Heilighaltung der Völkerrechte begründet werden könne. — Die Theilung Polens ist die förmliche Aufhebung jenes Gleichgewichtssystemes und das Vorspiel der größeren Umwälzungen, Zerreißungen, Verschmelzungen, ja des Versuches zu einem Weltreiche, die Europa fünf und zwanzig Jahre hindurch in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert haben.

Im Herbste 1773 mußte das von drei Seiten bedrohte, polnische Volk seine Einwilligung dazu geben, daß von seinem Grundeigenthum fast 4000 □Meilen abgerissen und unter Oesterreich, Preußen und Rußland vertheilt wurde.

2. Der baierische Erbfolgestreit. 1778. — Der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern starb im Jahre 1777 ohne Kinder; der Erbe des Landes und der Kurwürde war der Kurfürst von der Pfalz. Allein der rasche Kaiser Joseph, der diesen Erbfall zu Gunsten Oestreichs benutzen wollte, suchte alte Ansprüche hervor, rückte plötzlich mit einem Heere in Baiern ein und besetzte es, und der friedliebende Karl Theodor von der Pfalz, überrascht und in Furcht gesetzt, unterschrieb einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern dem Hause Oestreich abtrat, um nur einen Theil zu behalten. Dieses Verfahren Oestreichs, sowie seine Theilnahme an der Zerstückelung Polens, war um so unerwarteter, als dieser Staat von allen größeren am meisten sich von Gewaltsamkeiten solcher Art frei gehalten hatte.

Im Reiche entstanden Bewegungen darüber, besonders glaubte Friedrich II. nicht unthätig bleiben zu dürfen. Er trat daher als Beschützer des Herzogs von Zweibrücken, des Nachfolgers von Karl Theodor, der gegen den Vertrag des letzteren mit Oestreich protestirte und Friedrichs Beistand anrief, auf und rüstete sein Heer. Der junge feurige Kaiser Joseph that dasselbe, stellte sich in Böhmen auf und erwartete hier den König in so fester Stellung, daß die Preußen, die schon über die Gebirge eingerückt waren, bei einem Angriffe zu viel aufs Spiel gesetzt haben würden. Sie verließen Böhmen wieder, und nach einigen, wenig bedeutenden, Gefechten der leichten Haufen, nachdem der Krieg kein volles Jahr erklärt gewesen war, wurde zu Teschen, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung, am 13. Mai 1779 Friede geschlossen. Die Kaiserin Maria Theresia theilte die Kriegslust ihres Sohnes nicht, sondern verlangte dringend Aussöhnung und Ruhe, und Friedrich, der bei diesem Kriege für sich nichts gewinnen konnte noch wollte, war ebenso gestimmt. Ueberdies war er selbst schon vom Alter gebeugt, und in seinem Heere zeigte sich dem schärfer sehenden Auge, wie unter der Zuchtruthe einer ängstlichen Ordnung, und weil ein übertriebener Werth auf das Kleine und Förmliche gelegt wurde, der Geist, der im siebenjährigen Kriege Wunder gethan, schon zum großen Theile entflohen war. Ja nicht einmal die rechte äußere Ordnung wollte sich im Kriegslager einfinden; besonders war das Verpflegungswesen des Heeres in schlechter Verfassung und schon die ersten Monate des Krieges offenbarten einen drückenden Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Des Königs scharfer Sinn fühlte die Mängel, ohne sich der rechten Quelle klar bewußt zu sein, und er war sehr verdrießlich. Der Friede kam ihm um vieles erwünschter, als der Krieg. Oestreich gab im Frieden alle baierischen Länder außer dem

Burgauer Kreise, an das Haus Pfalz zurück und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken gesichert.

Kaiser Josephs II. Selbstregierung. 1780—1790. Nach Maria Theresias Tode strebte der Kaiser Joseph mit der ganzen Schnellkraft seines feurigen Geistes, große Entwürfe in kurzer Zeit in Vollzug zu setzen und seinen weiten, von ganz verschiedenen Volksstämmen bewohnten Ländern die eine, gleiche Gestalt zu geben, die er als ein Muster in seiner Seele trug. In seinem Wesen und Thun war schon die folgende Zeit der unerhörtesten Umwälzungen Europas vorgebildet; und er sowohl, als sein und das nächste Zeitalter, sahen ihre Schöpfungen schnell wieder in Nichts zerfallen, weil sie in dem großen Irrthum befangen waren, zu glauben, was das Menschengeschlecht in langsamen Bildungen der Jahrhunderte vollbringe, lasse sich in den kurzen Raum eines Menschenlebens, oder gar einiger Jahre, zusammendrängen. Dieser Uebermuth des Verstandes, der das, was er als möglich sich ausgedacht, gegen den Einspruch des Gemüthes, gegen die Liebe und Anhänglichkeit des Alten nnd Gewohnten, in Wirklichkeit verwandeln will, er war auch in dem Kaiser Joseph und hat sein bestes Wollen vereitelt. In sich trug er den Ernst für das Rechte und Gute, für das Glück seiner Länder, für Licht und Freiheit des Geistes; aber er versäumte es, die menschliche Natur in ihren Tiefen ruhig zu erforschen und sich mit der Eigenthümlichkeit seiner Völker bekannt zu machen. Das meiste was er unternahm, war dem damaligen Standpunkte seiner Völker nicht angemessen, oder was dem einen genehm war, widersprach dem andern. Im Gefühl seines guten Willens nahm sich Joseph die selbstherrschende Weise Friedrichs II. zum Muster; aber Friedrich beschäftigte sich mehr mit äußeren Veranstaltungen in Verwaltung des Staates, Beförderung des Gewerbefleißes, Vermehrung der Einkünfte, und griff weniger in den Gang der geistigen Bildung ein, die ihren eigenen, von ihm nicht einmal ganz erkannten Weg nahm. Joseph berührte mit vielen seiner Umwandlungen die theuersten Kleinode des Volkes. In allem wollte er freilich Gewissens- und Denkfreiheit befördern; allein er bedachte nicht, daß die Erkenntniß sich nicht von außen plötzlich einpflanzen lasse, sondern nur durch langsame Aufhellung von Innen zum wahren Eigenthum werden könne. Kaiser Joseph ging in allem zu rasch; Friedrich der Große pflegte von ihm treffend zu sagen, er mache immer den zweiten Schritt, ohne den ersten gemacht zu haben.

Am meisten Widerspruch fand Joseph bei seinen Umwandlungen der kirchlichen Angelegenheiten, dem Einziehen vieler Klöster und geistlicher Stifter, seinen zu raschen Veränderungen in den Unterrichtsanstalten der Geistlichen u. s. w. Was sich in einem halben Jahrhunderte von selbst umgestalten konnte, sollte in dem ersten Jahre seiner Alleinregierung geschehen.

Bei dem Einziehen geistlicher Güter waren auch benachbarte Reichsfürsten, z. B. der Bischof von Passau und der Erzbischof von Salzburg, in ihren Rechten, die sie im Oestreichischen besaßen, gekränkt; sie erhoben Klagen darüber. Auch in anderen Dingen glaubten viele Fürsten in dem Kaiser eine Nichtachtung der Reichsverfassung zu erkennen. Am höchsten stiegen die Besorgnisse, als er im J. 1785 einen Tauschvertrag mit dem Kurfürsten von Pfalzbaiern unterhandelte, nach welchem dieser sein Land an Oestreich abtreten und dafür die östreichischen Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Burgund erhalten sollte. Dadurch wäre Oestreich über ganz Süddeutschland mächtig geworden. Der Kurfürst war nicht ab-

geneigt, und Frankreich sowohl als Rußland begünstigten anfangs die Sache. Da trat aber Friedrich II. von Neuem dazwischen und verhinderte den Plan, indem er Rußland gänzlich umstimmte.

Diese Bewegungen, durch Kaiser Josephs rasches um sich greifendes Streben veranlaßt, brachten den alten preußischen König auf den Gedanken, einen **Fürstenbund** in **Deutschland** zur Erhaltung der Reichsverfassung zu errichten, wie die früheren Zeiten schon oft solche Verbindungen einzelner Reichsglieder zu gegenseitigem Schutze gesehen hatten. Es sollte eben dieses, nach des Königs eigenem Worte, der einzige Zweck des Bundes sein, und er kam in der That zwischen Preußen, Hannover, den Herzögen von Sachsen, Braunschweig, Meklenburg, Zweibrücken, dem Landgrafen von Hessen und einigen anderen Fürsten im Jahre 1785 zu Stande, und bald trat auch der Kurfürst von Mainz dazu. So wenig feindlich oder auch nur scharf dieser Bund gegen das Haus Oestreich auftrat, so war er doch ein empfindlicher Vorwurf für dasselbe, den ihm der weitstrebende Kaiser zugezogen hatte; zugleich ein neuer Fingerzeig, wie Oestreichs wahre Bestimmung unter den Völkern Europas die sei, das Bestehende zu erhalten, das Recht zu schützen, jeder Eroberungssucht in den Weg zu treten, und so die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit zu sein. So wie es von diesem Wege nur in etwas abwich, wankte das öffentliche Zutrauen. — Uebrigens trat der Fürstenbund selbst in keine Bedeutung für Deutschland ein.

Friedrichs II. Tod. 17. Aug. 1786. — Der deutsche Fürstenbund war Friedrichs des Großen letzte öffentliche Handlung von einiger Bedeutung. Im nächsten Jahre starb er. Sein Alter war noch immer regsam und thätig, aber es wurde immer einsamer; alle Gefährten seiner früheren Jahre sanken vor ihm ins Grab; im Januar seines Sterbejahres starb auch der 87jährige Zieten; und dem großen Könige war nicht beschieden wodurch das Alter zum zweiten und dritten Male das Gefühl der Jugend sich erneuern und das Leben wiederholen kann, daß er sich in einer blühenden Nachkommenschaft verjüngt sah. Auch fehlte ihm für diese Seite des menschlichen Lebens der tiefere Sinn; es war hier die Schranke seiner Natur.

Vier und siebzig Jahre blieb sein Geist in fast ungeschwächter Kraft, obgleich der Körper schon mehrere Jahre ziemlich hinfällig war. Durch zu häufigen Genuß starker Gewürze und nach französischer Weise zusammengesetzter Speisen waren die Säfte verdorben; eine faulichte Wassersucht machte ihn immer unbeholfener. Im Sommer des Jahres 1786 wurde der König zusehens schwächer und am 17. August schlief er sanft ein. Er wurde unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam begraben.

So wenig unerwartet die Nachricht seines Todes, in solchem Alter, den Menschen kommen konnte, so erregte sie doch eine allgemeine Bewegung der Gemüther in ganz Europa. Friedrich hinterließ seinem Nachfolger ein wohlgeordnetes Reich mit fast sechs Millionen Einwohnern, — mit kaum drittehalb Millionen hatte er es ererbt — ein starkes Heer und einen wohlversehenen Schatz; der größere Schatz aber war das Andenken herrlicher und tapferer Thaten, was seinem Volke in der Zukunft aus mancher Erschlaffung der Ruf des Erwachens und Ermannens wurde.

Joseph II. stirbt. 20. Febr. 1790. — Leopold II. 1790—92. — Der Kaiser Joseph hatte sich im J. 1788 noch in einen Krieg mit den Türken eingelassen, der ihm die Vortheile nicht brachte, welche er sich davon versprach. Sein Heer litt bedeutende Verluste, besonders durch Krankheiten,

und ungeachtet der Kaiser sich selbst ins Lager begab, hatten die Waffen kein Glück; es fehlte ihm die Ruhe des großen Feldherrn. Zu gleicher Zeit fing in Ungarn Unzufriedenheit an laut zu werden, weil Joseph das Volk, welches einst seine Mutter und ihn gerettet, in seiner Eigenthümlichkeit, seinen Sitten, seiner Sprache, nicht achtend genug behandelte; in den Niederlanden aber kam es zur offenen Empörung. Die Geistlichkeit, das Volk, der Adel, die Städte, alle sahen in des Kaisers raschen Veränderungen Eingriffe in alte Gerechtsame; sie griffen zu den Waffen, und am 24. Oktober 1789 erklärten sich sogar in einer Versammlung zu Breda die brabantischen Provinzen für unabhängig. Fast alle Städte schlossen sich an die Unabhängigen, an deren Spitze der Advokat van der Noot stand, und die östreichische Regierung sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Es war das Vorspiel der größeren Dinge, die sich eben in Frankreich entzündeten. Mitten in diesen Stürmen, von den körperlichen Anstrengungen des türkischen Feldzuges erschüttert, noch tiefer aber gebeugt von dem herben Gefühle so vieler verfehlter Absichten und von dem Anblicke zornig erregter Völker, starb der Kaiser in seinem 49. Jahre am 20. Februar 1790.

In den östreichischen Erbländern folgte ihm, da er keine Kinder hinterließ, sein Bruder Peter Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Die Aufgabe, die desselben wartete, war sehr schwierig; fast allenthalben Unzufriedenheit oder gar Aufruhr, Waffen und Krieg; nur die besonnenste Mäßigung vermochte in solchem Sturme das Steuer des Schiffes mit Glück zu lenken. Leopold besaß diese Ruhe und Klugheit. Die gefährlichsten Neuerungen des Vorgängers wurden aufgehoben, die Ungarn befriedigt, die Niederländer mit den Waffen und durch Bestätigung ihrer Rechte und ihrer Verfassung zur Ruhe gebracht; im folgenden Jahre auch der Friede mit den Türken hergestellt. Am 20. Sept. 1790 wurde der Stammfürst des östreichischen Hauses auch als Leopold II. zum deutschen Kaiser gewählt. Er hat nur in's zweite Jahr bis zum 1. März 1792 regiert, und diese kurze Regierung fiel in den Anfang einer schweren, verhängnißvollen Zeit für Europa.

C. Die Zeit der französischen Revolution und die Befreiungskriege.

1. Die französische Revolution.

In dem Nachbarlande, welches schon vielfach, nicht nur auf Deutschland, sondern auch auf die Verhältnisse von ganz Europa einen wichtigen Einfluß geübt hatte, entstand im Jahre 1789 der Anfang einer Bewegung, die für ein Vierteljahrhundert der Mittelpunkt aller großen politischen und kriegerischen Begebenheiten werden sollte und die in ihren Nachwirkungen noch immer nicht abgeschlossen ist; das ist die französische Revolution.

Von außen kam der bedeutendste Anstoß der Umwälzungen aus dem neuen Welttheile herüber, der vor kaum dreihundert Jahren entdeckt war. Die englischen Kolonien in Nordamerika empörten sich gegen die Herrschaft

des Mutterlandes und machten sich durch einen kurzen und glücklichen Krieg im Jahre 1783 frei. Als der vorzüglichste Schöpfer neuer Ideen trat in jenem Welttheile Benjamin Franklin auf, von dem seine Grabschrift sagte, daß er dem Himmel seine Blitze und den Tyrannen ihre Szepter entrissen habe; als Muster eines freigesinnten, ernsten und tugendhaften Hauptes eines Freistaates aber wurde der General Washington gepriesen. Beider Namen tönten mit großem Lobe über das Meer herüber und wurden durch ganz Europa bewundert. Frankreich hatte, um Englands Macht zu brechen, dem amerikanischen Freistaate Hülfe geleistet und Truppen hinüber gesendet; die Männer nun, die aus dem andern Welttheile wiederkehrten, brachten einen tief angeregten Sinn für Freiheit, viele neue Grundsätze und kühne Gedanken zurück. Solche Gesinnung stand mit dem damaligen Zustande Frankreichs im scharfen Widerspruche.

Es herrschte in Frankreich Ludwig XVI., ein guter, milder und frommer König, welcher das Glück seiner Unterthanen mit treuem Gemüthe zu fördern wünschte; aber sein Wille war zu schwach gegen die tausend Mißbräuche, die sich in die Verwaltung des Staates eingeschlichen hatten. Viele Glieder seiner eigenen Familie, der hohe Adel, der um seinen Thron versammelt war, die hohen Beamten, die von den drückenden Einrichtungen Gewinn zogen; sie alle wollten keine Verbesserung und bildeten eine Scheidewand zwischen dem guten Könige und seinem Volke. Ja, Ludwig konnte nicht einmal seinen eigenen lasterhaften Hof im Zaume halten, weil es seit Ludwig XIV. und XV. ein Recht zu sein schien, daß der Hof eines Königs von Frankreich die Gesetze der Zucht und Sitte verspotten dürfe.

Das Volk haßte diesen Hof und alle Großen; es sah sie als seine Blutsauger an, denn sie lebten in der ungemessensten Verschwendung, während ganz Frankreich von Jammer und Nothschrei ertönte und unter der Last der Abgaben fast erlag. Solche Klagen gewannen eine furchtbare Kraft, weil sie sich mit scharfer Erkenntniß über die Quellen des Uebels und die nothwendigen Verbesserungen, über die Rechte der Menschen, die Freiheit des Geistes und die Gleichheit Hoher und Niederer vor dem Naturgesetze verbanden. Dadurch wurde die Unzufriedenheit eine brennende Sehnsucht und eine verzehrende Flamme; denn wenn Verstand und Leidenschaft nach dem gleichen Ziele streben, so mag ihnen nichts widerstehen; der Geist, der einmal den Anstoß empfangen hat, steht in seinen Bahnen nicht wieder still. Ueber jene unverlierbaren Menschenrechte, die kein König ihnen nehmen dürfe, hatten die beredtesten Männer in Frankreich dem Volke viel Wahres und Falsches gesagt; Montesquieu, Raynal, Diderot, Helvetius, Rousseau und Voltaire hatten eine Menge neuer Gedanken aufgeregt. Es war vor Allem der dritte Stand, die Bürgerklasse, welche der neuen, treibenden Gedanken voll war; der Stand, welcher noch vor 400 Jahren knieebeugend und fast stumm auf den Reichstagen erscheinen mußte. Als seine Zeit gekommen war, warf er den Adel und die Geistlichkeit sammt dem Throne des Königs vor sich nieder, weil sie ihm die Laufbahn versperrten, welche er sich auf ein Mal, mit unwiderstehlicher Gewalt, eröffnete.

Wegen großer Geldverlegenheit, da alle Steuern zu den Bedürfnissen des Staates nicht ausreichen wollten, und wegen mancher andern Verlegenheit berief der König auf den 1. Mai 1789 die Stände des Reichs zu einer großen Versammlung; sein Minister Necker hatte das Verhältniß der zwölfhundert Abgeordneten, die dazu erscheinen sollten, so bestimmt, daß die Hälfte

aus Vertretern des Bürgerstandes bestehen sollte, ein gefährliches Verhältniß, welchem die Stimme des großen Haufens ein noch bedeutenderes Gewicht geben konnte; denn die Versammlung sollte zu Versailles, in der Nähe der Hauptstadt, mit ihren Tausenden müßiger, verwegener Menschen, gehalten werden. Das war ein Hauptfehler, den die Hofpartei beging; Paris hat immer für Frankreich das Beispiel gegeben. — Zur Berathung über die Steuern waren die Abgeordneten berufen, aber der dritte Stand wollte mehr; er verlangte eine neue bessere Verfassung. Besonders sollten die begünstigten Stände, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, verhältnißmäßig zu den Lasten des Staates mit beitragen, damit der Bürger und Landmann erleichtert werde. Jene Stände weigerten sich; hätten sie mehr Selbstentsagung und wahre Vaterlandsliebe in diesem Augenblicke bewiesen, sie hätten Frankreich von den Schrecken einer Revolution erretten können. Der Landadel und die niedere Geistlichkeit schlossen sich zum Theil an den Bürgerstand an; dieser that den wichtigen Schritt, daß er sich als die Nationalversammlung erklärte und es den beiden anderen Ständen überließ, ob sie sich mit ihm vereinigen wollten oder nicht. Wäre nach Ständen gestimmt worden, so würden die Stimmen der beiden anderen Stände sich gegen die Bürger vereinigt haben; wenn es in einer gemeinsamen Versammlung nach den Köpfen ging, so hatte der dritte Stand bei weitem das Uebergewicht. Dennoch mußten die anderen Stände nachgeben und sich mit den Bürgern zu Einer Versammlung vereinigen, und von diesem Augenblicke an war die Revolution entschieden. Sie war in ihrem Grundgedanken eine Auflehnung des Bürgerstandes gegen die Feudalrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, und als solche ist sie eine große europäische Umwälzung geworden. Gegen die Throne der Fürsten war sie ursprünglich nicht gerichtet; und nur weil Ludwig XVI. zu schwach und gutmüthig schwankte, bald gutem, bald schlechtem Rathe folgte; weil sein Hof und seine Großen so gar verdorben waren, und weil bald der Pöbel einer entarteten Hauptstadt, in dem leichtsinnigsten und leidenschaftlichsten Volke Europa's, an der Lenkung der Dinge Theil nahm, ist Ludwigs XVI. Thron umgeworfen worden.

Es kann hier nicht erzählt werden, durch welche Stufen, vom ersten besonnenen Anfange an bis zu der rasendsten Wuth verruchter Menschen hindurch, diese Revolution ihren Weg genommen hat, wie viel unschuldiges Blut vergossen, wie König und Königin gemordet sind, wie die heillosen Menschen, alle Scheu vor dem, was heilig ist, abwerfend, die Altäre der Religion umgestürzt, ihrer eigenen, bodenlosen Vernunft Tempel geweiht, ja, wie sie sich erfrecht haben, das Dasein Gottes zu dekreditiren; — wie sie ferner in ihrem Taumel übermüthigen Verstandes eine Staatsverfassung nach der andern auf das Papier gebracht, mit großem Jubelgeschrei als ein Meisterstück von ewiger Dauer ausgerufen und nach einigen Monaten wieder verworfen haben. — Wehe dem Volke, welches unter den Schrecken gewaltsamer Umkehrungen, unter Blut und Mord, unter dem Rufe der Sturmglocke seine Verfassung gründen soll! Die Grundlage der wahren Freiheit ist nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der Mäßigung zu finden, wenn das Neue aus dem Alten, wie ein junger Sprößling, hervorwächst.

In den übrigen Ländern und besonders in Deutschland war die Aufregung der Gemüther durch die außerordentlichen Schritte der Franzosen

sehr groß. Der Same der gleichen Bewegungen war allenthalben ausgesäet; allenthalben trennten sich die Parteien für die starre Erhaltung des Alten oder für die schnelle Begründung eines Neuen. Aber die Vorsehung bewahrte uns vor den Gräueln des Bürgerkrieges, trotz hundert Mißbräuchen, die sich auch unter uns fanden und eine Abstellung forderten. Die Fürsten waren zu besonnen, die Völker zu treu und gut, als daß die Leidenschaft jede andere Stimme überschreien konnte. Dennoch haben wir und die übrigen Völker aller Theilnahme an den Leiden dieser stürmischen Zeit nicht entgehen können.

2. Der Kampf gegen die französische Revolution bis zum Frieden von Campo Formio.

Wenn gleich mit großer Sorge, doch seinem friedlichen Systeme getreu, sah Kaiser Leopold die Vorgänge in Frankreich. Manche Reichsfürsten waren mehr geneigt, Gewalt gegen das empörte Volk, für die vielen Ausgewanderten, Prinzen und Adliche, zu gebrauchen. Diese Ausgewanderten sammelten sich am Rheine, wo ihr Hauptsitz Koblenz war, und in Italien in Haufen und reizten die Fürsten zum Kriege an. In der That hatten die Franzosen auch die Rechte mancher Reichsfürsten, die diese seit alter Zeit in Frankreich geübt, verletzt, und als von ihrer Entschädigung die Rede war, antworteten sie mit dem Trotze, der seitdem 25 Jahre lang ihre Sprache in Europa gewesen ist. Dennoch hätte das deutsche Reich bedenken sollen, daß einem empörten Volke der Krieg mit Auswärtigen der größte Vortheil ist; er hemmt die innere Entzweiung und giebt dem Volke in der Einigkeit gegen die Fremden eine große Kraft.

Der neue deutsche Kaiser Franz II. (1792—1806) schloß mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Verbindung gegen Frankreich. Um ihnen zuvorzukommen, erklärte dieses den Krieg zuerst im Jahre 1792 an Oestreich. Der Angriff Preußens überraschte die junge Republik, an deren Spitze damals noch der König, aber ohne Macht, stand; Frankreich war noch nicht gerüstet, und der erste Einfall hatte das glücklichste Gelingen. Ueberall schritt man vor und gewann die Städte, die auf dem Wege lagen; Valenciennes, Longwy und Verdun wurden erobert, die Pässe des Ardenner-Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen; da zitterte man schon in Paris. Aber bald erwachte das betäubte Volk; die Feinde selbst weckten es. Verleitet vielleicht durch den Uebermuth und die stolzen Hoffnungen der Emigranten, erließ der Herzog von Braunschweig, der das preußische Heer anführte, ein Manifest an die Franzosen, welches ihr Selbstgefühl auf's äußerste reizen mußte. Es ward darin Allen, die nicht sogleich die alten Rechte des Königthums anerkennen würden, besonders der Stadt Paris, mit Feuer und Schwert gedroht. Kein Stein sollte auf dem andern bleiben, so lauteten die harten Worte. Sie wirkten wie ein Zauberschlag durch ganz Frankreich; Männer und Jünglinge, zum Kampfe für die Freiheit entflammt, strömten von allen Seiten freiwillig zu dem Heere, welches sich unter Dumouriez sammelte. Bald war es im Stande, sich dem andringenden Feinde in einer sehr festen Stellung bei St. Menehould in den Weg zu stellen; und da nun in dem öden Lande bald der Unterhalt fehlte und die Herbstkrankheiten bei dem beständigen Regen die schlecht bekleideten preußischen Krieger wegrafften, da mußten sie, nach der vergeblichen Kanonade

bei Valmy in der Champagne, auf den Rückweg denken und froh sein, daß er noch offen stand. Sie gingen über den Rhein zurück.

Dumouriez aber stieß bei Jemappes in den Niederlanden auf die Oestreicher und hielt mit ihnen die erste Freiheitsschlacht am 5. und 6. Nov. 1792. Er gewann sie. Er war den Oestreichern vielfach überlegen und hatte einen ungeheuren Geschützeszug, so daß von dem Feuer der großen Stücke die Erde erbebte. Dennoch vertheidigten sich die Oestreicher mit wahrem Heldenmuthe zwei Tage lang gegen die Uebermacht; endlich wichen sie vom Schlachtfelde. — Durch dieses eine Treffen gingen die Niederlande für das Haus Oestreich verloren; wie ein Strom überschwemmte sie das siegende Heer, und die Einwohner, noch seit Joseph II. mit der östreichischen Herrschaft unzufrieden, zum Theil auch von Gedanken der Freiheit ergriffen, nahmen die Franzosen willig auf. Diese pflanzten allenthalben Freiheitsbäume auf, errichteten Nationalkonvente und benutzten übrigens die besetzten Länder nach der Weise der Eroberer.

Zu gleicher Zeit war der französische Anführer Custine gegen den Mittelrhein vorgedrungen und hatte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Mainz in seine Hände bekommen. Auch in dieser Stadt war ein Freiheitsschwindel erwacht und es gingen dort Dinge vor, die denen in Paris glichen. Das benachbarte Frankfurt hielt sich dagegen von solcher Nachahmung frei; als ihm die neufränkische Freiheit angetragen wurde, antwortete es: seine Bürger seien mit der Freiheit zufrieden, die sie bereits genössen.

Das Jahr 1793 fing mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar an. Die blutdürstige Partei der Jakobiner hatte den Sieg davongetragen und glaubte die Ordnung der Dinge noch immer nicht genug umgekehrt zu haben, so lange der König lebe. Sie hatten ihn schon abgesetzt, aber um durch seine Ermordung eine ewige Trennung zwischen dem Alten und Neuen zu stiften und jede Aussöhnung unmöglich zu machen, brachten sie den unschuldigen und frommen König auf das Blutgerüst. Unmittelbar darauf erhob sich ein blutiger Aufstand in der Vendée, in den Gegenden der Loire und Charente, und wurde zum mehrjährigen Bürgerkriege; und bei den übrigen Völkern Europas erlosch der Eifer und die Theilnahme für die nun mit dem unschuldigsten Blute befleckte Freiheit Frankreichs. Auch artete die Rede und die Handlungsweise der neuen Republik mehr und mehr aus; Ausgelassenheit und Frechheit hießen nun Freiheit, die Gemäßigten schalt man Feige, der Pöbel galt als das Volk. Den andern Völkern aber wurde Aufruhr gepredigt und ihnen Hülfe versprochen, wenn sie ihre Fürsten und Könige vertrieben. Es ward kein Hehl mehr daraus gemacht, daß alle Throne gestürzt werden sollten. — Aus England und Spanien wurden darauf die französischen Gesandten zurückgewiesen, und zur Vergeltung kündigte die Republik beiden Ländern, sowie dem Statthalter der Niederlande, der mit England in genauer Verbindung stand, den Krieg an, und das deutsche Reich erklärte ihn um dieselbe Zeit, nach langer Berathung, gegen Frankreich. So war halb Europa gegen Frankreich in den Waffen, denn auch Neapel, der Papst, Toskana und Portugal folgten der allgemeinen Bewegung.

Eine Reihe glänzender Siege der Verbündeten bezeichneten den Anfang des Feldzuges von 1793. In den Niederlanden wurde Dumouriez bei Aldenhoven und in einer Hauptschlacht bei Neerwinden am 18. März geschlagen;

aus Furcht vor den jakobinischen Machthabern in Paris, denen er feind war und die alles eher verziehen, als das Unglück, ging er zu den Verbündeten über. Diese drangen immer weiter vor; es waren Oestreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner und Holländer, und Hauptanführer der Prinz von Koburg und der englische Herzog von York. Auf den Feldern von Famars wurde Dumouriez' Nachfolger, der General Dampierre, am 8. Mai noch einmal geschlagen und selbst getödtet, und dann fielen die Festungen Valenciennes und Condé in die Hände der Verbündeten; der Weg nach Paris war ihnen geöffnet.

Am Oberrhein hatten indeß die Preußen und Oestreicher Mainz wieder erobert, die Weißenburger Linien gesprengt und fingen unter dem Kronprinzen von Preußen die Belagerung von Landau an.

Ueber die Pyrenäen waren spanische Heere in Südfrankreich eingefallen und machten glückliche Fortschritte; in Verbindung mit den Engländern hatten sie gar die wichtige Seestadt Toulon besetzt, welche sich gegen den Konvent in Paris erklärt hatte, und beschützten die Stadt gegen denselben.

Gefährlicher noch, als die Angriffe der äußeren Feinde, war der Bürgerkrieg in Frankreich selbst. Die königlich gesinnten Vendéer schlugen alle republikanischen Haufen, die sich in ihr Land wagten, und breiteten die Furcht ihrer Waffen weit umher aus. Vom Norden her, aus der Bretagne, drang gleichfalls ein Haufen von Königsfreunden unter dem General Wimpfen vor und stand nur noch zwanzig Stunden von Paris. Im Süden erklärten sich die wichtigsten und reichsten Städte gleichfalls gegen den Konvent, außer Toulon auch Marseille und Bordeaux, in der Mitte Frankreichs Lyon; ihre Verbindung breitete sich über das ganze umliegende Land aus. So schwebte im August dieses Jahres die von allen Seiten hartbedrängte Republik am Rande des Abgrundes; ihr Fall schien unabwendbar. Dennoch wurde sie durch eine Schreckensregierung ohne Beispiel gerettet. — In der großen Noth gewannen die Kühnsten und Verwegensten unter den Machthabern in Paris, denen jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich war, über die Gemäßigten die Oberhand; sie faßten den Entschluß, wie Rom in schwierigen Zeiten alle Gewalt in eines Einzigen Hand gelegt hatte, so dieselbe jetzt zweien Ausschüssen zu übergeben, dem Ausschuß der öffentlichen Sicherheit, der das Innere, und dem des allgemeinen Wohles, der die äußeren Geschäfte, besonders den Krieg, leiten sollte. Es war eine Allgewalt, welche diese wenigen Menschen erhielten; kein Gesetz erkannten sie, als ihren Willen, keinen Richter, als ihr Gewissen. Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger lag in ihrer Hand, sie konnten verdammen, wen sie wollten, und lossprechen, wen sie wollten; und an der Spitze dieser Mächtigen stand Robespierre, ein furchtbarer, kalter, blutdürstiger Mann; der Abgott der Menge, weil er, wie sie, einen jeden, der sich irgend aus dem Haufen erhob, mit Neid und Haß verfolgte.

Nach seinem Plane sollte Schrecken die innern und äußern Feinde der Republik vertilgen; und das Meisterstück gelang. Zwanzigtausend Revolutions-Ausschüsse wurden nach und nach im ganzen Reiche errichtet; die Hauptstadt, so wie ganz Frankreich wurde mit Blut überschwemmt, wer durch Reichthum oder Wissenschaft, durch Tugend und guten Ruf, durch Grundsätze der Billigkeit und Mäßigkeit sich auszeichnete, war dieser entsetzlichen Rotte verhaßt; irgend ein Vorwand mußte dazu dienen, ihn aus dem Wege zu schaffen. Sie hielten die Gebildeten für eben so gefährlich als Adel und Geist-

lichkeit; eine Einfachheit, wie in Sparta und den ältesten Zeiten Roms müsse herrschen, wenn die Freiheit Bestand haben solle, so meinten sie; einer sogar äußerte, es müßten noch zwei Millionen Menschen unter der Guillotine fallen, damit Frankreich glücklich sei; ein anderer rief aus, es sollte fortan in Frankreich nichts geduldet werden als Hütten, Brot, Eisen und Soldaten. Die wenigen Ehrlichen unter ihnen fühlten vielleicht richtig, wohin die Aufklärung im Sinne der Zeit und die Verfeinerung der Lüste, unter dem Namen der feineren Bildung, das Menschengeschlecht geführt hatten; als Gegensatz, weil das Maaß in so heftigen Bewegungen niemals gefunden wird, wollten sie nun eine Gleichheit der Rohheit; die Schlimmern und die sich ihres Wollens am klarsten bewußt waren, wollten eine Gleichheit des Lasters; Gleichheit aber war das Geschrei, welches ganz Frankreich erfüllte und mit seinem furchtbaren Klange viele Tausende der Besten zu Boden warf. Ihr Verbrechen war ihre Tugend; es sollte keiner hervorragen, sei es auch in dem besten Sinne; und ihre Richter waren die Wüthendsten aus der Hefe des Volkes, die allenthalben die Revolutionstribunale bildeten und durch kein Gesetz und keine Prozeßform gebunden waren; ja die Angeklagten erhielten nicht einmal einen Vertheidiger. Hunderte der Unglücklichen wurden an einem Tage auf demselben Richtplatze gemordet; die Guillotine neben dem Freiheitsbaume war der öffentliche Schmuck jeder französischen Stadt. In jenen Tagen wurde auch die Königin und die Prinzessin von Lamballe hingerichtet, und der Herzog von Orleans, der Urheber so vieles Unglücks, fiel gleichfalls unter dem Beile der Guillotine.

So wohlberechnete Gewalt des Schreckens, wobei sogar den Verwandten der Hingerichteten das Weinen bei Todesstrafe verboten war, erreichte ihren Zweck. Im Blute wurden die Parteiungen erstickt; einer Regierung, die mit solch entsetzlicher Kraft ihren Willen durchführte, gehorchte alles; die Niedrigen, weil es ein Regiment nach ihrem Sinne war, die Andern aus Furcht. Dazu wurde ein Meister in den Berechnungen der Kriegskunst, Carnot, in den Wohlfahrtsausschuß aufgenommen, um die Bewegungen der Heere im Großen anzuordnen.

Nun wurde die gesammte Kraft des Volkes gegen die Feinde der Republik aufgeboten: „Ganz Frankreich", so hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke angezogen wird, greift alles zu den Waffen, gegen die fremden Tyrannenknechte so gut, als gegen die Verräther der Freiheit unter uns. Unverheirathete und kinderlose Wittwer ziehen an die Grenzen; Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber verfertigen Kleider und Zelte; Kinder zupfen Scharpie; Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der Krieger, die dem Feinde entgegenziehen!" — Und so geschah es; ein außerordentliches Beispiel wurde gegeben, welches selbst an einem Feinde nicht verschwiegen werden darf. Begeisterung, Vaterlandsliebe, Zorn, Blutdurst, Gehorsam, Beutelust und Ehrsucht, alle Triebfedern des Gemüths wirkten auf Einen Punkt, zu dem gleichen Zwecke: — „Rettung der Freiheit gegen die äußern und innern Feinde." Und wenn dieses Bild der Freiheit auch in den meisten Seelen ein verzerrtes, in vielen ein mit Blut und Flammen gezeichnetes war, so brachte es doch die beabsichtigte Wirkung hervor. Ganz Frankreich glich von nun an einer großen Kriegswerkstatt; in Paris allein waren 100,000 Menschen Tag und Nacht beschäftigt, Piken, Flinten, Säbel, Kanonen und Mörser zu verfertigen; viele Tausende füllten sogleich die Lager

oder bildeten sich als Hülfshaufen hinter ihnen; in kurzer Zeit wurden ohne Geld und ohne Offiziere zwölf Heere geschaffen; im Felde war jeder ausgezeichneten Geisteskraft die Bahn zu großem Ansehen und Einfluß geöffnet; kein Vorrecht der Geburt, sondern nur die Tüchtigkeit galt; die Uebermacht war bald ganz auf Frankreichs Seite, und diese, mit der Kühnheit verbunden, ersetzte die Uebung. Das Kriegsglück war von nun an für die Republikaner; denn die Todten wurden nicht mehr gezählt, und immer neue, kühnere Schaaren drangen, unter begeisternden Schlachtgesängen, über die Leichen der Ihrigen vor, bis sie die ermüdeten Gegner durchbrochen hatten.

Zuerst wurde das Heer der Unzufriedenen aus Nordfrankreich unter Felix Wimpfen geschlagen; er selbst entkam flüchtig nach England; dann wurde Marseille unterworfen; hierauf Lyon, nach tapferm Widerstande; endlich Toulon durch ein vier Tage und Nächte fortgesetztes Stürmen und ungeheure Ströme Blutes; die Stadt ward ein Trümmerhaufen. Endlich wurden auch die Vendéer wieder geschlagen. Dieses alles geschah noch im Jahre 1793, und die entsetzlichsten Gräuel folgten den Siegen der Republikaner. In Lyon, Toulon, Marseille und andern Orten wurde ohne Aufhören hingerichtet; die Guillotine schien endlich noch zu langsam zu morden, daher wurden Hunderte von Unglücklichen vor die Mündungen der Kanonen geschleppt und mit Kartätschen niedergeschossen oder haufenweise in die Flüsse geworfen. Nach einem Dekrete des Konvents sollten Lyon und Toulon dem Erdboden gleich gemacht und ihr Name unter den Menschen vertilgt, die Vendée aber „in einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Asche verwandelt werden, zum Denkmal der Nationalrache.“ So war die Sprache dieser Freiheitsmänner.

An den Grenzen gegen die äußern Feinde, war das Glück zuerst noch wechselnd, dann gegen Ende des Jahres gleichfalls sehr günstig. Durch unaufhörliche, mörderische Gefechte wurde am Oberrhein Landau und ganz Elsaß befreit und die republikanischen Kriegszeichen an den Ufern des Rheins aufgepflanzt; in den Niederlanden ward Dünkirchen gerettet und mehrere heftige Treffen wurden gewonnen. Houchard und Jourdan befehligten hier, am Oberrhein aber Pichegru und Hoche, Namen, die der Strom der Revolution aus der Dunkelheit hervorzuheben anfing. — Am 30. September wurde in Paris ein großes Siegesfest gehalten, bei welchem vierzehn verschiedene Armeen, ihrer größeren und kleineren Siege wegen, im Triumphzuge dargestellt wurden.

Das Jahr 1794. Waffenglück der Franzosen. — Im Anfange des folgenden Jahres hatten die Verbündeten alle Kräfte in den Niederlanden unter dem Prinzen von Koburg gesammelt und der deutsche Kaiser war selbst in das Feldlager gekommen, seine Krieger anzufeuern; unter seinen Augen erfochten sie am 17. April einen Sieg bei Chateau Cambresis und eroberten am 30. die Festung Landrecy. Dann aber wendete sich das Glück wiederum. Carnot, welcher die Weise des Kampfes wohl verstand, wodurch ein in die Waffen gerufenes Volk siegen muß, ließ durch die beiden großen Heere unter Pichegru und Jourdan unaufhörlich wilde Stürme auf die Stellungen der Verbündeten machen, daß kein Tag ohne blutige Gefechte war. Endlich wurden die ermüdeten Oesterreicher mit ihren Verbündeten, den Engländern, Holländern und Hannoveranern am 22. Mai bei Tournay von Pichegru und am 26. Juni bei Fleurus von Jourdan in blutigen Schlachten geschlagen. In der letzten raffte der französische Feld-

herr den Sieg, den er schon verloren, dadurch wieder an sich, daß er einen seiner Ajutanten in einem Luftball in die Höhe steigen ließ, um die Stellung des Feindes genau zu erforschen, und dann, auf dessen Bericht, den Kampf wieder erneuerte.

Seit diesen Siegen nahm das Glück der französischen Waffen seinen unaufhaltsamen Lauf gegen Holland und gegen den Rhein. Die eroberten Plätze in Frankreich: Landrecy, Quesnoy, Valenciennes und Condé gingen nach einander wieder verloren; dazu nahmen die Franzosen schon am 9. Juli Brüssel in Besitz und standen im Herbst an den Ufern der Maas und Waal. Diese schienen ihren Fortschritten endlich ein Ziel zu setzen; außerdem hatte man die Schleusen der Dämme geöffnet, um Holland durch eine große Ueberschwemmung zu schützen. Da trat die Natur selbst zu Gunsten des siegreichen Volkes in's Mittel und bahnte ihm den Weg über Flüsse und Seen und Moräste. Der Winter von 1794 auf 95 war sehr streng; schon im Dezember waren alle Gewässer mit dickem Eise belegt, und über diese breiten, festen Brücken zog das französische Heer mit dem neuen Jahre in Holland ein; am 17. Januar erschien es in Utrecht, am 19. in Amsterdam. Dem Erbstatthalter blieb nichts übrig, als mit den Seinigen zu entfliehen, und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt.

Unterdeß hatte auch Jourdan im Herbst 1794 die Oestreicher aus Brabant gegen den Niederrhein zurückgedrängt und in mehreren Treffen geschlagen; er zwang sie, am 5. Oktober bei Köln über den Rhein zurückzugehen. Lüttich, Aachen, Jülich, Köln, Bonn, Koblenz fielen in die Hände der Franzosen, nur Luxemburg hielt sich durch tapfere Vertheidigung bis in den Juni 1795.

Am Oberrhein nahm der Feldzug von 1794 fast dieselbe Wendung als in den nördlichen Gegenden; anfangs, am 22. Mai, ein vollständiger Sieg der Preußen und Oestreicher bei Kaiserslautern; dann Verstärkung der republikanischen Armee durch die Volksaufgebote und wüthende unaufhörliche Angriffe auf die Verbündeten; endlich, am 15. Juli, eine zweite Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher sie acht Mal mit großem Verlust zurückgeschlagen werden und dennoch zum neunten Male den Sturm wagen und glücklich gewinnen. Dann wieder einige Waffenruhe, bis die Verbündeten gegen Ende des Jahres auch hier auf das rechte Rheinufer zurückgehen.

Der Friede zu Basel. 1795. — So groß und überraschend war das Glück Frankreichs gewesen, daß, wer die Lage Europas und besonders Deutschlands aufmerksam betrachtete, leicht erkennen mochte, es müsse nun der Krieg mit vereinten Kräften für die eigene Sicherheit geführt werden. Die Franzosen machten kein Hehl aus ihrer Absicht, alles von Deutschland, was jenseits des Rheines liege, bis an diesen Strom zu behalten. Sollte dem gefährlichen Nachbar, nach einem verlornen Feldzuge das gelassen werden, wonach er Jahrhunderte vergeblich gestrebt hatte? Das einige Deutschland hätte sich solchen Schimpf nimmer gefallen lassen; aber der alte hohe Sinn für des gemeinsamen Vaterlandes Ehre, wo war er in diesen Zeiten zu finden? Eifersucht und Neid der Heerführer und der ersten Diener hatten schon die Kraft der Heere gelähmt und manche große That verhindert; nun ließ sich der ganze Bund durch die schlauen Feinde trennen. Am 5. April schloß Preußen zu Basel einen besondern Frieden mit der französischen Republik, und Hannover, so wie Hessen-Kassel, traten dem-

selben bei. Es wurde eine Demarkations-Linie für das nördliche Deutschland gezogen, welche die preußischen Länder in Westfalen, nebst Hessen und Niedersachsen, absonderte.

Bald darauf trennte sich auch Spanien wegen Geldnoth, Unordnung im Heere und Mangel an festem, entschiedenem Willen, von dem Bunde gegen Frankreich. Oestreich und England blieben von den größeren Mächten allein auf dem Kampfplatze. Während des Sommers 1795 kam es indessen zu keinen Waffenthaten von beiden Seiten; die Heere standen einander an den Ufern des Rheines gegenüber, getrennt durch die Fluten des Stromes. Für Frankreich war diese Ruhe ein Gewinn, weil der allgemeine Mangel an Lebensmitteln in diesem Jahre, der beinahe einer Hungersnoth glich, keine außerordentliche Anstrengung erlaubte. Als nun aber die Ernte glücklich eingebracht war, ging Jourdan in der Nacht vom 6. auf den 7. Sept. zwischen Duisburg und Düsseldorf über den Rhein, nahm die letztere Stadt sogleich weg und verdrängte die Oestreicher im raschen Siegeslaufe von den Ufern der Wupper im Bergischen, — an diesem Flusse fing die preußische Demarkations-Linie an, — der Sieg, der Lahn, bis über den Main. Hinter demselben sammelte der Feldmarschall Clairfait sein Heer wieder, griff die Franzosen bei Höchst an, schlug sie und warf sie eben so schnell wieder über den Rhein zurück, als sie vorgedrungen waren. Mainz wurde von der Belagerung befreit, Mannheim wieder erobert. — Die Sommerruhe hatte die Kraft und den Ungestüm des republikanischen Heeres geschwächt, der Eifer war in vielen erkaltet, ein Krieg am rechten Ufer des Rheines war nun kein Kampf mehr für die Freiheit des Vaterlandes, und viele Freiwillige aus den höheren Ständen waren nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Unterdeß war in Frankreich eine gemäßigtere Partei an die Spitze der Regierung getreten. Schon im vorigen Sommer hatte der Konvent den immer argwöhnischer und grausamer mordenden Robespierre mit seinen Schreckensmänner gestürzt und selbst auf das Blutgerüst gebracht, auf welchem er so viel unschuldiges Blut vergossen hatte. Darauf, nachdem mit vieler Mühe die ganze Rotte der Jakobiner einigermaßen zur Ruhe gebracht war, setzte man eine neue Regierung ein. Fünf Direktoren wurde die ausübende Gewalt in die Hände gegeben, einem Rathe der Jüngeren und der Alten die gesetzgebende. Frankreich neigte sich schon wieder zu der Herrschaft Weniger oder eines Einzigen hin, in dem Gefühle, daß ein so großer Staat durch eine Volksherrschaft verderben mußte.

Das Jahr 1796. Bonaparte. — Nachdem die neue Ordnung befestigt war, beschloß das Direktorium, durch einen allgemeinen stürmischen Angriff den Frieden mit Oestreich und dem Reiche zu erzwingen. Im Frühjahre sollten die Heere über den Rhein und die Alpen gehen und in das Herz Deutschlands von allen Seiten eindringen, Moreau durch Schwaben, Jourdan durch Franken, ein drittes Heer von Italien aus.

Hier befehligte das östreichische Heer der alte General Beaulieu, am Oberrhein Wurmser, am Niederrhein der Erzherzog Karl; die Reichstruppen waren mit diesen beiden vereinigt. In Italien begann der Krieg zuerst. Aber hier stand der alte, wenn gleich sehr erfahrene Heerführer einem jugendlich kühnen, mit den riesenhaftesten Entwürfen erfüllten Manne gegenüber, welcher nun zuerst seine furchtbare Kraft zum Erstaunen der Welt entfaltete. Bonaparte, zu Ajaccio in Korsika geboren (sein Vater war Advokat, nachher französischer Prokurator daselbst), in Frankreich in den

Kriegsschulen erzogen, durch den Anblick und die eigene Theilnahme an den Revolutionsgräueln für ungeheuere Unternehmungen abgehärtet, trat in seinem 26. Jahre an die Spitze der italienischen Armee. Einer der fünf Direktoren, Barras, hatte ihn zu seinem besondern Günstlinge gemacht, ihn mit Josephine, Wittwe des Generals Beauharnais, vermählt, und erhob ihn jetzt zum Obergeneral in Italien. Es war eine gefährliche Stelle; das dortige Heer war in großer Unordnung, ohne Unterhalt und Kleidung, sogar ohne Geschütz; nur in der Hand eines kühnen Feldherrn konnte eine solche Lage vielleicht zu desto glänzenderem Siege benutzt werden, weil die Krieger nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang vor sich sahen. Bonaparte wußte bald eine unerhörte Gewalt über die Gemüther seiner Schaaren zu gewinnen; sein kühner Sinn theilte sich ihnen mit. Das war die Seele seiner Kriegskunst, durch welche er bald den Gedanken fassen konnte, ein Welteroberer zu werden. Er verstand es, durch Proklamationen in altrömischer Kürze und Kraft, dem französischen Wesen ganz angepaßt, durch Ertheilung von Ehrenzeichen, von Fahnen und Adlern an die Regimenter, welche er nun sogleich in der Schlacht an den gefährlichsten Platz stellen wollte, und durch andere ähnliche Mittel des Ehrgeizes im Augenblicke der Entscheidung die höchste Begeisterung zu erzeugen. Er wagte es, den Ausgang der Schlachten vorher zu verkündigen, und das Glück machte seine Worte wahr; bald glaubte man, was er vorhergesagt, und weil es geglaubt wurde, so geschah es. Seine Gegner aber verstand er dadurch aus der Fassung zu bringen, daß er niemals that, was vorauszusehen und zu berechnen war, sondern nur das Unerwartetste und Verwegenste. Daher waren die Erfahrungen der Kriegskunst gegen ihn verloren, ein Vertheidigungskrieg mußte gegen ihn mißlingen, weil der Schlag immer schon geschehen war, ehe er nur bemerkt wurde; und zum Angriffe ließ er den Gegner nicht kommen, weil keiner so schnell in seinen Entschlüssen war, als er.

Der Anfang seines Feldzuges war gleich ein glänzendes Gelingen. Durch rasche Züge und Angriffe trennte er das Heer der Sardinier von den Oestreichern und zwang den König von Sardinien zum besondern Frieden. Dann drängte er die Oestreicher an die Nordseite des Po zurück, so daß ihm ganz Mittel-Italien offen stand und alle dortigen Fürsten vor seiner Rache zitterten. Sie boten nach einander den Frieden an und erhielten ihn für viele Millionen Geldes, für Gemälde und andere Kunstschätze und kostbare Handschriften. Mit diesen Schätzen sollte Paris, die künftige Hauptstadt der Welt, geschmückt werden. Der Herzog von Parma war der erste, der eine Anzahl seltener Gemälde durch den Vertrag vom 9. Mai als Kaufpreis des Friedens ausliefern mußte; von diesem Tage an wurde das alte Beispiel Roms gegen Griechenland allenthalben wiederholt, wohin französische Heere kamen; Eitelkeit und die Begierde, das, was die Welt für das Kostbarste hielt, auf einen Fleck in Paris zusammenzuhäufen und dadurch diese Stadt dem alten Rom gleich und zum Mittelpunkte der Völker zu machen, leerten die Kunstschätze der übrigen Länder. Sie blieben lange an ungeweihter Stätte gewaltsam zusammengeschichtet und für das stille, innere Leben der Kunst wenig benutzt. — Der Papst erkaufte durch 21 Millionen Livres, hundert Gemälde und zweitausend seltene Handschriften die Neutralität; Neapel erhielt den Frieden ohne Opfer, weil es zu entfernt lag und weil seine Zeit dem französischen Feldherrn noch nicht gekommen zu sein schien.

Unterdeß waren in Deutschland gleichfalls große Ereignisse vor sich gegangen. Es fingen hier die kriegerischen Bewegungen erst an, als bereits in Italien die Hauptsache entschieden war und der tapfere Wurmser mit 30,000 Mann aus Deutschland abgerufen wurde, um Mantua zu entsetzen. Daher gelang es den französischen Heeren, dem Kriegsplane des Direktoriums gemäß, rasch in das Herz des deutschen Reiches einzudringen. Um Mitte August stand Jourdan nur noch einige Tagemärsche von Regensburg, Moreau mit der Rhein- und Mosel-Armee bei München; er sagte es laut, daß er die rechte Hand der italienischen Armee unter Bonaparte, die linke Jourdans Heere zu reichen gedenke. Diese Vereinigung so ungeheurer Heeresmassen war nahe und der Augenblick einer der gefährlichsten für den östreichischen Staat. Er wurde noch einmal glücklich durch den jungen Helden aus dem Kaiserhause abgewendet. Je näher der Krieg den östreichischen Gränzen rückte, desto mehr feuerte die Gefahr des heimischen Bodens die kaiserlichen Krieger an; ihre Zahl wuchs zugleich durch die Verstärkung aus dem Innern des Landes. Da erhob sich der Erzherzog Karl mit ihnen, schlug das Jourdan'sche Heer am 22. August bei Neumark und am 24. bei Amberg so entscheidend aufs Haupt, daß die Sambre- und Maas-Armee in wilder Flucht bis an den Niederrhein zurückströmte. Jourdan sammelte sie bei Mühlheim am Rhein, führte sie von da nach Düsseldorf und legte bald darnach den Oberbefehl nieder. Moreau wurde durch dieses Unglück des andern Heeres gleichfalls zum Rückzuge an den Oberrhein gezwungen. Er vollbrachte ihn durch die gefährlichen Wege Schwabens, durch die Pässe des Schwarzwaldes, beständig umgeben und verfolgt von Feinden, selbst durch die Haufen der zornigen Bergbewohner beunruhigt, denen der Haß gegen die Fremden die Waffen in die Hände gegeben hatte, mit solcher Geschicklichkeit, daß er noch mit vieler Beute und mit Gefangenen am Rheine anlangte. Sein Feldherrnruhm war durch diesen Rückzug begründet. — Es wurde nun durch die Heerführer von beiden Seiten für den Winter eine Waffenruhe am Rheine verabredet.

Der Erzherzog Karl, auf den jetzt alle Augen mit Bewunderung gerichtet waren, wurde schnell nach Italien gerufen, um das zerrüttete östreichische Heer herzustellen; Wurmser hatte nach einigen gelungenen Zügen nur so viel bewirken können, daß er sich mit 10,000 Mann Verstärkung in die Festung Mantua warf. Sie wurde dann von Bonaparte's Heere von Neuem belagert und fiel am 6. Februar 1797 durch Hunger.

Friede zu Campo Formio. 17. Okt. 1797. Der Erzherzog konnte mit einem geschlagenen, muthlosen Heere den Fortschritten Bonaparte's nicht Einhalt thun. Dieser drang nach Mantua's Fall unaufhörlich weiter nach Norden vor, überschritt die Alpen, die Italien von Kärnthen trennen, rückte in Steiermark ein, besetzte Klagenfurth und kam bis Judenburg an der Mur, von wo aus er Wien bedrohte. Aber sein Lauf war zu rasch gewesen, die Lage, in welche er sich begeben, war gefährlich. Vor sich hatte er das kaiserliche Heer, welches mit jedem Schritte rückwärts mächtiger wurde, weil Wien waffnete und Ungarn sich in Masse erhob; von der linken Seite her der kaiserliche General Laudon aus Tyrol vordringend; im Rücken bei Triest ein anderer feindlicher Haufe und das ganze venetianische Land im Aufstande; der Rückweg bis zur der nächsten besetzten Festung, Mantua, eine Strecke von 40 Meilen durch rauhe Gebirge; dazu bei dem eigenen Heere nur noch auf 10 Tage Brot! Es scheint, wenn Oestreich damals ein großes

Spiel gewagt, es hätte den gefährlichsten Gegner vielleicht auf einmal vernichten und den Begebenheiten der letzten Jahrzehnte eine durchaus andere Richtung geben können. Aber es nahm den Frieden, den der feindliche Feldherr mit der Miene des Siegers darbot, an, schloß zuerst die vorläufigen Friedensbedingungen zu Leoben am 18. April und den förmlichen Frieden zu Campo Formio, einem adlichen Hofe in der Gegend von Udine, am 17. Oktober 1797. — So hatte Bonaparte in zwei Feldzügen Italien erobert, vierzehn Schlachten gewonnen, allen dortigen Staaten die Waffen aus den Händen gewunden und zuletzt auch Oestreich zum Frieden gebracht.

Durch diesen Frieden trat der Kaiser die östreichischen Niederlande an Frankreich ab und entsagte seinen italienischen Besitzungen mit der Hauptstadt Mailand, um daraus mit andern italienischen Provinzen eine cisalpinische Republik (unter Frankreichs Vormundschaft) zu bilden. Dafür erhielt Oestreich Venedig, die venetianischen Inseln, Istrien und Dalmatien und sollte nur den Herzog von Modena im Breisgau entschädigen. Um den Frieden mit dem deutschen Reiche vollends abzuschließen, sollte sofort ein Friedenskongreß zu Rastatt veranstaltet werden.

Aber, wie konnte solcher Friede anders als sehr schmachvoll ausfallen? Wie früher (zu Basel) von Preußen, so war das Reich nun auch von seinem Kaiser verlassen; Oestreich hatte in einem geheimen Artikel schon in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, und wer sollte das Reich vertreten, wenn die Mächtigsten sich ihm entzogen?

3. Bis zum Lüneviller Frieden. 1801.

Der Friedenskongreß zu Rastatt wurde wirklich eröffnet: Bonaparte erschien selbst als Unterhändler. Aber wie wurde dem deutschen Reiche Hohn gesprochen bei diesen Unterhandlungen, wie übermüthig, in der Weise der Herren, redeten die französischen Gesandten mit den deutschen Fürsten! Und diese mußten sich alles gefallen lassen, mußten in eine Abtretung nach der andern willigen, das linke Rheinufer hingeben, die Säkularisationen auf dem rechten Ufer zur Entschädigung derer, die auf dem linken verloren hatten, zugestehen, die Schleifung der Festung Ehrenbreitstein versprechen und so vieles andere erdulden. Mit diesen Verhandlungen war das Ende des Jahres 1798 herbeigekommen, da erst waren sie ihrem Abschlusse nahe gebracht; aber unterdeß hatte sich die Lage Europas wesentlich geändert.

Die Direktoren in Frankreich hatten in ihrem Uebermuthe Umwandlungen anderer Länder vorgenommen, welche dem schärfer Sehenden bewiesen, die neue Republik sei im Frieden fast gefährlicher, als im Kriege. Im Anfange des Jahres 1798 schufen sie den Kirchenstaat in eine römische Republik und bald darauf, nach blutiger Gewaltthätigkeit, die Schweiz in eine helvetische um. Und unter dem Vorwande, die neuen Schöpfungen zu sichern, ließen sie ihre Heere in den Ländern und sogen sie durch Erpressungen aus. Solchem Verfahren mußte gesteuert werden. Es vereinigten sich deshalb allmählich zu einem Bunde England und Rußland, dessen Kaiser Paul I. (seit 1796) ein entschiedener Feind der französischen Grundsätze war. Bald schloß auch Oestreich sich an und die Türkei, welche Frankreich selbst durch die Expedition nach Aegypten, unter Bonaparte's Anführung, im Mai 1798, zum Kriege gereizt hatte.

Ein größerer, überraschenderer Plan, als diese Expedition, war bis dahin von der französischen Republik nicht gefaßt worden. In einem Augen=

blicke, da die Unterhandlungen mit dem deutschen Reiche noch nicht weit gediehen, also der Friede auf dem festen Lande noch nicht gesichert war, da England noch einen siegreichen Kampf zur See führte, segelte plötzlich der Kern des französischen Heeres, mit den besten und glücklichsten Heerführern, über die Meere nach einem fernen Lande, von welchem bald alle Rückkehr versperrt war, um, wie es in der französischen Erklärung hieß: „Aegypten von der Tyrannei der Mameluken zu befreien und die Pforte an diesen übermüthigen Vasallen zu rächen." Seltsameres, schien es, konnte wohl nicht erdacht werden; aber es lag hinter diesen Worten, die der blödeste Verstand nicht als Wahrheit annehmen konnte, eine weitere Absicht. Aegypten ist eines der fruchtbarsten Länder des Erdbodens und konnte, bei guter Benutzung, den Verlust reichlich ersetzen, den Frankreich in Westindien erlitten hatte; denn Aegypten kann alle Erzeugnisse der heißesten Länder hervorbringen. Ueber Aegypten ferner ging einst der Handelsweg nach Ostindien, kürzer und schneller, als um das Vorgebirge der guten Hoffnung; von Aegypten aus konnte die Herrschaft der Engländer in Ostindien gefährlich bedroht werden; ja, es ist wahrscheinlich, daß Bonaparte's abenteuerlichem, alles überfliegendem Sinne die Möglichkeit eines indischen Zuges vorschwebte. Hatte doch einst Alexander der Große mit 40,000 alten makedonischen Kriegern Asien durchzogen und die Ufer des Ganges erreicht! In Ostindien waren zu diesem Zwecke schon Verbindungen angeknüpft. Im Anfang des Jahres 1799 fing Tippo Saheb seinen heftigen Krieg gegen die Britten an, wie man glaubte, auf Antrieb und in Verabredung mit den Franzosen, deren Hülfe er erwartete. Er verlor indeß Leben und Reich und die englische Macht in Ostindien dehnte sich noch viel weiter aus. — Bonaparte war nach glücklicher Fahrt, und nachdem sein Glückstern ihm unterwegs die wichtige Insel Malta in die Hände geliefert hatte, am 2. Juli 1798 in der Bai vom Abukir gelandet, hatte Alexandrien mit Sturm genommen und stand am 21. schon bei Kairo, der Hauptstadt des Landes. Hier, am Fuße der großen Pyramiden, fand er dreiundzwanzig Beys gegen sich in Schlachtordnung. „Bedenkt", sagte er zu seinen Kriegern, „daß von diesen Denkmälern viertausend Jahre auf euch herabblicken!" — Nach diesem auf den französischen Nationalcharakter so wohlberechneten Worte schlugen sie das feindliche Heer, rückten in die Hauptstadt ein und konnten Aegypten als ein erobertes Land betrachten. Frankreich mochte geglaubt haben, die Türken, die mehr dem Namen als der That nach Herren in Aegypten waren, würden die Eroberung gleichgültig ansehen; allein diese nahmen die Sache ernsthafter, entsagten ihrer dreihundertjährigen Freundschaft mit Frankreich und vereinigten sich mit dessen Feinden. England aber, die Wichtigkeit des ganzen Unternehmens wohl erkennend, bot Alles auf, es scheitern zu machen. Nelson, ihr erster Seeheld, suchte die französische Flotte lange vergebens, endlich fand er sie am 1. August in der Bai von Abukir. Die Sonne ging schon unter, dennoch griff er mit seinem Ungestüm an und durchbrach die Schlachtreihe der feindlichen Schiffe. Die Dunkelheit der Nacht hielt den mörderischen Kampf nicht auf; um 10 Uhr flog das französische Admiralschiff mit tausend Menschen in die Luft; drei Minuten war Todtenstille; dann wurde wieder gestritten bis an den Morgen, bis die französische Flotte vernichtet war. — Durch diesen Sieg war Bonaparte von Europa getrennt und von aller Hülfe abgeschnitten, während für Frankreich ein sehr schwerer Kampf bereitet wurde.

Der Feldzug von 1799. Die Verbindung der großen Mächte gegen Frankreich war geschlossen, der deutsche Kaiser rief im Anfange des Jahres 1799 seinen Gesandten vom Friedenskongresse zu Rastatt ab und dieser löste sich auf. Am 6. März erklärte schon die französische Republik, nach ihrer Weise zuvorkommend, dem Kaiser von Neuem den Krieg, weil er den russischen Heeren den Eintritt in seine Länder gestattet habe.

In Italien war der neue Krieg schon einige Monate früher ausgebrochen. Die Königin von Neapel, diese eifrige Feindin der Franzosen, konnte den Augenblick des gemeinschaftlichen Angriffs nicht erwarten und ließ die neapolitanischen Truppen im November 1798 in das römische Gebiet vorrücken. Aber diese Voreiligkeit nahm einen übeln Ausgang; die Franzosen kehrten sich mit gewohnter Schnelligkeit gegen diese Seite, vertrieben den König von Neapel mit seiner ganzen Familie nach Sizilien und nahmen Unteritalien, bis an die Spitzen von Kalabrien, ein. Neapel wurde in eine parthenopäische Republik verwandelt, und um ganz Italien republikanisch zu machen, auch Toskana und Genua zu Freistaaten gemacht.

Dieses Mal wurde jedoch den neuen Schöpfungen nur ein kurzes Leben zu Theil. Von allen Seiten eilten schon die Heere der Verbündeten unter versuchten Anführern zum Kampfe herbei. Das Direktorium hatte kein festes Ansehen mehr in Frankreich selbst, die Vendée war wieder im Aufstehen, die französischen Heere wurden zum Theil schlecht geführt, und in der Verwaltung des Staates wie in der Versorgung der Heere war Schlaffheit und Unordnung. Dazu schlug der Erzherzog Karl den General Jourdan, den Gegner, der ihm schon einmal hatte weichen müssen und der im März bis nach Schwaben vorgedrungen war, bei Stockach und in mehreren anderen Treffen und verjagte ihn aus Deutschland; dem General Massena aber entriß er den westlichen Theil der Schweiz, bis Zürich hinaus, und wartete nun an den Ufern des Rheines die Wendung des Kampfes in Italien ab.

Hier befehligte zuerst die Franzosen der General Scherer, ein wüster, dem Trunke ergebener Mann, welcher von dem östreichischen Heerführer Kray bei Verona und Magnano geschlagen wurde und als er den Oberbefehl niederlegte, seinem Nachfolger Moreau ein zerrüttetes, fast aufgelöstes Heer übergab. In diesem Augenblicke stieß der Feldmarschall Suwarow, ein grauer, aber jugendlich kühner, rascher, nichts scheuender Krieger, mit seinen Russen zu den Oestreichern und setzte hier in Italien die Heldenbahn fort, die er in früherer Zeit gegen die Türken begonnen hatte. Solchem Gegner konnten die geschwächten Franzosen, konnte der tapfere Moreau nicht widerstehen. Suwarow schlug sie am 27. April bei Cassano und zog am folgenden Tage als Sieger in Mailand ein. Durch diese Schlacht war die Lombardei erobert, die cisalpinische Republik zersprengt, Norditalien dem östreichischen Hause wiedergegeben. Darauf zog der russische Feldherr gegen den General Macdonald, der mit der französischen Armee von Neapel heraufkam, und schlug ihn in der Mitte des Juni in mehrtägigen blutigen Treffen an der Trebia, in den Gegenden, wo einst Hannibal die Römer besiegt hatte. Ganz Italien, bis an das genuesische Land, war nun den Franzosen wieder abgenommen, die Festungen fielen durch Belagerungen, die Republiken verschwanden eine nach der andern und die alten Herrschaften wurden hergestellt. Unterdeß hatte der General Joubert ein neues Heer versammelt,

aber er wurde, gleich den frühern Anführern, geschlagen. Am 15. August war die blutige zwanzigstündige Schlacht bei Novi, in welcher Joubert selbst fiel. Nur Genua war jetzt noch in den Händen der Franzosen. Die Belagerung dieser Stadt den Oestreichern überlassend, rückte der russische Feldherr gegen die Alpen heran, um durch ihre Pässe in die Schweiz vorzudringen und diese Festung der Natur, das Bollwerk Frankreichs, auch zu gewinnen. Als er am Fuße der riesigen Berge anlangte, zauderten seine Krieger einen Augenblick, die Felsenpfade hinan zu klimmen, erschreckend vor solcher Größe der Natur, die sie in den weiten Gefilden Rußlands nicht kannten. Da warf sich der graue, von allen verehrte Feldherr auf die Erde, rufend: „Nun so sollt ihr den alten Suwarow vor diesen Bergen begraben, daß die Welt weiß, ihr habt euren Heerführer an dieser Stelle verlassen." Und auf dieses Wort brachen sie beschämt auf, stiegen wetteifernd die Felsen des Gotthard hinan und drangen unter steten Gefechten durch seine Pässe, über die Teufelsbrücke, nach dem Vierwaldstätter See hinab. Da, wo der Fuß des Wanderers ausgleitet, und das Auge am Rande des Abgrundes schwindelt, wurde der blutige Kampf gekämpft und stürzten sich die erbitterten Krieger in die tief unten schäumenden Bergströme hinab.

Aber eben jetzt schlug Massena durch geschickte Ueberraschung den russischen General Korsakow und der General Soult die Oestreicher unter Hotze, in den Gegenden von Zürich. Mit ihnen wollte sich Suwarow vereinigen; nach ihrer Niederlage aber war die Schweiz nicht mehr zu retten, und in dem unterhaltsarmen Lande konnte kein langer Krieg geführt werden. Darauf zog sich Suwarow durch Graubünden, auf Pfaden wo nur einzelne hinter einander ziehen konnten, mit meisterhafter Kunst, ohne Verlust nach Feldkirch in Voralberg. Bald darauf wurde er mit seinem Heere zurückgerufen; die Russen hatten nur den einen Feldzug mit den Oestreichern getheilt. Aber es war ein Feldzug, der an Thaten und an Gewinn wenige seines Gleichen in der Geschichte hat. Außer den gewaltigen Schlachten waren acht Festungen und 5000 Stücke Geschütz in demselben gewonnen.

Die Unzufriedenheit des launenhaften Kaisers Paul, welcher von seinen Bundesgenossen vernachlässigt und beleidigt zu sein wähnte, gab der Verbindung ein so schnelles Ende. Es war auch in diesem Sommer eine Landung englischer und russischer Truppen in Holland versucht, aber durch Fehler in der Anführung mißlungen; dies gab dem Kaiser den stärksten Grund des Unwillens. Frankreich aber war durch dieses Mißlingen des Angriffs auf Holland und durch die Wiedereroberung der Schweiz aus großer und naher Gefahr errettet. Noch war sie nicht ganz abgewendet, denn die siegreichen Heere Oestreichs hatten Italien inne, sie standen an den Ufern des Rheines und bereiteten sich mit den Truppen des deutschen Reiches, welches endlich den Krieg auch wieder beschlossen hatte, hinüber zu gehen. Dazu war die Regierung Frankreichs in sich uneins und des öffentlichen Zutrauens beraubt. Aus dieser schwierigen Lage wurde Frankreich durch Bonaparte gerettet.

Als dieser Feldherr, der den Ruhm seiner Thaten mit nach Aegypten und Syrien genommen hatte, dort die Gefahr Frankreichs, die unglücklichen Schlachten, den Verlust Italiens erfuhr, segelte er mit wenigen Freunden, ohne zurückberufen zu sein, aus Aegypten weg, kam wie durch ein Wunder glücklich durch die englischen Flotten und landete am 9. Oktober zu Frejus. Er erschien plötzlich in Paris, zum Schrecken vieler, die seinen Ehrgeiz

kannten, andern zum Trost, weil sie von ihm, der schon einmal den Frieden erkämpft hatte, eine glückliche Wendung der Dinge erwarteten. Viele wünschten auch eine einfachere, kräftigere Regierung als bisher, oder sie hofften gerade von ihm ihren eigenen Vortheil. So gelang es ihm, eine Umwandlung der Verfassung Frankreichs hervorzubringen, die in seine Hand eine große Gewalt legte. Von der Volksregierung war man früher schon zu Ausschüssen, von diesen zu einem Direktorium von fünfen gekommen; jetzt wurde die Zahl auf drei zusammengezogen, und um einen neuen Namen, aber mit altgeschichtlichem Klange, zu wählen, wurden die drei Konsuln genannt. Der erste indeß hatte die Regierungsgewalt fast einzig in seinen Händen, und Bonaparte selbst ließ sich dazu ernennen.

Sein erstes Wort war Friede. Er wünschte ihn in diesem Augenblicke, um seine neue Gewalt zu befestigen; aber die übrigen Mächte trauten seinen Anerbietungen nicht. „So müssen wir den Frieden erobern", sprach er, und dieses Wort, weil es treffend geredet war, tönte in ganz Frankreich wieder und führte dem Feldherrn, auf den aller Blicke gerichtet waren, schnell ein neues, schönes Heer zu, welches sich im Frühjahr 1800 bei Dijon sammelte.

Die Schlacht bei Marengo. 14. Juni 1800. — Das östreichische Heer hatte die Stadt Genua von allen Seiten eingeschlossen; sie wurde hart belagert und schwebte schon in großer Gefahr, denn so tapfer sie auch der General Massena vertheidigte, so waren doch Hunger, Seuchen und Elend aller Art in der volkreichen Stadt bald so entsetzlich geworden, daß ganze Schaaren von Menschen dadurch fortgerafft wurden. Daß von Frankreich aus eine Hülfe über die Alpen herbeikommen könne, glaubte der Hofkriegsrath in Wien nicht, und der General Melas bereitete sich schon, über Nizza einen Einfall in das südliche Frankreich zu machen. Da bricht der erste Konsul plötzlich mit der Reservearmee von Dijon auf, übersteigt mit Geschütz und Reiterei unter unglaublichen Anstrengungen und Beschwerden den großen und kleinen St. Bernhard, den Simplon und den St. Gotthard und erscheint in den Ebenen der Lombardei, ehe Melas von dem ganzen Zuge eine Kunde erhält. Sonst wäre es ihm leicht gewesen, die einzelnen Haufen wie sie von den Bergen herabstiegen, zu vernichten. Am 2. Juni hielt Bonaparte seinen Einzug in Mailand. An demselben Tage bot Massena den Kaiserlichen die Uebergabe von Genua an, weil der Hungertod Besatzung und Einwohner zu verschlingen drohte. Die Kaiserlichen gestatteten ihm mit dem Kern seiner Mannschaft einen freien Abzug, sehr zufrieden, auf solche Weise das Belagerungsheer zum Kampfe gegen Bonaparte zu gewinnen, denn daß ein solcher, und zwar ein schwerer, mit diesem bevorstehe, hatte Melas nun wohl erkannt.

Dieser Kampf erfolgte am 14. Juni bei dem Dorfe Marengo, auf den großen Feldern zwischen Alessandria und Tortona; eine Schlacht, blutiger als irgend eine des Revolutionskrieges, in welcher die zerstörenden Kräfte, die in des Menschen Gewalt sind, dreizehn Stunden lang freigelassen ihr mörderisches Spiel trieben. Beide Heere kämpften mit der höchsten Anstrengung; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der tapfern östreichischen Schaaren; viermal waren die Franzosen zurückgeschlagen, zum vierten Male war ihr Rückzug allgemein. Da traf Desaix, einer der besten Anführer, die Frankreich besaß, und der auch als Mensch von allen geehrt wurde, mit der Reserve auf dem Schlachtfelde ein. Sogleich erneuerte

er den Angriff und das wieder gesammelte Heer folgte ihm. Er selbst fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, aber die noch mehr entflammten Krieger errangen den Sieg, der nun nach so großer Anspannung entscheidend war. Er vernichtete alle Siege des vorigen blutigen Feldzuges und eroberte an einem Tage für Frankreich ganz Italien. Melas, der nach diesem Unglück alle Fassung verloren, weil er von dem Rückzuge nach Oestreich abgeschnitten war, gab für einen freien Abzug alle italienischen Festungen, bis auf Mantua und Ferrara, hin. —

Moreau's Siege. Den Krieg in Deutschland führte zu gleicher Zeit der General Moreau mit großer Kühnheit und beispiellosem Glücke. Am 25. April ging er über den Rhein und in vierzehn Tagen stand er schon an der Iller, als Meister des Landes zwischen diesem Fluß, dem Rhein, der Donau und dem Bodensee, und als Sieger in zwei großen Schlachten bei Stockach und Moskirch. Dann drang er weiter in Baiern vor und machte sich zum Herrn des Landes bis München. Auf den Antrag des gegen ihn befehligenden Generals Kray wurde ein Waffenstillstand geschlossen und Friedensversuche gemacht; da aber Oestreich nicht ohne England unterhandeln, und Frankreich den englischen Gesandten nicht zulassen wollte, so begann der Kampf mit dem Dezember von Neuem; anfangs mit einigem Glück für die Oestreicher, dann aber am 3. Dezember mit der blutigen Niederlage bei Hohenlinden. Im raschen Laufe drang Moreau nach dieser Schlacht über den Inn nach Salzburg und über Linz weiter gegen Wien und stand nur noch zwanzig Stunden von der Hauptstadt. Da wurde ein neuer Waffenstillstand geschlossen und die Friedensverhandlungen zu Lüneville ernstlich erneuert. Der General Moreau konnte den nun erfolgten Frieden als durch ihn selbst erkämpft betrachten; er war in acht Monaten, von denen mehr als vier in der Waffenruhe vergangen waren, über den Rhein, die Donau, den Lech, die Iller, den Inn, die Salza und die Ens gegangen, hatte in sechs großen Schlachten gesiegt und die Schatzkammer der Republik mit vierzig Millionen bereichert.

Der Friede zu Lüneville. 9. Februar 1801. — Nach solchen Verlusten des unglücklichen Jahres 1800 entließ England den deutschen Kaiser seiner Verbindlichkeit, keinen besondern Frieden schließen zu wollen: und nun wurden die Unterhandlungen von dem östreichischen Gesandten, dem Grafen von Cobenzl, und Joseph Bonaparte, des ersten Konsuls Bruder, so eifrig betrieben, daß am 9. Febr. 1801 der Friedensvertrag unterzeichnet wurde. Er bestätigte im Ganzen den Frieden von Campo Formio, und Oestreich erkannte jetzt die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik an. Eine neue Bedingung, die zu Campo Formio nicht ausgemacht war, war die Erhebung des Herzogs von Parma, eines nahen Verwandten des Königs von Spanien, zum König von Etrurien, so ward das Großherzogthum Toskana umgetauft; der Großherzog sollte dagegen in Deutschland das Erzbisthum Salzburg als weltliches Fürstenthum, nebst einigen angrenzenden Landstrichen und die Kurwürde erhalten. Eben so erhielt der Herzog von Modena, wie schon zu Campo Formio bestimmt worden war, die Markgrafschaft Breisgau als Entschädigung für seinen Verlust in Italien.

Außer diesen Abtretungen in Deutschland, welche Fürsten Italiens zu uns herüberversetzten, mußten nun große Umwandlungen im Reiche selbst vorgehen; denn Deutschland trat an Frankreich das linke Rheinufer,

nämlich 1200 Quadratmeilen und 4 Millionen Menschen ab, und die Fürsten, die jenseits verloren hatten, sollten durch Einziehung der geistlichen Herrschaften und der freien Reichsstädte diesseits entschädigt werden. Zur Ausgleichung aller Ansprüche wurde eine Reichsdeputation zu Regensburg niedergesetzt, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung; sie fing am 24. August 1802 ihre Sitzungen an und beschloß sie am 10. Mai 1803. Der Reichsdeputationsschluß am 25. Februar 1803 enthielt folgende wesentliche Anordnungen:

1. Von allen geistlichen Fürsten blieb nur der von Mainz als Kurfürst Erzkanzler übrig und verlegte seinen erzbischöflichen Stuhl von Mainz nach Regensburg. Als Gebiet erhielt er die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg und die Grafschaft Wetzlar.
2. Der Kurfürst von Baiern, der 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern verlor, erhielt dafür 300 Quadratmeilen mit 861,000 Einwohnern wieder, nämlich die Hochstifter Bamberg, Würzburz und Passau, eine Anzahl Aemter von andern schicklich liegenden Landstrichen, und siebenzehn freie Reichsstädte in Schwaben und Franken; Ulm war die größte unter ihnen.
3. Preußen verlor 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern und erhielt dafür die Hochstifter Hildesheim und Paderborn nebst einem Theile von Münster, die Mainzischen Besitzungen in Thüringen und Erfurt, das Eichsfeld, einige Reichsabteien und Reichsstädte in Ober-Sachsen und Westfalen, zusammen 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohnern.
4. Hannover, welches seine Ansprüche auf Hildesheim und einige andere Länder aufgab, erhielt den völligen Besitz von Osnabrück, welches seit dem westfälischen Frieden nur abwechselnd von einem seiner Prinzen beherrscht war.
5. Würtemberg erhielt für einen geringen Verlust jenseit des Rheines Stifter und Reichsstädte in Schwaben mit 100,000 Einwohnern nebst der Kurwürde.
6. Hessen-Kassel, welches in ähnlichem Falle war, bekam mit der Kurwürde auch eine Vergrößerung von 10,000 Einwohnern.
7. Hessen-Darmstadt verlor etwa 24 Quadratmeilen mit 66,000 Einwohnern, wofür es Mainzische Aemter am rechten Rheinufer, einige Abteien und das Herzogthum Westfalen, welches zum Hochstift Köln gehört hatte, 69 Quadratmeilen mit 130,000 Einwohnern bekam.
8. Baden, welches die Kurwürde annahm, ersetzte seinen Verlust von 38,000 Einwohnern mit 60 Quadratmeilen und 240,000 Einwohnern, nämlich mit dem Hochstift Konstanz, den Ueberbleibseln der Hochstifter Speier, Straßburg und Basel am rechten Rheinufer, den pfälzischen Städten und Aemtern Heidelberg und Mannheim, und mehreren Abteien und Reichsstädten.
9. Auch Oranien-Nassau, welches in Deutschland nichts besessen hatte, sollte für seinen Verlust in Holland bei uns Ersatz bekommen; ihm wurden die Stifter Fulda und Korvey und mehrere Abteien mit 45 Quadratmeilen und 120,000 Einwohnern eingeräumt.
10. Eben so erhielten die andern nassauischen Häuser, der Herzog von Oldenburg und der Fürst von Thurn und Taxis einige, ihren Verlusten angemessene Entschädigungen.

Bei diesen Unterhandlungen gab Frankreich, herrischer und viel anmaßender, als bei dem westfälischen Frieden, das Gesetz, und durch Ertheilung oder Verweigerung seiner Gunst befestigte es seinen Einfluß auf unser unglückliches Vaterland, wie noch nie. Denn an seinem Worte hing damals, in einer Zeit, die einen Gewinn an äußerer Ausdehnung noch immer für das Höchste hielt, Wohl und Wehe.

Der Friede von Lüneville hatte alle geistlichen Herrschaften in Deutschland bis auf eine vernichtet; von den 52 Reichsstädten kamen 4 an Frankreich: Aachen, Köln, Worms und Speier, von den 48 übrigen blieben nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, übrig; die Reichsgrafen und Ritter wurden mittelbar gemacht; vieren aus der Mitte der weltlichen Fürsten wurde der Kurhut gegeben, der in wenigen Jahren seine alte, ehrwürdige Bedeutung verlieren sollte; denn diese neuen Wahlfürsten haben zu der Ausübung ihres vornehmsten Rechtes nicht Zeit gefunden. Wie der Hauch einer leichtsinnigen Gegenwart sie geschaffen hatte, die mit Gütern verschwenderisch sich zeigte, deren Werth sie nicht mehr erkannte, so verwischte sie der Hauch des nächsten Augenblicks so schnell, als sie entstanden waren. Jener Leichtsinn war der Vorbote eines nahen Umsturzes des Ganzen; denn gegen solche Willkür waren die Eingriffe des westfälischen Friedens in die Ordnung des Reiches nur ein Kleines gewesen. Was jener schüchtern und nur als Versuch gewagt, vollführte der Lüneviller Friede im Großen ohne Scheu gegen tausendjährige Stiftungen.

Der Lüneviller Friede ist die eigentliche Aufhebung der alten Reichsverfassung, nicht die nachherige Errichtung des rheinischen Bundes und die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone. Denn jener Bund war nur der Anfang eines neuen, Gott Lob nur kurzen Baues aus den schon da liegenden Trümmern, und die letztere nur das Wort, welches der That nachfolgte.

Der Friede zu Amiens. 27. März 1802. — Auf dem festen Lande war nach langen Kriegsjahren ein Augenblick der Ruhe eingetreten; nur der Seekrieg dauerte noch, denn der große Staatsmann, der England leitete und des ersten Konsuls Streben und Wollen am tiefsten durchschauete, erkannte genugsam, daß zwischen ihm nnd England kein Friede bestehen könne. Man hat Frankreichs und Englands Verhältniß in jener Zeit mit dem zwischen Rom und Karthago verglichen und der Vergleich trifft die Sache; es war eine Todfeindschaft, und darum wollte Pitt, gleich Hannibal, einen Kampf auf Leben und Tod. Aber viele Stimmen in England forderten den Frieden, weil der Handel litt, weil Frankreichs Getreidesperre eine Theuerung in England erzeugte, und weil die Nationalschuld bis auf die ungeheure Summe von 558 Millionen Pfund Sterling gestiegen war. Daher legte Pitt sein Ministerium nieder, um den Frieden zu erleichtern, den er nach seiner Ueberzeugung nicht schließen konnte. Da erfolgte alsbald der Friede zu Amiens, am 27. März 1802; England gab alles zurück, was es von Frankreich, Spanien und Holland erobert hatte, außer Trinidad und dem holländischen Antheil von Ceylon. Auch Malta, welches die Engländer durch Hunger erobert hatten, und Aegypten, das ihr General Abercromby den Franzosen wieder abgewann, sollten, jenes den Malteserrittern, dieses den Türken wieder eingeräumt werden. Nach so großen Seesiegen ein wenig günstiger Frieden, den man für übereilt geschlossen und wenig dauerhaft ansehen mußte. Er hat auch kaum die Dauer eines Jahres erreicht. England erkannte bald, daß Bonaparte den Frieden nur gewollt

habe, um Frankreichs Seemacht zu heben und der englischen, wenn es möglich sei, gleich zu machen, besonders aber das mittelländische Meer für sich zu gewinnen. Verbindungen mit der Pforte, mit den Raubstaaten, mit den Beys in Aegypten, wurden angeknüpft; ferner die Einfuhr aller englischen Erzeugnisse in Frankreich und Holland untersagt. England hatte den Frieden jetzt so sehr zu fürchten, als den Krieg; denn freilich wollte es auf den Meeren eben so wenig einen Nebenbuhler dulden, als Frankreich auf dem festen Lande. Andere Ursachen der Unzufriedenheit kamen hinzu. Es zeigte sich, daß Bonaparte zu seinen neuen Einrichtungen in Europa nur eben den Anfang gemacht habe; viel Größeres wurde vorbereitet. Die cisalpinische Republik mußte den ersten Konsul Frankreichs als ihren Präsidenten anerkennen; Holland blieb von französischen Kriegern besetzt und mußte des Nachbars Willen in allem thun; die Schweiz aber, die über ihre neue Verfassung nicht mit sich selbst einig werden konnte, wurde entwaffnet, zu einem Föderativstaate gemacht und ihr angedeutet: „in ihren inneren Angelegenheiten sei sie zwar von nun an frei, in auswärtigen aber von Frankreich abhängig."

England, nach allen diesen Vorgängen entschiedenen Krieg dem unsichern Frieden vorziehend, faßte seinen Entschluß, Pitt trat wieder an die Spitze der Regierung und forderte von Bonaparte die Räumung Hollands und der Schweiz. Als diese verweigert wurde, erklärte er den Krieg, im Mai 1803. Hierauf hatte Bonaparte gewartet, um den Engländern den Fleck auf dem festen Lande wegzunehmen, welcher mit ihrem Reiche verbunden war. Im Juni schon rückten französische Heereshaufen in Hannover ein und besetzten das Land, unbekümmert, daß Hannover ein deutsches Reichsland war und als solches an einem Kriege Englands keinen Theil hatte. Es war eine neue Quelle der Erpressungen und sehr gelegen, die benachbarten norddeutschen Handelsstädte im Auge zu behalten und ihren Handel mit England zu hemmen. — Die hannoverschen Truppen wurden entwaffnet. Aber Tausende von ihnen schifften nach einander nach England hinüber und bildeten den Kern einer deutschen Kriegerschaar, die mit tüchtigem Gemüthe und vielem Ruhme in Portugal, Spanien, Italien, in Deutschland und Frankreich gegen den Erbfeind gekämpft hat. Die Standhaftigkeit, mit der diese deutschen Männer ihr Ziel verfolgt haben, während in Deutschland selbst ein unglücklicher Krieg nach dem andern, noch zehn Jahre hindurch, allen Muth und alle Hoffnung niederbeugte und also keine Belohnung im Vaterlande ihnen winkte, — diese Standhaftigkeit muß den Männern zu hoher Ehre angerechnet werden. Viele von ihnen sind in dem heißen Kampfe gefallen und ruhen, fern von ihrer Heimath, in fremder Erde.

4. Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. 18. Mai 1804.

Die ersten Jahre des Konsulats waren für Frankreich eine Zeit der Beruhigung, der rückkehrenden Ordnung, des Fleißes und Wohlstandes; die geängsteten Gemüther athmeten wieder freier auf und des ersten Konsuls Name wurde von tausend Lippen mit Segen genannt. Auch außer Frankreich blickten viele mit Hoffnung auf ihn hin, denn in seiner Heldenkraft erschien er ihnen als derjenige, welcher nach einer sehr wilden Zeit eine neue Ordnung stiften und was aus der blutigen Umwälzung als reiner Gewinn der Gedanken hervorgegangen, für das Menschengeschlecht festhalten könne.

Das Vermögen dazu fehlte ihm nicht; denn wunderbar war die Gewalt, womit er sich alsobald alle Kräfte dienstbar machte; die Klugheit, mit welcher er die brausenden Fluten der Revolution zum Stillstande und zum Gehorsam zwang; die Schnelligkeit der Verwaltung, die er in kurzer Zeit über das ganze, große Reich wie ein Gewebe ausbreitete, dessen Endfäden in seinen Händen blieben; der Fleiß endlich, womit sogleich angefangen wurde, das Wesentliche aus den großen Erfahrungen des öffentlichen Lebens in neuen Gesetzbüchern niederzulegen. Was das Zeitalter Vorzügliches gefordert hatte: — Anerkennung der wesentlichen Menschenrechte in Allem; Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz; Aufhebung der Feudalrechte; Freiheit des Glaubens im Gebiet der unsichtbaren Dinge; eine Regierungsform, welche die Kraft der Einheit in Ausführung der Staatszwecke und die Vielseitigkeit der Berathung in Entwerfung der Gesetze vereinigte; — das alles und so vieles andere schien auf dem nun beruhigten Boden Frankreichs, unter dem Schutze des außerordentlichen Mannes, allen andern Völkern zum Muster, aufzublühen.

Was konnte dieser Mann dem gesammten Europa, was der Weltgeschichte werden, wenn er dieses hohe Bild der Edelsten, welches ihr eigener reiner Eifer für Licht und Recht von ihm entwarf, wahr machte! Wie hätte er für Jahrhunderte bilden, voranleuchten, alles mit sich fortreißen, den Segen der Menschheit verdienen können! — Und er hat ihren Fluch auf sich geladen!

Das ist das Entsetzlichste, wenn eine so große, eine bewundernswürdige Kraft sich dem niederen Theile der menschlichen Natur zum Raube dahin giebt, wenn sie, die für das Reich der Tugend und der Wahrheit kämpfen sollte, für das der Selbstsucht die mächtigen Waffen führt! Die wilde Zeit, welche vorangegangen, hatte jede böse Lust geweckt und stark gemacht; da trat der Gewaltige auf den Kampfplatz, welcher, statt sie in ihre Schranken zurückzuweisen und der Liebe, dem Glauben, der Wahrheit und dem Rechte die verlorene Herrschaft zurückzustellen, jene stark ließ, aber sie in seinen Dienst zwang. Das ist das Geheimniß seiner unerhörten Macht, daß er das, was in der sinnlichen Natur des Menschen am heftigsten treibt, was allgewaltig ist, wenn es einmal Scham und Scheu überwunden hat, daß er die Selbstsucht in jeglicher Gestalt, als Begierde nach Reichthum und nach Glanz, nach Sinneslust und nach Ehre, daß er den Zorn, den Haß, den Neid und jede heftige Leidenschaft, als dienende Geister um sich versammelte. Und weil die Welt lange sein Geheimniß nicht wußte und das Eine Zauberwort nicht errieth, wodurch sein Reich zerstört werden mochte; weil sie vielmehr unbeholfen ihm nachzuahmen suchte, was er als Meister verstand, so hatte er lange Zeit Gewalt über die Welt. Nicht sein Schwert hat ihm den Sieg errungen, sondern seine unerhörte Kunst, die kraftvollste Sinnlichkeit allenthalben in seinen Dienst zu verflechten, indem er ihr jede Befriedigung als Lohn vorhielt. Diese Kunst bereitete ihm das nie gesehene Gelingen, welches von nun an noch zehn Jahre lang seinen Riesenschritt durch die Geschichte Europas bezeichnet.

Und wenn nun nach der Quelle in seiner eigenen Brust gefragt wird, aus welcher die dargethane Weise und Richtung des Handelns entsprang, so ist es dasselbe innerlich, was er als treibende Kraft in der Welt außer sich pflanzte; es ist die Selbstsucht in der furchtbarsten, man kann sagen, in der großartigsten Gestalt, wie sie die Weltgeschichte jemals gesehen. Alle die außerordentlichen Kräfte seiner Natur dienten nur ihm selbst, hatten nur ihn zum Gegenstande der Verehrung, nur ihn zum letzten Ziele aller Anstrengung.

Die große Gewalt seines Geistes und seiner bildenden Kraft, so wie die Meisterschaft seiner täuschenden Kunst, bewies er zunächst in Frankreich; durch sie gelang ihm das Schwerste, was der Einzelne über sein Zeitalter zu gewinnen vermag, nämlich den Kreis der herrschenden Gedanken zu seinem Vortheile umzuwandeln und, wie man es durch ein glückliches Bild ausgedrückt hat, „die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit, die im allgemeinen Umlauf waren, umzuprägen, und ihnen sein eigenes Bildniß aufzudrücken.“

Zuerst mußten ihm Verschwörungen, die wahrscheinlich durch seine eigenen Helfer zum Scheine angezettelt waren, dazu dienen, mehrere hundert französische Bürger, die der Freiheit zu eifrig anhingen, in die Gefängnisse oder über Frankreichs Grenzen, und viele zum Tode zu führen. — Bald danach wurde ihm durch den Senat die Würde des ersten Konsuls auf zehn Jahre, und zugleich durch das Volk auf Lebenslang angetragen. Er beherrschte die Gemüther noch durch das öffentliche Vertrauen, und so glänzende Beweise desselben hätten ihm hohe Befriedigung gewähren können, wenn ein Maaß in ihm gelebt hätte. Aber den Unersättlichen gelüstete nun zunächst nach einer Krone, und als er diese besaß, streckte er die Hand nach mehreren und bald nach allen aus. Als der neue Krieg mit England ausbrach und England in dem Gefühle, daß von dem einen Manne alles Unglück ausgehe, einige der erbittertsten Feinde desselben an Frankreichs Küste aussetzte, die ihm den Untergang geschworen hatten, Pichegru, den Eroberer Hollands, und Georges, einen ehemaligen Anführer der Vendée, da mußte ihm dieser Umstand zur Erreichung seines nächsten Zieles verhelfen. Seine Polizei, die gar wohl von den Anschlägen dieser Männer unterrichtet war, ließ sie nach Paris kommen, ob sie nicht mehrere in ihre Schuld zögen, die, schuldig werden zu lassen, ein Gewinn schien. Und die Absicht gelang so trefflich, daß Moreau, ein eifriger Republikaner, beim Volke und Heere hoch geachtet, sich mit ihnen in Unterredungen einließ. Nun wurden alle verhaftet, verurtheilt, Georges hingerichtet, Pichegru im Gefängniß erdrosselt gefunden, Moreau nach Amerika verwiesen. Und um dem alten Königsgeschlechte der Bourbons zu zeigen, wie der neue Machthaber sich schon fest genug fühle, auch ihr Blut fließen zu lassen, wurde der Herzog von Enghien, der Enkel des großen Condé, ein junger, hoffnungsvoller Prinz, plötzlich durch 1200 Mann aus Ettenheim im Badischen, vom Gebiete des deutschen Reiches, welches solchen Hohn geduldig ertragen mußte, entführt nach Paris und von da nach Vincennes gebracht, vor ein Kriegsgericht aus Bonaparte's Kreaturen gestellt, und noch in der Stunde seiner Ankunft, ohne daß ihm ein Anwalt zur Vertheidigung, oder ein Priester zum Troste im Tode gewährt worden wäre, im Schlosse zu Vincennes erschossen.

Darnach mußte, auf den Antrag der Tribunen, ein Senatsbeschluß gefaßt werden, durch welchen die Regierung Frankreichs Napoleon Bonaparte, als erblichem Kaiser, übertragen wurde. Im elften Jahre der Republik wurde auf den Trümmern des Königthums sein Kaiserthum errichtet. Die Stufen, welche das römische Volk seit Vertreibung seiner Könige bis zum Kaiserthum in fünf Jahrhunderten durchgemacht, hatte der schnelle Puls Frankreichs in elf Jahren vollendet. Wie in Rom blieben auch neben dem Kaiserthume noch republikanische Formen und das Gerüste einer gemäßigten Verfassung. Aber, wie in allem, in Wort und That,

von nun an die Willkür das Gesetz der Welt werden sollte, so war sie es sogleich in dem großen Vorbilde des Staates, nach welchem sich das Kleinere gestalten mochte. Unter dem Scheine der eingeschränkten Verfassung folgte der Kaiser einzig seinem Willen und regierte als unumschränkter Herrscher, die Menschen nur als Zahlen, ihr Leben als eine Münze zum Verbrauche betrachtend. Die verführerische Liebe solcher Regierungsweise verbreitete sich bald auch über die Grenzen Frankreichs hinaus. Das eitle französische Volk bethörte Napoleon dabei durch Glanz, durch Kriegsruhm und den Namen der großen Nation; das Heer, seine Stütze, fesselte er an sich, indem er ihm alles erlaubte, was die Begierde fordert; die großen Talente, die ihm dienen sollten, erhob und bereicherte er übermäßig, damit sie bei seinem Falle so viel zu verlieren hätten, als der Mensch selten den Muth hat wieder aus seiner Hand zu geben. Das war eine seiner furchtbarsten Herrscherregeln, daß, wer unumschränkt herrschen wolle, nur Reiche und Arme, nicht aber einen begüterten Mittelstand, dulden müsse; jene könne die Regierung durch jede Begünstigung, durch Furcht und Hoffnung, an sich fesseln und die Armen lasse die Sorge der täglichen Nahrung nicht über das nächste Bedürfniß hinausblicken, aber in den Köpfen des Mittelstandes, welcher Zeit zu geistiger Beschäftigung übrig behalte, da bilde sich eine Gewalt der Gedanken, welche dem Throne gefährlich werden könne. Und so scharf drang sein Blick in das Wesen der menschlichen Natur, daß er erkannte, die Gewohnheit des blinden Gehorsams, der sich nur mit geistiger Blindheit vertrage, müsse früh in der Jugend eingepflanzt werden. Darum wurde der kirchliche und der Schulunterricht unter strenge Aufsicht genommen, auf einen engen Kreis beschränkt, die Schüler von Jugend auf nach dem Klange der Trommel zu jedem Geschäfte gerufen. Ja, selbst die Lehrbücher der Religion mußten den Gehorsam gegen den Kaiser sogleich nach dem gegen das göttliche Gesetz stellen. — Im übrigen verfiel sowohl der Volksunterricht als der höhere wissenschaftliche, der schon in der Revolutionszeit gesunken war, bis zu solchem Grade, daß mehrere Menschenalter davon nachempfunden haben.

5. Napoleons Krieg gegen Oestreich und Rußland von 1805.

Nicht zufrieden mit der neuen Kaiserkrone, ließ Napoleon auch die cisalpinische Republik in ein Königreich Italien umwandeln und sich selbst zum erblichen Könige erklären. Zum Zeichen der Mäßigung, wie er sagte, bestellte er in seinem Stiefsohne, Eugen Beauharnais, einen Vizekönig von Italien. Parma, Piacenza und Guastalla wurden ganz mit Frankreich vereinigt und bald darauf auch die ligurische Republik. Das alles war gegen den Vertrag von Lüneville. Oestreich war sehr unzufrieden; es fand eine gleiche Stimmung in dem Kaiser Alexander von Rußland, den besonders die Ermordung des Herzogs von Enghien im Innersten empört hatte und der schon damals den Beruf in sich fühlte, Europas Ordnung beschützen zu helfen. Beide boten dem englischen Minister Pitt eine erwünschte Gelegenheit dar, in dem eben erneuerten Kriege Bundesgenossen gegen Frankreich zu gewinnen. Es kam ein Bund der drei nebst Schweden zu Stande, und nach dem großen Kriegsplane sollte die französische Macht auf allen Punkten, in Italien, der Schweiz, Holland und in

Frankreich selbst angegriffen werden. Diese Plane durchschnitt Napoleon nach gewohnter Weise und durch gewohnte Schnelligkeit, indem er plötzlich auf einem Flecke erschien, wo ihn die Gegner nicht erwarteten. Seit dem Jahre 1803 hatte er beträchtliche Heereshaufen an den Nordküsten Frankreichs versammelt gehalten, um England mit einer Landung zu bedrohen. Diese mußten jetzt schnell aufbrechen, über den Rhein eilen, die Fürsten von Süddeutschland zur Verbindung mit Frankreich zwingen, während das östreichische Heer unter Mack unbeweglich bei Ulm stand. Der General Mack, ein gelehrter Heerführer, dem aber die Schnelligkeit des Entschlusses und das Glück fehlte, erwartete den Feind, der durch Schwaben, wie er meinte, gerade auf ihn losdringen sollte. In seiner rechten Flanke hatte er die fränkischen Länder des Königs von Preußen, welcher keinen Theil am Kriege nahm; durch sie glaubte er sich gedeckt. Allein eine solche Schutzwehr sicherte vor Napoleons Plänen nicht. Bernadotte, Marmont und die Baiern drangen plötzlich durch Franken gegen die Donau vor, fielen dem General Mack in den Rücken und schnitten ihn von Oestreich ab. Ueberrascht und betäubt warf er sich nach blutigen Gefechten in die Stadt Ulm, und anstatt, wie ein tapferer Mann, sich lieber mit dem Schwerte einen Weg durch die Feinde zu bahnen, — der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit einigen Reiterhaufen glücklich nach Böhmen durch, — gab er sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres am 17. Oktober gefangen.

Napoleon schickte aus diesem ersten Abschnitt des Krieges, der ein Heer von 80,000 Mann fast vernichtet hatte, vierzig eroberte Fahnen an den Senat nach Paris, an die Weisen des Reichs, wie er sie nannte, „ein Geschenk der Kinder an ihre Väter." Und zu seinem Heere sagte er, als er weiter zog: „er werde sie nun gegen die Russen führen; auch diese würden ein gleiches Schicksal erfahren. In ihrem Heere seien keine Anführer, gegen die er Ehre erlangen könne; daher werde er keine andere Sorge haben, als den Sieg mit wenig Blut zn erkaufen. Seine Soldaten seien seine Kinder."

Die Schlacht bei Austerlitz, 2. Dezember 1805. — Ohne bedeutenden Widerstand zog nun das französische Heer gegen Oestreichs Hauptstadt und besetzte sie am 11. November. Die Russen und Oestreicher zogen sich nach Mähren zurück; am 2. Dezember standen die Gegner bei Austerlitz einander gegenüber und beschlossen die entscheidende Schlacht. „Ich werde weit vom Feuer bleiben", sagte Napoleon, der zum ersten Male als Kaiser sein Heer in großer Schlacht selbst anführte, zu seinen Kriegern, „wenn ihr in eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Reihen durchbrecht; sollte aber der Sieg nur einen Augenblick schwanken, dann werdet ihr euren Kaiser sich den ersten Streichen aussetzen sehen." Die Dreikaiserschlacht, wie Napoleon sie in seinem Berichte mit Wohlgefallen benannte, begann; es war ein schöner, sonnenheller Wintertag. Wie Napoleon vorhergesagt hatte, geschah es, die Feinde wurden nicht gut angeführt, es herrschte Unordnung in dem Gange der Bewegungen; man kannte die Stärke und Stellung des französischen Heeres nicht genugsam, und bald war die russische Schlachtordnung getrennt, zerrissen, trotz aller Tapferkeit über den Haufen geworfen. Der linke russische Flügel wollte sich über einen gefrornen See retten; Napoleon ließ das Eis durch Kanonen zerschmettern und viele Russen versanken. — Es war kein schwerer Sieg gewesen, auch würde er den Krieg nicht entschieden haben, wenn nicht der Kaiser Franz, in der ersten Sorge

für seine Unterthanen schnell den Frieden geschlossen hätte; eine persönliche Unterredung mit Napoleon, in der Mühle zu Saroschitz, vermochte ihn dazu. Denn am Tage nach der Schlacht verstärkten 12,000 Russen das wieder gesammelte Heer; Erzherzog Ferdinand hatte in Böhmen 20,000 Mann gesammelt und die Baiern mit Verlust aus diesem Lande geschlagen; Ungarn waffnete; der Erzherzog Karl eilte mit einem siegreichen Heere aus Italien dem Vaterlande zu Hülfe und konnte bald Wien, im Rücken der Franzosen, befreien; Russen und Engländer waren in Neapel gelandet; Russen, Schweden und Engländer drangen durch das hannoversche Land vor, und was das Wichtigste war, auch Preußen hatte seine Heere gesammelt, um die Verletzung des Ansbachischen Landes zu rächen. — In diesem Augenblicke schloß der Kaiser den Waffenstillstand und zeigte unbedingte Neigung zum Frieden.

Der preußische Abgeordnete, Graf von Haugwitz, der in Napoleons Hauptquartier gesendet war, um diesem die Friedensbedingungen vorzuschreiben oder falls diese abgelehnt würden, den Krieg zu erklären, sah sich durch den Entschluß Franz II. in große Verlegenheit gesetzt und hielt es für angemessen, statt des drohenden Wortes, welches ihm der König mitgegeben, in friedlicher Weise zu reden. Und der französische Bericht pries „die Weisheit Preußens, welches nie einen biederern und uneigennützigeren Freund gehabt habe, als Frankreich. Uebrigens hänge das französische Volk von Niemand ab und 180,000 Feinde mehr würden den Kampf nur um etwas mehr verlängert haben!" — Solche Sprache hätte der preußische Abgeordnete besser verstehen und, Preußens Würde fühlend, auf frischer That, da Oestreichs Friede noch nicht geschlossen war, thun sollen, was sein König ihm befohlen hatte und ein halbes Jahr nachher dennoch zu thun sich entschloß. Vielleicht mochte Oestreich, wenn es Preußens Ernst sah, einen längeren Krieg dem schmählichen Frieden vorziehen. Statt dessen unterzeichnete Haugwitz ohne Vollmacht den Vergleich zu Wien, wodurch Preußen Ansbach an Baiern, Neufchatel und Kleve an Frankreich abtrat und dafür Hannover erhalten sollte, worauf England keineswegs Verzicht geleistet hatte. So streute Napoleon den Samen der Zwietracht zwischen Preußen und England aus, wohl wissend, daß beide durch Verbindung mit einander stark waren.

Fünf Tage nach diesem Vertrage schloß Oestreich den Frieden zu Preßburg, am 25. Dezember 1805. Durch diesen Frieden, der alle bisherigen an Härte übertraf, verlor Oestreich 1000 Quadratmeilen Landes und an drei Millionen Unterthanen, und zwar von den besten, die es besaß. Das treue Tyrol, welches noch in diesem Kriege seine Anhänglichkeit an das östreichische Haus bewiesen hatte, mußte nebst Burgau, Eichstädt, einem Theil von Passau, Vorarlberg und anderen Besitzungen Vorderöstreichs an Baiern; was Oestreich in Schwaben besaß, an Würtemberg und Baden, Venedig an das Königreich Italien abgetreten werden. Dagegen erhielt Oestreich einen geringen Ersatz durch Salzburg, und der Kurfürst von Salzburg wurde aus dem Lande, das er eben erhalten, nach Würzburg verpflanzt, welches Baiern abtrat. — Die Länder mit ihren Bewohnern wurden als eine Waare betrachtet, welche aus der Hand des einen in die des andern übergehen könne, wie der Markt es eben mit sich bringe. So wollte es die Lehre des Despotismus, damit Liebe und Anhänglichkeit für die alten Fürstenhäuser entwurzelt, das Gemüth zu Eis erkältet, das Menschliche, was den Staat zu einem Ebenbilde der Familie machen kann,

völlig ertödtet werde und nur das Gefühl in dem Unterthan übrig bleibe, er sei zum Gehorsam geboren und dieses eine Gesetz der Natur kette ihn an den einen Herrscher so gut als an den andern, sei derselbe ein Einheimischer oder ein Fremder, sei er von gestern oder von heute.

Um das zerknickte deutsche Reich nur schnell seiner völligen Auflösung zuzuführen, wurde den Kurfürsten von Baiern und Würtemberg der Königstitel, und ihnen, wie dem Kurfürsten von Baden, die völlige unabhängige Regierung ihrer Länder, oder, wie es die Zeit mit einem Lieblingsworte benannte, die Souveränetät gegeben; der Kaiser Franz entsagte aller Oberlehnsherrlichkeit über ihre Länder, und damit war der That nach ihr Verhältniß zum deutschen Reich gelöst.

6. Das Ende der deutschen Reichsverfassung. 1806.

Das erste Wort, welches Napoleon nach dem Preßburger Frieden sprach, war sein gewöhnlicher Bannspruch. Der König von Neapel hatte englische und russische Truppen in sein Land aufgenommen; da schickte Napoleon seinen Bruder Joseph und Massena mit 60,000 Mann längs Italien hinab, und in dem Aufruf, den er ihnen am 27. Dezember von Schönbrunn aus mitgab, hieß es: „Das königliche Haus von Neapel habe aufgehört zu regieren!“ Das furchtbare Wort schreckte dieses Haus auch in der That von dem Boden Italiens über die Meerenge nach Sizilien hinüber; hier erhielt es sich mit Hülfe Englands, in Neapel aber wurde Joseph Bonaparte zum erblichen König erklärt. Der neue Königsthron kostete noch unermeßliches Blut; die Einwohner Unteritaliens empörten sich immer mit neuer Wuth und Kalabrien nebst den Abruzzen mußten fast in Einöden verwandelt werden.

Zunächst traf dann Holland die Reihe. Es wurde gleichfalls in ein Königreich verwandelt und einem andern Bruder, Ludwig Napoleon, gegeben. Es hatte nicht das schlimmste Loos gezogen, denn Ludwig fühlte die Pflicht, für sein neues Volk mehr zu leben, als für seines Bruders Willen.

Ein dritter aus des Kaisers Verwandtschaft, sein Schwager Joachim Murat, erhielt die Herzogthümer Kleve und Berg; ersteres hatte Preußen, letzteres Baiern für Ansbach abgetreten.

Alexander Berthier endlich, der erste im Kriegsrathe Napoleons, bekam das Fürstenthum Neufchâtel.

Zugleich mit diesen äußeren Vorrüstungen wurde der Plan der innern Gestaltung des großen Baues gleichfalls klarer dargelegt. Französische Blätter mußten das System des Gleichgewichts, an welchem Europa noch immer mit einigem Glauben gehangen hatte, als ein sehr thörichtes ausschreien, welches nur Eifersucht und Kriege erzeugt habe. Ruhe sei nur dann zu hoffen, wenn Einer den unbestrittenen Vorrang habe und seinem Worte bei den Streitigkeiten der Völker Folge geleistet werde. Es war die Sprache der Römer, kurz vor der Zeit, als sie die Weltherrschaft geradezu an sich rissen, da nannten sie sich auch die Schiedsrichter der Welt und ihre Gesandten zogen mit ihren Stäben Kreise um die Könige, welche noch diesen Namen trugen, und forderten auf der Stelle die Erklärung des Gehorsams. — Zu einem einzigen Reiche schien ihm doch wohl Europa zu groß, aber es sollte, unter dem Namen eines Föderativstaates, durch eine Familienherrschaft umfaßt werden und die Brüder und Vettern und Angeheiratheten

sollten unter Königs- und Fürstennamen die Statthalter des großen Kaisers in Paris sein. Alle Glieder des großen Herrschergeschlechts, so verordnete Napoleon in dem kaiserlichen Familiengesetzte, sollten im kaiserlichen Erziehungshause in Paris erzogen werden, unter des Kaisers Augen, nach seinen Grundsätzen; ohne seine Erlaubniß sollten sie sich nicht verehelichen, nicht über dreißig Stunden von Paris entfernen dürfen. Er wollte ihr gemeinschaftlicher Vater und Herr sein. So, hoffte er, wenn die ganze Jugendzeit durch ihn geleitet sei, sollten sich sein Geist und seine Grundsätze auf Jahrhunderte in ihnen und ihren Nachkommen vererben, wie im römischen Senate die großen Grundsätze der Staatskunst Jahrhunderte lang von einem Geschlechte auf das andere forterbten. Aus Paris sollten die dort erzogenen Prinzen den gleichen Sinn, mit der gleichen Sprache und gleichen Gesetzen, über alle beherrschten Völker verbreiten; ihre Lebensregel aber sollte wörtlich diese sein: „Daß sie die erste aller Pflichten dem Kaiser, die zweite Frankreich, und erst die dritte dem von ihnen beherrschten Volke schuldig seien." Napoleon dachte auch schon daran, sich mit den legitimen Fürstenhäusern in den deutschen Nachbarländern zu verschwägern. Sein Stiefsohn Eugen wurde mit einer baierschen Prinzessin, der Erbprinz von Baden mit Stephanie, einer Nichte Josephinens, sein Bruder Jerome später mit Katharina von Würtemberg vermählt. — Wenn so umfassende, außerordentliche Veranstaltungen in ihrem rechten Sinne aufgefaßt werden, so kann das Wort nicht mehr als unwahrscheinlich gelten, welches die öffentliche Stimme dem Kaiser Napoleon in den Mund gelegt hat: „Daß nämlich in zehn Jahren die Dynastie Napoleons die älteste in Europa sein sollte." Und wenn die Geschichte einst nach Jahrhunderten das furchtbare Schwanken aller Dinge und die Entwurzelung tausendjähriger Ordnungen in unserm Zeitalter mit Einem Worte bezeichnen will, so wird sie dieses Wort[1]) nennen.

Als die Theile des großen französischen Bundesstaates wurden schon damals, außer Frankreich: Italien, Neapel, Spanien, Holland, Baiern, Würtemberg, Baden und Berg, mit einer Masse von 66 Millionen Einwohner, genannt.

Zu dem Glanze und der Befestigung einer neuen Krone gehörte auch ein Reichsadel, der, mit ihr emporgestiegen, auch mit ihr fallen müsse. Napoleon schuf ihn dadurch, daß er zuerst in Italien und nachher in allen Ländern, die seine Waffen erreichten, eine Anzahl von größeren und kleineren Reichslehen mit bedeutenden Einkünften für solche errichtete, die sich in der Treue und im Diensteifer für ihn besonders auszeichnen würden. Sie sollten nach der Erstgeburt forterben, nach Erlöschung des Mannesstammes aber an die Krone zurückfallen. Dadurch sollten alle, die vorzügliche Thatkraft auszeichnete, mit dem Kaiser gleichen Antrieb zur Behauptung der eroberten Länder fühlen. —

In der Mitte dieses veränderungsreichen Jahres traf der letzte entscheidende Schlag auch die Verfassung des deutschen Reiches. Ihre Auflösung, die der That nach schon da war, wurde nun auch durch das Wort ausgesprochen. Am 12. Juli wurde zu Paris ein Rheinbund abgeschlossen, durch welchen die Könige von Baiern und Würtemberg, der Kur-Erzkanzler, der Kurfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt,

1) Aus dem Munde eines Advokatensohnes aus Korsika.

der Herzog von Berg, die letzteren vier als Großherzoge, dann die nassauischen und hohenzollerschen Fürsten, nebst noch einigen kleineren Fürsten und Grafen, sich von dem deutschen Reichsbande trennten und den Kaiser von Frankreich als den Protektor (Beschützer) ihres Bundes anerkannten. Er sollte das Recht haben, den Fürsten-Primas des Bundes, welcher in den Versammlungen den Vorsitz führen solle, zu ernennen; Krieg und Frieden und die Kontingente an Truppen zu bestimmen; so daß also jeder Krieg Frankreichs auch der des Rheinbundes sein mußte, sollte er auch gegen die bisherigen Brüder des deutschen Reiches geführt werden. Für solche Opfer sollten die Fürsten die unumschränkten Herren ihrer Unterthanen sein, ohne durch ein Bundesgericht, bei welchem die Unterthanen in Nothfällen Klage führen könnten, oder durch eine mildernde Verfassung, irgend gebunden zu sein. In diesem allen war der Bund klar und bestimmt, in allem übrigen dunkel und schwankend, damit des Protektors Wille Gesetz sein könne. Es war kein Bund deutscher Länder mit 7 Millionen Einwohner unter einander, sondern mit Frankreich, und nicht ein solcher, der gegenseitige Rechte und Pflichten gab, sondern die Pflicht war auf Seiten der Fürsten, die Rechte auf der des Beschützers. Auch darin schnitt dieser Bund die Fäden, welche die Vorzeit noch mit der Gegenwart verbanden, durch, daß freie Stände des Reiches, die den Gliedern des rheinischen Bundes zugetheilt waren, mediatisirt, das heißt, ihrer landesherrlichen Rechte entkleidet und solchen, mit welchen sie früher gleich waren, untergeordnet wurden. Die freie Stadt Frankfurt, welche der künftige Sitz der Bundesversammlung sein sollte, ward dem Fürsten Primas zugetheilt und verlor gleichfalls ihre Selbständigkeit.

Der deutsche Kaiser, die entwürdigte Krone des alten Reiches von seinem Haupte ablegend, in dem 1006. Jahre, nachdem Karl der Große sie auf das seinige gesetzt hatte, erklärte sich als Franz I. zum erblichen Kaiser der östreichischen Monarchie, den 6. August 1806.

Welchen Schutz aber das deutsche Land, in Vergleich mit dem des östreichischen Hauses, von dem neuen Beschützer zu erwarten habe, davon zeugte die frische That. Zu eben der Zeit, als der französische Gesandte Bacher zu Regensburg noch einmal erklärte, daß Frankreich niemals seine Grenzen über den Rhein ausdehnen werde, wurde die Festung Wesel eigenmächtig von Frankreich in Besitz genommen und zu der 25. Militärdivision geschlagen.

7. Napoleons Krieg gegen Preußen und Rußland. 1806 u. 1807.

Die Errichtung des rheinischen Bundes war sowohl feindlich gegen Preußen als gegen Oestreich gemeint; frühere Bundesgenossen, so lange die Reichsverfassung bestanden, sahen beide nun in Fremde verwandelt, welche bei jedem Zwiste mit Frankreich ihre Feinde sein mußten. Napoleon hatte den König Friedrich Wilhelm früher mit der Aussicht hingehalten, es könne sich unter seinem Schutze ein nordischer Bund, nach dem Muster des rheinischen, bilden, der das nördliche Deutschland umfassen solle; jetzt wurde ein solcher Bund verworfen. Hannover sogar wurde jetzt England wieder angeboten. Ueberhaupt geschah alles, was Preußen kränken und ihm zeigen mußte, daß der französische Kaiser ein selbständiges Volk nicht mehr neben

sich dulden wolle. — Da glaubte endlich der entrüstete König, die Ehre seines Volkes nicht länger von den übermüthigen Fremden verhöhnen lassen zu dürfen, und Volk und Heer stimmten laut dem Könige bei. Er forderte von Frankreich, daß es seine Truppen aus Deutschland ziehen, die Bildung eines nordischen Bundes nicht hindern und Wesel nicht als französische Festung behalten solle. Als diese Punkte verweigert wurden, erklärte Preußen den Krieg. Es war das Gebot der Ehre, welches so raschen Entschluß forderte, damit die Welt erkenne, daß kein anderer Antrieb, als ihre Stimme, hier obwalte; denn in so ungünstigen Kampf begiebt sich keiner, der ihn irgend mit Ehren vermeiden kann. Preußen hatte keinen Bundesgenossen auf dem Kampfplatze, als das nur halbwillige Sachsen; mit England und Schweden war der Friede noch nicht völlig hergestellt, und die russischen Krieger, die wirklich Hülfe leisten sollten, waren kaum an den Grenzen.

Napoleon sprach bei dem Ausbruche des Krieges: „Sein Herz traure bei dem beständigen Uebergewicht, welches der Geist des Bösen erhalte, der unabläßig beschäftigt sei, seine Entwürfe für die Ruhe Europas und das Glück der Zeitgenossen zu stören!" Dann zog er seine Heere, die noch in Franken und Schwaben gerüstet standen, zusammen und rückte gegen die Pässe des Thüringer Waldes. An der Nordseite desselben stand das große preußische Heer, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, eines 72jährigen Greises, und mit Anführern, unter welchen außerdem 19 Siebziger waren. Die Theilnahme am Revolutionskriege hatte nur einen geringen Theil des preußischen Heeres mit der Sturmesschnelligkeit der neueren französischen Kriegsweise bekannt gemacht; der größere Theil war im 43jährigen Frieden erschlafft, und, weil das Gerüst von Friedrichs des Großen Einrichtungen noch stand, mit desto gefährlicherem Selbstvertrauen erfüllt. Bei aller Tapferkeit und Tüchtigkeit in der Brust vieler Einzelnen war kein einiger und starker Geist, der das Ganze verband. Da mußte geschehen, was auch der Furchtsamste nicht für möglich gehalten hatte, daß wie in den Kriegen der alten Welt, Ein unglücklicher Tag über das Schicksal eines ganzen Reiches entschied.

Am 10. Oktober wurde der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen durch seine Kampfbegierde in ein unglückliches Gefecht bei Saalfeld verwickelt und fiel selbst auf dem Schlachtfelde. Das unglückliche Treffen öffnete den Franzosen die Pässe der Saale, und mit starker Macht umgingen sie den linken Flügel des preußischen Heeres und schnitten es von Sachsen ab; Davoust hielt schon am 13. Oktober Naumburg besetzt. Die Vorräthe der Preußen gingen verloren, es entstand auf der Stelle der bitterste Mangel und dadurch unvermeidliche Unordnung und Niedergeschlagenheit. So sollte das Heer streiten, in seinem Angesichte die Saale und Elbe, die es hätte im Rücken haben sollen. Es war vor der Schlacht schon besiegt.

Die Schlacht bei Jena und Auerstädt, 14. Oktober 1806. Ein Theil des preußischen Heeres unter dem Herzog von Braunschweig stand bei Auerstädt, ein anderer unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Jena und Vierzehnheiligen, beide ohne rechte Verbindung und 4 Meilen von einander entfernt. Sie wurden an demselben Tage angegriffen und besiegt. Bei Auerstädt focht der Marschall Davoust, bei Jena Napoleon selbst. Gleich im Anfange der Schlacht sank der Herzog von Braunschweig, von einer Kugel tödtlich getroffen; durch seinen Fall war der Plan des Gefechtes zerrüttet und verworren; die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel

des Zusammenwirkens im Großen und der Zuversicht in der Menge nicht ersetzen. Von mehreren Seiten umgangen wich die Schlachtordnung zurück; sie wollte sich nach Weimar ziehen, um an dem Hohenloheschen Heereshaufen eine Stütze zu finden; noch wußte man nicht, daß dieser zu derselben Zeit das gleiche Unglück erfahren. Bald aber wurde es nur zu klar, denn so groß war die Verwirrung auf allen Seiten, daß in der Nacht, während der Heerestheil von Auerstädt nach Weimar zog, ein Theil des Hohenloheschen Heeres von Weimar gegen Auerstädt sich retten wollte.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Jena rückte Napoleon schon in Berlin ein; vierzig Tage nach Ausbruch des Krieges stand er an der Weichsel, und eine Strecke Landes mit 9 Millionen Menschen und vielen festen Städten war durch eine Schlacht gewonnen; ein Heer aber, das früher als Muster gegolten, war vernichtet. Das war ein Zeugniß, daß viele der besten Stützen des Staates morsch geworden waren, weil der Glaube, das Unverbesserliche zu besitzen, die Wachsamkeit geschwächt hatte. Dieser Glaube sollte durch das entsetzliche Unglück vernichtet, der Geist geweckt, die Kräfte erfrischt werden.

Es hieße alte Wunden zwecklos aufreißen, wenn im Einzelnen erzählt würde, wie groß die Niederlage gewesen, wie und wo die einzelnen Ueberbleibsel des Heeres noch vollends vernichtet, wie schnell und durch wen die vielen festen Orte Preußens gefallen, zum Theil auf schmähliche Weise übergeben sind. Die Söhne jener Väter, manche Väter selbst, haben doppelt und dreifach gut gemacht, was dort gefehlt war, und das Schicksal hat sich als versöhnt bewiesen. Eben so wenig darf die Geschichte wiederholen, wie unwürdig nnd schmachvoll der französische Kaiser in der Trunkenheit seines Sieges von seinen Gegnern, wie unerhört sittenlos er von dem preußischen Königshause, und besonders von der allverehrten, angebeteten Königin redete. Aber die Beweisstücke sind nicht verloren und werden ewig ein Zeugniß ablegen, wie unedel, wie durchaus unritterlich und aus gemeinem Stoffe gebildet, das Herz dieses Mannes war.

Die wider Erwarten schnelle Auflösung des preußischen Staates hatte ihm jede Spur der Mäßigung genommen uud grenzenlose Hoffnungen erweckt. In Berlin erklärte er, daß er aus dieser Stadt und aus Warschau nicht eher weichen werde, bis der allgemeine Friede erobert sei; und von Berlin aus erließ er am 21. November 1806 das berüchtigte Dekret gegen England, die Grundlage des sogenannten Kontinentalsystems, worin er alle großbritannischen Staaten blockirt erklärte, allen Handel und sogar allen Briefwechsel mit England untersagte und alles englische Eigenthum auf dem festen Lande, sogar jedes Schiff, welches nur in England einmal gewesen, wegzunehmen befahl. Durch so harte Maßregeln sollte Englands Handel zu Grunde gerichtet werden; aber der Schaden richtete sich gegen das feste Land selbst. England, dem die ganze Welt offen stand, öffnete sich andere Handelswege, eroberte alle Kolonien der Europäer, bebaute den eigenen Boden nun sorgfältiger und nahm die Bedürfnisse seines Schiffbaues, statt aus den nordischen Reichen, aus Kanada und Irland. Europa dagegen mußte seinen Handel stocken und verfallen sehen, und wenn es auch manche Dinge selbst zu arbeiten lernte, die es sonst von England bezog, so gab dieses doch keinen Ersatz für den Verlust des Handels auf den Meeren.

Die Schlachten bei Eylau und Friedland. 8. Februar und 14. Juni 1807. — Die Ueberbleibsel des preußischen Heeres unter Kalk-

reuth und Lestocq, geläutert durch die harten Erfahrungen der letzten Monate, gesäubert von den Feigen und Schwachen, die dahinten geblieben waren, ein kleiner, aber kernhafter Heldenhaufe, vereinigte sich mit den Russen, die jetzt auf den Kampfplatz traten. Nach einigen wenig entscheidenden, obgleich blutigen Vorfällen in Polen, zog sich der Krieg nach dem Königreich Preußen, und hier kämpften die Heere bei Eylau, in nicht großer Entfernung von Königsberg, am 7. und 8. Febr. in bitterer Kälte, unter Schnee und Wintersturm, eine der blutigsten Schlachten. Hundertundfünfzigtausend Mann wütheten in heftiger Anstrengung aller Kräfte gegen einander, während der Zorn der Natur die Zerstörung noch furchtbarer machte. Der Kern der französischen Garden wurde hier aufgeopfert und der Sieg dennoch nicht vollständig errungen. Mit unerschütterlicher Tapferkeit fochten die Russen; und die Preußen unter Lestocq, zur rechten Zeit auf dem heftig bedrohten linken Flügel eintreffend, warfen mit dem rühmlichsten Heldenmuthe die letzten französischen Angriffe zurück. Beide Heere schrieben sich den Sieg zu; in der That aber war der Vortheil mehr auf Seiten der Verbündeten, und ein neuer Angriff am dritten Tage, so urtheilten mehrere Anführer, würde die Franzosen zum Rückzuge gezwungen haben. Aber der russische Heerführer, General Bennigsen, glaubte seinem ermüdeten Heere so übermenschliche Anstrengung nicht zumuthen zu dürfen, und zog sich nach Königsberg zurück. Auch die Franzosen wichen in ihre alte Stellung zurück, und es erfolgte nun eine Ruhe von beinahe vier Monaten, während welcher beide Heere sich verstärkten. Das arme preußische Land litt fürchterlich unter der Last von mehren hunderttausend Kriegern.

Napoleon betrieb in dieser Zeit sehr eifrig die Belagerung der starken Festung Danzig in seinem Rücken, des Schlüssels der Ostsee. In derselben befehligte der General Kalkreuth und vertheidigte sie bis in den Mai; als aber jede Verbindung mit der See abgeschnitten und kein Ersatz zu hoffen war, übergab er sie am 24. Mai unter ehrenvollen Bedingungen.

Nun erst, da der entscheidende Augenblick schon versäumt war, griffen die Russen und Preußen die Verschanzungen des französischen Heeres an der Passarge an. Sie fochten mit bewundernswerther Tapferkeit; allein durch die 30,000 Mann, die Danzig belagert hatten, verstärkt und durch ihre starken Schanzen beschützt, hielten die Franzosen die Angriffe aus und griffen darauf selbst an. In unaufhörlichen, blutigen Gefechten wurde vom 5. bis 14. Juni gekämpft, und an diesem Tage erfolgte die entscheidende Schlacht bei Friedland. Von früh Morgens bis um Mitternacht dauerte der Kampf. Bis nach Mittag war der Vortheil auf Seiten der Russen; sie freuten sich seiner und vergaßen die Wachsamkeit, die auch dem Sieger nöthig ist. Da langten am Nachmittage die Heerhaufen von Ney und Viktor und Napoleons Garden auf dem Schlachtfelde an und entschieden den blutigen Tag; die Russen wurden auf allen Seiten über den Allefluß zurückgeworfen und wendeten sich nun gegen den Grenzfluß ihres Reiches, den Niemen. Am 29. Juni zog Napoleon in die Grenzstadt Tilsit ein, nachdem sein Herr schon am 16. Königsberg besetzt hatte.

Der Friede zu Tilsit. 7. und 8. Juli 1807. — Eine Zusammenkunft der beiden Kaiser aus Osten und aus Westen auf dem großen Niemenfluße führte zu einem schnellen Frieden, entschied über die Zerreißnng des preußischen Staates, und bestimmte den Gang der europäischen Geschichte noch auf mehrere Jahre hinaus. Napoleon, ein Meister im schlauen Miß=

brauche des Wortes, wußte den Kaiser Alexander zu überreden, daß sein einziger Zweck der Friede des festen Landes sei und daß er sich auf demselben nur ausdehne, um die Küsten gegen den Uebermuth der Engländer zu beschützen, damit endlich die Freiheit der Meere errungen werde. Auch nahm er den Schein an, daß er mit Rußland eine feste Freundschaft wünsche, damit beide vereint das Glück der Völker von Europa feststellen könnten, indem ohne sie oder wider ihren Willen kein Streit sich erheben dürfe.

Also wurde in diesem Frieden von Rußland Cattaro, Ragusa und die sieben Inseln an Frankreich abgetreten und zum Ersatz 400,000 Seelen vom preußischen Polen angenommen. Friedrich Wilhelm aber, der von seinem Königreiche fast nichts mehr sein nennen konnte, mußte die härtesten Bedingungen eingehen. Er trat die Hälfte seines Reiches mit 5 Millionen Menschen, ab. Zuerst seine polnischen Länder mit der Stadt Danzig; diese wurde für eine freie Stadt erklärt, das polnische Land aber zu einem Großherzogthum Warschau erhoben. Zum Großherzog erhielten die Polen den Herrscher Sachsens, Friedrich August, der, nachdem er sich drei Tage nach der Jenaer Schlacht für neutral erklärt und bald mit Frankreich ein Bündniß geschlossen hatte, indeß König geworden und dem rheinischen Bunde beigetreten war.

Ferner verlor Preußen alle Länder zwischen der Elbe und dem Rheine. Aus dem größten Theile derselben bildete Napoleon das neue Königreich Westfalen für seinen jüngsten Bruder Hieronymus. Er nahm dazu auch einen Theil des hannoverschen Landes, das Herzogthum Braunschweig, weil dessen Herzog die preußischen Heere geführt hatte, und das Kurfürstenthum Hessen. Gegen das hessische Fürstenhaus erging gleichfalls sein Bann, daß es aufhören solle zu regieren, weil es sich immer feindlich gegen Frankreich bewiesen und bei dem preußischen Kriege gleichfalls zweideutig dagestanden habe. Und doch hatte Hessen nur mit Bewilligung Frankreichs Neutralität gehalten. Dennoch wurde das Land plötzlich überfallen und der Kurfürst wie ein Flüchtling aus seinem Wohnsitze getrieben. In denselben zog der neue König, ein ausländischer über deutsche Völker vom alten Urstamme der Sachsen und der Chatten, mit einer Schaar französischer Beamten zum Hohne für ganz Deutschland, triumphirend ein.

Der König Friedrich Wilhelm hatte nur ein kleines, aber treues und tüchtiges Volk übrig behalten. Auch die Freude wurde ihm zu Theil, daß drei seiner Festungen, Kolberg, Graudenz und Pillau, sich in keinen Vertrag mit dem Feinde eingelassen und mehrere der schlesischen auf ehrenvolle Weise sich vertheidigt hatten; zwei von ihnen, Kosel und Glaz, waren gleichfalls noch nicht in Feindes Hand. In Graudenz befehligte der Greis Courbiere, der, als die Franzosen ihn zur Uebergabe aufforderten und ihm meldeten, der König sei über den Niemen zurück und habe sein Königreich verloren, erwiederte: „So wolle er König in Graudenz sein." Nach Kolberg aber hatte der König den Obersten Gneisenau gesendet, schon damals erkennend, daß er der Stadt in ihm einen starken Pfeiler sende, welcher nicht wanken werde. Und dazu hatte sich in dieser Gegend eine Freischaar tapferer Männer eingefunden, durch den Lieutenant Schill und andere gesammelt, und wurde ein Schrecken der Feinde weit umher. Diese Männer bewiesen, im kleinen Vorspiele des künftigen Größeren, was der deutsche Mann einst vermögen werde, wenn ihn der Zorn gegen die Fremden mit voller Kraft treibe.

Nachdem die französische Heere das übrige preußische Land geräumt hatten, behielten sie doch noch einen Theil der Festungen besetzt. Es sollte Preußen fortan keinen freien Entschluß mehr fassen können. Ueberdies erlag das Land unter den unermeßlichen Brandschatzungen, die es den Franzosen noch bezahlen mußte und an denen kein Nachlaß zu hoffen war. In so bedrängter Lage entwickelte das preußische Volk, an dem Beispiele seines Königs und seiner Königin sich spiegelnd, die im Unglück die rechte Stärke und Innigkeit ihres Gemüthes bewährten, eine so würdige Gesinnung, solche Ruhe und Besonnenheit, so erfreuliche Rückkehr zu einer frommen Sinnesweise, und überall solche Erkenntniß des Nächsten und Nöthigen, daß in dem Anblicke dieser Umwandlungen das Unglück von Jena von vielen ein Segen für Preußen genannt worden ist. An die Stelle der nach außen gehenden Richtung, welche dem preußischen Staate früherhin den Vorwurf eines eigensüchtigen Strebens zugezogen hatte, trat nun die Einkehr in das Innere, welche immer und zwar unverlierbaren Gewinn bringt; von nun an sollten Eroberungen auf dem Gebiete des Geistes gemacht werden, und mit Freigebigkeit sorgte der Staat, obwohl er nun arm war, für alles, was die Bildung förderte. In die Verwaltung des Staates, wie in die Einrichtung des Kriegeswesens, wurde mehr Einheit gebracht und alles naturgemäßer geordnet. Die Städte erhielten eine selbständigere Verfassung, damit die Theilnahme der Bürger an ihren Angelegenheiten und die Freudigkeit des alten städtischen Lebens wieder geweckt werde. Ein reges Leben und Treiben der Geister entfaltete sich und wurde durch die Regierung gern befördert; viele der edelsten Männer verbanden sich, gemeinschaftlich zu wachen und zu arbeiten, daß sich ein treuer, deutscher, dem fremden Verderben widerstrebender Sinn erhalte, damit, wenn einst die Stunde der Erhebung, durch besondere Gunst des Schicksals, schlagen sollte, das Volk bereit und kräftig erfunden würde.

Napoleon brachte bei seiner Rückkehr nach Paris als Zeichen seines Triumphes den Siegeswagen vom Brandenburger Thore und den Degen Friedrichs des Großen mit, und zu einer Brücke von Austerlitz kam nun auch noch eine Brücke von Jena in seiner Hauptstadt.

8. Die Erhebung Oestreichs von 1809.

Wie Preußen im J. 1806 der Stimme der Ehre und dem alles andere überwiegenden Gefühle gefolgt war, daß gegen die Schmach des französischen Uebermuths keine Anstrengung zu groß, kein Opfer zu schwer, kein Unglück zu schmerzlich sei, so erhob sich auch Oestreich durch den gleichen Antrieb im J. 1809 zum neuen Kriege gegen Frankreich. Es war ihm selbst unmittelbar keine Kränkung widerfahren; aber rund umher geschah das Schmähliche und das Verderbliche. Das alte Reich der Deutschen war verschwunden; im Herzen Deutschlands ein neuer Thron für einen Fremdling errichtet; das übrige Deutschland immer enger mit dem Erbfeinde verbunden; endlich gar das alte spanische Königshaus[1]) wie wenn von nun an

[1]) Das spanische Königshaus war lange Frankreichs treuer Bundesgenosse gewesen und hatte darüber in dem Kriege gegen England seine Inseln und seine Seemacht verloren; zum Lohn für solche Treue sollte es nun dazu den Thron verlieren. Schlau und hinterlistig wußte Napoleon Streitigkeiten, die sich in der königlichen Familie zwischen Vater und Sohn erhoben hatten, für sich zu benutzen und brachte den alten

kein Recht mehr zwischen den Völkern gelten sollte, ohne allen Grund vom Throne gestoßen. Was konnte jetzt noch als sicher und durch Alter und Geschichte begründet angesehen werden? Dazu hatte Napoleon im Sommer 1808, ehe er selbst nach Spanien ging, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu Erfurt gehalten und sein Bündniß mit diesem noch fester geknüpft. Unter dem Eindruck aller dieser schmachvollen Ereignisse entschloß sich Oestreich zum Krieg; es trat allein, nur den eigenen Kräften vertrauend, auf den Kampfplatz. Wohl aber fühlte es, daß nicht mehr das stehende Heer allein Rettung bringen könne; es wollte einen Krieg im großen Sinne, einen Volkskrieg; es rief Freiwillige auf, errichtete Landwehren, redete sehr herzliche, begeisternde Worte zu seinem Volke und zu allen Deutschen; es stellte die Prinzen seines Hauses selbst an die Spitze der Heere und strengte alle Kräfte seiner reichen und schönen Länder in solchem Maße an, wie seine Geschichte noch niemals ein Beispiel gesehen hatte. Es war der große, sinnige Minister Stadion, der die Angelegenheiten Oestreichs damals leitete; wenn Rettung und Befreiung durch ein einzelnes Volk kommen konnte, so mußte sie jetzt kommen.

Aber wie im J. 1806, so war auch im J. 1809 Europa für die Befreiung noch nicht reif. Das Feuer der Läuterung sollte erst noch alle tief und schmerzlich durchdringen; die gemeinsame Noth sollte noch unendlich größer werden, damit sie alle der Eigensucht entsagten, und damit die Weltgeschichte das große, seltene Schauspiel eines heiligen Krieges darstellte, wie alle Völker aus Ost und West und Nord und Süd, für Freiheit, Ehre und Tugend vereinigt, wie ein einziger Mann sich erhoben.

Kein deutsches Gemüth, dem das Vaterland über alles theuer ist, wird je vergessen können, wie es bei diesem Kriege von 1809 gehofft, gerungen, gezittert und endlich unmuthig gezürnt hat, als der verhaßte Feind mit einem Heere daherzog, in welchem die Krieger des rheinischen Bundes den Kern bildeten; wie er mit den tapfern Armen dieser Deutschen das östreichische Heer, welches bis in Baiern vorgedrungen war, durch mehrtägige, blutige Treffen zum Rückzuge zwang und nun in seinem Stolze verkündigte,

---

schwachen König Karl IV. dahin, daß er im Anfange des J. 1808 seine Krone niederlegte und ihm selbst übergab; den Sohn Ferdinand aber lockte er durch List über die Grenze nach Bayonne und zwang ihn gleichfalls zur Entsagung des Thrones. Es wurde ihm nur die Wahl zwischen Abdankung oder Tod gelassen und der Jüngling wählte das Leben als Gefangener in Frankreich. Sein Volk aber war nicht so geduldig. Als Napoleon in der Freude über das gelungene Werk sogleich seinen Bruder Joseph zum Könige in Spanien ernannte (das Königreich Neapel erhielt darauf der Großherzog von Berg und dieses Großherzogthum später der Kronprinz von Holland), da ergriffen die Spanier im gerechten Zorne die Waffen gegen den aufgedrungenen König. Seit langer Zeit ungeübt in den Künsten der neuen Kriegsweise sind sie zwar vielfältig von den französischen Heeren in offenen Schlachten zersprengt worden, aber besiegt haben sie sich dennoch nicht gegeben. Die Vortheile ihres Landes, Gebirge und wüste Gegenden, Städte und Mauern, wohl benutzend, haben sie in einzelnen Gefechten eine unermeßliche Menge von Feinden von ihrem Boden vertilgt; der spanische Krieg hat vielen Tausenden von Franzosen das Leben gekostet, und viele Deutsche, die Napoleon dahin getrieben, fanden dort gleichfalls ihr Grab. Die Spanier erhielten durch England eine sehr treffliche Unterstützung an Waffen und Kriegern, und eine noch wichtigere durch den großen Feldherrn Wellington. Er hat durch seine ruhige, besonnene Kunst mit geringen Mitteln die pyrenäische Halbinsel lange vertheidigt, dann Schritt vor Schritt wieder erobert, bis die großen Entscheidungen in Rußland und Deutschland ihn über die Gebirge nach Frankreich selbst riefen.

daß er, ehe ein Monat vergehe, in Wien sein werde. Das waren sehr traurige Tage. Bei Pfaffenhofen, Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, vom 19. bis 23. April, wurde damals gestritten, tapfer und rühmlich, aber unglücklich für Oestreich, weil das Heer eine viel zu ausgedehnte Stellung genommen hatte und Napoleon, wie immer, die ganze furchtbare Kraft seines Stoßes nur auf einen Punkt richtete. Da konnte er dann mit dem Kern seiner Krieger, vorzüglich mit den Reitern, von denen er die besten bei sich hatte, bald hier bald dort erscheinen, plötzlich einen neuen Anfall machen und mit demselben Haufen den einen Theil der östreichischen Ordnung nach dem andern niederwerfen. In der That bewies er sich hier im vollen Glanze seiner Feldherrngröße. Wo nur die Gefahr groß war, da sah man ihn, und seine Gegenwart entschied; weder der Tag noch die Nacht sahen ihn ruhen, und wohl selten in allen Jahrhunderten mag von einem einzelnen Menschen ein solches Maaß der Anstrengung und der That in den Raum weniger Tage und Nächte zusammengedrängt sein. — Für die östreichische Landwehr, die den Krieg noch nicht kannte, waren die Schaaren der gepanzerten Reiter die furchtbarsten Gegner. Wie ein Sturmwind, der die Erde erbeben macht, brausten die schrecklichen Reihen, dicht geschlossen, mit Erz umhüllt, gegen Kugeln und Stiche geschützt, — so erschien es den noch unkundigen Kriegern, — gegen sie daher, und die alle Sinne betäubende, Auge und Ohr schon vor dem Zusammentreffen besiegende Gewalt warf ihre Reihen zu Boden und zersprengte Haufen von Tausenden bei dem ersten Angriffe. Aber bald zeigten die kräftigen Männer, daß nur die Neuheit dieser Dinge sie im ersten Augenblicke überwältigt habe.

Die Schlacht bei Groß-Aspern und Eßlingen, 21. und 22. Mai. — Der Erzherzog Karl zog mit seinem noch immer starken Heere, nach den blutigen Tagen des April, an dem linken Ufer der Donau nach Mähren hinab, Napoleon aber an der rechten Seite gegen Wien. Einige Tage vertheidigte es der Erzherzog Maximilian, und Napoleon belegte dafür ihn und das ganze Kaiserhaus, wie früher das preußische, mit den schimpflichsten Schmähungen; aber eine so große, fast unbefestigte Stadt konnte einer Belagerung nicht ausgesetzt werden. Am 12. Mai zog der Feind ein. Darauf ging das französische Heer über die Donau gegen den Erzherzog Karl, um dem östreichischen Staate den letzten Stoß zu versetzen. Am 21. und 22. Mai wurde in den weiten Ebenen von Groß-Aspern und Eßlingen, nahe an der Stelle auf dem Marchfelde, wo einst Rudolf von Habsburg den böhmischen König Ottokar besiegte, in blutiger Schlacht gekämpft. Napoleon rechnete wiederum auf den Schrecken seiner eisernen Reiterschaaren und ließ durch sie an mehreren Stellen die heftigsten Stürme wagen, um die östreichische Schlachtreihe zu trennen, einen Flügel von dem andern abzureißen, die einzelnen Haufen zu überwältigen. Aber er traf seine Gegner anders, als bei Regensburg, und mußte erkennen, daß ein neuer, schneller und schaffender Geist in dem östreichischen Heere walte. Der Held Karl hatte in dem kurzen Zwischenraume, nach den Erfahrungen des April, seine Krieger vor allen Dingen in dem Schließen fester Vierecke sich üben lassen, an welchen, wie an einer Mauer, die Anfälle der Reiter zurückprallen mußten; und weil das Gemüth und der freie Sinn der Einzelnen den Führern willig entgegen kam, so war das Kunststück trefflich gelungen. Die Reiter griffen manche der Vierecke von allen Seiten im Sturme an; aber mit

ruhiger Fassung ließ das Fußvolk sie bis dicht an seine geschlossenen Reihen herankommen und empfing sie alsdann mit so wirksamem Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederstürzten und auch die Unverwundeten, im Stoße des Sturmes, über die Gefallenen hinstürzten. Dann konnten die eigenen Reiter, welche zu Hülfe herbeikamen, und das Fußvolk selbst, die Ueberbleibsel der feindlichen Geschwader leicht überwältigen oder zur eiligen Flucht zwingen.

Durch diese Standhaftigkeit des östreichischen Fußvolks und die eben so rühmliche Tapferkeit der Reiterschaaren unter Johann von Lichtenstein, und endlich durch die treffliche Anführung des Heerführers Karl, der allenthalben voraneilte, wohin die Gefahr ihn rief, wurden am 21. Mai alle Versuche der Franzosen, irgendwo durchzubrechen, vereitelt. Das Dorf Aspern, welches sie zu einem Mittelpunkte ihrer Schlachtordnung gemacht hatten, wurde ihnen sogar entrissen. Und dazu ließ der Erzherzog, jeden Vortheil klug benutzend, um die Kraft des reißenden, eben sehr angeschwollenen Donaustromes als einen Mitkämpfer gegen die Fremdlinge zu gebrauchen, Schiffe und andere schwere Lasten den Strom hinab gegen die Schiffbrücke Napoleons treiben. Und siehe, es gelang; die Brücke riß von einander und der Angreifer stand am linken Ufer, von Wien und seinen übrigen Heerestheilen getrennt, und mußte die neue Schlacht am folgenden Tage, dem 22., annehmen. Alle Anstrengung, alle seine Kunst war dies Mal vergebens; seine Reiter, sein Fußvolk und sein Geschütz konnten gegen die östreichische Tapferkeit nicht bestehen; die Schlacht ging unglücklich, und wäre es nicht dem Marschall Massena gelungen, das Städtchen Eßlingen, dessen Mauern ihm als eine Festung dienten, zu behaupten und dadurch den Rückzug zu decken, so wäre wohl das ganze französische Heer verloren gewesen. Ja, es war dennoch verloren, — so haben nachher viele behauptet, — wenn die Sieger sogleich auf frischer That ihren Sieg verfolgten und die Insel Lobau angriffen, auf welche Napoleon sich gerettet hatte und in großer Verlegenheit wartete, bis die Brücke über den andern Donauarm wieder hergestellt sei. — Man ließ ihm die Zeit dazu und er zog nach Wien zurück. Aber das Schlachtfeld war mit seinen Todten bedeckt, und allein 3000 Kürassierpanzer lasen die Oestreicher von demselben auf.

Neue Hoffnungen waren durch diese Schlacht in vieler Herzen aufgegangen. Einzelne Zeichen des erwachenden Zornes in dem gesammten deutschen Volke hatten sich auch an anderen Orten gezeigt. In Norddeutschland erhob sich wieder der kühne Schill und fing mit seinen Husaren und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, den Krieg gegen die Feinde des deutschen Namens auf seine eigene Hand an. Und Dörnberg, mit mehreren anderen Männern in Hessen, faßte den Plan, den eingedrungenen König in Kassel von seinem angemaßten Throne zu vertreiben und das Werk der Befreiung zu beginnen. Wie Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Bernhard von Weimar und andere Führer im dreißigjährigen Kriege, nach alter deutscher Weise ein Gefolge um sich sammelnd, den Kampf für diejenige Partei führten, welcher sie selbst zugethan waren, so lebte auch in obigen Männern das Gefühl einer ähnlichen Kraft und dazu ein glühender Eifer für das Vaterland. Und auch ihre Zeit war, wie die des dreißigjährigen Krieges, eine außerordentliche, das Ungewöhnlichste hervorbringende. Dennoch zeigte sich der große Unterschied zwischen dieser und der früheren noch nahe an die Tage des Faustrechts grenzenden Zeit, daß die jetzige durch die Jahrhunderte, da

der Landfriede und die Gesetze ruhig geherrscht, solcher Selbsthülfe ungünstig geworden war. Der Gehorsam gegen das Gesetz und die bestehende bürgerliche Ordnung überwog jede andere Regung in der Menge, und das Unternehmen jener Männer mußte scheitern. Schill, der seine Zeit mit einem planlosen Umherziehen im nördlichen Deutschland verloren hatte, warf sich endlich in die Stadt Stralsund. Von hier möchte er sich vielleicht nach England gerettet haben, um später durch bessere Dienste für das Vaterland die unbedachte That wieder gut zu machen, durch welche er sich und so viele tapfere Männer in Gefahr gestürzt hatte; allein ein unberufenes dänisches Korps vereinigte sich mit den ihn verfolgenden Franzosen und Holländern. Stralsund wurde am 31. Mai erstürmt und der unglückliche Schill fiel unter den Streichen dänischer Reiter. Auch Dörnbergs Aufstand mißlang, und er mit seinen Freunden mußte über das Meer nach Englands Küsten hinüberfliehen. An den gefangenen Gefährten Schills nahm die französische Wuth bittere Rache; viele wurden hingerichtet, andere wie Verbrecher auf die Galeeren geschleppt. Furcht und Todesangst sollten von jeder freien Regung in einer deutschen Brust zurückschrecken; und damit auch das Wort verstummte, hatte Napoleon im Anfange des Krieges einen unschuldigen Mann, den Buchhändler Palm von Erlangen, weil er eine Schrift von der Erniedrigung Deutschlands verbreitet hatte und den Verfasser nicht nennen wollte, erschießen lassen. Diese That hat die Gemüther in Deutschland fast mehr empört als alles andere, was früher oder später Arges durch ihn geschah, und das Schreien des unschuldig vergossenen Blutes ist nicht ohne Vergeltung geblieben.

Wichtiger als die obigen Vorfälle im nördlichen Deutschland war der Aufstand der treuen Tyroler unter Andreas Hofer, Straub und Speckbacher. Diese kernhaften Männer des Gebirges hatten die Franzosen nun schon zweimal mit großem Verluste aus ihrem Lande herausgeschlagen durch dieselbe Kriegskunst starker und kühner Gebirgsvölker, wodurch einst die Schweizer das stolze Ritterheer der Herren von Oestreich gedemüthigt hatten. Ganz Deutschland sah mit Erhebung zu jenen Bergen hinauf, sich freuend, daß die Freiheit noch Eine Heimath unter deutsch redenden Männern gefunden habe, und hoffend, der Sieg werde durch solche Standhaftigkeit doch endlich errungen werden. Noch von einer andern Seite eröffnete sich eine Hoffnung. Die Engländer landeten mit einer starken Flotte an der Küste der Niederlande und nahmen die Insel Walchern ein. Es schien als wenn Frankreich hier eine sehr schmerzliche Wunde empfangen würde. — Aber noch einmal sollten alle diese Hoffnungen getäuscht werden.

Die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli und Friede zu Wien am 14. Oktober. — Napoleon hatte sich nach der Schlacht von Aspern durch Baiern, Würtemberger, Sachsen, Italiener und Illyrier wieder so ansehnlich verstärkt, daß er von Neuem über die Donau gehen und den Erzherzog Karl mit Uebermacht angreifen konnte. Er setzte in einer schwarzen Gewitternacht, unter dem Krachen des Donners, über den Strom und lieferte am 5. und 6. Juli die große entscheidende Schlacht bei Wagram. Von den Thürmen Wiens konnte man einen Theil des großen Schlachtfeldes, da wo der rechte östreichische Flügel focht, übersehen und mit unendlichem Jubel sahen die Zuschauenden, wie dieser Flügel tapfer vordrang, alles über den Haufen warf und viel Raum den Feinden abgewann. Er hatte sogar mehrere Fahnen und Kanonen erobert. Dennoch wurde ihre

herrliche Hoffnung betrogen, der linke Flügel des östreichischen Heeres war umgangen, die Hülfe von Ungarn her war nicht zu rechter Zeit eingetroffen, und so viel war auf jener Seite verloren worden, daß der Feldherr sich zum Rückzug entschließen mußte. Schon sechs Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenstillstand geschlossen und von nun an am Frieden unterhandelt.

Das war eine harte Botschaft für die Tyroler. Noch einmal strengten sie in ihrer Verzweiflung alle Kräfte an und schlugen im August den französischen Marschall Lefebre aus ihren Bergen, ob vielleicht Oestreich, durch solche Ausdauer ermuntert, den Krieg wieder erneuerte. Allein die Unfälle des eigenen Landes schienen dem Kaiser Franz zu hart und verderblich; dazu war auch die Unternehmung der Engländer gegen Holland gänzlich mißlungen; es blieb bei den Unterhandlungen und der Friede wurde geschlossen. Während dieser Zeit konnten die Franzosen alle Kräfte gegen das kleine Tyroler Land wenden und dasselbe gleich einer Festung von allen Seiten einschließen und bestürmen. Ein Paß und ein Berg nach dem andern wurden eingenommen, die Männer getödtet oder entwaffnet, der treue und fromme Hofer am Ende gefangen, über die Alpen nach Italien geschleppt und in der Festung Mantua als ein Missethäter erschossen. Mit unverbundenem Gesichte, die Augen der aufgehenden Sonne zugewendet und das Kreuz des Erlösers an die Lippen drückend, fiel er von den Kugeln der französischen Soldaten.

Doch einer der Freiheitshelden, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, aus dem alten Geschlechte der Welfen, rettete sich durch einen ritterlich kühnen Zug aus den Ländern weg, wo die verhaßten Feinde die Oberhand hatten. Von den Grenzen Böhmens aus wagte er es, nur mit zwölfhundert kühnen Männern, seiner schwarzen Schaar, einen Weg von siebzig Meilen, mitten durch feindliche Haufen hindurch, über Leipzig, Halle, Halberstadt, sein eigenes Erbe Braunschweig, aus welchem ihn der Räuber vertrieben, über Hannover, bis an den Ausfluß der Weser nach Elsfleth sich durchzuschlagen und glücklich nach England hinüberzuschiffen. Da empfing man den welfischen Helden mit freudigem Erstaunen.

Oestreich aber verlor durch den Wiener Frieden Salzburg und mehrere benachbarte Striche Landes an Baiern, den größten Theil seiner polnischen Besitzungen an das Großherzogthum Warschau und an Rußland, und dann die Ueberbleibsel seiner italienischen Länder nebst Illyrien, so daß es nun gar nicht mehr an das Meer stieß und auf der andern Seite alle Vormauern mit seinen Bergen dahin geben mußte. Dieses war schlimmer, als daß es wiederum 2000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menschen verlor.

9. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. 1810—12.

Durch den Wiener Frieden war Napoleon so hoch gestiegen, daß nun alle Hoffnung verloren schien, seine Macht könne je wieder gebrochen werden. Sie noch mehr zu befestigen und in den Augen der Welt auch durch die Verbindung mit einem ehrwürdigen Fürstenhause gleichsam zu adeln, warb er um die Kaisertochter in Wien, die Erzherzogin Marie Louise; seine bisherige Gemahlin Josephine mußte in eine Trennung willigen. Der Kaiser Franz brachte das unermeßliche Opfer und gab ihm die Tochter. „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutz-

wehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer besseren Ordnung der Dinge", — so heißt es in einer späteren Erklärung Oestreichs, — „gaben Se. Majestät, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin und knüpften ein Band, welches den schwächern und leidenden Theil, nach den Drangsalen eines ungleichen Kampfes, durch das Gefühl einiger Sicherheit aufrichten, den stärkeren und siegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit stimmen, und so ein Gleichgewicht herstellen sollte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elends sein kann. Der Kaiser Napoleon hatte zu dieser Zeit den Punkt in seiner Laufbahn erreicht, wo Befestigung des Erworbenen wünschenswerther wird als rastloses Bestreben nach neuem Besitz. Das Gebäude seiner Größe erhielt durch die Verbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit, in den Augen der französischen Nation und der Welt, einen solchen Zuwachs an Festigkeit, daß unruhige Vergrößerungspläne es forthin nur entkräften und erschüttern konnten. Nach vieljähriger, vergeblicher Anstrengung und unermeßlichen Aufopferungen gab es Beweggründe genug zu dem Versuche, durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten."

Wie sah sich jedoch der edelgesinnte Kaiser Franz in diesem schönen, menschlichen Vertrauen betrogen! Noch in demselben Jahre, da die neue Verbindung gestiftet war, — (am 2. April 1810 war die Trauung mit der Erzherzogin Marie Louise), — wurde der Vizekönig von Italien zum künftigen Nachfolger des Fürsten Primas, nun Großherzogs von Frankfurt, ernannt; wurde Holland, nachdem der König Ludwig die Krone niedergelegt hatte, weil er nicht das Werkzeug in seines Bruders Hand zum Verderben seines Volkes sein wollte, ganz mit Frankreich vereinigt, — „weil Holland nichts sei, als eine Anschwemmung des Rheines, der Maas und der Schelde, der großen Pulsadern des französischen Reiches." Und endlich zum Beweise, daß er nun alles könne, wonach ihn gelüste, und daß er gar keine Rücksicht mehr nehme, beschloß Napoleon plötzlich, das ganze nordwestliche Deutschland, was am Ausflusse der Weser, der Ems und der Elbe liegt, mit den alten freien Handelsstädten, Bremen, Hamburg und Lübeck, auch mit Frankreich zu vereinigen. „Der Schleichhandel, der an diesen Küsten und von diesen Städten mit England getrieben werde", mußte den Vorwand dazu hergeben. So war Deutschland seiner Küsten und seines Seehandels beraubt, und der Strom, der noch immer das eigentliche französische Reich von Deutschland gesondert hatte, war durch eine so willkürliche, blos von der Laune gezeichnete, Länder und Flüsse quer durchschneidende Linie überschritten, daß man offenbar sah, es sei dieses nur die Einleitung zu noch größeren Gewaltschritten und ein Stück Deutschlands nach dem andern werde in den Abgrund hinabgezogen werden.

Was jedoch der neu errichteten, längst alle Schranken der Mäßigung überschreitenden Macht einzig und über das Leben des Stifters hinaus eine feste Dauer hätte gewähren können, die Befestigung derselben im Glauben und im innigsten Gemüthe der Völker, das hatte Napoleon nie verstanden; jetzt that er, was solchem Eindrucke am schroffsten entgegen war. Schon von Wien aus im Jahre 1809 hatte er den Papst seiner alten Hauptstadt beraubt, ihn selbst gleich einem Verbrecher gefangen wegführen lassen; und nun vereinigte er auch Rom mit seinem großen Reiche und verordnete, daß sein und aller künftigen Kaiser erstgeborner Sohn den Namen eines Königs

von Rom führen solle. Für solche Thaten wurde ihm in den Herzen von Millionen geflucht; aber den eisernen Mann kümmerte weder der Fluch noch der Segen. Sein Reich schien ihm durch 500,000 ergebene Krieger und ein Heer heimlich lauernder Horcher fest genug begründet, und so urtheilte mit ihm die Welt, welche das Aeußere ansieht.

Dennoch dauerte es nicht zwei Jahre, und der Koloß jener großen Macht war umgestürzt, und ihrem Stifter, welchen die Sieger großmüthig behandelten, wurde durch den ersten Pariser Frieden 1814 die Insel Elba an der Küste Italiens zum Sitze angewiesen, wo er, wenn der Sinn der Ruhe und Mäßigung irgend Raum in ihm hätte gewinnen können, ein unverdient ehrenvolles Leben führen konnte. Allein sein ungestümer Ehrgeiz trieb ihn im nächsten Jahre noch ein Mal von dort weg zur Anmaßung seiner eben verlornen Kaiserkrone, bis durch den letzten entscheidenden Schlag bei Belle Alliance oder Waterloo sein wieder aufgerichteter Thron auf immer zertrümmert und er selbst auf die einsame Insel St. Helena im großen Weltmeere verbannt wurde, wo er nach sechs Jahren qualvoller Unthätigkeit am 5. Mai 1821 sein Grab gefunden hat.

Doch die ewig denkwürdige Geschichte des großen Völkerkampfes, durch welchen alles dieses vollbracht wurde, verdient in größerer Ausführlichkeit behandelt zu werden, damit sie für alle Zeiten der deutschen Jugend und dem gesammten deutschen Volke dastehe als eine große Erinnerung der Vergangenheit, als ein Ehrendenkmal der Männer, welche die Befreiung des Vaterlandes durch ihren Muth und ihre Ausdauer errungen, und der Tausende, welche für dieselbe ihre Leben geopfert haben; als eine Mahnung endlich, in keiner Noth des Vaterlandes zu verzagen, so lange der Sinn für Deutschlands Ehre, Freiheit und Einigkeit, so lange Tugend und Gottvertrauen in deutschen Herzen leben und alle deutschen Stämme zu gemeinsamer That verbinden.

10. Der Zug gegen Rußland.

Im Sommer des Jahres 1812 brach der Kaiser Napoleon mit mehr als 400,000 auserlesenen Kriegern zu Fuß und 60,000 zu Roß, und mit einem Zuge von 1200 Stücken Geschütz, in das große russische Reich ein. Unter der halben Million Krieger waren beinahe 300,000 Deutsche. Zwei Jahre lang hatte er zu diesem Zuge gerüstet, hatte die besten Schaaren aus allen Ländern Europas gesammelt und sie mit allem Kriegszeuge auf's beste versehen; denn er gedachte dies Mal weit hin in die Länder zu dringen, die sein Schwert noch nicht kannten. Der erste Angriff war gegen das russische Reich gerichtet; es ist aber gar nicht unwahrscheinlich, daß er die Absicht gehabt, wenn dieses durch mehrere große Schlachten zum Frieden gezwungen worden, immer tiefer nach Asien zu ziehen und den Engländern, die er am meisten haßte, das große, reiche ostindische Land wegzunehmen. Denn wenn es nur nach seiner Lust gegangen wäre, so würde er erst an den Enden der Erde das Ende seiner blutigen Kriege gemacht haben. — Aber in diesem Jahre und in diesem Kriegszuge setzte ihm Gott ein Ziel. Denn als er nun nach einer Reihe mörderischer Schlachten, — die letzte war an der Moskwa bei Mosaisk am 7. Sept., — bis in Moskau, die alte Hauptstadt der russischen Zaare, gekommen war, und am 14. Sept. seinen düstern Siegeseinzug in ihr großes, ehrwürdiges

Schloß, den Kreml, gehalten hatte; und als in den folgenden Tagen und Nächten die unermeßliche Stadt an hundert Stellen zugleich in Brand gesteckt, wie ein blutrothes Feuermeer von mehreren Stunden im Umfange, vor seinen bestürzten Blicken da lag; — als die gierigen Flammen zuckend zum Himmel emporfuhren, als die Luft brüllte, wie im tobenden Sturme, die Kirchen und Altäre krachend zusammenstürzten, die unglücklichen Verbrannten, Zerschmetterten, Gemordeten in letzter Todesangst jammerten, und dazwischen die nach Raub gierigen Feinde die Erde nach Schätzen umwühlten, alles Menschengefühl schändeten und den Namen Gottes lästerten, — da wendete sich das Glück von ihm und sein Schicksal nahm den Rückweg. Sein äußerstes Ziel war erreicht. Seine Heere standen zu gleicher Zeit an den beiden Enden Europas: ein Theil an den Küsten des atlantischen Ozeans in Spanien, ein anderer mit ihm in den weiten Ebenen Rußlands, in der letzten Hauptstadt, die nach Asien zu liegt. Von nun an mußten sie von allen Enden immer enger und enger zurückweichen, von wo sie ausgegangen waren; und anderthalb Jahre, nachdem sie in ihrer größten Ausdehnung Europa in ihrer Mitte gehabt und fast erdrückt hatten, und als nur wenige Menschen noch den stillen Glauben hegten, daß eine so gar große Macht je könne gebrochen werden, — da waren sie bis in die Mitte von Frankreich zusammengedrängt, die deutschen und russischen Heere zogen in die Hauptstadt ein, und der Eroberer der Welt legte seine blutige Krone nieder.

In dem schrecklichen Brande von Moskau war der übermüthige Eroberer zuerst besiegt worden. In dieser großen Stadt, die über 300,000 Menschen zählte, hoffte er für sein Heer den nöthigen Vorrath für fünf Wintermonate zu erbeuten; und dann, in dem nächsten Frühjahre wäre sein Zug gegen Petersburg und die Länder der Ostsee gegangen, und noch eine Hauptstadt wäre ein Raub der Flammen geworden. Aber als nun Moskau ein großer Schutthaufen war, in welchem sein Heer nur auf wenige Wochen noch Unterhalt fand, und als der hochherzige Kaiser Alexander, vertrauend auf Gott und den Muth seines Volkes, jede Friedensbedingung verwarf, da mußte am Ende des Oktober eiligst der Rückweg angetreten werden. Durch ein unbegreifliches Versehen wurde derselbe nicht, wie es hätte geschehen sollen, auf der Straße über Kaluga genommen, die der Krieg noch nicht verwüstet hatte, sondern auf der völlig zerstörten geraden Straße nach Smolensk, auf welcher von Russen und Franzosen alles niedergebrannt und ausgeleert war. Da riß bald der drückendste Mangel ein, löste die Ordnung und brachte Muthlosigkeit in das ganze Heer. Darauf hatten die Russen gewartet. Mit den Schwärmen ihrer leichten Reiter verfolgten sie die fliehenden Feinde, ließen ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe, und was nur ein weniges zur Seite von Zuge abwich, wurde niedergemacht. Auch stritten die Russen glücklich in größeren Gefechten, und an jedem Tage gingen dem Feinde Menschen und Pferde und Geschütz verloren. Doch hielt die gemeinsame Gefahr noch immer große Schaaren der Abziehenden zusammen und von so unermeßlicher Zahl wären sicher noch Hunderttausende entkommen, wenn nicht plötzlich eine mächtige Hand Tod und Verderben über sie verhängt hätte. Früher als in dem gewöhnlichen Laufe des Jahres brach in den öden Steppen Rußlands ein grauser, verheerender Winter ein. Die ziehenden Schaaren hatten keinerlei Schutz gegen ihn; ihre Kleider waren auf dem weiten Zuge zerrissen, ihre Füße

zitterten nackt durch die unabsehbaren Schneefelder; die Dörfer und Städte an den Straßen, durch welche sie zogen, waren schon auf dem Hinwege von ihnen selbst oder den eigenen Bewohnern zerstört; nirgend ein Obdach gegen den furchtbar schneidenden Wind; nirgend eine Hülle, die bebenden Glieder zu bedecken; kein Bissen Brots, den schrecklich nagenden Hunger zu stillen! Da ergriff Verzweiflung ihre Herzen. An jedem Morgen lagen die Haufen der Erfrorenen um die ausgebrannten Wachtfeuer; unter ihnen arbeitete sich vielleicht noch ein Lebender hervor, den die andern mit ihren Leibern bedeckt und gerettet hatten; auch er fand in der nächsten Nacht denselben Untergang. Wen die Kälte verschonte, verdarb der Hunger. Wie mancher mochte jetzt, in dem schrecklichen Kampfe des Hungertodes, des Brotes gedenken, welches er früher in seinem Uebermuthe, als nicht fein genug für seinen Gaumen, unter die Füße getreten hatte? Wie Raubthiere stürzten sie über jedes gefallene Pferd her, rissen mit ihren Nägeln und Zähnen die Stücke des rohen Fleisches herab und schlangen sie hinunter. Ja, man hat solche gesehen, denen die Kälte und die entsetzliche Angst der Seele schon den Verstand geraubt hatten, und die am Wege im Schnee saßen und mit den Geberden des Wahnsinns an ihren eigenen, schon vom Froste schwarzen Fingern nagten.

Von solchen Bildern wendet sich die Seele mit tiefem Schauder hinweg. Sie sind entsetzlicher, als die Einbildungskraft sie zu erfinden vermag. Als schreckliche Warnungszeichen gegen Uebermuth und Frevel stehen sie da, um die ungestüme Leidenschaft in des Menschen Herzen zu brechen; und für Tausende in diesen Schaaren, die nun zwanzig Jahre Europa verheerend durchzogen hatten, mochte es des höchsten Kampfes der Seele bedürfen, damit sie nicht in der vollen Sicherheit der Sünde dahin starben.

11. Das Jahr 1813.

a. Friedrich Wilhelms III. Aufruf „an mein Volk!“

Von der halben Million Menschen, welche der übermüthige Eroberer in diesen Krieg geführt hatte, kehrten kaum 30,000 Waffenfähige zurück. Durch Preußens Grenzen war seine Macht in ihrem höchsten Glanze dorthin gezogen; jetzt sah Preußen zuerst die schimpfliche Flucht der wenigen Uebriggebliebenen, die in kläglicher Gestalt das Mitleid derer anflehten, welche sie noch vor kurzer Zeit mit dem schmählichsten Uebermuthe behandelt hatten.

Das preußische Volk erkannte die Zeichen der göttlichen Gerichte; es fühlte, daß es an der Zeit sei, die Waffen zu ergreifen; denn nun oder nimmer mußten die Fremden aus allen Grenzen des deutschen Vaterlandes vertrieben werden. Der Hülfshaufe der Preußen, der schweres Herzens mit den Franzosen gegen Rußland hatte ziehen müssen, diente jetzt zum ersten Wahrzeichen einer freien und freudigen Zeit. Sein Anführer, der General York, welcher des Königs und des Volkes Gesinnung kannte, wendete sich an der Grenze des Königreichs Preußen von den Franzosen ab, die von seinem Heere noch großen Vortheil zu ziehen hofften, schloß mit dem russischen General Diebitsch einen Waffenstillstandsvertrag und wartete auf den Befehl seines Königs, ob er sich mit den siegreichen Russen verbinden dürfe. Es war ein kühner Entschluß des ernsten deutschen Mannes, der den Augenblick erkannte, wo ein großes Beispiel gegeben werden müsse. Der König

begab sich von Berlin nach Breslau in Schlesien, weil er in seiner Hauptstadt noch von einer französischen Besatzung umringt war, und erließ am 3. Februar 1813 einen Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu rüsten. Der König kannte sein Volk und wußte, wie kräftig in ihm der Muth für Ehre und Freiheit sich regte; darum hörte er nicht die Stimme derer, welche sich von solchem königlichen Aufgebote wenig versprachen; sie meinten, eine solche Begeisterung, die den Menschen freiwillig in den Tod führe, werde in der Jugend nicht gefunden werden. Aber wie wurde das königliche Vertrauen von dem treuen Volke gerechtfertigt! Noch war es nicht ausgesprochen, daß der Krieg gegen die französischen Unterdrücker geführt werden solle, nur im Allgemeinen hatte der König die Erhaltung des Vaterlandes als das große Ziel hingestellt. Aber ein jedes Herz verstand das königliche Wort und zu vielen Tausenden strömten die Jünglinge herbei, um die freiwilligen Schaaren der Reiterei und des Fußvolks zu bilden. Allein aus Berlin sammelten sich ihrer in drei Tagen 10,000. Zur Belohnung der Tapferkeit stiftete der König am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, den Orden des eisernen Kreuzes.

In dem neugestärkten Glauben an sein Volk sprach jetzt der König Friedrich Wilhelm am 17. März das entscheidende Wort des Krieges gegen Frankreich aus. Nicht ohne einen großen Entschluß konnte dieses Wort ausgesprochen werden; denn noch immer war die Gefahr, welche für Preußen daraus entsprang, sehr bedeutend. Die Franzosen hatten in Preußen und Polen noch acht Festungen mit 65,000 Mann besetzt; ein Theil ihres Heeres war noch an den Ufern der Elbe gelagert; unzählbare Schaaren sammelte der unermüdete Gewalthaber in Frankreich, und die Russen waren durch den blutigen Feldzug des vorigen Jahres auch nicht wenig zusammengeschmolzen. Aber Preußen konnte sehr bald seine volle Kraft entwickeln.

Schon früher hatten der König und seine in Sachen des Krieges und Friedens erfahrenen Diener im Stillen die besten Maßregeln genommen, um schnell gerüstet zu sein, wenn die Stunde der Befreiung schlagen werde. Sie hatten, weil das kleine Land kein großes Heer halten konnte, immer nur einen Theil der jungen Mannschaft in den Waffen geübt und bald wieder in die Heimath entlassen, und neue berufen, und wieder entlassen; und so waren überall waffenkundige Männer verbreitet, welche schnell in Haufen zusammengezogen werden, oder die Lehrer der noch nicht Geübten sein konnten. Es war vor allen der ausgezeichnete General Scharnhorst (Sohn eines hannoverschen Landmannes), der, auf des Königs volles Vertrauen gestützt, klug und geräuschlos diese Vorbereitungen getroffen, auch in der Stille für Waffenvorräthe gesorgt hatte, und auf dessen Rath jetzt der König die Bewaffnung des gesammten preußischen Volkes anordnete, indem außer dem stehenden Heere auch die Landwehr und zur Vertheidigung des eigenen Heerdes der Landsturm errichtet wurden. Dadurch wurde die Grundlage der vortrefflichen neuen preußischen Kriegsordnung gelegt, welche als eine der großartigsten Schöpfungen der neueren Zeit betrachtet werden muß: „Wehrbarmachung des ganzen Volkes und Veredlung des Kriegsdienstes ohne Stellvertretung."

Zu dem gesammten Volke redete der König an demselben Tage, da er Frankreich den Krieg ansagte, in einem allgemeinen Aufrufe also:

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche, bedarf es

einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau, so wie der Kunstfleiß der Städte gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! — Große Opfer werden von allen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!“

So königlich sprach Friedrich Wilhelm zu seinem Volke. Sein Wort entflammte die Begeisterung, die schon sich entzündet hatte, zu dem herrlichsten Feuer, so daß das gesammte Volk, ohne Murren und Zagen, lieber den Gedanken der höchsten Noth und Entbehrung, als den einer neuen Knechtschaft fassen wollte. Die Jüngeren aber, welche mehr als nur Geduld und Entsagung in dem Gefühle ihrer Kräfte trugen, brannten vor Eifer, nur bald und schnell gegen den Feind ziehen zu können. Ganz Preußen war eine Waffenstätte; alle Kräfte regten sich in neuer Lust und Frische; Jünglinge, die kaum aus dem Knabenalter getreten waren, Männer mit grauem Haare, Väter von zahlreichen Familien, solche, die nie in ihrem Leben den Gedanken gehegt hatten, jemals eine Waffe führen zu sollen, Geschäftsmänner, Gelehrte, reiche Besitzer von Gütern oder Waarenlagern; ja selbst Jungfrauen, im Männerkleide; alles eilte herbei zu dem harten Dienste des Krieges. Da traten Menschen hervor, die ganz still und unscheinbar in ihrem täglichen Berufe gelebt hatten, nichts Außerordentliches war an ihnen zu sehen gewesen, und mancher, der größere Reden zu führen gewohnt war, hatte gleichgültig auf sie herabgesehen. Aber jetzt, im Augenblicke der That, erhoben sie sich und zeigten den großen, frommen Muth in ihrer Brust. Weib und Kind, und Habe und Gut verlassend, traten sie freudig in die Reihen der gemeinen Krieger, und viele sind als theure Opfer der Befreiung gefallen!

Es waren nicht die Krieger allein, nicht die Männer in der Kraft ihrer Jahre, es waren auch Greise und Kinder, und vor allen die Frauen, welche von einem schönen Eifer entbrannt waren. Das ganze Volk arbeitete und lebte für den Krieg. Wer nicht mitziehen konnte, der gab sein Gut, und wenn er keins hatte, die Arbeit seiner Hände. Freudig brachte die Hausfrau ihren Schmuck oder ihr Silbergeräth, das sie mit Zinn oder Eisen ersetzte, die Kinder ihren Sparpfennig, die Dienstmagd die silbernen Ringe aus ihren Ohren; und edle Jungfrauen hat es gegeben, die, weil sie nichts zu bringen hatten, in Thränen klagten, bis ihnen der Gedanke kam, ihr langes schönes Haar abzuschneiden, um mit dem Preise desselben ihre Schuld an das Vaterland zu lösen.

Diese herrliche, begeisterte Zeit riß selbst den gemeinen Sinn mit sich

fort. Sie erhob die Herzen in solchem Grade, daß sie nur ihrer großen, gemeinsamen Pflicht gedachten, daß die Wildheit der Leidenschaften, daß Sinnlichkeit und Eigennutz, und was sonst in getümmelvollen Zeiten die Banden der geselligen Ordnung zu lösen pflegt, dies Mal keine Herrschaft gewinnen konnte. Ein jeder fühlte, daß er durch Zucht und Ordnung den höheren Beistand verdienen müsse, der zur Abwendung der großen Gefahr noch immer nöthig war. Ein Feind sollte besiegt werden, der durch die Verführung des geschminkten Lasters größeres Unheil gestiftet hatte, als durch seine Waffen; ein solcher Sieg konnte nur in Glauben und in Zucht gewonnen werden. — Dieses Bewußtsein sprach sich gleich von Anbeginn in allen Anordnungen im Großen und Kleinen aus. Wo die neugebildeten Haufen zum Feldzuge ausrückten, geschah es mit Gottesdienst und Gebet. Als das schlesische Armeekorps von Breslau auszog, wurde ein großer Gottesdienst auf freiem Felde gehalten, der Kaiser von Rußland und der König, die zugegen waren, und sämmtliche Truppen baten knieend Gott um seinen Schutz, und sowie der Segen durch den Geistlichen gesprochen war, zog jedes Regiment mit klingender Musik ab in's Feld, nach Sachsen zu. Und als das York'sche Korps am 28. März Berlin verlassen sollte, war vorher Gottesdienst im Lustgarten. Eine herrliche Morgensonne verkündete den Anfang einer Reihe von Siegestagen: sie erhob sich über das königliche Schloß in dem Augenblick, als der Prediger die Segensworte sprach: „Der Herr erhebe sein Antlitz über Euch!" Der Eindruck dieses erhebenden Augenblicks prägte sich unauslöschlich den Herzen der Krieger ein.

Die Erinnerung an große Anstrengungen ist eine segensreiche Erweckung für die Völker auf Jahrhunderte. Darum war es eine hohe Gunst des Schicksals, die dem preußischen Volke vergönnte, mit seinem Beispiele dem ganzen deutschen Vaterlande voran zu leuchten.

b. Napoleons Rüstungen.

Der Kaiser Napoleon hatte die Ueberbleibsel seines aus Rußland zurückziehenden Heeres, nachdem er noch glücklich über die Beresina entkommen war, eilend in einem Schlitten verlassen und reiste Tag und Nacht, bis er in der Nacht des 18. Dezember ganz still in Paris einfuhr. Er brachte seinen treuen Parisern das 29. Bülletin mit, worin er den Verlust von vielem Gepäck und von 30,000 Pferden eingestand, das Heer aber doch noch stark genug angab, um die barbarischen Russen hinter ihren Grenzen zu halten. Damit indeß der Verlust wieder ersetzt würde, befahl er die Aushebung von 350,000 Mann, und als Preußens Kriegserklärung nach Paris kam, von noch andern 180,000. Und so sehr war das französische Volk an blinden Gehorsam gewöhnt, daß es willig seine Söhne hergab, damit noch einmal soviel Hunderttausende auf die Schlachtbank geführt würden. Zu aller Welt Erstaunen zog schon nach wenigen Monaten die junge Mannschaft, wohl gerüstet und in den nöthigsten Handgriffen der Waffen geübt, über den Rhein, und auch der Muth und Eifer fehlten ihr nicht, ihres Kaisers Ruhm mit allen Kräften zu behaupten. Die kriegerische Ehre treibt dieses Volk zu großen Anstrengungen, und es soll auch dem Feinde nicht verkleinert werden, was ihm an Ehre gebührt. Aber wer mit ruhigem, klarem Auge die Lebhaftigkeit der Rüstungen in Frankreich und die in Preußen zugleich angesehen hätte, er würde dennoch einen großen Unterschied erkannt haben.

In Frankreich war nur der Diensteifer solcher geschäftig, die ihrem Herrn gefallen wollten, die von ihm Belohnung oder Tadel zu erwarten hatten. Wen sein Dienst nicht dazu verpflichtete, kümmerte sich nicht um dieses Treiben, und das Gemüth hatte keinen Theil daran. — Wie anders war es in Preußen! Da war es ein ganzes Volk, welches rüstete, da war es das Alter und die Jugend, die mit voller Seele, ein jeder an seinem Theile, halfen. Da war nicht der Befehl eines gefürchteten Herrschers, sondern das Wort eines geliebten Königs, der nur dem allgemeinen Wunsche und Eifer seines Volkes die Richtung bestimmt hatte. Nicht um das Bild kriegerischer Ehre, mit Blut und Flammen gezeichnet, sondern um Volksehre und Volksfreiheit, für alles, was ein Volk groß, edel und glücklich macht, erhob sich der Kampf. Mit frommen Thränen wurde der Sieg erfleht, und wachend wie träumend schwebte er, wie die glänzende Morgenröthe eines neuen Tages, vor der Seele des Kriegers im Feldlager, sowie derer, welche indeß die Heimath bewahrten.

Das französische Heer hatte in Rußland seine Reiterei und sein Geschütz mit der Bespannung verloren, und beides war schwerer zu ersetzen, als das Fußvolk. Napoleon befahl daher eine Aushebung von 40,000 Pferden in seinem Reiche, und um die Reiter schnell zu üben, mußte die aus 16,000 Mann alter Reiterei bestehende, über ganz Frankreich verbreitete Gensdarmerie Anführer für die neuen Geschwader hergeben; für die Bedienung des Geschützes aber wurden 30,000 Mann aus den schon geübten Seesoldaten genommen. Wird hinzugerechnet, daß Napoleon damals auch noch aus Italien 50,000 Mann an sich ziehen konnte, und daß selbst die Fürsten des Rheinbundes ihre Hülfsheere stellen mußten, so wird es begreiflich, wie er schon wieder im Monat April mit mehreren Hunderttausenden nach Sachsen in's Feld rücken konnte und mit den Verstärkungen, die immer und immer nachzogen, in dem Sommer 1813 beinahe mit einer halben Million Menschen den Krieg geführt hat.

Ihn selbst hatte das schnelle Gelingen seiner Anstalten von Neuem so zuversichtlich gemacht, daß er von keinem Frieden hören wollte. Oestreich gab sich viele Mühe, ihn zu vermitteln, und wenn Napoleons hochfahrender Sinn nur etwas hätte nachgeben wollen, so hätte er wenigstens noch alle Länder bis an den Rhein für Frankreich behalten können. Aber der Hochmuth verblendete sein Herz. Seinem Stolze dünkte es unerträglich, die Herrschaft der Welt aus den Händen zu geben. Er wähnte, sie immer noch behaupten zu können; denn die Gewalt des Gemüthes, wenn es für Freiheit und Tugend entzündet ist, verstand er nicht zu berechnen. Darum erschien ihm die Begeisterung der Besseren in Deutschland wie ein leeres Haschen nach Luftgebilden der Gedanken, und der gewaltige Zorn des ganzen Volkes wie ein Fieberrausch, der bald verrauchen werde, wenn Gut und Blut zum Opfer gebracht werden sollten. So lange nur Kräfte gegen ihn stritten, welche er kannte, überwältigte er sie mit der kalten Ueberlegenheit seines Verstandes und der Uebermacht seiner Heere; wie viele dabei zu Grunde gingen, war ihm gleichgültig. Als aber die Geister erwachten und die Herzen erglühten, da faßte er sein Zeitalter nicht mehr und mußte fallen. — Am 31. März, als einige Tage vorher die Kriegserklärung von Preußen in Paris angekommen war, ließ er in einer Zeitung daselbst schreiben: „Wenn auch die Feinde auf dem Montmartre von Paris ständen, so werde er doch kein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben"; und gerade nach einem

Jahre, am 31. März 1814, rückten die deutschen und russischen Heere in Paris ein, und zwei Tage danach, am 2. April, erklärte der Senat von Frankreich den Kaiser Napoleon seiner Krone verlustig.

c. Die ersten Kämpfe.

Mit den Ueberbleibseln des französischen Heeres und einigen neu gesammelten Haufen hatte sich der Vizekönig Eugen unter den Mauern von Magdeburg gelagert, den übrigen Lauf des Elbstromes mußte er frei geben. Den Ausfluß desselben aber und das wichtige Hamburg hätten die Franzosen gern behauptet; der General Morand wendete sich mit 4000 Mann, mit denen er die Küsten von Meklenburg und Pommern besetzt gehalten hatte, dahin; aber drei kühne Anführer, Tettenborn, Czernitscheff und Dörnberg, verfolgten ihn mit ihren leichten Schaaren und ließen ihn am rechten Elbufer nicht festen Fuß behalten. Er mußte über den Fluß nach Bremen zu weichen. Alles Volk im nördlichen Deutschland jubelte laut wohin die Befreier kamen. Der edle Herzog von Meklenburg-Strelitz, der erste nach dem König Friedrich Wilhelm, sagte sich von den französischen Banden los und sprach das großherzige Wort: „Er werde sich mit Gottes Hülfe der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein!" Die Bürger Lübecks und Hamburgs frohlockten und bereiteten sich, das Geschenk der neuen Freiheit mit eigenen Kräften vertheidigen zu helfen. Den General Morand aber, welcher wieder vorzurücken wagte, suchte Dörnberg mit 2000 Mann hinter den Mauern von Lüneburg auf, griff ihn am 2. April herzhaft an, erstürmte die Stadt und tödtete den Anführer selbst. Seine Haufen wurden niedergemacht oder gefangen und zwölf Kanonen erbeutet. Mit dieser Waffenthat eröffnete der General Dörnberg den Feldzug.

Um dieselbe Zeit versuchte der Vizekönig Eugen mit seinen 30,000 Mann von Magdeburg aus schnell gegen Berlin vorzubrechen; er verließ sich darauf, nur schwächere Haufen auf seinem Wege zu finden. Aber ohne Zaudern rafften die Generale Wittgenstein, Bülow und York die nächsten Truppen zusammen und warfen sich, wenn auch schwächer an Zahl, am 5. April bei Möckern mit solchem Ungestüm auf ihn, daß er alsbald den Gedanken, nach Berlin zu gehen, aufgab und mit beträchtlichem Verluste nach Magdeburg umkehrte. Bei diesem Treffen hatte das neue preußische Fußvolk die erste Waffenprobe mit dem französischen gehalten und ohne viel Schießens mit dem Kolben wacker drein geschlagen. Das däuchte ihnen männlicher und sie glaubten, es führe schneller zum guten Ende. Eugen aber hielt sich von nun an ruhig hinter den Wällen der Festung, bis sein Herr und Meister im Felde erschien.

Als ein großer Theil der neuen französischen Heereshaufen diesseits des Rheines versammelt war, reiste Napoleon von Paris ab und traf am 25. April Abends in Erfurt ein. Von da wendete er sich gegen die Saale, und die vorgeschobenen Reiterhaufen der Verbündeten zogen sich hinter diesen Fluß zurück. Die Heere kamen einander näher und es entstand nun die Spannung der Gemüther, welche dem entscheidenden Kampf vorhergeht, wo dem Krieger vieles als erlaubt erscheint, was die friedliche Ordnung des Lebens zerstört. Da zeigte sich den Bewohnern Sachsens bald der Unterschied zwischen dem Geiste, der das verbündete, und dem, der das französische Heer beseelte. Ernst und fest, in ruhiger Zuversicht des Gemüthes, erschienen ihnen die Preußen und flößten allenthalben ein tiefes Gefühl der Achtung ein;

den Russen sah man die kalte Entschlossenheit an, mit welcher sie ihren Platz unerschütterlich behaupten bis in den Tod. Alle forderten nichts Ungebührliches, und weder beim Vorrücken, noch selbst beim Rückzuge, wurde das Eigenthum verletzt, obwohl Sachsen nicht als befreundetes Land gelten konnte. Selbst die verschrieenen Kosaken waren leicht zufrieden, wenn sie das Nöthige erhielten, und milderten auch dadurch den Schrecken ihres Namens, daß sie sich allenthalben als große Freunde der Kinder bewiesen, in deren Nähe ihre rauhe Natur selbst kindlich und mild zu werden schien. Wie entartet zeigte sich dagegen gleich beim Eintritt in das ihnen verbündete sächsische Land das neue französische Heer! In dem ältern war noch eine äußere Zucht gewesen, welche vielen Ausbrüchen der Rohheit in den Gemeinen einen Zügel anlegte, wenn auch die Anführer im Großen viele Ungerechtigkeiten verübten. Jetzt aber, vielleicht um den jungen Soldaten Lust am Kriege einzuflößen, sahen die Befehlenden gleichgültig auf ihre Ausschweifungen hin. Das Dorf, in dessen Nähe sie ihr Nachtlager hielten, wenn auch der Kaiser selbst seine Wohnung darin hatte, war am andern Morgen anzusehen, als von einer Räuberbande verheert. Da waren die Thüren und Fenster ausgebrochen, die Schränke und Kisten zerschlagen und ausgeleert, die besten Geräthe zu den Feuern geschleppt und verbrannt. Und von vielem Glücke hatte ein solcher Ort zu sagen, wenn er nicht durch Unvorsichtigkeit oder Muthwillen gänzlich ein Raub der Flammen wurde. Es ist ein entsetzliches Wort, welches die französischen Anführer als die einzige Rechtfertigung hinwarfen, wenn bittere Klagen über die unerhörten Ausschweifungen ihres Heeres vor sie kamen; es war nur das eine Wort ihres Kaisers, welches er einst den flehenden Bürgern in Jena, die um das Ende der Plünderung ihrer Stadt mit Thränen vor ihm standen, mit gefühllosem Achselzucken erwiderte: „Das ist der Krieg!“ („C'est la guerre!“)

d. Die Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen am 2. Mai 1813.

Am 29 April, als Napoleon an den Ufern der Saale angekommen und nun bald im Angesichte der Feinde war, bestieg er sein Pferd und ist auch bis zum Abschluß des Waffenstillstandes, fünf Wochen lang, nicht wieder in den Wagen gestiegen. Das war immer das Zeichen von großer Kriegsarbeit, da er die Gegenden und Stellungen überschauen, die Züge anordnen, aus den rauchenden Dörfern und an dem Geschützdonner in der Ferne die Richtung der Gefechte beurtheilen, oder selbst in der Nähe den Angriff leiten wollte. Dann war sein Gemüth aufgeregt und sein Auge wurde glänzend, wenn die Schlacht brüllte und unter ihm die Erde von dem Krachen des Geschützes und dem Hufschlag der Pferde erzitterte. Das däuchte ihm der rechte Wohlklang seines Lebens.

Von der andern Seite war das verbündete Hauptheer unter dem Oberbefehl des russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein, auch schon auf dem Kampfplatze eingetroffen; es stand in der Gegend von Pegau; die Preußen waren unter dem Befehle der Generale Blücher, York und Kleist. Der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm befanden sich selbst in der Mitte ihrer Krieger.

Das französische Heer setzte nach einigen kleinen Gefechten über die Saale und rückte auf verschiedenen Wegen vorwärts, um sich in den Ebenen von Leipzig zu vereinigen. Dort wollte Napoleon eine große Schlacht liefern; denn er war an Zahl viel stärker als seine Gegner. Am ersten

Mai, als er von Weißenfels weiter zog, traf er auf den Anhöhen bei dem Dorfe Poserna russisches Geschütz und Reiterei, welche ihm den Weg streitig machen wollten. Es war der General Winzingerode, der hierhin vorgeschickt war, um durch einen Angriff die eigentliche Stärke der Franzosen, und ob ihr Hauptheer wohl dieses Weges ziehe, zu erkundigen. Der französische Marschall Bessières, General-Oberst der Garden, ritt eben mit den Plänklern vor, um den Angriff zu leiten; da riß ihn eine Kanonenkugel, von den Höhen herabgeschossen, entseelt vom Pferde. Der Fall eines der ersten Anführer hätte die jungen Soldaten erschrecken können; der Leichnam wurde daher mit einem weißen Tuche bedeckt, und Niemand redete weiter von der Sache. So war es die Sitte im französischen Heere; der Tod war ein so bekannter Gast, daß seiner nicht lange gedacht wurde; und wen er einmal weggemähet, der wurde, wenn er nicht ein sehr bedeutender Mann gewesen, in dem Sturme der Begebenheiten bald vergessen.

Napoleons Heer zog weiter nach Lützen zu. Er selbst nahm hier sein Nachtlager und erkundigte sich am nächsten Morgen sehr angelegentlich nach der großen Lützener Schlacht vor fast zweihundert Jahren, in welcher die Schweden gegen Wallenstein stritten; noch wußte er nicht, daß er an diesem Tage hier auch eine Schlacht halten sollte, nahe bei denselben Feldern, wo Gustav Adolf fiel. Als er nun aber aufgebrochen war und weiter nach Leipzig zog, schallte ihm auf einmal ein heftiger Geschützdonner, rückwärts in seiner rechten Flanke, nach.

Die Preußen und Russen hatten Napoleon's Absicht, vor allen Dingen erst Leipzig zu gewinnen und sie von der Elbe abzuschneiden, wohl durchschaut; und weil sie ihm sein altes Spiel nicht lassen wollten, da er sich immer sein Schlachtfeld selber wählte, so beschlossen sie, ihn unerwartet am 2. Mai auf dem Zuge anzugreifen, während er glaubte, sie könnten erst am folgenden Tage zur Schlacht fertig sein. Um Mittag dieses Tages drangen sie plötzlich mit aller Kraft gegen die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rhana und Kaja, die der Marschall Ney noch besetzt hatte, heran. Auf einer Anhöhe hinter Groß-Görschen hielten der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm, den Gang des großen Kampfes zu beobachten. Ihr Anblick begeisterte die Krieger zur höchsten Tapferkeit. Zuerst erstürmte der unerschrockene Blücher mit seinen Preußen Groß-Görschen, und um die andern Dörfer erhob sich bald ein mörderischer Kampf. Den Franzosen war das Schlachtfeld günstig, denn die dicht neben einander liegenden Dörfer und Wiesen, von Hecken und Gräben durchschnitten, boten ihrem Fußvolke, in dem ihre Stärke bestand, allenthalben feste Stellungen dar, die zahlreiche und treffliche Reiterei der Verbündeten dagegen hatte wenig Gelegenheit, den Kampf entscheiden zu helfen. Dennoch siegte die ungestüme Tapferkeit der Preußen, welche überall den ersten Angriff machten; die meisten Dörfer wurden mit Sturm genommen und die Franzosen wichen zurück. In diesem Augenblicke kam Napoleon, der mit seinen Garden und anderen Haufen vom Wege nach Leipzig umgekehrt war, auf dem Schlachtfelde an. Unaufhaltsam trieb er seine Schaaren den angegriffenen Flecken zu. Er selbst ritt an die Reihen, sprach ihnen zu und setzte sich dem feindlichen Feuer mehr als jemals aus; denn er wußte wohl, daß an dem Ausgange dieser Schlacht der Muth seines Heeres und die Behauptung von Deutschland hing. Von Neuem wurde mit der höchsten Erbitterung um die Dörfer gestritten, so daß bald der eine, bald der andere Theil in ihrem Besitze war. Oft

konnte nur die Hälfte eines Dorfes erobert werden, und die Gegner kämpften zwischen den Häusern und Gärten und in den engen Wegen, mit Schwertern und Bajonetten, Mann gegen Mann. Da galt es, ein tapferes Herz in der Brust zu bewahren, wenn die Streitenden über blutende Leichen wegschreiten mußten und die Sterbenden laut in das Schlachtgewühl hineinjammerten. Da konnte nur das Gefühl, für eine gerechte Sache zu streiten, den Anblick des so entsetzlichen Jammers ertragen lassen. Aber eben diesen Schild hatten die Preußen zum Schutze ihres Herzens und ließen sich durch die Wuth des Feindes nicht irren. Zum vierten Male griffen sie ihn mit gesammelter Kraft an; es waren vorzüglich die preußischen Garden, welche des Feindes Hauptstellung, die Höhen hinter Rhana, nach Kaja zu, stürmten. Diesem Stoße konnte er nicht widerstehen, sein Mittelpunkt wankte und mehrere Bataillone warfen, von Schrecken überwältigt, die Gewehre weg und flohen. Sie haben sich bis Weißenfels und Naumburg zerstreut. Das war der Augenblick, da Napoleon, wie ein Augenzeuge berichtet, mit grimmiger Miene die Meldung solcher Flucht anhörte und einen scheuen Blick auf seine Begleiter warf, der zu fragen schien: „Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht?“ — Aber bald faßte er sich wieder, und wie er immer durch blitzschnellen Entschluß seine Gegner aus der Fassung zu bringen gesucht, so ließ er jetzt seinen Artillerie-General Drouet sechzig Stücke Geschütz auf einen Fleck versammeln, um durch ein unwiderstehliches Feuer die Reihen der tapfern Feinde niederzuschmettern. Für solche entscheidende Augenblicke mußte immer seine zahlreiche Garde-Artillerie in Bereitschaft sein. Zugleich mußten sechzehn Bataillone der Garde auf die Höhen hinter Kaja vordringen. Kaja war der Schlüssel der ganzen Stellung; denn wären die Verbündeten nur eine halbe Stunde weiter vorgedrungen, so wäre die ganze Marschlinie der französischen Armee durchbrochen gewesen. Darum hielt sich auch Napoleon während der ganzen Schlacht auf diesem Punkte auf und ließ fortwährend aus sechzig bis achtzig Stücken auf die Angreifenden feuern. Das Geschütz wüthete, gleich als hätte ein feuerspeiender Berg sich geöffnet, gegen Menschen, die ihm nur eine unerschrockene Brust entgegen setzen konnten. Ganze Reihen wurden zu Boden gestreckt; einige der Dörfer geriethen in Brand und mußten verlassen werden; zugleich wurde die rechte Flanke der russischen Schlachtordnung von dem Vizekönig Eugen, der eben mit 30,000 Mann frischer Krieger von Markranstädt herangekommen war, hart gedrängt. Napoleon trieb, in hastiger Siegesbegierde, immer vorwärts. Und dennoch wichen die Russen und Preußen, obwohl von dem heißen Tage sehr ermüdet, nur langsam Schritt vor Schritt zurück und hielten standhaft jeden Fleck fest, der irgend zu halten war, bis zum Einbruche der Nacht. Die Franzosen konnten nicht einmal bis in die Stellungen vordringen, die sie am Morgen beim Anfange des Treffens inne gehabt hatten, denn die Preußen behaupteten sich unerschütterlich in Groß-Görschen.

Tiefe Dunkelheit bedeckte schon das blutige Feld; man sah nur den Blitz des Geschützes, wenn noch einzelne Stücke abgefeuert wurden; an drei Orten stiegen die Flammen der brennenden Dörfer auf; Napoleon befand sich hinter den Vierecken seiner Garde; — da donnerte plötzlich, im dumpfen Gerassel, eine Linie Reiterei von der rechten Flanke her bis dicht an die Vierecke heran. Wenn sie noch zweihundert Schritte vordrang, so war der Kaiser mit seinem Gefolge, welches erschrocken auseinander eilte, gefangen. Es war der nie rastende Blücher, der durch neun Reitergeschwader einen

Anfall auf den rechten französischen Flügel machen ließ, um dem Feinde das ruhige Bewußtsein der Kraft zu zeigen, welches noch in ihrer Brust sei. Und obwohl der Angriff wegen der Menge französischen Fußvolks und eines Hohlweges, der in der Dunkelheit Verwirrungen erzeugte, keine weiteren Folgen hatte, so war doch die Hauptabsicht erreicht; denn die Franzosen wagten nicht, auch nur einen Schritt weiter vorzugehen, sondern blieben die ganze Nacht, in Vierecken zusammengedrängt, unter den Waffen stehen.

Die Verbündeten hatten wie Löwen gekämpft; vor allen gebührte den Preußen die Ehre des Tages, denn von den Russen hatte nur ein Theil mitgekämpft; das Gardekorps hatte nichts gethan, und der General Miloradowitsch stand mit 12,000 Mann ruhig bei Zeitz. Doch bewiesen die russischen Krieger, die am Kampfe theilgenommen hatten, besonders die Infanterie unter dem Herzog Eugen von Würtemberg, wie der preußische Schlachtbericht ihnen das Zeugniß giebt, daß sie auf Deutschlands Boden mit demselben Muthe zu streiten verstanden, der ihnen in ihrer Heimath den Sieg errang, und die Russen wiederum bezeugten, daß das preußische Heer ihre hohe Bewunderung erworben habe. Und welche Gefühle die Herzen des Königs Friedrich Wilhelm und des Kaisers Alexander bewegten, das zeigte die ruhige, feste Zuversicht, die von nun an alle ihre Schritte leitete. Durch ganz Deutschland verbreitete sich der Ruf von der Kühnheit und Todesverachtung der jungen preußischen Krieger, die zum ersten Male auf dem Kampfplatze erschienen waren; es wurde der Glaube immer fester, daß solche Begeisterung für die gerechteste Sache am Ende gewiß den Sieg erringen werde. Dieser erste Kampf war ein Ehrenkampf, und als solcher war er gewonnen. Denn ungeachtet der französischen Uebermacht hatten die Verbündeten kein einziges Siegeszeichen, keine Fahne und keine Kanone verloren; und nirgends war, selbst bei dem heftigen, alle Sinne betäubenden Geschützes- und Gewehrfeuer des Feindes, eine Unordnung oder Flucht gesehen worden. Ihr Heer betrug in der Schlacht nur 70,000 Mann, und die Franzosen hatten über 100,000. Von beiden Seiten waren zusammen über 25,000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde gefallen; 10,000 von den Preußen, 2000 von den Russen, und sicher über 15,000 von den Franzosen. Mit solcher Todesverachtung fochten die Preußen, Hohe und Niedere, daß mehrere der Anführer, unter ihnen der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, den Heldentod starben, und die ersten Generale, Blücher und Scharnhorst, verwundet wurden.

Am nächsten Morgen erwartete Napoleon von Neuem angegriffen zu werden. Allein die verbündeten Herrscher bedachten, daß ihr tapferes Heer in der mörderischen Schlacht viel gelitten habe und noch zu klein sei gegen das feindliche, von welchem nicht einmal alle Schaaren im Gefechte gewesen waren; auch erklärte der Chef der russischen Artillerie, General Jermolof, daß nicht mehr hinreichende Munition für eine Schlacht vorhanden sei. Ein zweiter Angriff an der jetzigen Stelle wäre nur dann nothwendig gewesen, wenn der gesunkene Muth des Heeres auf jede Gefahr durch eine neue Schlacht hätte gehoben werden müssen; aber so stand es nicht um die Herzen der Krieger. Keines war gebeugt, und keines zitterte vor dem Feinde. Das Herz ist noch gesund! so sprachen manche Verwundete, welche mit Ehren hätten zurücktreten können, und ihren Platz in der Schlachtreihe nicht verlassen wollten. — und dieses Wort offenbarte die Stimmung des ganzen Heeres. Es wurde daher der Rückzug über Borna und Altenburg an die

Elbe beschlossen und mit der größten Ruhe und Ordnung ausgeführt. Bei Meißen setzten die Preußen, bei Dresden die Russen über die Elbe, und am 8. Mai Morgens verließen der Kaiser Alexander und der König von Preußen Dresden.

e. Die Schlacht bei Bautzen oder Wurschen am 20. und 21. Mai 1813.

Noch an demselben Tage, dem 8. Mai, rückte Napoleon in Dresden ein und schickte sogleich einen Abgeordneten an den König von Sachsen nach Prag, um ihn zur Rückkehr in seine Hauptstadt aufzufordern. „Wenn er sich dessen weigere, auch seine Festung Torgau und alle seine Truppen nicht zu Napoleons Verfügung stellen wolle, so werde Sachsen als ein erobertes Land behandelt werden." Zur Bedenkzeit wurden dem Könige nur sechs Stunden gestattet; und die Sorge wegen Napoleons Drohungen, der den größten Theil des Landes schon besetzt hatte, überwog jede andere Rücksicht. Der König wagte es nicht mehr, wie er früher gewollt, sich an Oestreich anzuschließen, sondern verstärkte das französische Heer mit 12,000 Sachsen und kehrte am 12. Mai nach Dresden zurück. Napoleon ließ zu seinem Einzuge einen festlichen Empfang bereiten, und als er nun an seiner Seite einritt und am äußersten Stadtthore die Abgeordneten des Stadtrathes ihrer warteten, zeigte er auf den König und sprach: „Hier seht ihr euren Retter. Hätte er sich weniger als treuer Bundesgenosse bewährt, so würde ich Sachsen als ein bezwungenes Land betrachtet haben. Nun sollen meine Heere nur hindurch ziehen und ich will es gegen alle Feinde beschützen." — In dem Augenblicke, da er dieses sprach, wurde die sächsische Stadt Bischofswerda, jenseits der Elbe, nachdem die Russen sie verlassen hatten, von den Franzosen ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt. Die französischen Berichte aber logen mit frecher Stirne, es sei von den Russen geschehen.

Tages vorher, am 11., war das französische Heer über die in Eile wieder hergestellte Elbbrücke gegangen. Sieben Stunden lang saß Napoleon auf einer Bank der Brücke und ließ Franzosen, Italiener und die Haufen der Bundesfürsten vor sich vorüberziehen. Solche Schauspiele waren ihm die köstlichsten, und mit diesem Heere wollte er nun die Verbündeten zum zweiten Male aufsuchen, die eine feste Stellung bei Bautzen und Hochkirch bezogen hatten. Sie hatten sich bis auf beinahe 100,000 Mann verstärkt, er aber konnte ihnen wieder 140—150,000 entgegen stellen. Den Marschall Ney und den General Lauriston ließ er von Hoyerswerda her den Gegnern in die rechte Flanke gehen, um ihre Stellung unwirksam zu machen. Diese merkten das Vorhaben und schickten ihnen einige tapfere Haufen unter York und Barclay de Tolly bis Königswartha entgegen. Unerwartet überfielen diese eine italienische Abtheilung von 9000 Mann, rieben sie fast gänzlich auf, so daß, was nicht fiel oder gefangen wurde, in die Wälder flüchtete, und eroberten auch ihre Kanonen mit den Pulverwagen. Als nun aber das ganze Heer des Marschalls herankam, zogen sich die Preußen und Russen nach einem tapfern Kampfe zu dem Hauptheere zurück, weil sie nicht stark genug waren, es allein mit ihm aufzunehmen.

Am folgenden Tage, dem 20. Mai, erzwang Napoleon durch ein blutiges Gefecht auf den Höhen von Burk, welche General Kleist mit der unerschrockensten Tapferkeit vertheidigte, und bei Bautzen den Uebergang seines Heeres über die Spree; er verlor dabei 3000 Todte und 7000 Verwundete,

und die Verbündeten zogen sich in der größten Ordnung in ihre Hauptstellung bei Gleina, Preititz, Kreckwitz, Boschütz, bis zum Gebirge bei Mehltheuer und Falkenberg. Die Russen hatten den rechten und linken Flügel, die Preußen unter Blücher den Mittelpunkt inne. Zwar hatte diese Stellung ihre Festigkeit schon verloren, seit ihnen Ney in der rechten Seite und fast im Rücken stand; allein sie ohne Kampf zu verlassen, schien dem Kaiser Alexander und dem König Friedrich Wilhelm ihrer unwürdig zu sein. Sie wollten den übermüthigen Feinden wenigstens zeigen, daß die Festigkeit ihres Heeres nicht in den Schanzen, sondern in der Brust jedes Kriegers beruhe; daher wurde im Hauptquartier zu Wurschen beschlossen, den Kampf anzunehmen. Napoleons Schlachtplan war, daß seine Marschälle Oudinot und Macdonald den linken Flügel der Gegner zuerst angreifen sollten, damit sie ihre Aufmerksamkeit dahin richten müßten, während der Marschall Ney, nach seiner ersten Bestimmung, ihre rechte Flanke noch mehr umginge; und dieser Anschlag mußte ihm wohl gelingen, weil er so viel Tausende mehr hatte. Am nächsten Morgen, dem 21. Mai, war er schon vor Tagesanbruch auf, und der Angriff auf den linken russischen Flügel unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg und dem General Miloradowitsch gab das Zeichen der Schlacht. Hier, an einem waldigen Bergrücken, wurde auf's Heftigste mit dem Geschütze hinüber und herüber gefeuert und die Scharfschützen suchten einander Vortheile abzugewinnen; aber die Russen hatten sehr gut gewählte Anhöhen besetzt und wiesen die beiden Marschälle, welche sehr viele Menschen verloren, blutig zurück. Auch in der Mitte kam es bis Mittag zu keinem Hauptangriff in der Nähe; Napoleon wartete, bis Ney die Punkte erreicht haben würde, welche er ihm bestimmt hatte. Dieser war mit großer Heftigkeit vorgedrungen, hatte den russischen Feldherrn Barclay de Tolly, der ein zu schwaches Korps befehligte, zum Rückzuge genöthigt und den Kleinaer Windmühlenberg, so wie das Dorf Preititz erobert. Der Augenblick war gefährlich, denn Preititz lag fast im Rücken des Bundesheeres; aber Blücher schickte sogleich den General Kleist dorthin zur Hülfe, und die Preußen erstürmten das Dorf wieder. Da sah Napoleon, daß es noch nicht genug sei, solche Krieger unerwartet an der schwachen Seite anzugreifen; er mußte daher neue Kolonnen zu Hülfe nehmen, die bisher in einem tiefliegenden Grunde versteckt gewartet hatten. An ihre Spitze stellte er seinen besten Feldherrn, den Marschall Soult, den er aus Spanien zu sich gerufen hatte; und in dem Augenblicke, da die Preußen durch die Unterstützung des rechten Flügels ihre Mitte geschwächt hatten, mußte Soult diese mit Ungestüm angreifen. Unabsehbare, dunkle Schaaren des Fußvolks wälzten sich gegen die Höhen von Kreckwitz, die der Schlüssel der preußischen Stellung waren, heran; zugleich ließ Napoleon hier wieder, wie bei Lützen, eine Menge Geschütz auf einen Fleck zusammenfahren und ein fürchterliches Feuer erheben. Blutig wurde um die Höhen mit dem Bajonette gestritten, und die Franzosen verloren außerordentlich viel Menschen; endlich blieben sie durch ihre große Menge Meister derselben. Jetzt mußten die verbündeten Herrscher entweder Alles daran setzen und mit letzter Kraft und gewiß sehr vielem Blute die verlornen Höhen wieder erstürmen, oder die Schlacht abbrechen, weil ihre Stellung nun gar zu unvortheilhaft geworden war. Und dieselben Gründe, welche sie, ohne geschlagen zu sein, bei Lützen zum Rückzuge bewogen, thaten es auch hier. Noch war der Augenblick nicht gekommen, da es rathsam war, das Aeußerste zu wagen;

noch war viel neugerüstetes Volk aus Preußen und Rußland nicht zur Stelle, und vor allen Dingen mußte die Stellung dicht neben Oestreich behauptet werden, dessen Beitritt zur gerechten Sache sehr bald zu erwarten war; seine Rüstung war ihrer Vollendung nahe. Aus diesen Gründen, welche der General Knesebeck mit großer Klarheit vortrug[1]), befahlen die beiden Herrscher ihren Heeren, die Schlacht abzubrechen und den Kampfplatz zu verlassen; und es geschah nach 3 Uhr Nachmittags, bei hellem Tage, mit solcher Ordnung und Ruhe, daß die Franzosen an keine Verfolgung, wie nach einem Siege, denken konnten, nicht ein Stück eroberten und in der ganzen Schlacht sehr wenig Gefangene machten. Napoleon hatte sich auf einen Hügel bei Niederkayna begeben und überschaute, auf einer Trommel seiner Garden sitzend, das Schlachtfeld; mit hastiger Eile trieb er seine Schaaren vorwärts, um größere Vortheile zu erzwingen; allein die leichte Reiterei der Russen und Preußen, die den Rückzug deckte, hielt die schönste Ordnung, und er mußte zufrieden sein, daß die Feinde ihm nur den Wahlplatz überlassen hatten. Er hatte diesen Gewinn theuer genug erkauft, denn er verlor in diesen Tagen mehr als 20,000 Mann, während die Verbündeten in Allem kaum 12,000 einbüßten und noch 3000 Gefangene und zwölf eroberte Kanonen mit sich führten.

f. Der Waffenstillstand vom 4. Juni bis 17. August 1813.

Die verbündeten Heere zogen sich nach Schlesien zurück, und Napoleon folgte ihnen eifrig. Sobald sich aber sein Vortrab nur etwas zu nahe an ihren Nachzug wagte, wandte sich dieser um, und dann setzte es blutigen Kampf. Napoleon, unwillig, daß seine Generale von einer zurückweichenden Armee nicht mehr Gefangene einbrachten, übernahm selbst den Befehl des Vortrabes und griff am 22. Mai Abends bei Reichenbach und Markersdorf den Nachtrab der Verbündeten an. Aber seine Reiter wurden schnell zurückgeworfen, und eine Kanonenkugel schmetterte dicht neben ihm selbst die Generale Kirgener und Labruyère und den Marschall Duroc, seinen vertrautesten Gefährten, nieder. Des Letzteren Verlust schmerzte den sonst gefühllosen Mann, der wenige Freunde in seinem Leben gehabt hat, tief; dieser war noch vielleicht der einzige, der zu ihm ein freies und offenes Wort redete, weil er sein Jugendgenosse gewesen war.

Am 26. legte Blücher den nachrückenden Franzosen ebenfalls einen Hinterhalt von Reiterei unter Zieten bei Haynau; und als nun, nach der Abrede, die Windmühle von Baudmannsdorf als Wahrzeichen in Flammen aufloderte, da stürzten die 3000 Reiter mit lautem Hurrah hinter der Höhe hervor und in die französischen Vierecke hinein; diese wurden niedergehauen, zersprengt, zu Boden geritten, achthundert Gefangene und elf Kanonen erbeutet. Der Oberst von Dolfs, der diese tapfern Reiter führte, fiel mit Ruhm bedeckt mitten unter den Feinden.

Napoleon sah wohl, daß der Muth der Feinde noch nicht gebrochen war; er bot einen Waffenstillstand an, und als die Verbündeten sich dazu willig zeigten, um nach dem blutigen Monat Mai den Heeren einige Ruhe

[1]) In der Kabinetsordre, durch welche Friedrich Wilhelm IV. im J. 1847 den achtzigjährigen General Knesebeck zum Feldmarschall ernannte, rechnet er es ihm zum größten Verdienste an, „daß er das Abbrechen der Schlacht bei Bautzen diktirt und den glorreichsten Rückzug, den siegesschwangersten der neueren Kriegsgeschichte, durchgesetzt habe.“

zu geben, wurde er im Dorfe Poischwitz am 4. Juni auf sechs Wochen geschlossen. Die Franzosen verließen Breslau wieder, das sie bereits eingenommen hatten, und behielten nur einen kleinen Theil Schlesiens besetzt; — ehemals schloß Napoleon einen solchen Vergleich nie, ohne Festungen und große Landstriche dadurch zu gewinnen. Den einzigen Gewinn hatte er dies Mal nur durch Zufall an der Besetzung Hamburgs.

Im Anfang Mai, als Napoleon in's Feld zog, war auch der Marschall Davoust mit 14,000 Mann gegen Hamburg vorgerückt, welches nur von einem schwachen Haufen unter dem General Tettenborn besetzt war. Zwar hatten sich die Bürger der Stadt, voll Eifers für die Sache der Freiheit, eben selbst gerüstet, allein zur Vertheidigung einer so großen Stadt gehörte eine viel stärkere Besatzung. Man hoffte auf den Beistand der Dänen, welche dicht an Hamburg, in Altona, standen, und von der andern Seite auf die Schweden, die von ihrem Kronprinzen in Pommern und Meklenburg gesammelt waren. Und wenn es auf den guten Willen der einzelnen Anführer wie der Krieger von beiden Völkern angekommen wäre, so würden die Hamburger an ihnen einen trefflichen Beistand gefunden haben; ja einzelne Haufen wagten es sogar, ohne höheren Befehl, gegen die Franzosen mit zu fechten, als diese die Elbinseln angriffen. Aber die Berechnungen der Staatsklugheit vereitelten, was in dem Gemüthe der Völker so klar und warm sich ausdrückte. Schweden wollte Norwegen haben und hatte sich von Rußland und England den Besitz dieses Landes schon als Preis des Beistandes ausbedungen; Dänemark wollte diese Hälfte seines Reiches nicht fahren lassen und wendete sich darüber in diesem für Hamburg entscheidenden Augenblicke auf die Seite der Franzosen. Die unglückliche Stadt wurde das Opfer der Eifersucht dieser beiden Völker. Die Schweden zogen sich aus Hamburg zurück, General Tettenborn wurde nach der Bautzener Schlacht abgerufen, und die Dänen, welche am 30. Mai in die Stadt eingerückt waren, ließen an demselben Tage die Franzosen ein. Viele muthige und freigesinnte Männer von der Hamburger Bürgergarde, welche tapfer gefochten hatten, wanderten aus und wendeten sich nach Meklenburg, um dereinst, bei besserm Glücke, ihre Vaterstadt wieder befreien zu helfen, die nun in den Händen harter Befehlshaber, Davoust, Vandamme und Hogendorp, blieb. Hätte sie noch acht Tage länger vertheidigt werden können, so daß sie am 8. Juni noch frei war, so wäre sie es nach den Bedingungen des Waffenstillstandes geblieben und hätte eines der schrecklichsten Jahre ihrer Geschichte nicht erduldet. In seiner Erbitterung über ihren Freiheitsmuth legte ihr Napoleon eine Strafe von 48 Millionen Franken auf, — einer einzigen Stadt eine so ungeheure Summe! — Das Geld wurde, so viel man erzwingen konnte, zusammengepreßt, ehrliche Leute in's Gefängniß geworfen, die angesehensten und besten Bürger gezwungen, gleich den Tagelöhnern an der Befestigung der Stadt, dem Niederreißen ihrer eigenen schönen Gartenhäuser, dem Umhauen ihrer Obstbäume, dem Aufwerfen von Schanzen, zu arbeiten; und dabei mußten sie den Hohn und den Uebermuth der verhaßten Fremdlinge ertragen, das Härteste, was einem ehrliebenden Manne widerfahren kann!

Am zweiten Pfingsttage kam die Nachricht des Waffenstillstandes nach Berlin. Da zeigte es sich an der wogenden Menge, die auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen und vor den Thoren versammelt war, welcher Sinn in dem preußischen Volke lebte und wie wenig die bisherigen

Rückzüge den entschlossenen Muth gebeugt hatten. Berlin war nicht mehr geschützt durch das verbündete Heer, welches nun an der Oder stand, es lag den Angriffen des Feindes, der schon weit über die Spree hinaus war, fast unbewehrt offen, wenn der Krieg fortdauerte. Und dennoch wurden bei der Nachricht, daß er nun ruhe, die Gesichter niedergeschlagen, statt sich zu erheitern, und die Furcht bemächtigte sich aller, daß jetzt vielleicht durch einen Frieden mit dem listigen Feinde ein halber, unentschiedener Zustand hervorgebracht und das Vaterland doch nicht mit einem Male frei werde. Und wie in Berlin, so war die Stimmung im ganzen preußischen Lande und in ganz Deutschland, wo nur in einer Brust ein deutsches Herz schlug. — Es fanden sich in diesen Tagen der Waffenruhe nicht wenige Jünglinge und Männer, die mit frischem, kräftigem Blut den Feldzug und alle seine kalten Nachtlager auf rauher Erde, alle Züge in Regen und brennender Sonnenhitze gesund bestanden hatten, die aber jetzt der Unmuth über die Ruhe, welche ihnen wider ihren Willen aufgedrungen war, in harte Krankheit niederwarf.

Der König beruhigte sein Volk durch eine Erklärung über den Abschluß des Waffenstillstandes. „Er ist angenommen", sagt er darin, „damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Bis dahin war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur erst den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort, und wir werden das Ziel erreichen!"

Rastlos wurde fortgewirkt, gewaffnet, geübt, gekleidet und Verwundete geheilt; Männer, Frauen, Kinder, wer sich einer Kraft und eines gesunden Herzens bewußt war, half zu dem großen Werke. Ach, ein Mann, der diese herrlichen Bewegungen vorzüglich vorbereitet hatte, der vor Allen den Tag der vollen Freiheit zu sehen verdiente, — die Morgenröthe hatte er gesehen, — er starb in diesen Tagen des Waffenstillstandes. Es war der in der Schlacht bei Lützen verwundete edle Scharnhorst. Seine Wunde nicht achtend, wollte er noch immer ordnen und schaffen, aber sie verschlimmerte sich, und bald ahnete er den schlimmen Ausgang für sich. Aber selbst die letzten Tage seines Lebens sollten dem Dienste der Freiheit gewidmet sein; er ließ sich nach Prag bringen, seine Wunde dort heilen zu lassen, in der That aber, um Oestreichs gerechte Theilnahme an dem großen Kampfe beschleunigen zu helfen. Und er hat noch gewirkt, geredet, mit seines Geistes ruhiger Kraft die Unentschiedenen gestärkt. Allein in diesen Anstrengungen starb er in Prag den 28. Juni. Er war ein rechter deutscher Mann, tief und ernst, klar und ruhig, das Kleine wie das Große umfassend, sich selbst aber gänzlich vergessend, wenn es das Ganze und Allgemeine galt.

Solcher Männer Wirken und Schaffen konnte nicht ohne Frucht bleiben. Zugleich unterließ Napoleon nichts, um durch neue Zeichen seines bösen, leidenschaftlichen Sinnes den Zorn aller Guten immer mehr zu entflammen. — Der Major Lützow mit seiner Freischaar, die aus muthigen Jünglingen aller Stände bestand, hatte sich in den Rücken des französischen Heeres bis tief in Sachsen, ja bis an die Grenze von Franken, gewagt und dem Feinde durch Aufhebung kleiner Züge von Soldaten, Geschütz und Zufuhr manchen Schaden zugefügt. Napoleon war sehr erbittert auf die

kecke Schaar. Nach einem Artikel des Waffenstillstandes sollten die Lützower bis zum 12. Juni über die Elbe zurückgekehrt sein; aber erst am 14. erhielt ihr Anführer die amtliche Nachricht von dieser Bedingung und konnte sie daher zu der festgesetzten Zeit nicht erfüllen. Darüber aufgebracht, befahl Napoleon: „diese Räuber zu vernichten, wo sie gefunden würden"; und am 17. Juni des Abends wurden sie, während des Waffenstillstandes, als sie sorglos daherzogen, um über die Elbe zurückzugehen, plötzlich bei dem Dorfe Kitzen, nicht weit von Leipzig, von der feindlichen Reiterei, die sie geleiten sollte, hinterlistig angefallen. Die kleine Schaar wurde leicht auseinander gesprengt, viele niedergehauen, verwundet, gefangen, und nur ein Theil mit dem Anführer schlug sich durch. Von den andern jedoch, die zerstreut oder gefangen waren, sind auch die meisten, zum Theil durch die Hülfe der deutschgesinnten Einwohner, entkommen.

Obwohl solche und andere Zeichen keineswegs eine Rückkehr zur Mäßigung und Gerechtigkeit in Napoleons Grundsätzen bewiesen, so wollte dennoch der Kaiser von Oestreich noch einen ernstlichen Versuch zur Friedensvermittelung machen; es wurde ein Friedenskongreß nach Prag verabredet, und der Kaiser Franz begab sich selbst nach Gitschin in Böhmen, um in der Nähe zu sein. Vertrauensvoll schlossen sich Rußland und Preußen an Oestreich und nahmen seine Friedensvermittelung an; Napoleon that es auch mit Worten, aber es war ihm nicht Ernst. Sein Stolz konnte es nicht ertragen, daß eine andere Macht mit selbständiger Würde ihm die Forderungen der Billigkeit vorhielt; und noch weniger konnte er den Gedanken fassen, von seinen großen Eroberungen auch nur etwas zu verlieren. Daher suchte er nur die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen; seine Gesandten kamen später nach Prag, erhoben Schwierigkeiten um Nebendinge, stritten darum, ob man mündlich oder schriftlich unterhandeln solle, und obgleich der Waffenstillstand noch bis zum 17. August verlängert wurde, so kam doch nicht das Mindeste zu Stande. Ihm war es nur darum zu thun, unterdeß die vielen Schaaren an sich zu ziehen, die aus Frankreich unaufhörlich herbeiströmten. Nun erst waren die Wirkungen der im Winter befohlenen Rüstungen recht zu sehen. Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Wagen, täglich zogen sie in langen Reihen bei Mainz und Straßburg und anderen Orten über den Rhein nach Sachsen. Sechs alte Dragoner-Regimenter aus Spanien waren in Marsch; das polnische Korps unter Poniatowsky mit der sächsischen Kavallerie-Brigade traf aus Krakau ein; das erste Korps unter Vandamme wurde aus Hamburg herbeigerufen. Es sammelte sich wieder um Napoleon ein Heer von 440,000 Kriegern, wie die neuesten Untersuchungen gegen die verfälschten französischen Nachrichten ausgemittelt haben, und außerdem hatte sein treuer Helfer, der Vizekönig Eugen, in Italien 60,000 Mann zusammengebracht, welche dieses Land gegen Oestreich vertheidigen sollten, wenn es zum Bruch käme; Baiern aber mußte 30,000 Mann unter dem General Wrede von seiner Seite an der östreichischen Grenze aufstellen. Davoust stand bei Hamburg mit 23,000 Franzosen und 14,000 Dänen, und mehr als 50,000 Franzosen hielten die Festungen Danzig, Zamosk, Modlin, Stettin, Küstrin, Glogau, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Erfurt besetzt.

Der Waffenstillstand lief ab, ohne daß Napoleon auf die sehr billigen Vorschläge Oestreichs eingegangen war, daß er nämlich den Rhein als Grenze Frankreichs und selbst Italien behalten, und daß das Königreich Westfalen

und der Rheinbund bestehen sollten. So wenig Zuversicht hatten die Verbündeten noch auf ihren Sieg, und so verblendet war Napoleon, so groß noch sein Trotz auf seine Macht! — Da endlich das Maaß der Rede und der Geduld erschöpft war, sagte auch Oestreich dem unbeugsamen Manne am 12. August den Krieg an, und in einer freien offenen Erklärung vom 19. August zeigte der Kaiser Franz, wie ihn Ehre und Pflicht in die Waffen rufen, wie er nur das Wohl des europäischen Gemeinwesens im Auge habe und den Geist der Zeit, so wie Oestreichs Bestimmung, klar erkenne. Vor allen Dingen freute sich ein jedes deutsche Herz über die Worte, die der Kaiser Franz über Preußen redete. „Preußens Schicksal", sagte er, „liege ihm vor allem am Herzen, Preußens Gefahr sehe er als seine eigene, dessen Wiederherstellung aber als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an. Schon im April habe Napoleon geradezu angekündigt, daß das Preußische Königthum vernichtet werden müsse, und habe Oestreich die wichtigste und schönste der preußischen Provinzen (Schlesien) angeboten. Er, der Kaiser, aber werde Preußen mit aller Kraft der Waffen beistehen, und der Gott der Gerechtigkeit werde der guten Sache sicherlich den Sieg schenken!"

Solche Worte waren ein Wohlklang in den Ohren derer, die das Vaterland wahrhaft liebten. Die beiden ersten Mächte Deutschlands standen so schön durch große Zwecke vereinigt da, und das alte habsburgische Haus fühlte den kaiserlichen Beruf in sich, Preußen, seinen Nebenbuhler, in seinen alten Rang unter Europas Mächten wieder einsetzen zu helfen.

Napoleon wartete unterdeß mit Ungeduld in Dresden auf die letzte Erklärung Oestreichs; denn noch ein Mal hatte er es versucht, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Am 15. August langte endlich sein Abgeordneter, der Graf von Narbonne, von Prag zurückkehrend, an, und Napoleon beredete mit ihm und seinem Minister Maret den wichtigen Augenblick. Mit großen Schritten sah man die drei auf dem Rasen vor dem Markolinischen Gartenhause, in welchem Napoleon wohnte, auf und nieder gehen, letzteren nachdenklich, mit auf den Rücken gelegten Händen, in der Mitte der beiden andern. Das Gefolge blickte aus der Ferne scheu zu dem gefürchteten Herrscher hinüber, an dessen Lippen das Leben vieler Tausende hing. Die meisten hatten wenig Freude an diesem Kriege, denn er brachte nicht, wie viele der früheren, viel Gewinn mit wenig Gefahren, sondern gar wenig Vortheil und viel harte Arbeit. Plötzlich blieb Napoleon stehen und machte eine Bewegung mit der Hand, als stieße er den angebotenen Frieden unwillig von sich. Wieder Krieg! tönte es halblaut und erschrocken von Munde zu Munde. Napoleon aber ging mit funkelnden Augen durch den Saal der Marschälle, stieg in den Wagen und fuhr den Weg über Bautzen und Görlitz nach Schlesien zu.

g. Wiederanfang des Krieges.

Die Verbündeten hatten ihre Heere zwar auch verstärkt, aber sie waren den Franzosen doch nur wenig überlegen, denn ihre Gesammtmacht bestand bei dem Wiederanfange des Krieges in Böhmen, Schlesien und der Mark Brandenburg nur aus 460,000 Mann. Und dabei waren sie auch in so fern im Nachtheil, daß sie von verschiedenen Seiten her, im großen Umkreise, gegen die Franzosen anrücken mußten, Napoleon aber von seinem

Mittelpunkte aus mit denselben Haufen bald hier, bald dort, die Entscheidung geben konnte. Folgendergestalt waren die Heere vertheilt:

1) Der Kronprinz von Schweden, der mit 24,000 seiner Krieger auf dem Kampfplatze erschienen war, erhielt den Oberbefehl in Norddeutschland und sollte mit einem Heere von 120,000 Mann Berlin und die Mark Brandenburg beschützen. Nebst den Schweden hatte er die preußischen Heeresabtheilungen unter Bülow, Tauentzien, die russischen unter Winzingerode und Woronzow, und die des General Wallmoden unter sich. Letzterer war mit 25,000 Mann, aus Russen, Engländern, Hannoveranern, Meklenburgern, der russisch-deutschen Legion und den Lützowern bestehend, gegen den Marschall Davoust und die Dänen an der meklenburgischen Grenze aufgestellt. Das Nordheer würde noch viel stärker gewesen sein, wenn nicht ein großer Theil der preußischen Macht zur Blockirung von Magdeburg, Stettin, Küstrin, Glogau und Danzig hätte verwendet werden müssen. Das erschöpfte Preußen stellte auf den hochherzigen Ruf seines Königs mit bewunderungswürdiger Anstrengung eine Kriegsmacht von 230,000 Mann in's Feld.

2) Der General Blücher befehligte das schlesische Heer von nahezu 100,000 Mann und hatte die erste preußische Heeresabtheilung unter York, und die russischen unter den Generalen Sacken, Langeron und St. Priest mit sich, 61,000 Russen und über 38,000 Preußen. Der Erste seines Generalstabes war der General Neithardt von Gneisenau, dessen Name von nun an mit immer größerem Ruhme im preußischen Heere genannt werden sollte.

3) Das Hauptheer der Verbündeten in Böhmen, großentheils aus Oestreichern bestehend, aber durch die preußische Heeresabtheilung unter Kleist und die russische unter Wittgenstein, und durch die russischen Garden unter dem Großfürsten Konstantin verstärkt, stand unter dem Befehl des östreichischen Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg, eines Mannes, der mit Kriegserfahrung und Tapferkeit die Ruhe und Milde der Sinnesart vereinigte, welche ihn zum Befehlshaber eines gemischten Heeres geschickt machte; doch vermißte man an ihm die Thatkraft und Raschheit des Entschlusses, welche einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber nöthig war. Dieses Heer war 230,000 Mann stark, darunter 48,000 Preußen und 67,000 Russen. Etwa 50,000 Mann wurden außerdem zur Blockirung der noch von den Franzosen besetzten Festungen verwandt.

Der Verbündeten Stellung und Vertheilung war außerdem nach einem meisterhaften Plane geordnet. Denn gegen welches der drei Heere sich Napoleon auch wendete, immer waren ihm die beiden andern im Rücken und in der Flanke. Drang er von Dresden und der Lausitz gerade gegen Schlesien mit seiner stärksten Macht vor, so zog sich Blücher zurück und lockte ihn vielleicht bis an die Oder; aber unterdeß kam das große verbündete Heer schnell von der Seite aus Böhmen herbei, nahm in seinem Rücken Dresden weg, und dann war er in einem Netze gefangen. Fuhr er gleich mit seiner Hauptmacht zur Rechten an der Elbe nach Böhmen hinein, so drang Blücher seinerseits vor, folgte ihm und machte gleichfalls seinen Nachtrab in den Engpässen der böhmischen Gebirge, und Napoleon kam zwischen zwei Feuer. Oder drittens, Napoleon ging selbst mit Uebermacht links gegen den schwedischen Kronprinzen und auf Berlin; dann machte dieser es eben so, wie die schlesische Armee, zog sich zurück, gab

freilich einen Augenblick Berlin preis, aber unterdeß eroberte das große böhmische Heer Dresden und Leipzig und alle Vorräthe der Franzosen in Sachsen, und diese konnten es dann nicht lange mehr in Deutschland aushalten.

So groß und ruhig angelegt hatte sich Napoleon den Plan der Verbündeten wohl nicht vorgestellt. Er hoffte vielmehr immer noch, nach seiner alten Weise, auf glückliche Zufälle und vorzüglich auf Fehler seiner Gegner, und in dem Sinne sahen auch die meisten seiner Gefährten und Anhänger die Lage der Dinge an. Im blinden Vertrauen auf ihres Herrn und Meisters blitzschnelle Kriegskunst trösteten sie sich mit dem Gedanken, den sie oft prahlend wiederholten: „Die Feinde werden Fehler machen, wir werden auf sie fallen und sie zerschmettern."

Die Klügeren freilich rechneten nicht so, sondern riethen dringend, die Stellung an der Elbe zu verlassen, die in ihrer rechten Seite von Böhmen her so gefährlich bedroht wurde. Der Marschall Oudinot schrieb an Napoleon unter andern diese Worte: „Wenn er alle seine Besatzungen aus den Festungen ziehe, sie mit seiner Armee vereinige, sich alsdann an den Rhein zurückziehe, die abgemattetsten Truppen in gute Kantonnirungen verlegte, die übrigen eine zweckmäßige Stellung nehmen lasse, so könne er noch immer den Verbündeten die Friedensbedingungen vorschreiben." — Aber solches Wort der Vernunft und Mäßigung war dem heftigen Manne, der sich über Alle erhaben dünkte, eine Thorheit; sein hartnäckiger Trotz sollte unsere Rettung werden, so war es im Rathe der Weltregierung geordnet.

Um sich den Vortheil des Angriffs nicht nehmen zu lassen, wollte er mit aller Kraft auf das schlesische Heer fallen und es einzeln schlagen; und damit unterdeß die Oestreicher nicht aus Böhmen hervorkämen, hatte er am Eingange der Gebirge bei Gießhübel den Marschall Gouvion St. Cyr mit 40,000 Mann aufgestellt. Zu gleicher Zeit sollte der Marschall Oudinot mit 80,000 Mann schnell gegen Berlin ziehen und es wegnehmen, denn der Gedanke war bei ihm der vorherrschende, Berlin zu nehmen und das preußische Königthum womöglich zu vernichten. Wenn das Alles gelang, so war freilich der Vortheil auf seiner Seite. Aber der alte kluge Feldherr in Schlesien war wohl auf seiner Hut; als er nach mehreren Gefechten vom 18.—23. August merkte, daß die französische Hauptmacht ihm entgegenstehe, — es war in der Gegend von Löwenberg am Bober, — nahm er die Schlacht nicht an, sondern zog sich, dem vorausbestimmten Plane gemäß, nach Jauer zurück. Und Napoleon, der unterdeß eilige Nachricht erhalten hatte, daß das Schwarzenbergische Heer gegen Dresden heranziehe, durfte ihn nicht verfolgen; am 23. August ging er mit seinen Garden und mit seiner sechsten Heeresabtheilung in Eilmärschen auf dem Wege nach Dresden zurück.

h. Das Treffen bei Groß-Beeren am 23. August 1813.

An eben diesem Tage traf der tapfere General Bülow bei Groß-Beeren die Franzosen auf ihrem Zuge nach Berlin und verdarb ihnen die Fahrt durch einen harten Streich. Schon auf zwei Meilen waren sie nahe gekommen; ja Napoleon hatte schon öffentlich angekündigt, am 24. werde Oudinot in Berlin sein, und die französischen Kommissäre lauerten mit dem Verzeichniß aller Dinge, die sie in der Hauptstadt erpressen wollten, begierig auf diesen Einzug. General Reynier hatte auf Oudinot's Befehl am 23. Groß-Beeren weggenommen; die Straße nach Berlin war erbrochen, am

nächsten Morgen gedachte er triumphirend in die schöne Hauptstadt einzuziehen. Aber nicht einmal eine Nacht hindurch sollte der verwegene Feind solche Hoffnung hegen und in so gefährlicher Nähe bleiben dürfen. Ehe der Abend hereinbricht, unter dichten Regengüssen, dringt Bülow, obwohl er schon von dem Kronprinzen von Schweden den Befehl zum Rückzuge auf Berlin erhalten hatte, auf seine eigene Gefahr mit seinen tapfern Preußen auf Groß-Beeren ein, während der Kronprinz mit den Russen und Schweden in Schlachtordnung rückwärts stehen bleibt. Mit hellem, freudigem Kriegsgeschrei geht es auf den Feind, der sich so großer Dinge vermessen hat. Im Regen brennen die Gewehre nicht los, aber das Geschütz donnert, und die Schwerter sausen, der starke Landwehrmann kehrt seine Waffen um und schlägt mit dem Kolben drein. Solchen Ungestüm des Angriffs kann der Feind nicht aushalten. In Unordnung fliehen die Haufen aus dem Dorfe, bringen auch die folgenden mit in die Flucht, und alles zerstreut sich draußen in Busch und Sumpf und in die düstere Haide, wo die Nacht sie in ihren Schutz nimmt. — Auch der General Tauentzien hatte mit geringer Macht auf dem äußersten linken Flügel bei Blankenfelde, von frühem Morgen an, die Angriffe des Generals Bertrand ausgehalten und tapfer zurückgeschlagen. — Nun sah der französische Marschall wohl, daß er es mit einem sehr entschlossenen Feinde zu thun habe; er wagte es nicht, sich weiter in eine Hauptschlacht einzulassen und zog sich eilig bis an die Elbe zurück. Er hatte sechsundzwanzig Kanonen und mehrere tausend Gefangene verloren. Ein unermeßlicher Jubel erscholl bei dieser Siegesnachricht in Berlin, wo alles in ernster Stille der großen Entscheidung gewartet hatte, und Tausende von Menschen strömten zu Fuß und mit schwerbeladenen Wagen nach dem Schlachtfelde, die Krieger zu erquicken und die Verwundeten nach Berlin zurückzuführen, um ihrer sorgsam zu pflegen. — In derselben Zeit, am 27. Aug., schlug auch der tapfere Greis Hirschfeld den französischen General Girard, der mit dem Kern der Magdeburger Besatzung ausgefallen war, um dem Einzuge in Berlin mit beizuwohnen, bei Lübnitz und Hagelsberg in die Flucht, so daß er an 8000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlor und nur mit einem Drittheil seiner Mannschaft eilig in die Festung zurück kam. Auch hier hatte die kurmärkische Landwehr mit ihren Kolben den Ausschlag gegeben.

i. Die Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813.

In Schlesien hatte Napoleon, als er nach Dresden umwendete, mit 80,000 Mann seinen Marschall Macdonald zurückgelassen, um den Preußen und Russen die Spitze zu bieten. Aber nicht sobald merkte Blücher, wen er gegen sich habe, als er auch wieder vorwärts ging; denn seinem Feinde lange Ruhe zu lassen war nicht in seiner Weise. Eben war der Marschall Macdonald beschäftigt, über die Päſſe der Katzbach, eines Bergstromes, zu setzen, indem er seinerseits vortheilhafte Angriffe zu machen gedachte. Man ließ ihn ruhig herüber, um ihn zu desto größerem Verderben in die Schluchten und Hohlwege in seinem Rücken zurückzuwerfen; und als es nun dem alten Feldherrn Zeit dünkte, da rief er seinen Kriegern zu: „Nun habe ich genug Franzosen herüber, nun Kinder, frisch vorwärts!" Und mit lautem Hurrah antworteten die muthigen Haufen, und bald entbrannte die Schlacht auf allen Seiten. Es war zwischen Brechtelshof und Groitsch am 26. August, Nachmittags 2 Uhr. Den rechten Flügel führte

Sacken, das Mitteltreffen York, und den linken Flügel Langeron. Es war ein furchtbares Regenwetter, der Erdboden mit Schlamm bedeckt, oder von Fluthen überschwemmt; die Flüsse und Bäche brausten schäumend von den Bergen herab und die ganze Gegend war wie mit einem düstern Schleier verhüllt. Aber in solchem Zorne der Elemente wurde der Zorn in der Krieger Brust nur noch heftiger entflammt. Das Fußvolk drang mit dem Bajonett, die Reiter mit ihrem Schwert gegen die Reihen der Feinde; der Feldherr selbst, von Jünglingsfeuer erfüllt, zog das seinige, als er den günstigen Augenblick zu einem Reiterangriffe in die Flanke des Feindes bemerkte, und sprengte den Schaaren voran. Dieser Angriff entschied. Der Feind konnte nicht widerstehen; seine Glieder lösten sich und suchten ihr Heil in der Flucht. Aber nun waren in ihrem Rücken die Flüsse über ihre Ufer getreten und die Brücken fortgeschwemmt; es erhob sich ein schreckliches Drängen und Treiben; viele wurden ins Wasser gesprengt oder von ihrem eigenen Fuhrwerk und den Hufen der Pferde zerquetscht, viele gefangen, Geschütz und Gepäck auf jedem Schritte erbeutet; eine ganze Division unter dem General Puthod, die den Preußen und Russen in den Rücken ziehen wollte, wurde bei Löwenberg niedergehauen oder gefangen genommen. Schrecken und Verwirrung kam über alle Franzosen, die noch in Schlesien oder an der Grenze waren, und das große Macdonald'sche Heer war einem zerstreuten, flüchtigen Haufen gleich, der ohne Rast und Ruhe verfolgt wurde, bis er das schlesische Land gänzlich verlassen hatte. Da vergönnte der preußische Feldherr seinem Heere Ruhe und ertheilte ihm das wohlverdiente Lob. „Schlesien ist befreit", sprach er, „Eurer Tapferkeit, brave Krieger des russischen und preußischen Heeres, verdanke ich das Glück, ein schönes Land den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. Trotzig trat euch dieser Feind entgegen; mit Blitzesschnelle aber brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor; ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet ihr vor, eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und Katzbach hinunter. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamme habt ihr die Nächte zugebracht. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen, Mangel an Nahrung und Kleidung habt ihr gekämpft; dennoch murrtet ihr nicht und verfolgtet unverdrossen den geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so lobenswerthes Betragen! Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein ächter Krieger. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen; sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde! Hundert und drei Kanonen, zweihundert und fünfzig Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Wagen, 18,000 Gefangene mit vielen hohen und niedern Anführern, zwei Adler und andere Siegeszeichen sind in euren Händen! Lasset uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienst Ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken!" — Der Verlust des Feindes in diesen Tagen konnte im Ganzen auf 30,000 Mann angeschlagen werden.

Von dem Tage der Katzbacher Schlacht an hieß der greise Feldherr bei seinem Heere der General Vorwärts. In dieses Eine kräftige Wort legte der Krieger das Gefühl und den Entschluß, der in eines jeden Brust war, zu siegen oder zu sterben; und dieses Wort übertrug er auf den Führer, der seinem Gemüth am nächsten stand und in dessen starker Seele

dieser eine Wahlspruch alles andere beherrschte. Nur Vorwärts gegen den Feind! — so ertönte es in aller Herzen; und diese gebietende Stimme hat das große Ganze zur Einheit verbunden, welches durch Gehorsam allein nicht zusammengehalten wäre; sie hat alle Fehler, die der Verstand hie und da in seinen Berechnungen beging, wieder gut gemacht; und sie endlich bezeichnet den Sieg, den in dieser großen Zeit das Gemüth über die Kunst davongetragen hat.

Der König wußte die Stimme des Volkes, welche selten irrt, wohl zu deuten, weil er selbst ein volksthümliches Herz in seiner Brust trug; er ernannte seinen Feldherrn bald darauf zum Feldmarschall seiner Heere, und erhob ihn später zum Fürsten von Wahlstadt[1]).

So glänzend hatte der greise Feldherr die Zweifel derjenigen widerlegt, welche im Anfange des Krieges gerathen hatten, einen 70jährigen Greis nicht an die Spitze eines Heeres zu stellen. Zwar war Blücher in der Zeit vom Tilsiter Frieden bis zum Jahre 1813 in der Trauer über die Erniedrigung Preußens und Deutschlands und in seinem steigenden Hasse gegen Napoleon sichtbar zusammengesunken und ging gekrümmt und grollend in Unthätigkeit, wie es schien, einem baldigen Ende entgegen; allein so wie der Ruf zum Kampfe gegen die verhaßten Feinde auch an ihn erging, da richtete er sich wieder auf, seine kräftige Gestalt mit den schön geformten Gliedern wurde wieder sichtbar, besonders wenn er zu Pferde saß, und er ritt nur recht feurige Pferde. Wenn er so, wie er von Zeitgenossen beschrieben wird, mit seiner hochgewölbten Stirn, den kühn und zugleich schlau blickenden Augen, der mächtigen Adlernase und dem schnauzbartbeschatteten Munde, der so gutmüthig lächeln und so befeuernd donnern konnte, an die Reihen der Krieger sprengte, einen Scherz, ein Kraftwort, auch wohl ein Donnerwetter hierhin und dorthin werfend, dann war der Eindruck seiner Erscheinung unwiderstehlich, und es ging von ihm jener geheimnißvolle, elektrisirende Strahl aus, welcher die Massen entzündet. — Die Natur hatte ihn mit seltenen Gaben zum Heerführer ausgerüstet. Ohne wissenschaftliche Bildung, deren Mangel er oft selbst beklagte, war er sich doch seiner innern Kraft auch unter hochstehenden Geistern bewußt. Mit seinem scharfen, durchdringenden Verstande wußte er die Wirklichkeit trefflich zu beurtheilen und mit schnellem Blicke den Augenblick zu erkennen, wo gehandelt werden mußte. Diese Gabe des raschen Ueberblicks und des augenblicklichen Entschlusses hat ihn als Feldherrn groß gemacht. Aber es ist falsch, wenn manche seine Kraft nur im Draufschlagen gesehen haben; im rechten Augenblicke wußte er auch List anzuwenden und dem verderblichen Schlage aus

---

[1]) Wahlstadt ist eine Propstei, welche auf dem schlesischen Schlachtfelde liegt und in alter Zeit von der heiligen Hedwig zum Andenken des Herzogs Heinrich von Niederschlesien erbaut ist, der hier im J. 1241 in einer großen Schlacht gegen die Mongolen fiel. — Die russischen Soldaten unter Blücher's Befehle verehrten den alten Feldherrn, gleich seinen Preußen; sie hatten ihm den Beinamen „der kleine Suwaroff" gegeben. Die Kosaken aber ehrten ihn, nach ihrer Art, noch höher; es hatte sich das Gerücht unter ihnen gebildet, er sei eigentlich ein Kosak, am Don geboren und durch besondere Schicksale als Kind aus seinem Vaterlande weggeführt. Von den Russen zuerst erhielt er auch jenen Beinamen „General Vorwärts."

Als einst Blücher's Thaten in seiner Gegenwart gerühmt wurden, sagte er: „Was ist's, das Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

dem Wege zu gehen. Allerdings ist in seinem Wesen und Wirken das Hervorragende der unbeugsame Entschluß gewesen, dem Feinde keine Ruhe zu lassen, immer vorwärts zu dringen und nicht zu ruhen, bis der verhaßte Eroberer von seiner Höhe herabgestürzt sei. Und dieser unerschütterliche Vorsatz in der Heldenbrust Blüchers ist es gewesen, der die Heere zwei Mal nach Paris geführt hat, und darum wird Blüchers Ruhm in der Geschichte ein unvergänglicher sein.

k. Die Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August 1813.

An dem gleichen Tage mit der Schlacht an der Katzbach und an dem folgenden wurde bei Dresden zwischen beiden Hauptheeren hartnäckig gekämpft. Aber die Vorsehung wollte nicht, daß es hier schon jetzt zu einer letzten Entscheidung kommen sollte. Der Fürst Schwarzenberg und die drei verbündeten Herrscher selbst waren mit dem großen Heere über die Gebirge, die Sachsen von Böhmen trennen, vorgerückt, hatten die Franzosen aus ihrer Stellung bei Gießhübel vertrieben und langten am 15. August vor Dresden an. Die Stadt war während des Waffenstillstandes stark verschanzt und hatte ein Heer zur Besatzung; dennoch hätte sie vielleicht im Sturme genommen werden mögen, wenn der Angriff um einen Tag früher geschehen konnte. Allein die Seitenwege in den Gebirgen, die ein Theil des Heeres eingeschlagen hatte, waren so ungangbar, daß zwanzig und mehrere Pferde eine einzige Kanone kaum über die Berge schleppen konnten, daß die Zufuhr stockte und Hunderttausende von Menschen den bittersten Mangel litten. Durch alles dieses geschah es, daß das Bundesheer sich erst am 25. August Abends vor Dresden vereinigen konnte. Am 26., Morgens um 9 Uhr, war auch Napoleon in der Stadt, und eine große Heeresmenge wogte ihm in fortwährenden Zügen über die Elbbrücke nach. Seine Erscheinung war ganz unerwartet, man hatte ihn tief in Schlesien geglaubt. Er unterredete sich einige Augenblicke mit dem Könige von Sachsen und ordnete dann die Vertheidigung der Stadt an. Schon war der große Garten mit preußischen Jägern besetzt, die aus den Gebüschen herausfeuerten und einen Pagen nahe bei ihm verwundeten. Der Hauptangriff aber geschah erst am Nachmittage um 4 Uhr von allen Anhöhen herab, die auf dem linken Elbufer in der Entfernung einer kleinen Stunde die Stadt umringen. Auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen bildeten sich fünf große Angriffszüge, deren jedem fünfzig Kanonen vorangingen; festen Schrittes kamen sie von den Hügeln herab, sammelten sich in der Ebene und erhoben ein entsetzliches Feuer gegen die französischen Verschanzungen, die zugleich von den stürmenden Schaaren des Fußvolks angegriffen wurden. Einige tapfere östreichische Bataillone eroberten wirklich die Schanze vor dem Hospitalgarten mit acht Stück und drangen bis dicht an die Stadtmauer vor; aber es waren ihrer zu wenige, sie konnten ihren Platz nicht behaupten, und zu gleicher Zeit schickte Napoleon, unter dem Schutze seiner Batterien, aus mehreren Thoren starke Abtheilungen von Fußvolk und Reiterei zum Ausfalle vor. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten, und selbst in die Stadt flogen Kugeln und Granaten und tödteten mehrere Einwohner. Aber das Bundesheer, welches zugleich gegen Schanzen und Mauern und starke Heereshaufen fechten mußte, konnte seinen Zweck nicht erreichen und mußte sich in seine erste Stellung auf den Anhöhen zurückziehen. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, aber der Regen, der in

Strömen vom Himmel floß und den Erdboden in Schlamm verwandelte, machte die Lage des großen Heeres im freien Felde um vieles schlimmer.

Dagegen zogen diese ganze Nacht hindurch unaufhörlich frische französische Züge von dem andern Elbufer in Dresden ein, und am nächsten Morgen 7 Uhr brachen sie aus ihren Verschanzungen vor. Napoleon wollte das große verbündete Heer mit Gewalt aus der Nähe seines Hauptwaffenortes vertreiben und wieder über die böhmischen Gebirge zurückwerfen. Er hatte den Kern seines Heeres, über 60,000 Mann, hier versammelt, und selbst die Garden, welche nur in entscheidenden Augenblicken gebraucht wurden, mußten am Kampfe Theil nehmen. Sein Schlachtplan war dieser: Während er den rechten Flügel und den Mittelpunkt der feindlichen Ordnung durch ein starkes Feuer des schweren Geschützes in Aufmerksamkeit hielt und immer die Miene annahm, als wolle er hier vordringen, zog der König von Neapel mit vielem Fußvolk und der besten Reiterei des Heeres auf der Straße nach Freiberg hinaus, um den linken östreichischen Flügel jenseits der Weiseritz anzugreifen. Dieser war nicht eng genug mit dem Hauptheere zusammengeschlossen, der Plauensche Grund lag zwischen ihnen; auch fehlte es hier an hinreichender Artillerie und fast gänzlich an Reiterei; und während nun der Regen in Strömen vom Himmel herab stürzte und alle Aussicht verdeckte, gelang es den Franzosen, unbemerkt bis nahe heran, ja in den Rücken der Oestreicher zu kommen. Und nun stürzte die schwere Reiterei auf einmal, wie ein vernichtender Strom, von mehreren Seiten zugleich auf die östreichischen Regimenter, unter denen mehrere neugeworbene, des Krieges noch unkundige waren. Als sie ihre durchnäßten Gewehre gegen die furchtbaren geharnischten Reiterschaaren abdrücken wollten, versagten sie. Da blieb ihnen nichts als Gefangenschaft oder Tod, und es wurden hier über 12,000 Mann mit ihren Generalen Mezko und Seczany zu Gefangenen gemacht. Als sie nach Dresden gebracht wurden, sah man es den ermatteten Kriegern leicht an, daß sie mehr von Entbehrung und Hunger und dem Ungestüm der Elemente bezwungen waren, als von den Reitern. Seit mehreren Tagen hatten sie keinen Bissen Brodes genossen, und die von dem unaufhörlichen Regen fast verzehrten Kleider hingen nur noch in Fetzen um ihre erstarrten Glieder, während ihre nackten Füße im Schlamme wateten. Viele rissen Stücke rohen Fleisches von den gefallenen Pferden und verzehrten sie; die theilnehmenden Bewohner Dresdens indeß erquickten sie, so gut sie vermochten. — Die Verbündeten verloren an diesen beiden Tagen vor Dresden 15,000 Mann an Todten und Verwundeten und 20,000 Mann an Gefangenen.

Unter denen, die in diesen Tagen ihren Tod fanden, war auch der französische General Moreau, früher von Napoleon nach Amerika verwiesen, jetzt aber zurückgekehrt, um mit seiner Kriegserfahrung, im Gefolge des Kaisers Alexander, zur Befreiung Europas und seines Vaterlandes mitzuhelfen; denn er verfluchte den Ehrgeiz, welcher die Welt von einem Kriege athemlos in den andern trieb. Am 27. um Mittag, den Tag nachher, als er im Hauptquartier angekommen war, da er nur wenige Schritte von dem Kaiser Alexander hielt, wurden ihm durch eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert. Ein Augenzeuge in der Nähe Napoleons erzählt darüber Folgendes: „Zahllose Handpferde, die man auf der Höhe bei dem Dorfe Räcknitz, Napoleon gegenüber, gewahr wurde, deuteten an, daß dort das Hauptquartier der Alliirten sei. Die Souveräne fanden sich also aber=

mals einander gegenüber. Mittlerweile schoß eine Batterie, die im Grunde aufgestellt war, nicht mehr mit derselben Thätigkeit. Der Kaiser schickte hin, sie wieder anzuregen. Sogleich machte die Batterie ein Lauffeuer, und schon bei den ersten Salven bemerkte man auf dem Hügel eine große Bewegung; es mußte irgend eine wichtige Person bei den Alliirten getroffen sein." — Das war also Moreau gewesen. Mit der Kaltblütigkeit eines Kriegers, der dem Tode schon oft in's Angesicht gesehen hat, ließ er sich ohne einen Schmerzenslaut und ohne die Cigarre, die er rauchte, ausgehen zu lassen, die Beine abnehmen, starb aber am 2. September zu Laun in Böhmen. Er war ein gerader und biederer Mann, der Freiheit mit ganzer Seele ergeben und der Kriegskunst vollkommen kundig. Er hätte verdient, die Freiwerdung Europas zu sehen. Dennoch ließ ihn die Vorsehung an dem ersten Tage, da er auf dem Schlachtfelde des großen Krieges erschien, fallen, vielleicht, damit uns Deutschen offenbar würde: nicht mit eines Fremden noch so trefflicher Kriegskunst, nicht durch die Berechnungen der Klugheit, sondern durch das Feuer und die Kraft des treuen, kühnen, auf Gott vertrauenden Gemüthes könne einzig dieser Kampf entschieden werden.

Der Mangel an Zufuhr und Unterhalt, so wie die Niederlage des linken Flügels, wodurch die Hauptstraße nach Freiberg abgeschnitten war, bewogen die verbündeten Herrscher, ihr Heer nach Böhmen zurückzuführen. Dazu kam die Nachricht, daß der General Vandamme mit einem ausgewählten Haufen von 40,000 Mann von der andern Seite her über Pirna eilig heranziehe, um die zweite Hauptstraße gleichfalls zu versperren. Napoleons Absicht war auf die Vernichtung des großen Bundesheeres gerichtet; in den unwegsamen, öden Bergklüften eingesperrt, sollte es durch Hunger und Noth verderben oder sich gefangen geben. Und wahrlich, die Gefahr war nicht gering! Aber sein Anschlag wendete sich zu seinem eignen Schaden.

1. Das Treffen bei Kulm am 29. und 30. August 1813.

Den General Vandamme selbst trieb sein ungestümer, ehrgeiziger Sinn und die Hoffnung, sich durch eine außerordentliche That den Marschallstab zu verdienen, kühn vorwärts. Er hätte eine arge Entscheidung herbeiführen können. Aber im östlichen Eingange des Teplitzer Thales stieß er am 29. August auf den General Ostermann mit 8000 Mann russischer Garden und einige andere russische Truppen unter dem tapfern Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher das große Verdienst hat, die Gefahr, die von Vandamme drohete, erkannt und selbst gegen den Befehl des Generals Barclay, auf eigne Verantwortung, mit seiner kleinen Schaar den Marsch Vandamme's unter den blutigsten Kämpfen aufgehalten zu haben. Er und Ostermann stellten sich bei Kulm dem General Vandamme wie eine undurchdringliche Mauer entgegen. Dieser selbst hatte 30,000 Mann der besten französischen Krieger und kämpfte den ganzen Tag gegen die Russen; aber sie wichen ihm nur eine kleine Strecke, Schritt vor Schritt, ohne zu wanken noch sich zu lösen, obwohl schon nach wenigen Stunden die Hälfte der Garden todt oder blutend da lag und ihrem Anführer, dem tapfern Ostermann, durch eine Kanonenkugel der Arm fortgerissen wurde. Das war der Ehrentag der russischen Garden. Der König von Preußen selbst war es, der ihren Muth zu solcher Auszeichnung entflammte; er war dem großen Heere nach Böhmen vorangeeilt, den Rückzug zu sichern, und sah

nun mit dem kriegsgeübten Auge die große Gefahr, die hier bereitet wurde. Er sagte den Russen, wie das große Kriegsheer noch nicht aus dem Gebirge herabgestiegen sei und wie ihr eigener Kaiser in Gefahr schwebe, wenn sie nicht ihren Platz behaupteten. Auf sein königliches Wort eilte auch das östreichische Dragonerregiment „Erzherzog Johann", welches zufällig dieses Weges zog und auf die Theilnahme an einer Schlacht nicht angewiesen war, dennoch mit in den Kampf. Zehn Stunden hatte die tapfere Schaar ohne Brod und Futter zurückgelegt; aber beim Anblick der dringenden Gefahr achtete sie nicht Hunger noch Ermattung und rückte eiligst in die vordersten Reihen. Und Vandamme wurde glücklich aufgehalten. — Dennoch stand er noch immer an einem für das verbündete Heer gefährlichen Platze und war, trotz seines Verlustes am vorigen Tage, durch herangezogene Verstärkungen noch immer 32,000 Mann stark; ja, er begann selbst am 30. den Angriff auf die durch zwei östreichische Divisionen verstärkten Verbündeten unter dem Befehle des Generals Barclay. Nach acht traurigen Tagen brach die Sonne zum ersten Male durch das düstere Gewölk, und in ihrem Angesichte wurde der entscheidende Kampf gekämpft. Vandamme hatte sich auf den Höhen von Kulm und Arbesau sehr vortheilhaft aufgestellt und wollte von dem günstigen Platze nicht weichen. Der steile Geiersberg schützte seine rechte Flanke und von der Nollendorfer Gebirgsstraße herab erwartete er Hülfe durch Marmont, St. Cyr oder Mortier, welche dem großen Bundesheere gefolgt waren und an der andern Seite der Berge nur wenige Stunden entfernt standen. Das furchtbare Brausen der Schlacht erfüllte bald die Felsen und Höhen und die steilen Schluchten des Gebirges mit tausendfachem Wiederhall. Bis Mittag hielt Vandamme unerschütterlich Stand, da erscheint plötzlich auf den Höhen und in den Wäldern in seinem Rücken, von wo er sehnsuchtsvoll die Hülfe erwartet, die preußische Heerschaar unter Kleist und zieht drohend herab. Ein kühner, im glücklichen Augenblicke erdachter Zug quer durch das Gebirge auf Nollendorf brachte sie unerwartet an diesen entscheidenden Platz, in den Rücken des Feindes[1]). Ihr Anblick wirkte wie ein Donnerschlag auf die Franzosen. Jetzt war nicht mehr der Gedanke an Sieg, sondern nur an Rettung in ihnen und mit verzweifelndem Ungestüm stürzten sie sich auf die Spitze der heranrückenden Preußen, ehe sich diese in eine Schlachtreihe ordnen konnten. Da geschah es, daß einige Landwehrregimenter von dem gewaltigen Stoße der um ihre Rettung kämpfenden Feinde zersprengt und in der Flucht der Franzosen mit fortgerissen und ein preußischer Geschützzug von der französischen Reiterei überwältigt wurde, die auch wirklich durchbrach und entkam. Bald aber schlossen sich die Preußen wieder, die Nachrückenden füllten die Lücken; und indem nun von der andern Seite die Oestreicher und von der dritten die Russen tapfer zusammendrängten, wurde Vandamme zwischen so kräftigen Armen erdrückt. Die drei verbündeten Völker wetteiferten an diesem Tage in heldenmüthiger Tapferkeit; und so glänzend war ihr Sieg, daß von dem ganzen, ausgesuchten Heere nur zerstreute Haufen sich durch das Gebirge retteten, 8 bis 10,000 Mann mit den Generalen Vandamme und Haxo

1) Es war der nachherige General Grolman, damals im Generalstabe des Kleist'schen Korps, welcher diesen Weg angab. Ein genaues Studium der Kriegszüge des siebenjährigen Krieges hatte seinem treuen Gedächtnisse diese bei der Gefangennehmung des Fink'schen Korps wichtig gewordene Straße eingeprägt; im entscheidenden Augenblicke tauchte die glückliche Erinnerung wieder auf.

gefangen wurden, fast eben so viele Todte das Schlachtfeld bedeckten, und alles Heergeräth, einundachtzig Kanonen, viele hundert Wagen, zwei Adler und drei Fahnen den Siegern in die Hände fielen. Außerdem wurden einhundert und zwölf preußische Kanonen, die ohne Bespannung auf dem Gebirge standen, gerettet.

Dieser Schlag traf den unwilligen Napoleon sehr hart. Er lobte den Muth seines Heerführers, schalt aber seine Unklugheit. „Einem geschlagenen Feinde, sagte er, müsse man eine goldene Brücke bauen, oder einen stählernen Schlagbaum entgegensetzen; den stählernen Baum zu bilden, sei Vandamme nicht stark genug gewesen.“ — Wäre diesem indeß sein Vorhaben gelungen, er würde ihn mit den höchsten Ehren belohnt haben. Nun aber erhielt der tapfere Kleist von seinem Könige den Ehrennamen „Kleist von Nollendorf.“

Fast zu gleicher Zeit, da diese Thaten unter ihren Augen geschahen, erhielten die verbündeten Herrscher die Boten von den Siegen bei Groß-Beeren und an der Katzbach, und auch der englische Marschall Wellington hatte aus Spanien einen Sieg bei Vittoria und mehrere andere gemeldet. Da ordneten sie am 3. Sept. bei Teplitz ein feierliches Dankfest an und lobten und priesen mit ihren Schaaren Gott für seine große Hülfe.

m. Die Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813.

Napoleon wollte den erlittenen Verlust auf einer andern Seite durch größeren Gewinn ersetzen. Sein kühnster Feldherr, der Marschall Ney, den er den Fürsten von der Moskwa genannt hatte, sollte an Oudinot's Statt mit einem verstärkten Heere Berlin erobern. Es gelang dem Marschall Ney wirklich, den Kronprinzen von Schweden durch Querzüge über seine wahre Richtung zu täuschen, und wenn es nach dem Willen des vorsichtigen Kronprinzen gegangen wäre, so würde Berlin vielleicht, wie vor der Schlacht bei Groß-Beeren, durch unzeitiges Zurückgehen bloßgestellt sein; aber der scharfsehende General Bülow hielt seine Stellung fest und lieferte vereinigt mit dem tapferen Tauentzien am 6. September eine der blutigsten Schlachten des Krieges gegen den Marschall bei Dennewitz, in der Nähe von Jüterbogk. Es war ein heißer Tag für die 40,000 Preußen; sie mußten den heftigsten Kampf gegen ein ganzes Heer von 60 bis 70,000 Mann fast einen ganzen Tag lang aushalten, ehe ihnen die Russen und Schweden im langsamen Zuge zu Hülfe kommen konnten; und dennoch hatten sie schon den Sieg errungen, als jene ankamen. Da galt es, gleich den 12,000 Russen bei Kulm, und wie eben diese Bülow'sche Schaar schon bei Groß-Beeren gethan hatte, nicht die Menge und nicht die Wuth der Feinde zu achten und nur den einen Gedanken in der Brust festzuhalten, daß ein jeder von ihnen erst als Leiche daliegen müsse, ehe die Franzosen den Weg zur Hauptstadt betreten dürften. Das haben die tapfern Männer ehrlich gehalten. Beim Ausmarsch am Morgen hatte der General Bülow die Nachricht von Blüchers Siege an der Katzbach und dessen Tagesbefehl vom 1. September erhalten und sogleich seinen Kriegern bekannt gemacht; das feuerte sie noch mehr zu dem muthigen Entschlusse an, es ihren Brüdern in Schlesien gleich zu thun. Wenn sie ein Dorf oder einen Hügel, oder auch nur die Gasse eines Dorfes verloren hatten, so stürzten sie sogleich wieder unerschrocken gegen die andringenden Haufen und achteten ihr Feuer nicht, sondern trieben sie mit

ihren Bajonetten im Sturmschritt zurück. Der erbitterte Feind kam in solchen Zorn über ihren Widerstand, daß er sich sogar an den Leichnamen der Gefallenen und an den Verwundeten rächte, wenn es ihm gelang, einen verlornen Platz auf einen Augenblick wieder zu gewinnen. Und wenn er einen Todten fand, der das eiserne Kreuz auf seiner Brust trug, so durchstießen ihn wohl zehn in ihrer Wuth noch mit ihren Bajonetten. Die französischen Anführer selbst strengten die äußersten Kräfte an, den Sieg an sich zu reißen; Ney wagte sich so ins Feuer, daß die Hälfte seines Gefolges getödtet wurde und er nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft entging; Oudinot griff selbst an der Spitze seiner Haufen das preußische Fußvolk an: und Reynier blieb lange Zeit wie einer der den Tod sucht, unter dem Feuer der preußischen Scharfschützen. Aber alles ihr Zürnen und Eifern brach sich an dem eisernen Muthe dieser tapfern preußischen Krieger. In blutiger Arbeit und fast übermenschlicher Anstrengung eroberten sie nach einander die Dörfer Nieder-Gersdorf, Rohrbeck, Dennewitz und Gölsdorf, schlugen erst des Feindes rechten Flügel, dann durchbrachen sie seine Mitte, zuletzt brachten sie auch den linken Flügel zum Weichen. Ein großes Glück war es, daß auch der General Borstell, der mit einer Division rückwärts stand, auf den Ruf von Bülow, gegen des Kronprinzen Willen, zur Hülfe herbeieilte und gerade in einem sehr bedenklichen Augenblicke um 4 Uhr Nachmittags auf dem Schlachtfelde eintraf. Das gereicht dem General Borstell zum großen Ruhme. Mit seiner Hülfe wurde das verlorene Dorf Gölsdorf wieder erobert und die Niederlage des linken französischen Flüges vollendet. — Ein Viertheil der Preußen lag todt oder verwundet auf der Wahlstatt, aber hoher Ruhm deckte ihre Wunden und das Vaterland wird ihre Namen in allen Zeiten mit Dankbarkeit nennen. Und als nun am Abende die Vorhut der russischen und schwedischen Truppen auch zur Hülfe herbeikam, und als die ersten Reiter ansprengten und das fliegende Geschütz in den Feind hineindonnerte, da wurde seine Flucht vollkommen. Da war kein Aufhalten mehr; die Reiter ließen die Fliehenden nicht zu Athem kommen. 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 80 Kanonen und viele andere Siegeszeichen gingen am Tage der Schlacht und auf der Flucht bis an die Elbe verloren; und solche Muthlosigkeit war in das französische Heer gekommen, daß ganze Haufen die Waffen von sich warfen und sich auf den Weg nach Frankreich zurückwendeten. Der Marschall Ney selbst schrieb nach der Dennewitzer Schlacht an den Befehlshaber in der Festung Wittenberg: „Er sei nicht mehr Herr seiner Kriegsschaar; sie versage ihm den Gehorsam und habe sich in sich selbst aufgelöst." — Der General Bülow aber wurde von seinen Kriegern fortan „der Glückliche" genannt, und er hat diesen Ehrennamen auch in der Folge bewährt; er verdiente ihn durch den glücklichen Scharfblick, mit welchem er im entscheidenden Augenblicke das Richtige erkannte, und die Kühnheit, mit welcher er das Erkannte zur Ausführung brachte. Von seinem Könige erhielt der Feldherr später den Namen Graf Bülow von Dennewitz.

Nach solchen wiederholten Niederlagen seiner Feldherren konnte Napoleon nicht mehr daran denken, neue Angriffe zu machen: ja, wenn die Stimme der Vernunft und Mäßigung bei ihm Gehör gefunden hätte, so mußte er einsehen, daß er sich nicht einmal mehr lange in Sachsen vertheidigen könne. Aber sein Geist war verdunkelt, von Zorn und Rache ganz erfüllt; und

wie ein unglücklicher Spieler in der Verzweiflung sein ganzes Vermögen auf einen Wurf setzt, so wollte Napoleon nun alles gewinnen oder alles verlieren und nicht vom Platze weichen.

Den Monat September hindurch war er fast immer auf dem Wege zwischen Dresden und der Lausitz auf einer, und dem böhmischen Gebirge auf der andern Seite, um entweder dem schlesischen Heere einen Vortheil abzugewinnen, oder das große Heer in Böhmen im Zaume zu halten. — Aber sie hüteten sich beide wohl, am ungünstigen Orte zu streiten, sondern blieben standhaft, wenn er heranzog, in solcher Stellung, daß er keine große Schlacht wagte. Dieses viele Hin- und Herziehen aber, in schlimmer Herbstwitterung, ermüdete seine Soldaten aufs äußerste, so daß sie den Krieg verwünschten, der ihnen früher eine Lust gewesen war.

Fast auf allen Seiten war er eingeschlossen, und nur eine schmale Straße über Leipzig war noch zu seiner Verbindung mit Frankreich übrig. Auch sie blieb nicht mehr frei; einzelne kühne Anführer von leichten Streifschaaren beunruhigten unaufhörlich seinen Rücken. Da war der östreichische Oberst Mensdorf, der mehrmals Leipzig berannte; der General Thielmann, der, den sächsischen Dienst verlassend, der deutschen Sache seinen Arm weihete und kühne Streifzüge nach Weißenfels, Lützen, Naumburg und Merseburg unternahm; da war der russische General Czernitscheff, der mit seinen schnellen und verwegenen Kosaken sogar bis Kassel vordrang, den westfälischen König am 28. September aus dem üppigen Wohlleben seiner Hauptstadt verjagte und mit vieler Beute beladen wieder nach der Elbe zurückkehrte.

n. Das Treffen bei Wartenburg am 3. Oktober 1813.

Doch diese kühnen Neckereien, so rühmlich sie für die verbündeten Waffen zeugten und so schädlich sie auf die Länge den Franzosen wurden, entschieden das Schicksal des Krieges nicht schnell genug. Das arme sächsische Land litt fürchterlich unter der Last der großen Heere. Dem jugendlich rastlosen Greise Blücher wurde die Unentschiedenheit der Dinge zuerst und am meisten zuwider und er beschloß, dem Nordheere, welches schon bei Dessau eine Brücke und mehrere Versuche zum Elbübergang gemacht hatte, das Beispiel zu geben und die Hand zu bieten. Durch eine kühne, unerwartete und sehr schnelle Wendung stand er plötzlich, da man ihn bei Bautzen glaubte, bei Jessen an der Elbe, ließ in der Nacht vom 2. auf den 3. Okt., während in seinem Lager, die Feinde zu täuschen, Musik zum Tanz erscholl, zwei Brücken über die Elbe schlagen, und am andern Morgen zog schon das schlesische Heer auf's linke Ufer hinüber. Es war kühn genug, zwischen zwei feindlichen Festungen Torgau und Wittenberg. — Eben war der französische General Bertrand mit 12,000 Mann in diese Gegend gerückt und hatte eine sehr feste Stellung bei Wartenburg besetzt. Kaum war er hier in Ordnung, so sah er die Preußen, die er nicht erwartete, auf sich losrücken, und eben so unerwartet trafen diese hier eine so starke französische Macht. Aber zögern war nicht in ihrer Art; auf der Stelle griff der tapfere York, der voranzog, des Feindes starke Stellung hinter den Elbdämmen an, und es entstand ein sehr blutiges Gefecht. Der Raum zwischen der Elbe und den mehrfachen Dämmen, welche sich in einem Halbkreise, vom Feinde stark besetzt, vor den Augen der Angreifenden ausdehnten, war mit dichtem Weidengestrüppe bedeckt, und in dem sumpfigen Boden sank der Fuß

fast bei jedem Schritte tief ein. Es war ein kühnes Wagestück, bei solchen Hindernissen der Natur gerade im Angesicht der feindlichen Feuerschlünde zu stürmen; allein dem Kühnen gelingt auch das Außerordentliche; der überraschte Feind, der seine Stellung für unangreifbar mochte gehalten haben, mußte mit einem Verluste von tausend Gefangenen und dreizehn Kanonen eiligst weichen. Aber auch die Sieger hatten harten Verlust erfahren, besonders litten einige Regimenter schlesischer Landwehr von der Brigade des tapferen General-Majors von Horn, die hier zum ersten Male Gelegenheit fanden, zu beweisen, daß sie im heftigsten Kartätschenfeuer, dicht an den Reihen des Feindes, in kühner Todesverachtung den besten Linientruppen um nichts nachstehen wollten. Der General York war hingerissen von Freude über solche Auszeichnung; „den besten Grenadieren soll man von nun an die Landwehren an die Seite setzen", rief er voll Bewunderung aus, und es war der Tag von Wartenburg der Ehrentag für die Landwehren bei dem schlesischen Heere.

Auch das zweite Bataillon des Leibregiments, welches zu derselben Brigade von Horn gehörte, hatte sich besonders ausgezeichnet; ohne einen Schuß zu thun, durchwatete es im heftigsten Kugelregen den Morast vor des Feindes Verschanzung und erstürmte diese. Als nun, nach errungenem Siege, das Fußvolk vor dem General York vorüber in's Lager rückte, da sagte er, als jenes Bataillon heran kam: „Ist das das zweite Bataillon vom Leibregiment?" „Ja," rief ein Soldat vom rechten Flügel des ersten Zuges. Da nahm der General den Hut ab und sein Gefolge mit ihm, und blieb unbedeckt, bis der letzte Zug des Bataillons vorüber war. — Zum Andenken dieses wichtigen Tages, welcher in den ganzen Lauf des Krieges einen raschern Umschwung brachte, gab der König später seinem Generale den Namen York von Wartenburg.

Blücher zog nach Düben und vereinigte sich mit dem Nordheere, das ebenfalls bei Dessau über die Elbe gegangen war. — Zu gleicher Zeit setzte sich das große Heer aus Böhmen in Bewegung, ließ Napoleon in Dresden rechts liegen und zog durch die Pässe des Erzgebirges nach den Ebenen von Sachsen. Das Hauptquartier desselben war am 5. Okt. zu Marienberg.

o. Die Vorbereitungen zur Leipziger Schlacht.

Nun konnte Napoleon sich nicht länger in Dresden halten. Die großen Heere drohten, sich in seinem Rücken zusammenzuschließen und ihn von Frankreich gänzlich zu trennen. Am 7. Okt. brach er auf, und der König von Sachsen folgte ihm. In Dresden selbst blieb ein Heer von 28,000 Mann unter dem Marschall Gouvion St. Cyr zurück, und dieser Umstand beweiset zur Genüge, daß Napoleon die Elbe noch nicht zu verlassen dachte. So groß war noch immer seine Zuversicht auf das alte Kriegsglück, das durchaus sich wieder zu ihm wenden sollte, und so groß war die Geringachtung seiner Feinde, daß er sich freute, sie nun alle zusammen in der großen Ebene um Leipzig zu haben. Da gedachte er noch einmal wie ein Wetterstrahl zwischen ihnen hin und her zu fahren, ihre Blößen auszuspähen, einen nach dem andern zu schlagen, zu zersprengen, zu vernichten und im Triumphe nach seinem Lieblingssitze in Dresden zurückzukehren.

Der nächste Schlag sollte dem zudringlichen schlesischen Heere gelten; Wenn Blücher sich überfallen ließ, so mußte er der Uebermacht erliegen.

wenn er sich fürchtete und in der Besorgniß für Berlin, das nun fast ohne Schutz zur Seite lag, eilig über die Elbe zurückging, dann kam das große aus Böhmen hervorbrechende Heer in's Gedränge. Napoleon glaubte, trefflich gerechnet zu haben und einen oder den andern Gewinn sicher davon zu tragen; aber wie fand er sich betrogen, als er am 10. Okt. in Düben ankam und nicht den General Blücher, sondern statt seiner die Nachricht fand, derselbe habe sich nicht etwa seitwärts über die Elbe, sondern rückwärts hinter die Saale gezogen, um gleich wieder auf dem Platze zu sein, wenn das große böhmische Heer bei Leipzig ankomme. Da blieb freilich kein anderer Rath übrig, als selbst nach Leipzig zu ziehen und alle Kräfte um diesen Mittelpunkt zu vereinigen. Ehe dieses aber bewerkstelligt und alle seine Schaaren gesammelt werden konnten, brachte Napoleon vier langweilige Tage in Düben, einer kleinen sächsischen Stadt, zu. Das war dem ungestümen Manne die ärgste Pein, daß er den Krieg nicht mehr in seiner Gewalt hatte, sondern abwarten mußte, was die Feinde beschließen würden. In diesen Tagen hat man ihn, der sonst immer eilig und hastig war, geschäftslos vor einem großen Tische sitzen sehen, mit einem Bogen weißen Papiers vor sich, auf welchen er, in Gedanken versunken, große Frakturbuchstaben malte. Auch wurde es ihm immer mehr fühlbar, daß viele der Führer seines Heeres, des unaufhörlichen Kriegslebens müde und nach dem Genusse der Ruhe auf ihren Gütern in Frankreich verlangend, zum Theile auch durch die Strapazen in den Feldlagern aufgerieben, sich nach dem Frieden sehnten und nicht mehr mit der alten Spannkraft und Willensergebenheit seine Befehle vollführten.

Leipzig war durch die unaufhörlichen Durchzüge und die in der Nähe herumschweifenden Freischaaren, die keine Lebensmittel hinzuließen, bereits sehr ausgesogen; da traf am 29. Sept. die Marmont'sche Heeresabtheilung vor der Stadt ein, und nun begannen die Verheerungen der Umgegend in noch höherem Maaße. Die Viehheerden, welche diese Haufen auf ihrem Wege von Meißen her den Landleuten geraubt hatten, trieben sie auf die Kohlfelder um Leipzig und warfen ihnen die unausgedroschenen Garben aus den Scheunen vor. Die Dörfer waren in wenigen Nächten wüsten Stätten gleich, die Häuser erbrochen, Schränke und Kisten geplündert, die Thüren und das Hausgeräth zu Wachtfeuern verbraucht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten in die Stadt oder in die Wälder, nur wenige blieben zurück, ihre leeren Häuser vielleicht vor dem gänzlichen Untergange zu retten.—Diese Verwüstungen wurden um so ärger, je mehr Schaaren des großen französischen Heeres sich um Leipzig versammelten.

Am 12. und 13. Okt. langte auch der Marschall Augereau von Naumburg her an, welcher 15,000 alte Krieger, besonders Reiter aus Spanien, herbeiführte. Auf diesen Heerhaufen setzte Napoleon noch eine große Hoffnung, und am 14. Okt. um Mittag traf er selbst in Leipzig ein. Der größte Theil seines Heeres war bei Wachau, anderthalb Stunden südöstlich von Leipzig, gelagert und erwartete hier den Fürsten von Schwarzenberg mit der Hauptmacht, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Schon waren seine Reiter zur Stelle und ließen die Franzosen an eben diesem Tage bei Liebertwolkwitz ihre Gegenwart fühlen. Der König Murat hatte sich an die Spitze von sechs alten Regimentern gesetzt, die aus Spanien gekommen waren, und wollte den Verbündeten noch einmal die alte Tapferkeit der französischen Reiterei zeigen. Aber er traf auf eben so

tapfere Reiter, die wohl noch fester in ihren Sätteln saßen. Die preußischen, östreichischen und russischen Geschwader setzten seinen Schaaren so hart zu, daß nach drei heftigen Stürmen sein ganzes Reiterthum weichen mußte und er selbst in die größte Gefahr gerieth; denn wenig fehlte, so wäre er selbst gefangen worden. Nur von einem Diener begleitet war er etwas von den Seinigen zurückgeblieben, und ein preußischer Dragoner-Offizier, der ihn wild verfolgte, rief ihm schon zu: „Halt, König, halt!" Aber des Königs Begleiter, auf den jener in seinem Eifer nicht achtete, stieß ihm seinen Degen durch den Leib, daß er entseelt vom Pferde sank; so wurde Murat gerettet.

Das französische Heer bestand damals, nach einer aufgefangenen Liste, noch aus 200,000 Mann von 350,000; die Uebrigen hatte der Krieg bis dahin schon weggerafft. Diese stellte Napoleon am 15. Okt. rund um die Stadt herum auf, denn eine Schlacht war nun unvermeidlich. Es war noch immer ein starkes und ausgesuchtes Heer; die Feigsten unter ihnen waren schon in den vorigen Monaten zurückgegangen, die Schwächlichen hatten die Mühseligkeiten der Tagemärsche, die Kälte der Nächte, Regen und Wind und Hunger und die Krankheiten fortgerafft. Es war ein starker Kern übrig geblieben, der keine Gefahr scheute und der jetzt, von erbitterten Feinden überall angegriffen, wohl wußte, daß nur in der entschlossensten Tapferkeit Rettung zu finden sei. Dabei war ihre Zuversicht auf ihren Herrn und Meister noch immer so groß, daß sie, wo sie in großen Haufen versammelt waren und ihn nur unter sich wußten, auf einen gewissen Sieg hofften; denn in der Vereinigung hat sich dieses Volk immer für unüberwindlich gehalten. Wer ihre Schaaren, in unabsehbaren Zügen, Reihe an Reihe, in diesen Tagen durch Leipzig und daran vorüberziehen sah, noch alle mit guten Waffen versehen, der mochte wohl zittern für Deutschlands Befreiung. Und wahrlich, die tapfern Heere der Deutschen und Russen haben viel Blut und manches junge, blühende Leben opfern müssen, ehe sie das große Ziel erreichten.

Napoleon suchte sein Heer durch mancherlei Künste des Ehrgeizes noch mehr zu entflammen; denn der Ehrgeiz mußte bei diesen Kriegern ersetzen, was ihnen an tugendhafter, frommer Begeisterung fehlte. Er ernannte neue Anführer, nahm Beförderungen vor, theilte Orden und Ehrenzeichen aus und gab mehreren Regimentern, die noch keine Feldzeichen hatten, die Adler. Das war eine große kriegerische Feierlichkeit im französischen Heere und stets der Vorbote großer Begebenheiten. Solche Regimenter waren zu den gefährlichsten Unternehmungen bestimmt, damit sie sich sogleich der Kriegszeichen würdig bewiesen.

Dagegen redete an diesem selben Tage der Fürst Schwarzenberg, Oberfeldherr der verbündeten Heere, so zu seinen Kriegern:

„Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt; bereitet euch zum Streite! Das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen! Preußen! Oestreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Söhne, für die Unsterblichkeit eurer Namen!"

„Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibet ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!"

p. Die Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober 1813.

Das französische Heer war so um Leipzig gelagert, daß es die Stadt auf allen Seiten, von Paunsdorf bis Probstheida, in der Entfernung von anderthalb Stunden vertheidigte; nur bei Lindenau, an der Abendseite, von wo Napoleon keinen Hauptangriff erwartete, stand der General Bertrand mit dem vierten Heerhaufen nur eine kleine halbe Stunde von der Stadt.

In der Nacht ließ der Fürst Schwarzenberg drei große weiße Raketen gegen den dunkeln Himmel aufsteigen, um dem schlesischen Heere an der andern Seite von Leipzig das verabredete Zeichen zu geben; und siehe, bald darauf leuchteten gegenüber im Norden vier rothe Raketen als Antwort empor, und die Herzen freuten sich der brüderlichen Zeichen.

Der 16. Oktober.

Es war ein düsterer, neblichter Tagesanbruch, aber als bald nach 9 Uhr auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen der Donner des Geschützes sich erhob und das Feuer gegen den Himmel blitzte, da theilten sich die Wolken; der Himmel wurde heiter und die Sonne beschien den ganzen Tag hindurch das blutige Schlachtfeld. So schrecklich war aber das Geschützesfeuer, daß die Erde davon im wörtlichen Sinne erbebte und daß die ältesten Krieger versicherten, ein solch entsetzliches Krachen der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Es waren von Seiten der Franzosen in diesen Tagen zusammen wohl 600 Kanonen in ihrer grausigen Arbeit, und von den Verbündeten gewiß 800 bis 1000. In Leipzig, welches in dem Mittelpunkte solcher Zerstörung lag, hörte man das Toben der großen Heere gegen einander, und von seinen Thürmen herab sah man das Feuer und den Rauch auf allen Seiten, aber an dem ersten Tage noch nicht die Reihen der Schlachtordnungen selbst in der Nähe.

Auf drei Seiten spielte hauptsächlich der Kampf. Der größte im Südosten der Stadt, bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz, wo das große verbündete Heer kämpfte; dann in Westen, bei Lindenau, zwischen Bertrand und dem östreichischen General Giulay, und drittens in Nordwesten, nach Möckern und Lindenthal zu, zwischen Blücher und dem Marschall Marmont. Dieses war eine Schlacht für sich und wird die Schlacht bei Möckern genannt.

Fürst Schwarzenberg hatte auf seiner äußersten linken Seite, jenseits der Pleiße, den General Meerveldt gestellt, der den rechten französischen Flügel in der Flanke angreifen sollte; hier stand der Fürst Poniatowsky mit seinen Polen, die noch einmal mit großer Tapferkeit für Napoleon kämpften. Die Mitte der großen Schlachtordnung hatten die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist; den rechten Flügel die Oestreicher unter Klenau; und alle diese Heeresabtheilungen rückten am Morgen zum Angriff vor. Der General Kleist nahm links Markkleeberg weg, der Prinz Eugen von Würtemberg drang im Mittelpunkte mit den Russen und Preußen in Wachau ein, die Oestreicher unter Klenau besetzten rechts den Kolmberg oder die sog. Schwedenschanze bei Liebertwolkwitz, eine Höhe, welche die umliegende Gegend beherrscht. Die ganze französische Schlachtreihe wich zurück, und Napoleon selbst mit den Garden kam so nahe an das feindliche Feuer, daß mehrere aus seinem Gefolge durch Kanonenkugeln getödtet wurden. Aber so, nach einem einzigen Sturme, den Sieg gewonnen

zu geben, war nicht in Napoleons Weise. Still in das Schlachtgetümmel hineinschauend hatte er in seinem Mittelpunkte, rechts und links hinter Wachau, zwei starke Angriffshaufen aus dem Kerne seines Fußvolkes, seiner Reiterei und seines Geschützes gebildet, und als es ihm nun die rechte Zeit dünkte, bald gegen Mittag, ließ er diese gewaltigen Schlachtkeile vorbrechen. Sein scharfes Auge hatte den Fehler bemerkt, den der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg gemacht, nämlich einen großen Theil des Heeres, 35,000 Mann, unter General Meerveldt an das linke Ufer der Pleiße zu stellen, in deren sumpfigen Niederungen sie sich nicht entwickeln und ihre Artillerie nicht vorbringen konnten, so daß sie den ganzen Tag von 7000 Polen unter dem Fürsten Poniatowsky beschäftigt wurden und außer Verbindung mit dem großen Heere blieben. Außerdem kämpfte Giulay mit 17,000 Mann noch weiter links gegen Lindenau, und nur mit 84,000 Mann konnte der Hauptkampf gegen Napoleon auf dem rechten Ufer der Pleiße geführt werden, Napoleon aber stellte ihnen 110,000 im festen Zusammenhange entgegen. Daher sein Plan, durch zwei starke Kolonnen und 150 bei Wachau gesammelte Kanonen die Mitte der Feinde zu durchbrechen. Der Angriff, durch ihn, unter seinen Augen, geordnet, war so stürmisch, daß die Verbündeten Wachau verlassen und sich in die Linie zurückziehen mußten, von wo sie am Morgen den Angriff begonnen hatten. Der Verlust der Verbündeten bei Wachau war so stark, daß der Prinz von Würtemberg von seinen 9000 Preußen und Russen am Abend nur noch 3360 Mann übrig hatte. Die Franzosen gewannen sogar mehrere Anhöhen jenseits der Dörfer, erstürmten die Schäferei Auenhain, drangen gegen das Dorf Güldengossa vor und eroberten auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten den wichtigen Kolmberg bei Holzhausen. Der Sieg schien sich entschieden auf Napoleons Seite zu neigen; schon war der rechte, wie der linke Flügel des Bundesheeres fast von der Mitte der Schlachtordnung abgerissen, und Napoleon sendete 3 Uhr Nachmittags eine Siegesbotschaft an den König von Sachsen und ließ in Leipzig alle Glocken läuten. Das war ein trauriger Klang für die deutschen Herzen in der Stadt! — Bald aber wurden sie wieder aufgerichtet; denn der Kanonendonner schwieg nicht etwa, oder entfernte sich weiter von der Stadt, sondern er wüthete mit gleicher Heftigkeit fort und kam an manchen Stellen sogar wieder näher. Mit dieser glücklichen Wendung verhielt es sich also:

Von dem Kirchthurme zu Gautsch, von welchem man das ganze Schlachtfeld überschaute, nahmen die dort aufgestellten Offiziere des Fürsten Schwarzenberg schnell die Gefahr der Ihrigen wahr und meldeten sie dem Feldherrn; zugleich erschien bei ihm der vom Kaiser Alexander gesendete Oberst von Wolzogen, um schnelle Verstärkungen zu fordern. Da erkannte er, daß der Augenblick entscheidender That gekommen sei. Hier, wo alle Heere versammelt waren, wo das erzürnte Europa vereinigt seinem Feinde im Angesicht stand, durfte diesem auch nicht der mindeste Vortheil gestattet werden. Auf des Feldherrn Wort bricht der starke östreichische Rückhalt unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg von seinem Orte auf; die Kürassiere von Albert und von Lothringen, von Franz, Ferdinand und Sommariva dringen auf mühsamen Wegen über die Pleiße heran und werfen sich auf den einen französischen Schlachthaufen, der rechts von Wachau vorgedrungen war. Sie treiben ihn stürmend zurück, und die Verbindung des linken Flügels mit dem Mittelpunkte ist hergestellt. Der tapfere Kleist,

der mit seinen Preußen unter den heftigsten Kämpfen Markkleeberg gegen alle Angriffe behauptet hat, kann gegen 5 Uhr durch östreichische Kampfesbrüder abgelöst werden, um nach so blutiger Arbeit wieder Athem zu schöpfen.

Auf der andern Seite war indeß der linke Schlachtkeil Napoleons, den stürmischen Murat an seiner Spitze, schon bis Güldengossa gekommen und suchte mit Gewalt dieses wichtigen Dorfes Meister zu werden. Wenn es gelang, so war das Bundesheer dennoch zerrissen und sein Mitteltreffen in das sumpfige Thal der Gösel gesprengt. Und schon sind die feindlichen Haufen bis in die Mitte des Dorfes gekommen; schon hat daneben ein gewaltiger Reitersturm der französischen Kürassiere eine Batterie von sechsundzwanzig Stücken überwältigt und die Bedeckung niedergehauen; nur noch einige hundert Schritte sind die Reiter von dem Hügel entfernt, auf welchem die Monarchen von Rußland und Preußen die Schlacht überblicken, der sumpfige Teich bei Güldengossa liegt nur dazwischen, — da giebt der Kaiser Alexander seinen donischen Leibgardekosaken unter dem Grafen Orlow = Denisow, die seine Begleitung in den Schlachten ausmachen, den Befehl zum Angriffe. Mit lautem freudigen Schlachtrufe sprengen sie mit den Lanzen gegen die geharnischten Reiter daher, rasselnd treffen die Geschwader auf einander; aber der Feind hält den mächtigen Stoß nicht aus, da auch die schnelle leichte Artillerie der Russen mit Kartätschen drein feuert und preußische und russische Kavallerie in seine Flanken fällt. Seine Haufen werden gebrochen, die verlorenen Geschütze bis auf zwei wieder erobert. Dem Anführer des französischen Angriffs, Latour = Maubourg, dem besten Reiterführer in Napoleons Heere, wird bei diesem Sturme ein Schenkel zerschmettert. — Die Gefahr war überstanden, der Feind hatte die errungenen Vortheile wieder verloren. Indeß war es 5 Uhr Nachmittags geworden, und der Tag neigte sich. Da setzte der eifrige Murat noch einmal mit dem Fußvolke zum Sturme gegen Güldengossa an; noch einmal erbebte die Erde von dem Donner des Geschützes, so daß die in den gewölbten Kellern des Ritterguts in Güldengossa verborgenen Einwohner glaubten, von dem entsetzlichen Krachen müsse der Boden unter ihren Füßen zerreißen; aber der tapfere Prinz Eugen von Würtemberg mit seinen russischen Grenadieren und die Preußen unter Pirch und Jagow schlugen den Angriff heldenmüthig zurück. Es war das letzte Aufbrausen der Schlacht auf dieser Seite des Schlachtfeldes. Zu derselben Zeit hatten auch die Oestreicher nach hartem Streite die Schäferei Auenhain wieder erobert; die Nacht brach herein und machte dem Kampfe ein Ende.

Nach zehnstündiger, blutiger Arbeit standen die Heere auf dieser Seite fast wie bei Anbruch des Tages, nur behielten die Franzosen auf ihrem linken Flügel die Schwedenschanze in ihrer Gewalt, dagegen blieben die Preußen und Oestreicher auf der andern Seite im Besitz der Hälfte des Dorfes Markkleeberg.

Der Schlachtplan der Verbündeten war auf großen Gewinn angelegt gewesen; der wurde freilich nicht erlangt, und in sofern hatte Napoleon Vortheil genug von dem blutigen Tage. Es war die Absicht gewesen, ihn von dem Rückzuge nach der Saale abzuschneiden; eine östreichische Abtheilung war nach Weißenfels vorgeschickt; General Giulay sollte Lindenau erobern; General Meerveldt mit dem linken Flügel an der Pleiße hinab gegen Leipzig vordringen und dem Giulay'schen Korps die Hand reichen. Wenn das Alles gelang, und wenn zugleich Blücher von Nordwesten bis Leipzig

vorrückte, so war das französische Heer abgeschnitten und verloren. Aber Giulay focht den ganzen Tag vergeblich gegen Bertrand in Lindenau; der stark verschanzte Ort wurde eiuen Augenblick erobert, aber von den Franzosen bald wieder gewonnen, und die Oestreicher mußten sich zurückziehen. Dem General Meerveldt ging es nach schlimmer. Er machte viele Versuche, um über die Pleiße vorzudringen und die Polen aus Dölitz, Lösnig und Connewitz zu vertreiben; aber theils der sumpfige Boden, theils die hartnäckige Gegenwehr der Feinde vereitelten sein Vorhaben; und als er endlich 5 Uhr Abends mit einem Haufen dennoch in Dölitz eingedrungen war, langte in demselben Augenblicke ein Theil der Garde hier an, welche Napoleon den Polen zu Hülfe schickte. Die eingedrungenen Oestreicher wurden von allen Seiten angegriffen, dem tapfern Anführer sein Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst, als er stürzte, gefangen genommen. Das war für Napoleon ein glücklicher Zufall; er beschloß, den General Meerveldt am folgenden Tage zum Vermittler bei dem Kaiser Franz zu gebrauchen, ob er ihn etwa von den übrigen Verbündeten trennen könne.

Aber was auch Napoleon durch das Gefecht bei Lindenau und die Gefangennehmung Meerveldt's mochte gewonnen haben, das hatte er an eben diesem Tage dreifach bei Möckern gegen Blücher verloren. Gerade als er seinen Sieg zu früh in Leipzig verkündigte, als die Glocken läuteten und das Herz der Seinigen sich an dem trügerischen Klange ergötzte, fuhr Blücher mit einem harten Streiche durch seine voreilige Rechnung. So geschwind hatte er den alten Helden nicht auf diesen Feldern erwartet, obwohl er ihn sonst schon rasch und immer schlagfertig erprobt hatte; nun war er bald nach Mittag, als Napoleon eben bei Wachau dem Siege am nächsten war, zur Stelle und ließ den Marschall Marmont mit aller Macht in Möckern durch York, und in Groß- und Klein-Wiederitzsch durch Langeron angreifen. Die Orte waren weit aus einander, und Sacken mußte sich mit dem dritten Heerhaufen als Reserve zwischen Beide stellen, daß er zur Hülfe für Beide bereit stand.

Eine große Erinnerung bezeichnete diese Felder, es waren dieselben, auf welchen einst Gustav Adolpf den harten Tilly, den Zerstörer Magdeburgs, schlug.

Den härtesten Kampf hatten die Preußen in und bei Möckern. Hier hatte der Marschall seine beste Kraft vereinigt und funfzig Stück Geschütz aufgepflanzt, die in den preußischen Reihen furchtbar wütheten. Dreimal schon war das Dorf im Sturm genommen worden und dreimal wieder verloren. Eine große Anzahl trefflicher Männer, besonders von den Anführern, waren schon gefallen und hatten die Erde mit ihrem Heldenblute gefärbt; es war der blutigste Tag des Krieges für die tapfere Yorksche Heerschaar. Aber sie wankte nicht. Immer von Neuem drangen die Haufen gegen das brennende Dorf und gegen die Massen der Feinde neben demselben; sie achteten nicht des Todes, der ihnen aus den feindlichen Feuerschlünden entgegenblickte und der zugleich seine schon gehaltene blutige Ernte vor ihren Augen ausbreitete. Aber ihre Zahl schmolz furchtbar zusammen, und es war nur noch der letzte Rückhalt, die Brigade des Generals Horn, vorhanden. Feldherr Blücher sandte in dem bedenklichen Augenblicke an den General Sacken Befehl, zur Hülfe nach Möckern herbeizurücken; allein es war ein weiter Weg von seinem Orte bis dahin und das Gefecht war so hart an einander, daß York wohl sah, er müsse es mit eigenen Kräften

zu einem glücklichen Ende führen, noch ehe die Freunde heran seien. Daher eilte einer seiner Adjutanten zum General Horn, der in der freien Ebene stand, und meldete ihm den Augenblick dringender Gefahr. „Nun", sprach der tapfere Horn, „so wollen wir einmal ein Hurrah machen!" Und mit lautem Hurrah, im beständigen Laufe, ließ er sein Fußvolk auf die feindliche Infanterie und ihre Batterien links vom Dorfe mit dem Bajonette eindringen. Zu gleicher Zeit kamen die brandenburgschen und meklenburgschen Husaren um das Dorf herum, den Batterien in den Rücken. Ehe sie dreimal feuern konnten, waren die Kanonen genommen, und die feindlichen Reihen wichen bestürzt zurück. Ihre Bestürzung war durch das Auffliegen mehrerer Pulverwagen in ihrer Mitte vermehrt worden, welche von den Preußen in Brand geschossen waren. Die letzteren stießen in ihrem Vordringen auch auf Napoleons Garde-Mariniers, auf welche er großes Vertrauen gesetzt hatte. Allein auch sie vermochten dem ungestümen Angriff nicht zu widerstehen, und zu ihrem Verderben kamen in diesem entscheidenden Augenblicke die lithauischen Dragoner von hinten, stürzten sich in die Vierecke hinein und hieben und ritten nieder, was ihnen im Wege war. Jene Garde-Bataillone sind an dieser Stelle vernichtet worden. Nun war nichts mehr, was die vordringenden Reihen aufhalten konnte; sie blieben in ihrem Siegeszuge, bis die Franzosen über die Parthe geworfen waren; und als die Russen unter Sacken in der Dämmerung eilig herankamen, hatte die tapfere Preußenschaar den Sieg schon errungen und dem Feinde an funfzig Kanonen und mehrere andere Siegeszeichen nebst 2000 Gefangenen abgewonnen. — Auch Langeron hatte mit seinen Russen indeß tapfer um Groß- und Klein-Wiederitzsch gekämpft und die Dörfer nebst dreizehn Kanonen im Sturme erobert. Marmont fand sich am Abende mit seinem sehr hart geschlagenen Heerhaufen bis dicht an Leipzig hinangedrängt. Aber das 60,000 Mann starke schlesische Heer, und besonders der tapfere York'sche Heerestheil, waren sehr zusammengeschmolzen; es hatte 7000 Mann an Todten und Verwundeten verloren.

Jetzt ruhte rings umher der Donner der Schlacht und die furchtbaren Feuerschlünde kühlten sich schweigend ab. Statt ihrer loderten tausend große und kleine Feuer im weiten Kreise um Leipzig durch die schwarze Nacht empor. Acht Dörfer und Städtchen schlugen in Flammen zum Himmel auf: Eutritzsch, Lindenau, Markkleeberg, Dölitz, Liebertwolkwitz, Seifferthain, Gröbern und Wachau; dazwischen brannten die unzähligen Wachtfeuer der großen Heere, die auf dem engen Raume weniger Stunden zusammengedrängt waren. Viele Tausende schliefen auf diesen Feldern den festen Todesschlaf, viele Tausende kämpften mit herben Schmerzen und erflehten sich den Tod als eine Gnade statt ihrer Marter; — das war das Werk des Einen, an dessen eisernem Gemüthe der Jammer der Menschheit ungehört vorüberzog und der auch jetzt entschlossen war, noch kein Ende des Mordens zu machen.

Zwar versuchte Napoleon an dem folgenden Tage von Neuem die Künste der List, um die Verbündeten zu trennen, oder einen Stillstand der Waffen zu erhalten, der ihn aus seiner schlimmen Stellung befreite. Aber was er auch durch den Grafen Meerveldt, den er an den Kaiser Franz abschickte, vorbringen ließ, es fand keinen Eingang, denn man kannte seinen starren Sinn wohl, der nur Zeit gewinnen wollte. Wenn es ihm wirklich um Schonung des Menschenblutes zu thun war, wie er sagte, so durfte er nur jetzt, am 17., auf dem Wege abziehen, den er zwei Tage nachher be-

trat, nachdem er von seinem Heere noch 50,000 Mann unnütz geopfert hatte. Er hatte nun doch durch die Schlacht am 16. genugsam erkannt, daß er das tapfere, große Bundesheer nicht schlagen werde. Er selbst hatte keine Verstärkung mehr zu erwarten; was er besaß, war in den Kreis mit ihm zusammengedrängt, in welchem er stand. Die Verbündeten dagegen hatten noch viele Hülfe im Rückhalt. Von Mitternacht her zog der Kronprinz von Schweden heran und trieb den General Reynier mit seinem kleinen Haufen, größtentheils aus Sachsen bestehend, vor sich her; von Morgen aber kam Bennigsen mit einem neuen Russenheere, und von Mittag Kolloredo mit einer östreichischen Abtheilung; es waren zusammen mindestens 100,000 Mann frischer Truppen. Dennoch konnte sich Napoleons Trotz nicht entschließen, vom Platze zu weichen, so lange noch ein Fünkchen Hoffnung für ihn übrig war. Und hätte er noch dabei die Raschheit des Entschlusses gezeigt, wodurch er sonst oft gesiegt hatte! An diesem Tage, dem 17., mußte er angreifen, er, der alle seine Kräfte versammelt hatte, gegen die Feinde, die ihre Verstärkungen erst am Abende, oder am Morgen des 18. erhalten konnten. Statt dessen brachte er den Tag mit vergeblichen Unterhandlungen hin. Dazu verführte ihn sein Glaube an die alte Kraft seiner listigen Rede, womit er früher größere Siege erfochten hatte, als mit dem Schwerte.

Der 18. Oktober.

Bennigsen und Kolloredo waren am 17. Oktober Abends bei dem großen Heere angekommen; der Kronprinz von Schweden traf zur selben Zeit zu Breitenfeld, anderthalb Stunden nördlich von Leipzig, ein. Das große Netz konnte nun überall von Mitternacht, Morgen und Mittag noch enger zusammengezogen werden, nur nach der Abendseite, über Lindenau, blieb den Franzosen ein Ausweg nach den Ufern der Saale und von da an den Rhein.

Der große Tag brach an, da der angemaaßte Siegeskranz des Eroberers, der nun schon manches Blatt verloren hatte, von seinem Haupte gerissen werden sollte; es war der Jahrestag seines Aufbruchs von Moskau. Europa stand zum Kampfe gegen einander. Von da, wo seine Grenzen das ferne Asien und wo sie den atlantischen Ozean, wo sie das mittelländische und das Eismeer berühren, waren die Krieger hier um Leipzig versammelt und kämpften eine große Völkerschlacht.

Von drei Seiten sollte der Angriff auf den starken Halbkreis geschehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte. Von Mitternacht durch den Kronprinzen von Schweden und das schlesische Heer; von Morgen her durch Bennigsen, der außer seinen Russen auch die Oestreicher unter Klenau und eine preußische Abtheilung unter Zieten befehligte; von der Mittagsseite aber mußte der Hauptangriff kommen, weil hier noch immer Napoleons Stärke war. Der Oberfeldherr theilte sein Heer daselbst in zwei große Haufen; der erste waren die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, die den französischen Mittelpunkt angreifen sollten; der zweite aber, der Kern des östreichischen Heeres unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte den Fürsten Poniatowsky, der sich so hartnäckig an der Pleiße behauptet hatte, von dort verdrängen und nach Leipzig zurückwerfen.

Napoleon dagegen hatte seinen Halbkreis viel enger zusammengezogen, damit er mehr Festigkeit in sich haben möchte. Seine Schaaren hatten

Wachau und Liebertwolkwitz, um welche am 16. so blutig gestritten war, verlassen und den Mittelpunkt ihrer Stellung in Probstheyda genommen; er selbst aber hielt mit seinen Garden zwischen diesem Orte und dem rechten Flügel an der Pleiße. Sein Standort war auf einem Hügel bei einer durchlöcherten, halbzerstörten Windmühle, einem treuen Abbilde seines nun zertrümmerten, früher von günstigen Winden getriebenen Glückes. Da fing er den großen Tag an und endigte ihn.

Mit dem Schlage 8 Uhr begann der Kampf. An der Pleiße hinab drang der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Dölitz und griff das Dorf im Sturme an. Die Polen und Franzosen unter Poniatowsky wehrten sich wie Verzweifelte und es war ein harter, blutiger Streit um dieses Dorf. Mehr als ein Mal wurden die Oestreicher zurückgeschlagen. Der Heerführer des Angriffshaufens selbst, der tapfere Erbprinz, empfing zwei Wunden, und Kolloredo mußte für ihn den Oberbefehl übernehmen; er und Bianki führten es endlich glücklich hinaus, eroberten Dölitz und Dösen und die Höhen jenseits, und behaupteten sie trotz Oudinot und der Garden, die den Polen zu Hülfe kamen, den ganzen Tag hindurch.

Rechts von ihnen waren auch die Russen und Preußen tapfer vorgedrungen, trieben die Franzosen immer fechtend vor sich her und standen nach Mittag vor Napoleons Mittelpunkte, Probstheyda. Da war heute der härteste Kampf, weil auf der Erhaltung dieses Dorfes die Rettung des französischen Heeres beruhte. Daher hatte Napoleon in und hinter demselben eine große Menge von Kriegshaufen und Kanonen aufgestellt und viele Schanzen errichtet, und er selbst stand mit seinen Garden so, daß er jeden Augenblick Hülfe leisten konnte. Die Gärten des Dorfes waren meistens mit Lehmmauern umgeben; diese gebrauchten die Franzosen als Schanzen, machten Schießlöcher hinein und stellten sich dahinter; ja sie hatten fast jedes Haus zu einer Festung gemacht. Mit der ungestümsten Tapferkeit drangen die preußischen Abtheilungen unter Prinz August und Pirch um 2 Uhr Nachmittags in das Dorf ein; aber sie konnten es nicht behaupten. Immer neue und neue Schaaren trieb Murat, der hier befehligte, gegen sie daher, und die Kartätschen schmetterten von allen Seiten in ihre Reihen. Vor dem Dorfe ordneten sie sich sogleich wieder und stürmten unerschrocken von Neuem; aber mit demselben Erfolge. Auch russische Haufen rückten heran und versuchten die blutige Arbeit; aber sie vermochten eben so wenig des Dorfes Meister zu werden. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen, frischen Leben unsere Freiheit bezahlt; mit Recht hat man daher zum Andenken des großen Tages an dieser Stätte, bei Probstheyda, nachher ein Kreuz aufgerichtet. — Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschlichen Anstrengungen der Ihrigen. Um $\frac{1}{2}$5 Uhr befahlen sie das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen; denn der Sieg war schon an mehreren Orten vollkommen entschieden, und schon seit 10 Uhr Morgens hatte Napoleon dem General Bertrand Befehl gegeben, mit seinen Truppen von Lindenau nach der Saale zu ziehen, und hatte Lindenau mit zwei Divisionen der jungen Garde unter Mortier besetzt. Das war ein sicheres Zeichen, daß er den Rückzug des ganzen Heeres beschlossen hatte.

Dieses alles geschah auf der Mittagsseite des Schlachtfeldes. Von

der Morgenseite griffen die Generale Klenau und Zieten, unter Bennigsens Oberbefehl, den Marschall Macdonald an, der diesen Theil der französischen Stellung vertheidigen sollte. Der Marschall behauptete sich sehr tapfer, besonders in Holzhausen, welches mehrmals erstürmt und wieder verloren wurde. Dennoch eroberten die Oestreicher, von Russen unterstützt, gegen 2 Uhr Nachmittags dieses Dorf, die Preußen aber Zuckelhausen, und Macdonald zog sich nach Stötteritz zurück, welches nahe bei Probstheyda liegt. Um diese beiden Orte drängte sich der übrig gebliebene Kern des französischen Mittelpunktes zusammen und behauptete sich bis in die Nacht.

Der linke Flügel aber unter Ney litt an diesem Tage die härteste Niederlage. Ney sollte den ganzen Strich Landes von Macdonald an bis an die Parthe beschützen; da kamen aber das Nordheer und Blücher gegen ihn und ließen ihm nicht Rast noch Ruhe, bis er ganz nahe an Leipzig hinangedrängt war. — Früh Morgens nämlich hatte der Feldmarschall Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden eine Unterredung zu Breitenfeld, wie sie den entscheidenden Kampf am besten ordneten. Der Kronprinz, der seine Schweden gern schonen wollte, verlangte, daß ihm von dem schlesischen Heere 30,000 Mann an diesem Tage geliehen würden, wenn er über die Parthe gehen und den Marschall Ney herzhaft angreifen sollte. „Wohl", sprach der alte Held, „aber ich will sie selbst anführen, denn es ist die größere Hälfte meines Heeres, das bei Möckern so eben den blutigen Strauß bestanden hat." Das war edel von dem Greise und recht deutsch gedacht, daß er sich selbst unter den Befehl des viel jüngeren Mannes stellte, für das Gelingen der Sache. Und sogleich legte er auch Hand an das Werk. Der Kronprinz wollte das ganze, nun vereinigte Heer von 100,000 Mann auf einem weiten Umwege bei Taucha über die Parthe setzen lassen, um an den Feind zu kommen. Blücher aber berechnete, daß der Uebergang von so viel Tausenden über eine Brücke bis in die Nacht dauern und der kostbare Tag verloren sein würde. Da faßte er rasch seinen Entschluß und ging mit den unverzagten Russen unter Langeron gleich bei Mockau, viel näher bei Leipzig, durch's Wasser, obwohl das Fußvolk bis an den Gürtel hineinsank, und meldete dann dem Kronprinzen, er sei schon hinüber und warte seiner weiteren Befehle. Die Franzosen unter Marmont zogen sich eilig gegen Schönefeld zurück, und als sie von den Reitern verfolgt wurden, traten das sächsische Husaren- und das Ulanen-Regiment zu diesen über. Das war das erste Wahrzeichen an diesem Tage, daß nun die deutsche Sache in den Gemüthern jede andere Stimme besiege. Auch das Nordheer traf auf den Portitzer Höhen einige sächsische und würtembergische Haufen, welche den heranrückenden Brüdern mit freudigem Zuruf entgegen gingen und die Hand zum neuen Bunde reichten. Am Nachmittage nämlich drang das Nordheer von Taucha her weiter vor und füllte den Raum zwischen Blücher rechts und Bennigsen links, so daß der Ring von dieser Seite geschlossen war. Er zog sich immer enger und blutiger um die Franzosen zusammen. Langeron mit den Russen bestürmte Schönefeld, welches dicht an der Parthe liegt und von Marmont hartnäckig vertheidigt wurde. Vier Stunden währte der Kampf, und immer neue Haufen traten von beiden Seiten auf den Platz, endlich, zwischen 5 und 6 Uhr Abends, als schon Dorf und Kirche brannten, verließen es die Franzosen und zogen sich nach Reudnitz und Volkmarsdorf, hart an den Thoren von Leipzig, zurück. — Ney und Reynier, die das freie Feld über Paunsdorf hinaus behaupten sollten,

wurden am Nachmittage von dem Nordheere angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus Paunsdorf hinausgeschlagen. Und als sie sich noch im freien Felde behaupten wollten, da machte sich die treffliche Reiterei der Russen und Preußen, die an diesem Tage sonst wenig thun konnte, da fast nur in den Dörfern gestritten wurde, gegen sie auf, und das Geschütz warf die Congreve'schen Raketen in ihre Vierecke. Diese fürchterlichen Feuerdrachen fuhren zischend und heulend in die dichten Haufen der Reiter oder des Fußvolks und spieen aus vielen Röhren ein so verzehrendes, nicht zu löschendes Feuer aus, daß Menschen und Pferde erschrocken vor ihnen aus einander stoben. Da half kein Widerstreben und kein Halten der Befehlshaber, auch nicht, daß Napoleon Theile seiner Garde zu Hülfe schickte; die Reihen löſten sich, auch die anderen Dörfer in der Nähe gingen verloren, und erst in Sellerhausen wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf diesen Feldern und in diesen Stunden war es, da die größeren sächsischen Kriegshaufen, die bis dahin, nach dem Willen ihres Königs, geduldig für Napoleon gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für denjenigen vergießen wollten, der durch seinen unsinnigen Trotz nun gar zu klar an den Tag legte, daß er nur Freude an Kampf und Zerstörung habe. In geschlossenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die Anführer an ihrer Spitze, zogen sie im Angesichte der Franzosen zu den Verbündeten hinüber. Es war ein herzerfrischender Anblick, wie die, welche längst in ihrem Herzen Freunde waren, nun zu einander traten, sich die Rechte reichten und brüderlich schüttelten und wie den benarbten Kriegern die Freudenthräne über die Backen rann.

Napoleon, in Bestürzung über die Nachricht, schickte sogleich seine Gardereiter unter Nansouty, die entstandene Lücke zu füllen; und dieser mit schneller Wendung und vielem Geschütz bricht plötzlich hervor und will dem siegreichen Bülow in die offene Flanke fallen; zugleich mußte der kühne Ney mit seinem Fußvolke den General Bülow in Paunsdorf angreifen. Einen Augenblick glückte es ihm auch, die Preußen wieder aus dem Dorfe zu drängen, und Nansouty war schon in den Zwischenraum zwischen dem Heere des Kronprinzen und dem des Generals Bennigsen eingedrungen. Es war wiederum einer von den großen Feldherrn-Entschlüssen Napoleons, daß er in einem Augenblicke großer Gefahr, wo ein minder starker Charakter nur noch an Vertheidigung gedacht hätte, zum kräftigsten Angriffe überging. Allein auch dies Mal sollte die Anstrengung seiner Krieger die Wendung seines Geschickes nicht abwehren. Die Oestreicher unter Bubna, die in der Nähe standen, nahmen nicht so bald die Absicht wahr, als sie sich eiligst schwenkten und dem verderblichen Stoße kühn entgegenwarfen; und von der anderen Seite feuerte selbst die eben übergetretene sächsische Artillerie, von dem Kronprinzen von Schweden dazu aufgefordert, in die französischen Reihen, weil es gerade an dieser Stelle an Geschütz fehlte; zugleich schleuderte eine Congreve'sche Raketen-Batterie ihre furchtbaren Geschosse in die Reihen der Reiter. Da mußten die Garden eilig umkehren und auch hier das Feld den Verbündeten überlassen. Paunsdorf wurde von den Preußen wieder besetzt.

Der blutige Tag neigte sich zu seinem Ende. Die letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten einen freudigen und dankbaren Kreis von Menschen um die drei Herrscher auf ihrem Hügel in des Schlachtfeldes Mitte, welcher später der Monarchenhügel genannt ist. Dahin hatte der Feldmarschall Schwarzenberg die Anführer des Heeres berufen, um wegen des

morgenden Tages zu rathschlagen. Es war ein feierlicher Augenblick und eine jede Brust von unaussprechlichen Gefühlen gehoben. Von allen Seiten eilten die Boten des Sieges herbei, während noch der furchtbare Donner ertönte und hinter den Streitenden an hunderttausend Krieger des Rückhalts standen, die noch nicht gekämpft hatten und die da wünschten, die Sonne möge verweilen, damit auch sie ihren Theil am Ruhme dieses Tages gewinnen könnten!

Napoleon dagegen erwartete mit Sehnsucht die Nacht, die seine noch übrigen hartbedrängten Haufen aus der Hand der ungestümen Feinde erretten sollte. Er hatte viel Raum verloren und sein großer Halbkreis war in ein schwaches Dreieck zusammengedrängt, das in seiner Spitze Probstheyda hatte und mit einer Seite nach Connewitz an der Pleiße, mit der andern über Stötteritz und Volkmarsdorf nach Leipzig hin lief. Hätte sein Heer nicht an diesem Tage noch einmal mit recht festem Muthe und großer Ordnung den schweren Kampf bestanden, — dieser Ruhm soll auch dem Feinde nicht geschmälert werden; — wäre einer der Schenkel dieses Dreiecks noch vor Abend durchbrochen und Leipzig erstürmt worden, so war alles verloren. Napoleon kämpfte an diesem Tage nur noch für den Rückzug, und schon von 10 Uhr Morgens an war ein zahlloser Troß von Wagen, Pferden und Gepäck, den ganzen Tag hindurch, hinter dem Bertrand'schen Heerhaufen hergezogen. Wie ungeheuer die Menge der Menschen und Sachen aller Art hier gewesen, kann leicht ermessen, wer bedenkt, daß alles, was seit dem Monat April aus dem weiten Frankreich nach Deutschland gezogen, die Krieger und die Frauen mit ihren Kindern, die Wundärzte und ihre Gehülfen, die Schaar der Kommissäre mit ihren Helfershelfern, das Geschütz mit der Munition so wie die Wagen und Geräthe der Heereshaufen und die der Einzelnen, — daß dieses alles nun in dem einen Mittelpunkte in und um Leipzig zusammengedrängt war. Jetzt zogen diese Gäste ab und ihr Reich hatte ein schreckliches Ende genommen; die Herzen derer, die sie ziehen sahen, frohlockten. Gerade an diesem Tage vor sieben Jahren waren die ersten Franzosen unter Davoust in Leipzig eingerückt.

Als die dunkle Nacht schon das große Blutfeld bedeckte, befand sich Napoleon noch auf dem Hügel bei seiner Windmühle, wo er sich ein Wachtfeuer hatte anzünden lassen. Er hatte seinem ersten Gehülfen, dem Marschall Berthier, die Anordnung des Rückzuges mitgetheilt, dieser diktirte sie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem von harter Anstrengung der letzten Tage und noch mehr von den heftigsten Bewegungen des Gemüthes erschöpften Herrscher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer sank. Hoffnung, Furcht, Siegesfreude, Zorn, düsterer Unmuth, was mochte alles in diesen Tagen das heftige Gemüth erschüttert haben! Und desto tiefer hatten die Gefühle in das Innere hineingezehrt, je weniger er sie äußerlich sichtbar werden ließ. Jetzt saß er, wie ein Augenzeuge ihn gesehen, nachlässig auf seinem Schemel zusammengesunken, die Hände schlaff im Schooße ruhend, die Augen geschlossen, unter dem dunkeln Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er geschaffen hatte und welches durch die brennenden Dörfer und unzählige Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen besäet war. Die Anführer standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. — Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und

warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise um sich her. Wohl mochte ihm die Wirklichkeit wundersamer vorkommen, als die Bilder, die ihm vielleicht ein Traum von alter Größe und Siegespracht vorgegaukelt hatte. — Dann erhob er sich und traf gegen 9 Uhr in Leipzig ein.

Der 19. Oktober.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Da aber die Haufen von mehreren Seiten vom Schlachtfelde hereinzogen und für alle nur ein nicht breiter Ausweg nach Lindenau, der Ranstädter Steinweg, da war, so war oft Aufenthalt und Stockung. Die Wagen und Kanonen verfuhren sich in einander und die zu Fuß konnten sich kaum daneben hinausdrängen. Voran zogen die Garden, auf deren Rettung am meisten ankam; dann die besten der übrigen französischen Korps; die Polen, Badenser, Darmstädter mit einigen französischen Truppen sollten die Stadt unter Macdonalds Anführung vertheidigen, so lange es möglich wäre. Leipzig war keine Festung, aber man hatte die Thore verrammelt, Schanzen aufgeworfen und alle Gräben und Gartenmauern zur Befestigung benutzt.

Aber das Bundesheer war nicht gesonnen, so ruhig zuzusehen, daß die Franzosen mit aller alten Beute und allem Kriegsgeräth ungestört abzogen. Um 8 Uhr Morgens rückten von allen Seiten die Kolonnen zum Angriffe heran und beschossen die Thore. Da wurde den Abziehenden noch banger und sie strömten in solchem Getümmel nach dem einen Ausgange hin, daß Napoleon, als er dem König von Sachsen den letzten Besuch gemacht hatte und nun gegen 10 Uhr die Stadt verlassen wollte, nicht durchzukommen vermochte. Selbst die Furcht vor seinem Antlitze und die Säbelhiebe seines Gefolges halfen nicht mehr; der Trieb der Selbsterhaltung war mächtiger als jede andere Regung; Napoleon mußte sich von dem großen Wege abwenden und auf einem Nebenwege um die Stadt nach dem Ranstädter Steinwege reiten. Und auch hier konnten er und sein Gefolge sich nur einzeln, an der Seite des Gewühles, fortdrängen. Da zog Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und geraubte Viehheerden, im wildesten Getümmel, mit Drängen und Stoßen und Geschrei, bunt durcheinander und der, welcher sich einen Herrn der Welt genannt hatte, mußte sich von diesem gedanken- und ordnungslosen Strome mit fortschieben lassen.

Die verbündeten Herrscher hätten die Verwirrung noch sehr vergrößern, die abziehenden Haufen in noch verzweifeltere Flucht, die Widerstandleistenden zu schnellerer Ergebung bringen können, wenn sie die Stadt selbst hätten beschießen lassen. Aber ein so grausames Mittel, welches Tausende von unschuldigen Einwohnern mit verdorben hätte, war ihrem menschenfreundlichen Herzen zuwider; sie wollten nur die Thore und Eingänge erstürmen lassen, und das vollbrachten ihre unerschrockenen Krieger bald. Der Prinz von Hessen-Homburg, — wiederum einer aus diesem tapfern Fürstengeschlechte, — stürmte mit Preußen gegen das äußere Grimmasche Thor und eroberte es, aber ein Schuß zerschmetterte seine rechte Schulter; es war das Königsberger Landwehrbataillon unter dem Major Friccius, an dessen Spitze er eindrang und welches das erste in Leipzigs Mauern war; aber es hatte noch lange zu kämpfen, ehe es in die innere Stadt kommen

konnte. Unterdeß stürmte auch Bennigsen gegen das Hospital= und Sandthor, Langeron gegen das Hallische. Auch zu den Seiten drangen die Kämpfenden in die Gärten ein; aber die Franzosen und Polen vertheidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und noch einmal floß viel Blut. Allein der Sieg konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein. Um $^1/_2$12 Uhr drangen die ersten Preußen unter dem General von Borstell, der hier, wie bei Groß=Beeren und Dennewitz, das Glück hatte, die letzte Entscheidung zu geben, in die innere Stadt ein, und der tiefe Hörnerklang der pommerschen Schützen ertönte durch die Gassen. Das war den betäubten, ängstlich harrenden Einwohnern ein herrlicher deutscher Klang. Die verschlossenen Thüren öffneten sich, und noch in das Schießen hinein weheten die weißen Tücher zum Freudegruß aus den Fenstern.

Um dieselbe Zeit wurde die einzige Brücke, welche an der andern Seite der Stadt den Franzosen zur Rettung diente, die steinerne Brücke über den Elster = Mühlgraben, in die Luft gesprengt; — es ist nicht entschieden, ob auf Napoleons Befehl, indem er den Feind an der Verfolgung verhindern wollte, oder durch Furchtsamkeit und Voreiligkeit eines Feuerwerkers, wie der französische Bericht angiebt, der dort zur Wache aufgestellt war. Alle aber, die sich noch auf dem Wege zu dieser Rettungsbrücke hindrängten, stießen einen Schrei des Entsetzens aus und zerstreuten sich nach allen Seiten, um noch einen Ausweg zu finden. Es war keiner mehr. Viele stürzten sich aus Verzweiflung in die Elster, um hindurch zu schimmen, allein sie kamen fast alle in dem tiefen Flusse um oder blieben in seinen sumpfigen Ufern stecken. Auch einige der Feldherren, die noch zurück waren, sprangen mit ihren Pferden in das Wasser, um der Gefangenschaft zu entgehen; aber einer der ersten, der polnische Fürst Poniatowsky, den Napoleon vor drei Tagen zum französischen Marschall gemacht hatte, ertrank, schon schwer verwundet, in dem Flusse; Macdonald entkam. Unter denen, die gefangen wurden, waren Reynier und Lauriston.

An diesem Tage verlor Napoleon noch mehr, als in den Tagen der Schlacht. Ueber 15,000 waffenfähige Krieger, die durch das Sprengen der Brücke abgeschnitten waren, wurden gefangen; an Verwundeten aber und Kranken blieben noch 25,000 der Gnade der Sieger überlassen. Man hat den Gesammtverlust Napoleons an diesen drei Schlachttagen über 70 bis 80,000 Mann berechnet. Freilich hatten die Verbündeten auch über 40,000 Mann eingebüßt. — Der Kanonen und Wagen, die um und in der Stadt stehen geblieben, war eine unübersehbare Menge, auf der Allee allein standen ein hundert und fünf Kanonen zusammengefahren. Es sind ihrer in diesen Tagen über dreihundert, mit tausend Wagen, erbeutet worden.

Nach 1 Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm mit dem Gefolge ihrer Feldherren unter dem lauten Siegesgruße ihrer tapfern Schaaren und dem Freudengeschrei der Einwohner in die nun errettete Stadt ein. Der Kaiser Alexander ging dem heldenmüthigen Blücher entgegen, umarmte ihn mit den Worten: „Mein lieber General, Sie sind der Befreier Deutschlands!“ dann führte er ihn dem König von Preußen zu, der ihm die Hand gab und sagte: „Weiß, was Ihnen zu danken haben, werd' es nie vergessen.“ Hier, auf dem Markte in Leipzig, mitten im Siegesjubel, sprach Gneisenau zuerst das große Wort aus: „Der Krieg darf

nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons enden!" Wenige Stunden nachher kam auch der Kaiser Franz, der dritte im Bunde. Es war ein großer Augenblick, als sich die Drei nun die Rechte reichen und zu der Errettung Deutschlands und der Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück wünschen konnten. Sie erkannten es wohl, daß dieser Sieg ein großer Wendepunkt in der Weltgeschichte, und zugleich, daß er kein Werk menschlicher Klugheit sei, sondern daß der Gott der Gerechtigkeit sich selbst in diesem Siege des Guten über das Böse dem jetzigen Geschlechte kund thue, damit es sich wieder mit ganzem Herzen zu ihm wende. Als am Tage zuvor der Oberfeldherr zu ihnen herankam, die auf einem Hügel zusammen des Kampfes Ausgang erwarteten, und ihnen, nach den von allen Seiten erhaltenen Nachrichten den Sieg der gerechten Sache verkündigte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Kniee nieder und dankten im stillen Gebete dem unsichtbaren Urheber so großer Wohlthat.

q. Der Schluß des Jahres 1813.

Schon vor der Leipziger Schlacht war Baiern durch den Vertrag zu Ried zu dem großen Bunde getreten und schickte seinen Feldherrn Wrede mit einem guten Heereshaufen, zu welchem auch Oestreicher und Würtemberger stießen, nach den Maingegenden hin, um vielleicht den rückziehenden Franzosen den Weg über den Rhein gar zu versperren, damit Deutschland mit einem Male ihrer Aller Untergang würde. Wrede wendete sich gegen Hanau und Frankfurt. Von der andern Seite verfolgte das große Bundesheer die Fliehenden zwar auch, aber viel zu schwach und langsam, nur York hatte ihnen am 21. Okt. bei Freiburg an der Unstrut einen beträchtlichen Verlust zugefügt. Vor ihnen aber und nebenher zog Czernitscheff und andere leichte Haufen, gleichsam als ihr Vortrab, und fingen alles weg, was sich nur etwas von dem großen Zuge entfernte. Da gingen nun auf dem Wege von Leipzig nach Erfurt und von da an den Rhein noch sehr viel Geschütz und Gepäck und alle die Menschen verloren, die aus Entkräftung mit dem flüchtigen Heere nicht fortkommen konnten, denn so schnell und eilig zog dieses, daß der weite Raum von Leipzig bis Frankfurt schon in elf Tagen zurückgelegt war. Die ganze Straße, in einer Breite von zwei Stunden zu beiden Seiten, glich einem platt getretenen Felde, mit Trümmern von Wagen und Gepäck, mit Leichnamen von Menschen und Thieren und mit niedergebrannten Häusern bedeckt. Denn auf diesem letzten Zuge durch Deutschlands Gauen, — dem letzten hoffentlich für alle Jahrhunderte, — ließen die erbitterten Feinde noch einmal aller ihrer Wuth den Zügel schießen.

Mit 70—80,000 Mann kam Napoleon in die Gegend von Hanau und fand den baierschen General Wrede, der ihm mit etwa halb so viel Menschen in den Weg trat. Wenn ihn dieser nun aufhielt, bis das große Bundesheer heranrückte, so war sein gänzlicher Untergang gewiß. Das wußte Napoleon und deßhalb mußte seine Garde, die noch am besten in Ordnung war, alle ihre Kräfte aufbieten, den Durchweg zu bahnen. In dreitägigen, blutigen Gefechten vom 29. bis 31. Oktober wurde bei Hanau und in der Stadt selbst gestritten. Dem viel größeren Heere mußte es wohl gelingen, sich eine Oeffnung zu erbrechen, aber es erlitt doch noch einen beträchtlichen Verlust an Menschen und Heergeräth und mußte so zuletzt noch erfahren, daß nun kein Stamm der Deutschen mehr sei, der

nicht mit dem vollen Zorne seines Blutes gegen die Fremden aufstehe und ihnen keine Rückkehr in das Vaterland gestatten werde. — Der tapfere baiersche Feldherr selbst war am 31., als er an der Spitze der östreichischen Grenadiere Hanau wieder erstürmte, durch eine Kugel in den Unterleib schwer verwundet worden; doch genas er zur großen Freude seiner Krieger bald wieder und konnte sich von Neuem an ihre Spitze stellen.

Am 2. November sah Napoleon die Ufer des Rheines zum letzten Male; das Heer zog ihm eilig über die Mainzer Brücke nach; nur auf den Bergen bei Hochheim blieb Bertrand in Verschanzungen stehen. Das durfte nicht verstattet werden, daß diesseits des Rheines noch ein Franzose festen Fuß behalte; am 9. November ließ ihn der Fürst Schwarzenberg, der am 4. mit seinem Hauptquartiere in Frankfurt eingetroffen war, durch Giulay angreifen und gleichfalls nach Mainz hineinwerfen. In Frankfurt fanden sich auch die drei verbündeten Herrscher wieder zusammen und rathschlagten über den weiteren Krieg.

Die letzten Monate dieses Jahres waren für das große Bundesheer eine Zeit wohlverdienter Ruhe; an vielen einzelnen Stellen in seinem Rücken jedoch ertönte noch der Kanonendonner. Die Franzosen hatten noch zwölf Festungen in Deutschland und Polen mit starken Besatzungen, zusammen 115 bis 120,000 Mann, inne; denen wurde mit Ernst zugesetzt, so daß der letzte Tag des Jahres schon die Hälfte von ihnen dem Feinde entrissen sah. Am 11. November streckte der Marschall Gouvion St. Cyr in Dresden mit 35,000 Mann, die Kranken in den Lazarethen nicht mit eingerechnet, das Gewehr; am 21. ergab sich Stettin mit 7000 Mann; am 26. Danzig mit 15,000; fast um dieselbe Zeit Modlin und Zamosk, und am 26. Dezember Torgau mit 10,000 Mann. — Nun waren an der Oder noch Küstrin und Glogau übrig, die sich erst im März und April des folgenden Jahres ergaben; und an der Elbe Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, in Thüringen die Citadelle von Erfurt. Die drei letzteren wurden erst durch den Pariser Frieden den Franzosen abgenommen; Wittenberg aber erstürmte der tapfere Tauentzien in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1814 und erhielt davon den Ehrennamen „Tauentzien-Wittenberg."

Den größten Verlust aber erlitt Napoleon noch im Jahre 1813 dadurch, daß ihm die beiden Seitenwehren Frankreichs, Holland und die Schweiz, entrissen wurden. Es war ein Zeichen guten Entschlusses im Rathe der Verbündeten, daß sie nicht säumten, ihm diese Flecke rasch vorweg zu nehmen. Der tapfere General Bülow, der gleich von dem Leipziger Schlachtfelde mit gewohnter Schnelligkeit gegen Holland zog, fand es fast unbewehrt, erstürmte, ohne mit Belagerungen Zeit zu verlieren, mit seinen selbst durch den Winterfeldzug nicht zu ermüdenden Preußen Doesburg, Arnheim und mehrere andere Städte, und die Holländer, der französischen Knechtschaft müde, standen auf, wohin seine Krieger kamen, und halfen die Feinde vertreiben. Vor Ende des Jahres war Holland frei. Im Januar des neuen Jahres erstürmten die Preußen unter Bülow auch noch die wichtige Festung Herzogenbusch und erbeuteten achtzig Kanonen.

Ebenfalls war die Schweiz schon bis zu dieser Zeit durch Schwarzenberg's linken Flügel besetzt, das Juragebirge überstiegen und die wichtige Stadt Genf eingenommen. Das war trefflicher Gewinn. Von diesen Bergen herab, die wie eine große Festung zwischen Frankreich, Deutschland

und Italien daliegen, stand dem Bundesheere der Weg nach Italien gegen den Vizekönig, so wie in das Herz von Frankreich offen. Links konnte die große Stadt Lyon am Rhone-Flusse bedroht werden und rechts, an der Aube und Seine hinab, ging ein fruchtbarer weiter Landstrich als offene Heerstraße nach Paris.

Wie viele kühne und treffliche Thaten wären aus allen Unternehmungen des Jahres 1813 noch zu nennen, wenn einer jeden ihr Recht widerfahren sollte! Wie viel wäre zu erzählen von dem ganzen Kriege, den der General Wallmoden an der meklenburgischen Grenze gegen Davoust und die Dänen bestand, während der Monate, da die großen Heere in Sachsen fochten; wie er ein größeres und geregelteres Heer durch kühnes Necken und drohende Bewegungen immer gespannt erhielt, den eigenen Schaden verhütete und dann plötzlich, als Davoust den General Pecheux mit 10,000 Mann über die Elbe schickte, um sich nach Magdeburg durchzuschleichen und Napoleon in Sachsen zu verstärken, dieses Korps am 16. September im Görde-Walde in der Lüneburger Haide einholte und gänzlich auf's Haupt schlug, wobei sehr tapfere Thaten geschahen und auch eine Jungfrau, Eleonore Prochaska, die lange unerkannt in den Reihen der Männer gefochten hatte, den ehrenvollen Schlachtentod starb; wie endlich, um die Zeit der Leipziger Schlacht, der General Tettenborn nur mit wenigen Reitern einen schnellen Zug gegen Bremen unternahm und durch kühne Ueberraschung auch diese alte, frei und deutsch gesinnte Stadt der fremden Herrschaft entriß. — Das Alles muß aber ausführlicheren Geschichten dieser Begebenheiten überlassen bleiben, damit wir für die großen Kriegsthaten der nächsten Jahre, auf des Feindes Grund und Boden selbst, noch Raum gewinnen.

12. Das Jahr 1814.

a. Der Einfall in Frankreich.

Die erste Stunde des neuen Jahres sah das furchtbar geschärfte Schwert des Krieges wiederum aufgehoben und bereit, auf das Haupt derjenigen niederzufallen, die es lange nur gegen andere geschwungen und nicht in ihren eigenen Grenzen gefühlt hatten. Hätte Napoleon das französische Volk durch seine Kunst des Truges und der Täuschung nicht so in Fesseln gehalten, das Volk würde seine gefahrvolle Lage erkannt und bei Zeiten den harten Machthaber zum Frieden gezwungen haben. Sie wußten nicht, daß 300,000 ihrer Krieger in dem vorigen Feldzuge begraben oder gefangen waren und daß nun aus ganz Europa beinahe eine Million Menschen gegen sie in die Waffen trat. Noch ein Mal ließen sie sich von ihrem Kriegsfürsten und von ihrem eigenen Hochmuth bethören. „Ganz Europa", sprach er in seinem Stolze, „ziehet gegen uns, aber seine Kräfte übersteigen meine und Frankreichs Kräfte nicht. Das Unglück soll mich seinen Angriffen gewachsen finden!" — und als einige verständige und muthige Männer aus der gesetzgebenden Versammlung es wagten, ihm mit Gründen der Mäßigung den Frieden anzurathen, wurde er auf's äußerste erbittert, jagte die ganze Versammlung auseinander und sprach im trotzigen Eifer am 1. Januar des neuen Jahres von seinem Throne herab die vermessenen Worte: „Ich stehe an der Spitze von Frankreich, weil mir die Verfassung so gefällt; verlangt Frankreich eine andere Verfassung, so mag es sich einen andern

Herrscher suchen. Was ist der Thron? Ein mit Sammet überzogenes Stück Holz. Ich bin der Thron Frankreichs. Ich bin der Stellvertreter des Volks. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ja, ich bin stolz, weil ich Muth habe; ich bin stolz, weil ich große Dinge ausgeführt habe. — Ihr wollt den Frieden. In drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein!"

So sprach der stolze Mann, der keine Weltregierung über sich und keine Demuth im eigenen Herzen kannte, am 1. Januar 1814. An diesem Tage gerade ging der Mittelpunkt der verbündeten Heere unter dem rastlosen Blücher bei Kaub über den Rhein; und als der letzte Tag der Frist von drei Monaten, die sich Napoleon selbst gesetzt hatte, der 31. März, die Erde beschien, rückten die verbündeten Herrscher, die Gott nicht mit Worten versucht, sondern seinem alleinigen Willen den Ausgang überlassen hatten, in Paris ein und das Reich des Vermessenen hatte ein Ende. — Jene hatten ihm den Frieden noch einmal angeboten; sie wollten ihn auf dem Throne Frankreichs anerkennen und ihm ein größeres Reich lassen, als die französischen Könige besessen hatten; der Rhein, die Pyrenäen und die Alpen sollten die Grenzen Frankreichs sein, ein Anerbieten, welches nach dem Gottesgerichte der Leipziger Schlacht und dem vielen vergossenen Blute wahrlich viel zu großmüthig war. Und dennoch verwarf es der stolze Mann; er gedachte in seinem Herzen immer noch der süßen Zeit, als er die Weltherrschaft fast schon in der Hand hielt und der Glanz seiner Waffen über ganz Europa strahlte. Sich so beschränken zu lassen, daß er nun allezeit in Ruhe und Frieden still sitzen müsse, war ihm ein verhaßter Gedanke.

Da sahen die Herrscher und Völker Europas wohl, daß zwischen ihnen und ihm nur das Schwert Richter sein könne und rüsteten sich mit neuem Eifer. Sie durften schon auf ihre Zahl vertrauen, weil zugleich die Gerechtigkeit mit ihnen war. — Die russischen Heere, die im Felde standen, betrugen wenigstens 200,000 Mann; die preußischen 160,000; Oestreich hatte am Rhein, in Italien und als Rückhalt 230,000, Wellington stand mit 80,000 Engländern, Spaniern und Portugiesen schon auf französischem Boden. Das deutsche Reich endlich, durch glückliche Eintracht wiederum einem Ziele zustrebend, stellte gleichfalls 150 bis 160,000 Mann in's Feld. Sie waren in acht Heerhaufen abgetheilt; 36,000 Baiern unter Wrede machten den ersten aus; der zweite stand unter dem Herzog von Braunschweig und bestand aus 23,000 Hannoveranern, Braunschweigern, Oldenburgern, Meklenburgern und denen aus den Hansestädten. Der dritte, 23,000 Mann aus den sächsischen Ländern, hatte den Herzog von Weimar zum Anführer. Den vierten, aus 14,000 Hessen bestehend, führte ihr Kurprinz selbst. Der fünfte, 10,000 Mann aus dem Bergischen Lande, aus Waldeck, Lippe, Nassau, Koburg, Meiningen, Hildburghausen und Strelitz, wurde vom Herzog von Sachsen-Koburg befehligt. Den sechsten führte der Prinz von Hessen-Homburg; er war von Darmstadt, Würzburg, Frankfurt, Isenburg und Reuß gestellt. Der siebente bestand aus 12,000 Würtembergern, die bald noch stark vermehrt wurden, den Kronprinzen an ihrer Spitze. Der achte hatte den Badenschen Grafen von Hochberg als Anführer und enthielt die Krieger von Baden, Hohenzollern und Lichtenstein.

Wenngleich diese vollen Zahlen nicht sogleich im Felde standen, wenngleich ein weiter Raum besetzt und viele Tausende zur Einschließung der Festungen zurückgelassen werden mußten, mit deren förmlicher Belagerung

man sich nicht aufhalten wollte, so darf doch sicher angenommen werden, daß eine halbe Million rüstiger Krieger das Kampffeld in Frankreich selber betrat und die nur halb so große französische Macht in immer engern Raum zusammendrängen konnte. Dazu wurde im Rücken der Heere eifrig gearbeitet, gewaffnet, geübt, aller Kriegsbedarf zugerüstet; und damit das alles mit Ordnung und Uebereinstimmung geschähe, so wurde, weil Deutschland von dem raschen Zusammenwirken seit langem entwöhnt gewesen, ein Mittelpunkt des Handelns, eine Central-Verwaltung, eingesetzt und an ihre Spitze ein Mann gestellt, den unser Vaterland unter seine ersten Freiheitshelden rechnet, wenngleich er keine Heere geführt hat. Das war der Freiherr und Minister vom Stein. Als Deutschland unter dem französischen Joche seufzte, war dieser Mann unter denen, welche sich nicht beugten, sondern an dem künftigen Siege des Rechts und der Freiheit eifrig arbeiteten, und der mit seines Geistes überwiegender Kraft viele andere im Glauben und Vertrauen aufrecht hielt. Und als der Krieg gegen Rußland im Jahre 1812 ausbrach, zog er mit andern wackern Männern dem Osten zu, um den Krieg des einzelnen Volkes, dessen Thatkraft sie kannten, zu einem europäischen Freiheitskampfe zu machen. Bei dem großsinnigen Kaiser Alexander fand er mit seinen kühnen Anschlägen bald Gehör, in dessen unmittelbarer Nähe blieb er während des Krieges von 1812 und meistentheils auch im Jahre 1813 und 1814, und ihm verdanken wir in vielen Dingen, daß nicht das Halbe, sondern das Durchdringende und das Entscheidende geschah.

Mit Entschluß und Waffen wohlgerüstet, rückte das Bundesheer in Frankreich ein; von der Schweiz und dem Oberrheine her Schwarzenberg mit dem großen östreichischen Heere, den Baiern, den Würtembergern und den preußischen und russischen Garden; vom Mittelrhein her Blücher mit den Heeresabtheilungen von York und Kleist und den russischen unter Sacken, Langeron und St. Priest. Gleich den Armen eines großen Stromes sollten sich diese Kriegshaufen auf allen Straßen fortwälzen, um in den Feldern zwischen der Seine, Oise, Aube und Marne zusammenzufließen und mit vereinter Gewalt gegen die Hauptstadt daherzubrausen.

Als der Feldmarschall Blücher das linke Rheinufer betrat, rief er den Franzosen in seiner entschiedenen Weise zu: „Napoleon hat erklärt, daß er von seinem Raube in Europa kein Dorf herausgeben werde, selbst wenn die Verbündeten auf den Höhen von Paris erschienen. Gegen diese Erklärung und diese Grundsätze ziehen die Heere aller europäischen Mächte heran. Wollt ihr die Grundsätze vertheidigen? Wohlan! so tretet in die Reihen Napoleons und versucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache!" — So war es gerade und deutsch geredet; so stand die Frage: das ruhm- und eroberungssüchtige Volk mußte sich nun in seinem Herzen entscheiden, ob es sich der stolzen Ueberhebung über Europa entschlagen, oder ob es mit seinem Kriegsmanne zusammenhalten wolle, um das Waffenglück noch einmal zu versuchen. Viele Gemäßigte waren wohl bereit, den eiteln Ruhm für einen sichern Frieden dahinzugeben, aber die Menge des Volkes und das Heer hielten doch fest an dem Eroberer, so lange sich noch ein Schimmer seines alten Glücksterns zeigen wollte. Auch waren sie von Jugend auf gewöhnt, sich hinter der dreifachen Reihe starker Festungen, die Frankreich wie ein stählerner Gürtel umgeben, — es liegen ihrer drei und siebzig von Dünkirchen bis an die Grenze der Alpen, — unbezwinglich zu halten.

Daß die Verbündeten aber so kühn und schnell die Grenzländer durchziehen, die Festungen hinter sich lassen und gerade auf das Herz ihren Stahl richten würden, das hatten sie nicht erwartet.

b. Das Gefecht bei Brienne und die Schlacht bei La Rothière am 1. Februar 1814.

In den ersten zwanzig Tagen des Januar waren schon die Schweiz, Franche-Comté, Elsaß, Lothringen und Burgund im schnellen Laufe durchzogen, das Jura-Gebirge, die Vogesen, der Hundsrücken, die Ardennen, und eine Anzahl von Flüssen glücklich überschritten, die dreifache Reihe der Festungen durchbrochen, und Schwarzenberg's Heer von einer, Blücher's von der andern Seite standen an den Ufern des Seine- und Aubeflusses, fünf und zwanzig Meilen von Paris, nahe bei einander. — Da endlich erschien Napoleon an der Spitze seines wieder zusammengerafften Heeres auf dem Kampfplatze. Er wollte sich zwischen die Feinde drängen, ihre Vereinigung hindern und sie einzeln in die Gebirgsschluchten zurückwerfen, durch die sie eben gezogen waren und wo ihnen der Winter und die Waffen der Bergbewohner einen schlimmen Rückzug bereiten sollten.

Zu Brienne, einer kleinen Stadt nicht weit vom Aubeflusse, vier und zwanzig Meilen von Paris, stand Blücher mit dem Sacken'schen Heerhaufen von 20,000 Mann. Er hatte sein Hauptquartier in dem Schlosse, wo einst eine der Kriegsschulen von Frankreich gewesen und wo Napoleon selber die Kunst gelernt hatte, die ihn so groß gemacht; da erscheint plötzlich das französische Hauptheer von 50 bis 60,000 Mann und greift den Ort an. Die Angriffe werden zurückgeschlagen; allein der General Chateau, genau bekannt mit der Lage des Ortes, dringt in der Dämmerung mit den Grenadieren unbemerkt durch den Garten des Schlosses bis dicht an die hohen Terrassen. Es war ein gefährlicher Augenblick für das Leben des Feldherrn, so wie seines Gehülfen Gneisenau; eben nur gewann er Zeit, sich mit seinem Gefolge auf die Pferde zu werfen und über 60 steinerne Stufen den Hügel hinunter zu entkommen. Fast an seiner Seite wurden einige Offiziere, unter andern ein Neffe des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, zu Gefangenen gemacht. Der Feldmarschall kam glücklich zu seinen Kriegern und feuerte sie zum tapfern Widerstande an; beim ersten Zusammentreffen in Frankreich ohne rühmlichen Kampf das Feld zu räumen, hätte der Feldmarschall für ein übles Vorzeichen und der Ehre nicht gemäß gehalten. Vielmehr hielt er den ungleichen Streit bis um Mitternacht aus, nahm sogar dem linken französischen Flügel durch einen raschen Reiterangriff mehrere Kanonen weg und verließ Brienne selbst nicht eher, als bis Napoleon es in Brand geschossen und damit, wie Blüchers Schlachtbericht sich ausdrückte, seine eigene Wiege angezündet hatte. Napoleons Absicht aber, ihn vom Schwarzenbergischen Heere abzuschneiden, war gänzlich mißlungen.

Napoleon selbst war in dieser Nacht der Verwirrung in Gefahr. Als das Gefecht beendigt war, kehrte er durch die große Allee von Brienne nach Mezières zurück. Er ritt einige Schritte vor seinem Gefolge voraus, mit dem Obersten Gourgaud im Gespräch. Es war sehr dunkel. In diesem Augenblicke schleicht ein Trupp Kosaken, von der Lust nach Beute gelockt, unbemerkt bis zur Landstraße durch und greift den Haufen, der dort reitet, an. Der General Dejean fühlt sich plötzlich gedrängt, wendet sich um und ruft: Kosaken! Zu gleicher Zeit wirft sich einer der letzteren auf den Reiter

im Oberrock, der vorausreitet, den Kaiser selbst. Aber Corbineau und Gourgaud werfen sich dazwischen und letzterer schießt den Kosaken zu Napoleon's Füßen nieder. Die Escorte eilt herbei, man drängt sich, haut einige Kosaken nieder; allein der Rest des Trupps setzt, als er sich erkannt sieht, über die Gräben und verschwindet. — In gänzlicher Unordnung langte das Gefolge des Kaisers, wie er selbst, um 10 Uhr Abends in Mezières an.

Das Gefecht bei Brienne war am 29. Januar. Am 1. Februar stellte sich der unerschrockene Blücher an demselben Platze schon zu einer ordentlichen Schlacht. Er hatte sein Heer zwar nicht beisammen, denn Langeron stand noch bei Mainz und York und Kleist waren noch auf dem Zuge; aber der Fürst Schwarzenberg bot ihm den größeren Theil seines Heeres, die Abtheilungen Giulay's, des Kronprinzen von Würtemberg und die russischen Reserven zur Hülfe an, und mit diesen wackern Freunden konnte es Blücher gegen Napoleon schon wagen. Dieser hatte eine feste Stellung in der Gegend von Brienne genommen, seinen Mittelpunkt auf das Dorf La Rothière, eine Meile von jener Stadt, gestützt. Er wollte eigentlich hier keine Schlacht, sondern hatte schon den Rückzug über Lesmont befohlen; allein der Feldmarschall ließ ihm keine Zeit dazu. Um Mittagszeit begann der Angriff auf allen Seiten. Es war ein rauher Wintertag; dichtes Schneegestöber verdunkelte oft die Luft so sehr und zog einen so dichten Schleier zwischen die kämpfenden Haufen, daß sie mit Feuern inne halten mußten, bis ein hellerer Augenblick ihnen die Gegner wieder sichtbar machte. — Zur Rechten bahnte sich der tapfere Kronprinz von Würtemberg einen Weg durch den Wald von Eclance, überwand Sümpfe und enge Hohlwege und erstürmte La Gibrie und Petit Mesnil, wichtige Dörfer in der französischen Schlachtreihe. Die braven Würtemberger hatten einen schweren Stand gegen die überlegene Feindeszahl mit vielem Geschütze, statt daß ihnen nur eine Batterie ihres eigenen Geschützes durch die Hohlwege des Waldes folgen konnte; aber ihre Tapferkeit wußte dennoch den Weg zum Siege zu finden. — Neben ihnen drang auch General Wrede mit Baiern und Oestreichern vor und eroberte die Dörfer Morvilliers und Chaumenil, wodurch Napoleons linker Flügel ganz entblößt war. Da kam er selber eilig mit seinem Gardegeschütz heran und ließ Morvilliers auf's Heftigste beschießen, um den Feind, der den Kugeln und Bajonetten nicht weichen wollte, durch Rauch und Flammen daraus zu vertreiben. Aber auch dagegen wußte der baiersche Feldherr guten Rath. Er schickt einige der besten baierschen und östreichischen Reiterhaufen unter dem tapfern Obersten Diez aus, die Feuerschlünde zum Schweigen zu bringen; und der Oberst theilt seine Reiter in einzelne Geschwader, die das Feld durchschwärmen, bald hier bald da einen Scheinangriff machen und des Feindes ganze Aufmerksamkeit beschäftigen; und als die rechte Stelle gefunden ist, brechen auf das Zeichen des Anführers alle verein in die Feinde, reiten das Fußvolk, das zur Bedeckung des Geschützes aufgestellt ist, zu Boden, zersprengen die Reiterei, hauen die Kanoniere nieder und die Kanonen sind in ihren Händen. Der Sieg auf diesem Flügel war für die ganze Schlacht von großer Wichtigkeit und es gebührt deshalb dem General Wrede doppelter Ruhm, weil er freiwillig, auf den eigenen Antrieb seines tapferen Muthes, am Kampfe Theil nahm. Er hatte mit seinem Heereshaufen für diesen Tag eine andere Bestimmung und brauchte an der entscheidenden Stelle nicht zu erscheinen; aber kaum vernahm er die Schlacht und sah die tapfern Würtemberger im Ge-

dränge, so eilte er mit voller Entschlossenheit dahin, wo die Gefahr war, und der Sieg belohnte herrlich seine Treue gegen die deutschen Brüder.

Im Mittelpunkt wurde noch immer um das Dorf La Rothière gestritten; es war der Schlüssel der französischen Stellung, und Napoleon selber befehligte hier und führte immer neue Verstärkungen gegen die muthigen Angriffe der Russen in's Feuer. Von der andern Seite waren auch der Kaiser Alexander und der König von Preußen zugegen, und es war ein Wettstreit äußerster Tapferkeit. Endlich, gegen Abend, stellte sich der Feldmarschall Blücher selbst an die Spitze der Stürmenden. „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts", rief er ihnen zu, „nun will ich Euch zeigen, was Vorwärts heißt!" Und damit trieb er sein Pferd mitten in den Geschützesdonner, der aus dem Dorfe ihm entgegen brüllte; die Seinigen im Sturmlaufe ihm nach, und das Dorf wurde erobert. — Das war der entscheidende Augenblick der Schlacht. — Die Feinde machten zwar noch verschiedene Versuche, selbst mitten in der dunkeln kalten Nacht, das Dorf zu gewinnen; aber vergeblich. Auch ihr rechter Flügel, der den Flecken Dienville gegen die Oestreicher unter Giulay vertheidigt hatte, mußte ihn um Mitternacht räumen und die Schlacht war auf allen Seiten gewonnen.

c. Die Gefahren des Februar.

Eine große Hoffnung Napoleon's war gescheitert; sein erster Schwertschlag auf dem eigenen Boden war flach gefallen und hatte sich zurückprallend gegen ihn selbst gewendet. Er zog sich nach Troyes, der größten Stadt, die auf dem Wege der Verbündeten an der Seine lag, zurück und schien sich hier auf's Aeußerste vertheidigen zu wollen. Wäre das Bundesheer in voller, vereinigter Kraft hier auf ihn eingedrungen, so hätte er eine zweite noch größere Schlacht liefern oder sich gerade auf Paris zurückziehen müssen, um sich vor den Thoren seiner Hauptstadt für seine Krone zu schlagen. Oder aber er hätte, ohne das Aeußerste abzuwarten, einen Frieden schließen müssen, wie die Bundesfürsten ihn von Neuem anboten; denn gerade in diesen ersten Tagen des Februar wurde ein Friedenskongreß zu Chatillon versammelt.

Allein der Kriegsrath der Verbündeten hielt Napoleons Macht, die in der Schlacht nicht groß gewesen und durch dieselbe geschwächt war, zu gering, als daß es der Vereinigung des gesammten Heeres gegen ihn zu bedürfen schien, auch waren die Wege durch Schnee und Regen so grundlos und der Unterhalt für die große Menschenzahl so schwierig, daß nicht wohl alle zusammen ziehen konnten. Daher wurde beschlossen, die Heere wiederum zu trennen; Blücher sollte an der Marne, das große Heer an der Seine hinabziehen. — Das war es eben was Napoleon wünschte. Das gab ihm Gelegenheit zur Uebung seiner alten Kunst, da er im Raume zwischen beiden versteckt und lauernd und seinen Vortheil absehend, gleich dem mächtigen Raubthiere plötzlich mit einem Sprunge den Theil anfassen konnte, den er allein zu überwältigen vermochte. Durch diese Kunst ist es ihm noch einmal gelungen, den augenblicklichen Triumph einzelner Siege zu feiern, den ersten Zug der Verbündeten gegen Paris zu vereiteln und anderthalb Monate länger ein Führer der Heere zu bleiben, gleich als hätte die Frist, die er sich gesetzt, erst verstreichen müssen, bevor er fiel.

Das schlesische Heer zog, der getroffenen Verabredung gemäß, auf der

Straße der Champagne, in abgesonderten Haufen, schnell gegen Paris; Sacken zuerst, dann York, zuletzt der Oberfeldherr selbst mit der Kleist'schen Schaar. Es wurde an keine nahe Gefahr gedacht, weil nach der Seite hin, wo Napoleon stand, die grundlosen Wege der Champagne Brie, die kein Heer durchziehen zu können schien, ihre Flanke beschützten, und daher waren allerdings die Theile des schlesischen Heeres zu weit von einander getrennt. Der russische Vortrab war nur noch funfzehn Stunden von Paris; die Hauptstadt zitterte, die Schätze, die Kunstsachen, die Staatspapiere wurden eingepackt; schon flüchteten einige und sahen Napoleons Reich als zusammenstürzend an; da brach er plötzlich von Troyes auf, nachdem er 20,000 Mann alter Krieger aus Spanien hatte auf Wagen herbeiführen lassen, zog quer durch die große Ebene zwischen der Seine und Marne, ob auch seine Feldherren an der Möglichkeit verzweifelten und der größte Theil des Geschützes im Kothe stecken blieb; ersah sich diejenigen, welche am kühnsten und raschesten voranzogen, und fiel am 10. Februar bei Champaubert auf Sackens Nachtrab unter General Olsufiew. Die 4000 Russen wurden schnell von den Gardereitern umzingelt, mit der größten Heftigkeit von allen Seiten durch Fußvolk und Reiter bestürmt und etwa die Hälfte des Korps wurde theils niedergemacht, theils mit dem Anführer nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen. Die andere Hälfte schlug sich zum Feldmarschall Blücher durch. Das war der erste Strahl des Glückes, der Napoleon wiederum leuchtete und die alte Zuversicht in ihm weckte. Er ließ dem Herzog von Vicenza, seinem Bevollmächtigten auf dem Friedenskongresse zu Chatillon, schreiben, es sei eine glänzende Veränderung in seinen Angelegenheiten eingetreten; der französische Bevollmächtigte könne wiederum aus einem festeren Tone reden.

Und sogleich auf frischer That sollte nun noch größerer Gewinn erkämpft und der im Rücken angegriffene Sacken'sche Heerhaufen von etwa 14,000 Mann gänzlich vernichtet werden. Bei Montmirail wurde derselbe auch am folgenden Tage, dem 11., von Napoleon erreicht und mit einem Verluste von beinahe 3000 Mann und 13 Kanonen nach der Marne zurückgetrieben. Zwar gelang es dem General Sacken mit Yorks Hülfe, den er eiligst herbeigerufen, bei Chateau=Thierry über den Fluß zu setzen und die Brücken hinter sich zu zerstören; doch gingen auf diesem Rückzuge noch viele Menschen und viel Gepäck verloren, und auch die Preußen verloren mehrere tausend Mann.

Indeß war der Feldmarschall, auf die Nachricht dieser Gefahren, schnell mit der Kleist'schen Heerschaar und einer russischen unter Kapczewitsch, zusammen nicht mehr als 16,000 Mann, über Champaubert zur Hülfe herbeigeeilt; allein die Feldherren, mit denen er sich zu vereinigen gehofft, waren schon seitwärts über die Marne gewichen und nun sah er sich selbst am 14. von Napoleon mit überwiegender Macht bei Vauchamps auf's Heftigste angegriffen. Es war keine geringe Gefahr für den kleinen Haufen, und Napoleon bot Alles auf, den günstigen Augenblick zu benutzen. Wenn er diesen Heerhaufen gleichfalls überwältigte, die Menge mit den Anführern gar gefangen nahm, so gab es kein schlesisches Heer mehr; seine Seele wenigstens war dahin; Blücher, Gneisenau, Kleist, Zieten, Müffling, Grolmann, der Prinz August, und viele andere der Trefflichsten waren hier vereinigt. Das war ein lockender Gewinn für den Nachedurstigen; und auf der andern Seite galt es, die volle Kraft der Besonnenheit und der gediegenen

deutschen Ruhe und Kaltblütigkeit dem fränkischen Ungestüm entgegenzusetzen. Und nie, an keinem Schlachttage, haben sich diese gründlichen Tugenden so herrlich an dem greisen Feldherrn und seinen Befehlshabern, so wie an den hartbedrängten Schaaren selber bewährt, als an diesem Tage des Rückzuges, welcher ruhmwürdiger war als eine gewonnene Schlacht. Es waren meistens neue Kriegshaufen, erst nach der Leipziger Schlacht gebildet, die die Gefahren des Krieges noch wenig kannten und so eben in höchst ermüdenden Eilmärschen vom Rheine her das Heer erreicht hatten; auch waren bei dem ganzen Zuge nur fünf schwache Reiterregimenter von etwa 1200 Mann, und der Feind dagegen entwickelte wenigstens 8000 Mann seiner besten Reiterei. Mit diesen drang er stürmend auf die Flanke der Preußen ein, während die Haufen des Fußvolkes und des Geschützes von vorn so gewaltig angriffen, daß gleich bei dem Rückzuge aus Vauchamps mehrere preußische Bataillone gänzlich vernichtet wurden. Und bald zeigten sich die dichten schwarzen Wolken der Reiterschwärme sogar im Rücken des Heeres, auf der großen Landstraße, welche durch die Ebene zwischen Champaubert und dem Wald von Etoges führt, und verschlossen den letzten Ausweg. Da gab es keine Rettung, als in der Kriegskunst der Heerführer und in dem festen Entschlusse Aller, sich muthig durch den Feind durchzuschlagen. Dicht geschlossen rückte das Fußvolk vorwärts; das Geschütz richtete sein Feuer auf den Punkt der großen Straße; alle Gewehre richteten dahin ihre Kugeln, es wurde nur auf eine Entfernung von 30 Schritten gefeuert; ja, das Fußvolk griff sogar die Reiterei mit dem Bajonette an; — da mußte sie den Durchweg öffnen. Dennoch war die Gefahr noch nicht überstanden, die Angriffe auf die Flanken wurden nur um so heftiger fortgesetzt; allein wenn die Krieger nur auf ihren alten Helden blickten, so mußte guter Muth ihre Herzen erfüllen. So wild auch die Feinde anstürmten und Himmel und Erde bewegten, um die unerschütterlichen Reihen nur erst in Unordnung zu bringen, immer ritt er ernst, langsam, ruhig, Zuversicht in seinen Augen, meistens hart am Nachtrabe oder am Vorderzuge, wo die Gefahr am meisten drängte, und ordnete mit seinem trefflichen Gehülfen Gneisenau besonnen das Ganze[1]). Dadurch ward es möglich, daß auf einer langen Rückzugslinie von vier schweren Stunden, im offenen Felde, wo nicht Gräben noch Mauern gegen die Angriffe der Reiter schützen, unter beständigem Geschütz= und Gewehrfeuer, dennoch kein Viereck durchbrochen wurde und kein Haufe aus seiner Schlachtordnung wich. Ja, der gute Muth der Soldaten zeigte sich so unerschütterlich, daß sie, wenn ein Reiterangriff zurückgeschlagen war und die Vierecke sich wieder auflösten und in Marsch setzten, unter Musik und hellem Gesange weiterzogen. — Sehr tapfer bewährte sich auch das Geschütz, welches an diesem Tage aus Mangel an Reiterei den Vortrab und den Nachtrab des Zuges machen und sich mit stürmischer Schnelligkeit bewegen mußte. Wenn die feindliche Reiterei gegen das Fuß=

---

[1]) In einem sehr bedrängten Augenblicke, als der Feldmarschall selbst ein Bataillon gegen die feindliche Reiterei aufstellte, wurde er mit diesem von allen Seiten umzingelt und von den übrigen Truppen getrennt; im heftigsten nahen Feuer hielt er unbeweglich; es war ein Augenblick finsterer Stimmung in seiner Seele, wie er im ganzen Laufe des Krieges so nicht in ihm gewesen war. Glücklicher Weise trieb das wirksame Feuer des Bataillons die Reiter zurück. Als er darauf zu den Seinigen kam und Gneisenau erblickte, sprach er die merkwürdigen Worte: „Wenn ich heute nicht umkomme, so ist mir ein langes Leben beschieden, ich hoffe in der Zukunft alles wieder gut zu machen.“

volk ansprengte, sogleich wandte ihr das Geschütz die verderbensprühenden Mündungen entgegen und schmetterte seine Kartätschen dazwischen, zerriß die Glieder und trieb sie in eiliger Flucht zurück. Es wurde vorzüglich durch den Prinzen August von Preußen geleitet, welcher mit der kaltblütigsten Tapferkeit, entschlossen lieber zu sterben, als gefangen zu werden, immer an der Spitze seiner Abtheilung daher zog. Ein großes Glück war es für die Preußen, daß die Felder zu beiden Seiten der Heerstraße von dem langen Regen so durchweicht waren, daß die französische Reiterei nur langsam in denselben vorrücken, keine Geschütze heranbringen und ebenfalls nicht mit der vollen Gewalt des Stoßes ihre Angriffe machen konnte. Das preußische Fußvolk aber, welches über eben diese Felder neben der Heerstraße zog, sank nicht so tief in den Schlamm und bewegte sich freier, wenngleich auch unter der höchsten Anstrengung aller Kräfte.

Als der Zug an den Wald von Etoges kam, hatten sich einige zwanzig französische Kürassiere in der Dämmerung in das Holz geschlichen und fielen plötzlich das Gefolge des Feldmarschalls an; da mußten die Befehlshaber und die Offiziere des Generalstabes selbst die Degen ziehen, und sich der ungestümen Gäste erwehren, die glücklich niedergemacht oder gefangen wurden.

Endlich kam die langersehnte Nacht herbei und versprach den Preußen nach so harter Noth einige Ruhe; aber noch einmal wartete ihrer im Dorfe Etoges ein Kampf mit dem französischen Fußvolke, welches auf Seitenwegen zuvorgekommen war und das Dorf besetzt hatte. Aus allen Gassen und Häusern empfing sie ein mörderisches Feuer; aber Kleist bahnte sich mit dem Bajonette einen Weg hindurch und die übrigen folgten, so daß die alte Stellung bei Bergères glücklich erreicht wurde. — Indeß war der vierzehnte Februar ein heißer Tag gewesen, er hatte 6000 Menschen gekostet; aber er gewährte unsterblichen Ruhm und lehrte Vorsicht für die Zukunft gegen den listigen Feind. — Die Theile des schlesischen Heeres, welches allerdings in diesen schlimmen fünf Tagen an 15,000 Mann verloren hatte, vereinigten sich hinter der Marne und zogen bald nach der Aube zu, um sich wieder an das große Heer anzuschließen.

Napoleon war über die Maaßen erfreut, in den Kriegsberichten und Zeitungen wieder von Siegen reden zu können und durch die Gassen seiner Hauptstadt Gefangene und erbeutete Kanonen führen zu lassen. Das leichtsinnige Volk wähnte die Dinge auf einmal wieder umgewandelt und erhob ihn, den es schon verloren gegeben, hoch zu den Sternen. — Plötzlich wird das Triumphgeschrei wieder still, denn von einer andern Seite waren, während Napoleon an der Marne kämpfte, die leichten Haufen des großen Bundesheeres bis zehn Stunden gegen Paris vorgerückt. Die Kosaken streiften von Fontainebleau aus, welches die Oestreicher besetzt hatten, sogar bis 6 Stunden vor Paris. Napoleon aber ließ von der Verfolgung des schlesischen Heeres ab und wandte sich gegen das große Heer. Der Fürst Schwarzenberg hatte ihm Wrede und Wittgenstein in den Rücken gesendet, um dem schlesischen Heere Luft zu machen; aber weil alles so reißend schnell sich zugetragen hatte und die Bewegungen des großen Heeres dagegen viel zu langsam gewesen waren, so kamen sie zur Hülfe zu spät und mußten nun selbst vor Napoleon, der sich mit aller Macht gegen sie umkehrte, nach hitzigen Gefechten über die Seine zurückweichen. Der tapfere und schnelle Kronprinz von Würtemberg, der den Vortrab des großen Heeres

führte, hatte mit seinen Würtembergern und einigen Oestreichern die Stadt Monterau besetzt; auf ihn fiel am 18. Februar das ganze Gewicht von Napoleons Kriegszorn, nachdem am 17. schon Wittgenstein bei Mormant und Nangis hatte zurückweichen müssen. Den ganzen Tag hindurch bis zum Abend hielt die tapfere Schaar auf den Höhen von Monterau den Anfall einer viel größeren Macht und ein furchtbares Geschützesfeuer aus. Die Batterien der Garde waren auf den Höhen von Sürville aufgestellt, und Napoleon richtete in seinem Eifer selbst die Kanonen und kommandirte das Abschießen. Allein weder die Kugeln der Kanonen noch die Bajonette der anstürmenden Feinde konnten die tapfern Würtemberger aus der Fassung bringen. Drei Mal schlugen sie die Stürmenden zurück, obwohl diese ihnen dreifach überlegen waren, und behaupteten ihren Ort, damit indeß das übrige Heer sich hinter der Seine sammeln könne; endlich, da ihr weniges Geschütz gänzlich zerschossen war und ein starker französischer Haufe in ihre Flanke fiel, mußten sie ebenfalls über den Fluß zurückgehen. Und da, während der Feind schon die einzige Brücke bestürmte, im heftigsten Handgemenge mit ihm, gingen viele Menschen verloren. Napoleon aber jubelte laut und rief: „Mein Herz ist erleichtert, ich habe die Hauptstadt meines Reiches gerettet!"

Ja, er war durch diese zehntägigen, rasch auf einander folgenden Vortheile wieder so übermüthig geworden, daß er seine besten Heerführer, wie z. B. den Marschall Victor, schnöde behandelte, für geringe Versehen auf's Härteste anfuhr und mit Absetzen und Erschießen bedrohte. Und als er am 24. Februar wieder nach Troyes kam, ließ er einen dortigen Edelmann, der sich laut für die alte französische Königsfamilie erklärt hatte, vor ein Kriegsgericht stellen und nach wenigen Stunden erschießen. Der alte Trotz auf sein Waffenglück war wieder erwacht. Dazu kam von dem Marschall Augerau von Lyon her gute Botschaft; er hatte den östreichischen General Bubna bis Genf zurückgedrängt und bedrohte mit einem starken Heerhaufen die Schweiz. Wenn er diese gewinnen konnte, so war dem großen Bundesheere die Zufuhr und der Rückzug an den Oberrhein abgeschnitten. Napoleons Seele, welcher alles Maaß fehlte, faßte sogleich das Größte in ihren Gedanken, sah schon die Schweiz erobert, Elsaß und Lothringen in Aufruhr und mit Dolch und Gift gegen die Verbündeten bewaffnet, die zahlreichen Besatzungen der Festungen mit dem Landsturm vereinigt und ihn leitend, so daß das Bundesheer, wohin es sich auch wenden möge, auf dem Rückzuge bis an den Rhein vernichtet werden müsse; und in der That war auch seit den letzten Siegen die Bevölkerung der Gegenden, in welchen der Krieg geführt wurde, aus ihrer Niedergeschlagenheit erwacht; die Dörfer und kleinen Städte wurden verlassen, die Nahrungsmittel verborgen, das Vieh weggetrieben und es bildeten sich bewaffnete Haufen, welche die Nachzügler niedermachten. Da war dem Kaiser Napoleon das Wort Friede verhaßt. Die Verbündeten boten ihm gute Bedingungen an, und die Unterhandlungen zu Chatillon dauerten fort. Er aber, da er von der Abtretung Hollands und Italiens hörte, fuhr zornig auf und rief: „Ha! Was denken die Feinde? Ich bin jetzt näher an Wien, als sie an Paris!" — In seinem ganzen Heere tönte dieses vermessene Wort wieder, und Paris jubelte noch einmal laut über seinen zweimaligen Erretter, dem es nun mit ganzer Seele anzuhängen sich wieder vornahm.

Wie bald aber waren solche Vorsätze von dem leichtfertigen Volke vergessen, und wie schnell änderte sich die ganze Gestalt der Dinge! Wer sie schon jetzt mit ruhigem Auge betrachtete, konnte Napoleons ausschweifende Hoffnungen nicht theilen. Das große Heer zog sich freilich auf Troyes und von da an die Aube zurück, denn die Schweiz, der feste Ausgangspunkt aller Bewegungen des großen Heeres, sollte gesichert, und dem General Bubna sollten zwei Heerhaufen gegen Augereau zu Hülfe geschickt werden. So wenig aber war dieser Rückzug Folge des gesunkenen Muthes im Heere, daß dieses vielmehr einzig darüber trauerte, daß es nicht vorwärts ging, und daß der Oberfeldherr, Fürst Schwarzenberg, sich dadurch genöthigt sah, in einer Bekanntmachung an das Heer die Gründe des augenblicklichen Rückzuges und das Versprechen zu geben, bald werde er den Feind wieder angreifen. Zugleich rückten noch andere neue, starke Haufen zur Unterstützung nach; vom Oberrhein her der Erbprinz von Hessen-Homburg mit dem sechsten deutschen Korps; von Norden her der siegreiche Bülow, nachdem er Holland und Belgien erobert hatte; — gegen Antwerpen und einige andere Festungen blieb der Herzog von Weimar mit seinem norddeutschen Heerhaufen zurück; — vom Niederrhein aber kamen Winzingerode und Woronzow mit Russen, als Vortrab des Heeres vom Kronprinzen von Schweden, der, nachdem er Dänemark zum Frieden gezwungen, auch schon an der Maas stand. Wenn dieser auch zögerte, in Frankreich selbst einzubrechen, so konnte er doch im Augenblicke der Gefahr ein starker Rückhalt sein. Und endlich, wie wurde gerüstet, ausgehoben, geübt in den weiten Ländern Europas; wie wetteiferten die Völker Deutschlands, Preußens, Oestreichs und Rußlands! Das einmal aufgeregte Leben trieb immer kräftigere Früchte.

Es gab freilich im großen Hauptquartier der Verbündeten auch zaghafte Gemüther, welche einen erträglichen Frieden der Fortsetzung eines Krieges vorzuziehen riethen, der seit zwei Monaten recht viele Anstrengungen und Beschwerden mit sich führte; nach ihrer Meinung sollte man sich langsam bis an den Rhein zurückziehen und indeß die Friedensunterhandlungen betreiben, die noch immer zu Chatillon fortgesetzt wurden; allein diese Stimmen wurden schnell und kräftig durch den alten Helden Blücher niedergeschlagen. Schon vier Tage nach dem schweren Rückzuge auf Etoges hatte er dem Feldmarschall Schwarzenberg gemeldet, daß er im Stande sei, sich mit dem großen Bundesheere zu vereinigen, und am 21. Februar stand er mit 53,000 Mann bei Merry und schickte den Obersten von Grolmann in das große Hauptquartier, seine Hülfe zu einer Hauptschlacht gegen Napoleon anzubieten. Sollte diese aber nicht beschlossen werden, so erbot er sich, allein mit der schlesischen Armee wieder zum Angriffe zu schreiten, an der Marne gegen Paris vorzudringen und so den Kaiser Napoleon von der großen Armee abzuziehen. Mit seiner kräftigen Beredtsamkeit erlangte es der Oberst von Grolmann von dem Fürsten Schwarzenberg, nach dessen erstem Plane sich das schlesische Heer mit an die rückgängige Bewegung der Hauptarmee anschließen sollte, daß der Fürst seine Zustimmung zu Blüchers Vorschlage gab; daß die große Armee aber auch an dem Vordringen Theil nehmen sollte, konnte er nicht bewirken. Froh, nur so viel erlangt zu haben, eilte Grolmann am 23. zu dem Feldmarschall zurück, und dieser, um auch nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren und einer Veränderung der Entschlüsse nicht Raum zu geben, ließ gleich in der Nacht vom 23. auf den 24. sein

ganzes Heer nach der Marne zu aufbrechen. Zugleich schrieb er einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Alexander, in welchem er seine feste Zuversicht aussprach, daß die gute Sache Europas auf diese Weise gerettet werden könnte, und nur bat, daß man die von der Nordarmee heranziehenden Heerestheile von Bülow und Winzingerode unter seinen Oberbefehl stellen möge. Er stand alsdann wieder an der Spitze eines sehr guten Heeres von 100,000 Mann und konnte allein schon die Hauptstadt Frankreichs bedrohen. Das war dem Eifer und der ganzen Weise des alten Helden angemessen, rastlos anzugreifen und keine Ruhe zu gestatten. Und die Ueberzeugung, daß sein hochherziger König und der entschlossene Kaiser Alexander seine Bitte gewähren würden, betrog ihn auch nicht, bald kam die Zustimmung der auf seinen Heldenmuth vertrauenden Monarchen. Im raschen Laufe zog das Heer nordwestlich nach der Marne zu, um sich mit Bülow und Winzingerode zu vereinigen, und kam Paris bis auf einige Tagesmärsche nahe. Diese unerwartete Bewegung, welche ein französischer Erzähler die kühnste des ganzen Feldzuges nennt und die in der That als der Wendepunkt des ganzen Krieges angesehen werden kann, kam Napoleon, der sich in Troyes befand, außerordentlich ungelegen. Er hatte eben den Vorschlag eines Waffenstillstandes abgewiesen und sah schon im Geiste die Ufer des Rheines wieder; nun mußte er sich entschließen, von dem großen Heere abzulassen und dem kühnen Gegner, den er so eben ganz gelähmt zu haben glaubte, in entgegengesetzter Richtung zu folgen.

Napoleons Absicht war, den Feldmarschall Blücher noch vor seiner Vereinigung mit den Hülfstruppen zu erreichen, von welchen denselben der Aisne-Fluß trennte. Allein schon hatten die Generale Bülow und Winzingerode die Stadt Soissons an diesem Flusse eingeschlossen, wo eine gute Brücke und der beste Vereinigungspunkt für beide Heere war. Die Stadt, mit Mauern und Gräben umringt, hatte eine zahlreiche französische Besatzung, allein rasch macht der General Bülow die Anstalten zum Sturme. Schon kommen, beim Einbruche der Nacht, die Haufen mit Sturmleitern versehen in guter Ordnung heran; der Befehlshaber der Stadt aber, General Moreau, der die Wichtigkeit des Augenblicks nicht kennt und nicht weiß, daß Napoleon so nahe ist, übergiebt die Stadt und zieht mit seiner Besatzung ab (wofür ihn Napoleon vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen ließ). So hatte der General Bülow auch hier wieder in einem entscheidenden Augenblicke durch seine rasche Entschlossenheit eine glückliche Wendung herbeigeführt. — Der Feldmarschall ging über den Fluß und zog immer nordwärts nach Laon zu, bis er alle seine Kräfte versammelt und bei dieser Stadt eine treffliche Stellung gewonnen haben würde. Napoleon, um mit diesem einen Gegner ganz fertig zu werden, folgte ihm auf dem Fuße nach, obwohl immer weiter von dem großen Bundesheere abgezogen und 33 Stunden nordwärts von Paris entfernt.

d. Die Schlacht bei Craonne am 7. und bei Laon am 9. und 10. März 1814.

Auf den Höhen bei Craonne traf er am 7. März die Russen unter dem General Woronzow in guter Stellung und konnte sie nur mit einem harten Verluste seiner Krieger zum Rückzug gegen Laon zwingen. Es war eine der blutigsten Schlachten im ganzen Feldzuge von 1814; die Franzosen verloren nach ihren eignen Angaben 8000 Mann, die Russen gegen 5000. Bei Laon hatte sich Blücher zur Schlacht bereitet und die Stadt

selbst, die auf einem schwer zu erobernden Felsen von 3 bis 400 Fuß Höhe liegt, zum Mittelpunkt seiner Stellung gemacht. Dennoch stürmten die Franzosen, als kaum der Morgen des 9. März graute, mit großer Heftigkeit die Vorstadt Semilly, dicht am Fuße des Berges, und nahmen sie einen Augenblick in Besitz; aber die Preußen von der tapfern Bülow=schen Schaar warfen sie sogleich wieder heraus und Napoleon versuchte es nicht weiter, den Berg zu stürmen. Nun dauerte der Kampf den übrigen Theil des Tages noch auf beiden Flügeln der Stellung, und vor allen Dingen trachtete der Marschall Marmont, den linken Flügel der Preußen von der Straße wegzudrängen, die nach den Niederlanden führt. Wirklich hatte er am Nachmittage einige Vortheile erkämpft; das Dorf Athis, vor welchem die preußische Avantgarde focht, mußte von dieser verlassen werden; aber am Abend beschlossen die Heerführer York und Kleist, dem ganzen Vorhaben mit einem Streiche ein Ende zu machen. Als schon Dunkelheit das Feld bedeckte und der Feind, das blutige Tagwerk vollendet glaubend, an manchen Stellen schon die Lagerfeuer angezündet hatte, da erhoben sich die Preußen gegen ihn; Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, stürmte links von dem brennenden Dorfe Athis einen Waldhügel, den die Franzosen besetzt hatten; andere Haufen drangen in das Dorf selbst ein, und die rechte Flanke des Feindes hatte Zieten mit der Reiterei still umritten, um ihn, wenn er von dem Fußvolke zurückgetrieben werde, zu empfangen. Das ganze Vorhaben glückte trefflich. Ohne einen Schuß zu thun, drangen die Preußen mit dem Bajonette in die aufgeschreckten Feinde, die sich zur Wehre setzen wollten und feuerten; in wenig Augenblicken waren sie auseinander gesprengt, ihr Geschütz genommen, alles in verworrener Flucht durch einander geworfen; die Preußen hingegen, durch das Wirbeln der Trommeln und den leicht kenntlichen Klang ihrer Hörner zusammengehalten, blieben selbst in der Finsterniß in geschlossenen, festen Reihen. Die Reiter vollendeten des fliehenden Feindes Niederlage und nahmen sein ganzes Geschütz bis auf vier Stück, so daß die Zahl der eroberten Stücke an diesem Abende sechsundvierzig betrug. Es war ein fröhliches Siegesrufen der Preußen durch die dunkle Nacht, und der leichte Sieg hatte kaum einige hundert Todte und Verwundete gekostet; der Marmont'sche Heerhaufen dagegen hatte eine üble Niederlage erlitten und allein 2500 Mann an Gefangenen verloren.

Am folgenden Tage, dem 10., wollte Napoleon seinem geschlagenen Flügel den ferneren Rückzug erleichtern, oder er gedachte vielleicht, noch im Mittelpunkt einen Vortheil zum Ersatz des Schadens zu gewinnen; denn er machte neue Angriffe gegen die Höhen von Laon. Sie wurden abgeschlagen, wie am vorigen Tage. Am Abend griff er zum letzten Mal die Vorstadt Semilly, am Fuße des Berges, an; es ging nicht besser, und wäre der alte Feldherr Blücher nicht gerade an einer schlimmen Augenentzündung krank gewesen, so daß er das Zimmer nicht verlassen konnte, wodurch die Einheit im Oberbefehl verloren ging, so hätte Napoleon auch seinen andern Flügel wahrscheinlich geschlagen, ja vielleicht sein ganzes Heer auf der Flucht sehen müssen. Es war eine augenblickliche Lähmung in der Führung des schlesischen Heeres eingetreten, der Feldmarschall Blücher war so schwach, daß er sich bis zur Einnahme von Paris im Wagen mußte fahren lassen, und so gewann Napoleon noch eine Frist von einigen Wochen bis zu seinem Untergange. Er zog in der folgenden Nacht mit seinem

Heere von dannen und that in seinem Kriegsberichte das kurze Bekenntniß: „Er habe die Höhen von Laon unangreifbar gefunden.“ Daß er aber sechzig Kanonen und in beiden Schlachten bei Craonne und Laon nicht weniger als 17,000 Mann verloren hatte, sagte er nicht.

e. Napoleon gegen Schwarzenberg.

Der mißlungene Angriff gegen das schlesische Heer war für Napoleon ein arger Verdruß. Was halfen ihm nun das wilde Nachsetzen und die unsäglichen Mühseligkeiten seiner Krieger? Der Gegner, der ihn am meisten drängte, den er schon im Februar vernichtet zu haben sich rühmte, den er vierzig Tage lang vorzüglich im Auge gehabt und mit diesem Schlage am härtesten treffen wollte, — derselbe sah ihn jetzt vor sich auf dem Rückzuge und zog bald hinter ihm drein, um ihn in immer engeren Kreisen einzuschließen.

Es blieb ihm nichts übrig, als noch einen Versuch gegen Schwarzenberg zu machen, ob er das große Heer nicht vielleicht unvorbereitet und in einzelnen Haufen abgesondert treffe.

Der Feldherr Schwarzenberg stand wiederum am Aubeflusse, wohin er sich gezogen hatte, nachdem Napoleon zur Verfolgung des schlesischen Heeres aufgebrochen war. Am 27. Februar hatte er den Marschall Oudinot, der ihn aufhalten sollte, bei Bar an der Aube mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen, Troyes wieder erobert und erwartete nun in den Gefilden zwischen der Seine und Marne, wie Napoleons Strauß mit Blücher ablaufen werde. Bald erfuhr er es durch jenen selbst, der plötzlich von Laon zurückkehrend, gegen ihn daher kam. Am 13. März überfiel er den russischen General St. Priest in Reims, nahm die Stadt ein, nachdem der General selbst gefallen war, und am 20. standen seine Schaaren dem großen Heere gegenüber und besetzten Arcis an der Aube. Hier hoffte er durch einen raschen Angriff die Kette des Schwarzenbergischen Heeres so zu zersprengen, daß ihre einzelnen Glieder weit auseinander geworfen würden; aber er fand sie fest geschlossen und wohl geordnet, und sein Vorhaben scheiterte zum zweiten Male. Der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm selbst, in deren Seele der Entschluß fest stand, einer entscheidenden Schlacht nicht länger auszuweichen, hatten das Heer in Eilmärschen sich vereinigen lassen, und schon an diesem Tage, dem 20., kam es bei Arcis zu einem ernsthaften Gefechte. Die französische Gardereiterei wurde mit solcher Gewalt nach diesem Orte zurückgeworfen, daß Napoleon, um den wichtigen Platz nicht zu verlieren, selbst den Degen ziehen, die flüchtigen Geschwader sammeln, sich an ihre Spitze stellen, und sie wieder in den Kampf führen mußte. Bei diesem Angriff kam er so sehr in's Gedränge, daß schon ein Kosak mit der Lanze nach ihm stieß und daß er selbst, zu seiner Vertheidigung, seine Pistolen abfeuern mußte. Viele Begleiter wurden neben ihm getödtet und sein Pferd durch eine Kugel getroffen. Weit entfernt, die Gefahren zu vermeiden, schien er vielmehr ihnen zu trotzen. Eine Haubitzenkugel fiel zu seinen Füßen nieder; er erwartete den Schlag und verschwand bald in einer Staub- und Rauchwolke. Man glaubte ihn verloren. Er stand wieder auf, warf sich auf ein anderes Pferd und stellte sich von Neuem unter das Feuer der Batterien. Nur durch diese äußerste Anstrengung und das Dazukommen des Fußvolks wurde die Stadt Arcis an diesem Abend gerettet.

Auf den folgenden Tag hatte sich das Bundesheer zu einer großen

Schlacht aufgestellt; gegenüber, vor Arcis, stand Napoleon gleichfalls in Schlachtordnung, und beide Heere erwarteten schweigend den Angriff des andern. Es war die bedeutungsvolle Stimmung, mit der man großen Entscheidungen des Schicksals entgegensieht, und es vergingen einige wichtige Stunden. Wirklich wurde in diesen Stunden das Schicksal der Welt entschieden, aber auf andere Weise, als damals noch irgend eines Menschen Verstand begreifen mochte. In diesen Stunden kam in Napoleons Herzen ein Entschluß zur Reife, den er schon lange mit sich herumgetragen, auf den er nun alle seine Hoffnung gesetzt hatte und der sein Verderben entschied. Jetzt schritt er zur Ausführung. Denn als die Verbündeten noch erwartungsvoll zu ihm hinüberblickten, siehe, da löste sich plötzlich, zu aller Erstaunen, die französische Schlachtreihe auf, große Heeresmassen gingen über die Aube zurück und stiegen jenseits die Berge hinauf; Napoleon verließ das Schlachtfeld ohne Kampf. Sein neuer Kriegsplan war dieser: In offenen Feldschlachten hatte er es genugsam mit den verbündeten Heeren versucht; nun wollte er es in anderer Weise angreifen. Rasch vorbeiziehend an Schwarzenberg, wollte er sich in dessen Rücken werfen; der werde, so hoffte er, sich eilig zurückziehen, um seinen Rücken frei zu halten, und dann sollte er in die Hinterhalte fallen, die er ihm in Lothringen und Elsaß mit Hülfe der Festungsbesatzungen und der Einwohner legen wollte Solchen Entwurf hatte er schon lange vorbereitet; die Befehlshaber in den Festungen hatten zum Theil schon Nachricht davon erhalten durch heimliche Botschafter, die sich durchgeschlichen und die wichtigsten Schreiben in ihren Stöcken oder Schirmen, oder im Halsbande ihrer Hunde verborgen hatten. Bei den Einwohnern des Landes fanden seine Anschläge auch den besten Eingang; sie waren schon beinahe überall im Aufstande begriffen, lagen in Wäldern, Hohlwegen und Schlupfwinkeln versteckt, erschlugen die Einzelnen, griffen selbst kleine Haufen an, und die Eilboten der verbündeten Heere konnten nicht mehr durchkommen. Die Zufuhr für dieselben stockte; schon fing Pulver und Blei zu mangeln an; wenn zu den aufrührerischen Bauern noch geübte Soldaten kamen, so mußte ein Rückzug der Untergang der Verbündeten werden.

Napoleon war von der Trefflichkeit seiner Entwürfe so fest überzeugt, und so sehr hatte der thörichte Stolz seine Augen verblendet, daß er, der selbst am Rande des Abgrundes schwebte, die Gegner schon für verloren hielt und in die Worte ausbrach: „Man hat von Frieden geredet; aber ich unterhandle nicht mit Gefangenen!" — Die Verhandlungen in Chatillon brach er ab und zerriß damit selbst die letzte Hoffnung friedlicher Uebereinkunft, welche bis dahin manche Zögerung in die Kriegsunternehmungen der Verbündeten gebracht hatte. Sein Schicksal eilte rasch der Entwickelung entgegen.

f. Der Zug gegen Paris.

Bei den Verbündeten vermehrte sich das Erstaunen über Napoleons plötzliche Bewegung noch mehr, als die ausgesandten Kosaken in ihrer Weise berichteten: „Der Feind ziehe sich zurück, aber nicht nach Paris, sondern nach Moskau." Bald aber erhielt man die Aufklärung durch einen in glücklicher Stunde durch Tettenborn's Streifkorps aufgefangenen Brief von Napoleon selbst an die Kaiserin, worin er ihr seinen oben entwickelten Plan meldete. — So war also der Augenblick wichtiger Entschließung für das

Bundesheer gekommen; — vor ihm Paris, in seinem Rücken, wenn es sich nicht eilig zurückwendete, Napoleon. Die Vorsicht rieth, den Rücken frei zu bewahren und sich lieber immer weiter gegen den Rhein zu ziehen. Die gute Zuversicht aber sprach: „Lasset den vermessenen Waghals, der in seiner Noth das Aeußerste versucht, mit seinem kleinen Haufen getrost weitab rennen; zieht rasch auf seine Hauptstadt und gewinnt sie; dann wird euch das ganze Frankreich zufallen. Zwar ist jene eine große Stadt und hat viele Jünglinge und Männer, die die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen könnten; auch haben sie wohl oft große Worte geredet, daß sich an diesem Kleinode des französischen Reiches kein Feind ungestraft vergreifen solle; allein die That wird das Wort leer finden lassen." — Und die gute Zuversicht gewann den Preis im Rathe der verbündeten Herrscher. Sie beschlossen, Napoleon ziehen zu lassen, selbst kühn vorwärts zu dringen und sich mit dem Blücherschen Heere an der Marne zu vereinigen; und dieser Entschluß wurde am 23. März durch einen Aufruf des Fürsten Schwarzenberg den Heeren also bekannt gemacht:

„Ihr Sieger von Kulm, von Leipzig, von Hanau, von Brienne! Ihr habt in einem Feldzuge die Herrschaft Frankreichs über das Ausland vernichtet und die Hälfte des französischen Reichs erobert. Dennoch will die französische Regierung von Billigkeit und Mäßigung nichts hören; Frankreich will eine erobernde Macht bleiben, es will alle Mittel in Händen behalten, unsere Ruhe, unsere Freiheit und Selbständigkeit jeden Augenblick stören zu können. Daher sind die Friedensverhandlungen abgebrochen worden. In Euren Händen nun, ihr Krieger, liegt das Schicksal der Welt, auf Euch sind die Blicke von Europa gerichtet! Noch wenige Augenblicke, und die Wünsche Europas werden in Erfüllung gehen!"

Und am folgenden Tage, dem 24. März, als die bestimmte Nachricht eintraf, daß das schlesische Kriegsheer schon zur Vereinigung in der Nähe sei, als die verbündeten Herrscher zu Pferde gestiegen waren und auf einem Hügel bei Vitry, unter freiem Himmel, wie in den Zeiten der Vorfahren, im Lichte einer heitern Frühlingssonne, einen Kriegsrath hielten, da, um die elfte Stunde des Tages, an dieser Stelle, wurde der große Entschluß gefaßt, nun sofort mit den vereinigten Heeren gegen Paris aufzubrechen und gegen Napoleon nur den General Winzingerode mit 10,000 Mann Reiterei und reitender Artillerie zurückzulassen, der ihn glauben machen sollte, das gesammte Hauptheer folge ihm.

Mit dem Rufe: „Gegen Paris!" kam ein neuer Geist über die verbündeten Krieger[1]). Die drei Wintermonate in Frankreich waren der unerhörtesten Mühseligkeiten voll gewesen; Sturm und Regen, Schnee und Frost, der unwegsame Erdboden und der unwirthbare Himmel, alles war ihnen entgegen, und das beständige Vor- und Rückwärtsziehen, wovon der gemeine Krieger den Zweck nicht einsehen konnte, ermüdete seine Geduld auf's Aeußerste. Nun aber, als ihnen ein großes Ziel gesteckt war, da jubelten sie laut; das ausgestandene Ungemach war vergessen, das noch bevorstehende war wie ein Spiel vor ihren Augen, und doch lag noch ein Weg von

---

1) Als diese Nachricht zu dem schlesischen Heere kam, riß der kranke Blücher, der seit Chalons seiner Augenentzündung wegen einen Schirm über den Augen in Gestalt eines Frauenhutes trug, diesen Hut vom Kopfe und warf ihn jubelnd in die Höhe, mit dem Ausrufe: „Hurrah, nun folgt die ganze Armee meinem alten Kommando: Vorwärts!"

vierzig Stunden, durch eine der ödesten Gegenden Frankreichs, angefüllt mit zerstörten Orten, verlassen von ihren Bewohnern, ohne Vorräthe, ohne Hospitäler und ohne feste Stützpunkte, vor ihnen.

Aber, wie oft, wenn nur das Herz und der Entschluß fest sind, die Gunst des äußeren Zufalls sich sogleich hinzu findet, so fingen auch in diesen Tagen die leichten Reiter mehrere Eilboten mit wichtigen Briefschaften des Feindes auf, die gute Kunde enthielten. In den Briefen aus Paris fanden sich amtliche Nachrichten, daß 10,000 Engländer zu Livorno in Italien gelandet seien; daß die zweite Stadt des Reiches, Lyon, von den Oestreichern genommen und Augereau's Heer in übler Lage sei; daß Wellington die wichtige französische Stadt Bordeaux besetzt habe und von Süden her in das Herz Frankreichs vordringe; endlich berichtete der Polizeiminister, daß die Stimmung in Paris sehr übel und die meisten des langen Krieges überdrüssig seien.

Nun ging es im freudigen Wettlaufe gegen die Hauptstadt; Blücher, der indeß über die Marne herangekommen war, rechts, Schwarzenberg links; auf der Mitte des Weges wollten sie sich vereinigen. Es war klares, trocknes Wetter, die Märzsonne schien erquicklich vom heitern Himmel hernieder; in gedrängten Zügen schritten die zahlreichen Schaaren daher, die Musik aller Regimenter spielte, und überall ertönten die weiten Ebenen von den Liedern der fröhlichen Krieger. — Als sie in die Felder kamen, wo vor sechs Wochen das schlesische Heer von Napoleon überfallen worden war, trafen sie unerwartet auf die Marschälle Mortier und Marmont, die ihrem Herrn eilfertig nachzogen; denn er wollte nun alle seine Macht im Rücken der Bundesheere vereinigen. Die Marschälle ahnten es noch nicht, daß sie auf einmal durch 200,000 Mann von Napoleon getrennt waren. Sie versuchten es, am 25. März bei Fère-Champenoise in einer festen Stellung Widerstand zu leisten, aber wie durch einen Sturmwind wurden sie durch bloße Kavallerieangriffe von dort weggescheucht und hatten es nur der eintretenden Nacht und der Ungeduld der Verbündeten, die ihr Fußvolk nicht abwarteten, zu verdanken, daß sie nicht ihr ganzes Heer verloren. Der General Pactod aber, der mit 6000 Mann und vielem Gepäck und Mundvorrath desselben Weges zog, wurde von der Reiterei des schlesischen Heeres auf einer und der des großen auf der andern Seite umzingelt und nach muthiger Gegenwehr sammt seinen Leuten, so viele ihrer noch übrig waren, gefangen genommen. Die Vergeltung des schlesischen Heeres in eben diesen Gefilden war vollständig, mehr als 12,000 Mann und über hundert Kanonen verloren die Franzosen bis Paris; und durch so herrliche Siege feierten die beiden Bundesheere ihre Vereinigung.

In stummer und ängstlicher Erwartung harrte indeß ganz Deutschland auf Nachrichten von seinen Kriegern; es wußte nichts von den großen Ereignissen und den kühnen Entschlüssen. Die Nachrichten blieben aus, die Sorge vermehrte sich; statt der Freunde kamen die Feinde dem Rheine näher. Es waren trübe und bange Tage. Bald aber kam eine desto herrlichere Kunde.

g. Die Einnahme von Paris am 30. und 31. März 1814.

Nach den angestrengtesten Tagemärschen kamen die Schaaren des großen Bundesheeres am Abend des 29. März vor der stolzen Stadt an, die sich die Hauptstadt der Welt genannt hatte. Seit zwei Jahrhunderten freilich

gingen von ihr, als dem Mittelpunkte, böse und leichtfertige Sitten, in der letzten Zeit noch dazu die freche Waffengewalt über Europa aus; und zum Lohn für alles dieses hatte sie aus den andern Ländern Geld und Gut, so wie die Werke der Kunst, an sich genommen, nicht mit wenigem sich begnügend, sondern das Trefflichste aus allen Zeitaltern, was Griechen und Römer, was Italien, Spanien und Deutschland hervorgebracht hatten, zusammenraffend. Jetzt standen die Rächer vor den Thoren und hätten ein Recht gehabt, an diesem Sitze der Gewalt und der Ungerechtigkeit die strengste Vergeltung zu üben. Drinnen war Napoleons Bruder Josef, der ehemalige König von Spanien, mit vielen Anhängern, und hielt das Volk noch immer in dem Glauben, es sei nur eine Streifschaar der Verbündeten, die versuchen wolle, die Hauptstadt in Schrecken zu setzen. Die Marschälle Marmont und Mortier hatten alle Kriegshaufen gesammelt, alles Geschütz aus Paris draußen auf die Hügel gefahren, und standen mit 30,000 Mann und 150 Kanonen auf dem Montmartre an der Nordseite und den Höhen an der Ostseite der Stadt, ob sie vielleicht den Kampf so lange aushalten könnten, bis Napoleon selbst zum Entsatze herbeikomme; und dann konnte freilich die Sache eine ganz andere Wendung nehmen.

Napoleon war wohl auf dem Wege, aber doch noch zu weit entfernt, um in der entscheidenden Stunde zur Stelle sein zu können. Seine thörichte Zuversicht hatte ihn betrogen und dem Bundesheere einen Vorsprung von vier Tagen gegeben, ehe er dessen Abzug gegen Paris merkte. Die Generale Winzingerode und Czernitschef wußten ihn trefflich zu täuschen, daß er sie mit ihren Reitern wirklich für den Vortrab des großen Heeres hielt, welches ihm eilig nachziehe, und er freute sich seiner gelungenen List. Endlich aber, weil immer nur Reiter und kein Mann vom Fußvolk sichtbar wurde, kam ihm Verdacht; er beschloß, sich selbst zu überzeugen, und griff den General Winzingerode an, der vor ihm weichen mußte. Dennoch konnte er noch immer nichts Gewisses erfahren, bis zum 29. März. Da kam ein Eilbote aus Paris und traf ihn nahe bei Doulancourt an der Brücke über den Aubefluß. Schnell stieg Napoleon auf einer kleinen Wiese am Flusse ab, öffnete die verhängnißvollen Briefschaften, und wie vom Donner gerührt sah er nun, daß in diesem Augenblicke, da er über vierzig Stunden von Paris entfernt war, dort die Schwerter zum entscheidenden Kampfe aufgehoben seien. Er ritt nach Troyes und reiste von dort am 30. März in geringer Begleitung seinem Heere voraus, um vielleicht noch zur rechten Zeit einzutreffen; er trieb selbst die Postillone zur Eile an. Allein nur aus weiter Ferne vernahm er den Donner der Schlacht, die eben vor Paris gekämpft wurde; und um 11 Uhr Nachts am 30., als er nur noch 4 Stunden Wegs von Paris entfernt war, erfuhr er zu Fromenteau, daß er um einige Stunden zu spät gekommen sei. Paris war im Begriff sich zu ergeben. — Napoleon war nur durch den Seine-Fluß von den Vorposten der Feinde getrennt. Ihre Bivouacs warfen den Schein ihrer Feuer auf das linke Ufer, während die tiefste Dunkelheit hier den Winkel beschützte, wo Napoleon mit zwei Postwagen und einigen Bedienten sich aufhielt. Am nächsten Morgen um 4 Uhr, als die sichere Nachricht eintraf, daß die Kapitulation von Paris unterzeichnet sei, ließ er umwenden und fuhr nach Fontainebleau zurück. — Mit der Einnahme von Paris war es so zugegangen:

Früh Morgens am 30. März griff der General Barclay de Tolly,

der die Russen und Preußen unter Schwarzenberg befehligte, die Höhen von Belleville, in der Mitte der französischen Vertheidigungsstellung, an. Der Kampf bei Pantin und Romainville, wo sich der tapfere Prinz Eugen von Würtemberg an der Spitze des zweiten russischen Armeekorps besonders auszeichnete[1]), war hartnäckig und zuerst unentschieden, weil die vielen Häuser, Gärten, Weinberge und kleinen Gehölze die Vertheidigung erleichterten, und weil ferner die Heerhaufen links unter dem Kronprinzen von Würtemberg und rechts unter Blücher, wegen fehlerhafter Anordnungen aus dem Hauptquartier, erst gegen Mittag zum Angriffe herbeikommen konnten. Das französische Geschütz, vortheilhaft aufgestellt, schmetterte viele Reihen der tapfern Angreifer zu Boden; aber dennoch drangen endlich die preußischen und badenschen Garden, wenngleich unter hartem Verluste, nebst den russischen Grenadieren, durch alle Hindernisse hindurch, behaupteten Pantin und die Höhe bei Romainville mit der größten Standhaftigkeit, bis Hülfe vom schlesischen Heere bald nach Mittag herankam, und so wurden endlich gegen 4 Uhr die Höhen von Belleville sammt dem Geschütz erobert, und ein anhaltendes Hurrah im Anblick der Barrieren von Paris verkündigte die Anwesenheit der Sieger. Da merkten die Pariser wohl, daß es nun Ernst sei, und daß nicht bloß eine Streifbande vor ihren Thoren stehe. Die sonst von glänzenden Staatswagen und geputzten Müßiggängern erfüllten Plätze des Vergnügens waren jetzt mit flüchtigen Landleuten und ihren Viehheerden, mit Karren und Gepäck, und bald auch mit verwundeten Kriegern bedeckt. Die Läden waren geschlossen, die Thüren verrammelt, und eine dumpfe Stille herrschte in den sonst so geräuschvollen Gassen. Nur der Pöbel war wach und lauerte, ob vielleicht eine Plünderung den blutigen Tag krönen werde, damit er in der allgemeinen Verwirrung auch seinen Theil der Beute fände. Was von Machthabern und Freunden Napoleons noch in der Stadt war, floh eilig auf der entgegengesetzten Seite hinaus, ihre Reichthümer und die Verwünschungen des Volkes mit sich nehmend. Auch der König Josef, der noch immer viele tapfere Worte geredet hatte, entfloh, als ihm die Gefahr zu nahe däuchte; er hatte nicht den Muth, mit den Seinigen auf Leben und Tod auszuhalten. Die Kaiserin mit ihrem Sohne war schon am 29. auf dem Wege nach Rambouillet abgereist.

Gegen Mittag begann auch der Angriff des schlesischen Heeres auf La Villette und La Chapelle und später auf die Höhen des Montmartre. York, Kleist und Langeron trieben die Franzosen immer näher nach Paris hin, und an diesem Flecke konnte auch die Reiterei einen Antheil an dem Ruhme dieses Tages nehmen; die schwarzen und die brandenburgischen Husaren machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die sich vor dem Dorfe La Villette behaupten wollten, eroberten vierzehn Kanonen und machten viele Gefangene; die nachrückende Infanterie trieb auch hier die Feinde bis an

1) Bei dem Einzuge der Monarchen in Paris sagte der Kaiser Alexander dem Prinzen von Würtemberg: „Ohne Sie wären wir nicht hier," und ernannte ihn zum General der Infanterie. Der Prinz nämlich, der zuerst in Paris eingerückt war, empfing den Kaiser an der Barriere von Pantin, und zwar an der Spitze einer Wache des 20. russischen Jägerregiments, das in diesem Kriege den ersten und letzten Schuß gethan, das in 157 Treffen mitgefochten hatte und von 7000 Mann, die seit April 1812 in seine Glieder eingetreten waren, noch 400 Mann, und von 567 Offizieren jetzt nur noch 8 in seinen Reihen zählte.

die Barrieren von La Villete und Pantin. Die tapferen Prinzen Wilhelm und August von Preußen hatten durch ihre rasche Entschlossenheit und ihr persönliches Beispiel zu diesen glücklichen Erfolgen sehr viel beigetragen. Der Montmartre mit seinem Geschütz wurde am Nachmittage durch die Russen unter Langeron ebenfalls erstürmt.

Auf dem äußersten linken Flügel war der Kronprinz von Würtemberg nach beständigem Kampfe mit den Abtheilungen, die die Zugänge der Stadt von Vincennes her vertheidigten, am Nachmittage gleichfalls bis hart an diese Eingänge vorgedrungen; — und so stand nun das ganze Bundesheer auf den Höhen, die es erobert, von muthiger Siegesfreude erfüllt, den Schlagbäumen gegenüber, bereit, mit gefälltem Gewehr in die Stadt einzudringen. Aber schon hatten die Marschälle und die Vorsteher der Stadt um Schonung gebeten, und die verbündeten Herrscher, die nur den Urheber des Unheils und nicht das Volk verderben wollten, gewährten ihre Bitte. Die Stadt sollte am folgenden Morgen übergeben werden und die Trümmer des Heeres von Marmont und Mortier durften abziehen. Die Freude der Pariser, aus so naher und großer Gefahr glücklich gerettet zu sein, war außerordentlich.

Am folgenden Tage, dem 31. um Mittag, hielten die beiden Bundesfürsten, — der Kaiser Franz war bei seinem Heere in Lyon zurückgeblieben, — mit den Prinzen ihres Hauses, dem Kronprinzen von Würtemberg, mit vier Marschällen, sehr vielen Generälen und einem Theile ihrer Heere, ihren Siegeseinzug in Paris. — Es war ein erhebendes Schauspiel, wie die Krieger von Mitternacht und von Morgen, die als Kämpfer für die Freiheit Europas ausgezogen waren, nun im Glanze der Frühlingssonne ihre Herrscher, die Schützer der Gerechtigkeit und Treue, in die gedemüthigte Hauptstadt des trotzigen Feindes einführten!

h. Napoleons Absetzung und der erste Friede zu Paris.

Am 1. April erließ der Kaiser Alexander in seinem und seiner Bundesgenossen Namen eine Erklärung: „daß sie forthin weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede seines Hauses unterhandeln würden; die Franzosen möchten sich daher eine andere Regierung wählen."

Auf dieses Wort erklärte zuerst der Gemeinderath von Paris, daß er sich von dem Gehorsam gegen Napoleon lossage und die Wiederherstellung des alten Königshauses der Bourbonen wünsche; am 3. April faßte die provisorische Regierung unter dem Vorsitze des Fürsten Talleyrand im Namen von ganz Frankreich den Beschluß der Absetzung Napoleons, und noch an demselben Tage trat der Senat diesem Beschlusse bei. Das waren dieselben Männer, von denen sich früher viele als seine treuen Anhänger und Schmeichler bewiesen und von denen er selbst in einer Erklärung sagt: „Ein Wink von ihm sei für sie ein Befehl gewesen, und sie hätten stets mehr gethan als er von ihnen verlangt." — Die Furcht vor seinem eisernen Szepter hatte sie damals beherrscht, jetzt war es das Schwert der Verbündeten.

Dies alles waren Donnerschläge für Napoleon, der sich noch immer mit dem Gedanken schmeichelte, seine Heereshaufen wieder zu sammeln und noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Zu Fontainebleau, zwölf Stunden südlich von Paris, hatte er noch immer seinen Sitz. Zorn und Niedergeschlagenheit wechselten in seiner bestürmten Seele mit einander.

Bald warf er es sich als Fehler vor, daß er Berlin und Wien nicht verbrannt habe, bald wieder wendete er sich durch seinen Großstallmeister Caulaincourt an die Bundesfürsten, um unter jeder Bedingung den Frieden zu schließen. Dann wieder, als seine Anträge verworfen wurden, setzte er von Neuem seine Hoffnung auf sein Heer, versprach ihm die Plünderung der Stadt Paris und wollte es zum Sturme gegen dieselbe führen, um, wenn sein Reich zusammenstürze, wenigstens den Anblick eines ungeheuren Trümmerhaufens zu genießen, der als Denkmal seines untergegangenen Glückes dastehe. Auf den 5. April war die Ausführung seines finsteren Anschlages bestimmt und schon ließen sich viele Simmen hören, bereit ihm zu folgen; da, in dem gefährlichsten Augenblicke, traten die Marschälle dazwischen und versagten ihm ihre Hülfe zu solcher That. Der Marschall Marmont war schon wegen des Uebergehens mit seinem Korps mit den Verbündeten in Verhandlung, und die Marschälle Ney und Lefebvre machten Napoleon seine in Paris beschlossene Absetzung bekannt und erklärten, daß sie den Gehorsam der Krieger nicht mehr verbürgen könnten. Das war für ihn der härteste Schlag; in dem Schwerte beruhte seine Gewalt; da ihm das Schwert den Dienst versagte, war er schwach wie ein anderer Mensch. Sein Trotz war plötzlich gebrochen; das Gefühl einer unerbittlichen Nothwendigkeit kam über ihn, weil er ein mildes allsehendes Auge der Weltregierung niemals erkannt hatte; und ein Strom von Thränen stürzte, — vielleicht zum ersten Male, — über seine Wangen.

Noch einen Versuch wollte er machen, um vielleicht seinem Sohne, den er den König von Rom genannt, die Krone Frankreichs zu retten. Er entsagte derselben unter der Bedingung, daß dieser sie erhalten solle; — aber auch davon wollten die Verbündeten, so wie die einstweilige Regierung in Paris nichts wissen. Am 6. April rief der Senat das alte Königsgeschlecht zurück und erkannte Ludwig XVIII. als König von Frankreich an; Napoleon aber wurde ein freier Wohnsitz auf der Insel Elba, an der italienischen Küste, welche er als Souverain mit Beibehaltung des Kaisertitels besitzen und wohin er sogar ein Bataillon seiner alten Garde mitnehmen sollte, angeboten. Wider Erwarten nahm er diesen Antrag ganz ruhig an und unterschrieb am 11. April seine unbedingte Abdankung. Wahrscheinlich lag im Hintergrunde seiner Seele schon der Gedanke, nur jetzt dem Drange des Augenblicks zu weichen und künftig bei günstiger Stunde, wenn Europa das Schwert eingesteckt habe, plötzlich aus seinem Hinterhalte wieder hervorzutreten. Er reiste am 20. April nach Elba ab und schlug dort seine Wohnung auf. In Paris aber zog am 3. Mai Ludwig XVIII. ein und bestieg seines Bruders Thron, einundzwanzig Jahre nach dessen Hinrichtung.

Am 30. Mai schloß Europa mit Frankreich den ersten Pariser Frieden. Es war ein großmüthiger Friede, denn Frankreich behielt seinen ganzen Umfang, wie er zur Zeit der Könige gewesen; behielt also Elsaß und Lothringen, die es früher dem deutschen Reiche geraubt, und bekam sogar noch einige Landstriche dazu, die es erst seit den Revolutionskriegen besaß. Ueberdies brauchte es keinen Ersatz der Kriegskosten zu bezahlen; die Stadt Paris brauchte die aus aller Welt geraubten Kunstschätze nicht herauszugeben und die vielen Tausende von französischen Kriegsgefangenen in Rußland, Oestreich, Preußen und England erhielten ihre Freiheit ohne Entgelt. — Auf Großmuth und Dankbarkeit sollte dieser Friede, wie auf

festen Pfeilern, ruhen. Aber kaum waren die ersten Monate des nächsten Jahres verflossen, kaum fingen die Völker an, sich dem Gefühle der Ruhe überlassen zu wollen, da wurde der Friede schon wieder gebrochen.

13. Das Jahr 1815.

a. Napoleons Wiederkunft von der Insel Elba.

Auf seiner Insel, wo er in gezwungener Ruhe weilte, vernahm Napoleon viel von der Unzufriedenheit Frankreichs mit der Regierung der Bourbons; wie sie das Volk, von dem sie mehr als zwanzig Jahre getrennt gewesen, und welches in den unerhörtesten Umwälzungen eine ganz neue Gestalt angenommen, nicht mehr kennten und nicht zu behandeln wüßten; wie besonders die wiederkehrenden Adlichen mit aller Anmaßung ihrer alten Rechte hervorträten und das Volk und Heer auf's Aeußerste erbitterten. Außerdem berichteten ihm seine überall spähenden, heimlichen Freunde: In dem großen Fürsten- und Gesandtenrathe, der seit dem Ende des vorigen Jahres in Wien versammelt war, sei manche wichtige Streitfrage noch nicht ausgemacht, die Meinungen ständen sich noch in vielen Dingen schroff entgegen; jetzt sei der rechte Augenblick für ihn, wiederum mitten in Europa die Brandfackel des Krieges zu werfen; dasselbe werde ihm nicht so einig, wie im vorigen Jahre, gegenübertreten.

Da gedachte er der vielen Tausende alter Kriegsgefährten in Frankreich, denen der Friede eine Qual war und die ihm Leib und Seele verkauft hatten, weil er ihren Gelüsten freie Bahn zu schaffen wußte. Heimliche Botschaft ging zwischen ihm und ihnen; und als er nun ihres Beistandes gewiß war, trat er plötzlich aus seiner Felsenburg wieder hervor und erfüllte ganz Europa mit Schrecken oder mit gerechtem Zorne. So unerhörte Bewegungen, vom Palast bis in die niedrigste Hütte, hat wohl noch nie ein Wort hervorgebracht, als da es nun hieß: „Napoleon Bonaparte, dem Europa eine Freistätte auf der Insel Elba gewährt hatte, ist am 26. Februar mit einer Schaar von elfhundert verwegenen Menschen von seiner Insel zu Schiffe gegangen, ist wie durch ein Wunder den französischen und englischen Wachtschiffen entkommen und am 1. März bei Cannes, an der französischen Küste, da, wo er auch einst aus Aegypten zurückkehrend ankam, gelandet, und in seinen Aufrufen nennt er sich wieder einen Kaiser der Franzosen, der da komme, seinen Thron von Neuem zu besteigen." — Keine Worte vermögen zu schildern, was alles in den Herzen der Menschen sich da heftig bewegte. Von dem höchsten Jubel der Napoleonischen Soldaten bis zu dem tugendhaften Zorne aller Edeln und der martervollen Angst der Furchtsamen, die ihn im Geist schon wieder mit seinen furchtbaren Schaaren zu aller Gewaltthat über die Grenzen brausen sahen; was nur in der menschlichen Seele, in hundert Abstufungen des Gefühles, zwischen diesem Aeußersten liegt, es war durch die unerwartete Nachricht plötzlich aufgeregt.

Welche unwiderstehliche Gewalt der Furchtbare über die Gemüther in Frankreich besaß, das wurde nun offenbar, als er durch das weite Land von Mittag heraufzog und Städte und Dörfer ihn frohlockend empfingen. Wohl konnte er in stolzer Zuversicht sagen: „Mein Adler wird von einem Kirchthurme zum andern durch Frankreich vor mir herfliegen bis er sich auf dem Thurme von Notre Dame in Paris niederläßt!" — Unerhörteres hat die Welt nicht gesehen. Frankreich hat seinen alten Königsstamm wieder auf-

genommen; die ersten des Reiches, des Heeres, Stadt und Land, hatten Ludwig XVIII. vor zehn Monaten den Eid der Treue geschworen. Der König sendet die, auf welche er sein Vertrauen gesetzt hat, den Wiederkehrenden aufzuhalten; er stellte sie an die Spitze seiner Kriegsvölker, die seines Thrones Stützen sein sollten; und siehe, so wie sie demjenigen in's Angesicht treten, der sie früher in seinen Banden geführt hat, so ist es, als wenn eine unwiderstehliche Zaubermacht von ihm ausginge, freudetrunken eilen sie ihm entgegen; statt ihre Waffen gegen ihn zu kehren, schwenken sie sie jubelnd zu seinem Gruße, und mit jedem Schritte, den er vorwärts thut, wächst der jauchzende Zug. Nach einer Siegesreise von zwanzig Tagen, durch eine Strecke von ein hundert und zehn Meilen, hält er am 20. März, an der Spitze derselben Krieger, die gegen ihn ausgesendet waren, und ohne daß Ein Blutstropfen für den betrogenen König vergossen wäre, seinen Einzug in Paris. Der König aber mußte aus den Grenzen seines Reiches weichen.

Nun ging es wieder an einen Kampf der Lüge gegen die Wahrheit. Den wohlgesinnten, Freiheit und Frieden liebenden Menschen in Frankreich sagte er: Das Unglück habe ihn weiser gemacht und er werde von nun an genau in den Schranken einer guten Verfassung regieren. Den Furchtsamen spiegelte er vor, Oestreich und England seien mit ihm einverstanden. Seinen Kriegsgenossen hielt er den alten Ruhm und Siegestraum vor Augen, den Herrschern und Völkern Europas aber rühmte er seine Friedensliebe, die er mit von der Insel Elba gebracht habe, und wie er nun seinen einzigen Ruhm in der Beglückung seiner Unterthanen suchen wolle, da der Waffenglanz doch ein eitel Ding sei.

Jetzt konnte Europa zeigen, ob es mündig geworden sei und ein scharfes sittliches Urtheil gewonnen habe. Ohne die innere Festigkeit eines tugendhaften Bewußtseins war kein Ausweg aus diesen Irrgängen; denn was sich in Frankreich bewegte, war kein Kleines. — Wie, wenn das große, menschenreiche Land einig war und seinen wiedergekehrten Herrscher mit aller Kraft vertheidigen wollte? Wer wollte dreißig Millionen muthiger Menschen in ihrer eigenen Heimath Gewalt anthun, und wer durfte es? Hatten sie nicht das Recht, nur ihn, der vierzehn Jahre an ihrer Spitze gestanden hatte, jedem andern vorzuziehen? Und wie, wenn es ihm wirklich Ernst war, fortan in Ruhe und Frieden, ohne sich um die andern Völker zu bekümmern, sein Volk zu beherrschen? — Nur ein Weg führte durch diese bedenklichen Fragen; nicht der Verstand, sondern der sittliche Ernst des Gemüthes mochte sie lösen, ein solcher, der die Aufgabe der Zeit also gefaßt hatte, daß der Kampf nicht um eiteln Ruhm oder Gewinn, sondern um die Herrschaft des Guten in der Welt gelte. Dieser Kampf mußte um so kräftiger geführt werden, je blendender und täuschender das Böse aufzutreten wagte. Nur ein solcher Ernst durfte dem französischen Volke zurufen: „Du sollst den finstern Geist nicht wiederum zu deinem Fürsten machen, der das Unrecht und die Lüge zur Herrschaft bringen will!" Und diesem Geiste durfte er gebieten: „Steige herab von deinem angemaßten Stuhle der Macht, und laß den guten Geistern Raum, welche still und emsig die Welt wieder aufbauen wollen aus den Trümmern, in welche du sie niedergeworfen hast!"

Darum freueten sich die Völker im innersten ihres Herzens, als die noch in Wien versammelten Bundesfürsten die Sache also in der Tiefe er=

griffen und einmüthig ein großes ernstes Wort über Napoleon Bonaparte aussprachen. Sie erklärten ihn feierlich vor aller Welt als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinschaft der Guten ausgeschlossen und gerechter Strafe anheimgefallen. Sie sprachen eine Acht aller europäischen Völker gegen ihn aus. Das war ein so außerordentliches Beispiel, daß seines Gleichen in der Geschichte nicht vorkömmt. Noch nie hatten die Völker gemeinschaftlich einen Einzelnen als Verbrecher gegen die Wohlfahrt des Ganzen vor ihr Gericht gezogen; und dieses Recht, weil es kein ererbtes war, konnte nur auf einer innern Befugniß ruhen. Nur das Bewußtsein des Ernstes für Tugend und Freiheit, für die Wahrheit und das Recht durfte der bösen Arglist gegenüber das Amt des strengen Richters verwalten.

Und es war kein Schwanken und keine Unsicherheit in dem Gemüthe der Völker, als sie das Wort der Acht und den Ruf zu einem neuen Kampf vernahmen. Die Haufen der Krieger, die noch unter den Waffen standen, eilten schnell den Grenzen Frankreichs zu; die schon entlassen waren, ergriffen das Gewehr willig noch einmal. Die Jünglinge, die ihre Jugend in den vorigen Jahren von den Waffen zurückgehalten hatte, drängten sich jetzt desto eifriger zu der Bahn der Ehre. Herzerhebend und sehr rührend war es, die Züge der Landwehr, die eben in ihre Heimath zurückgekehrt waren, unverdrossen wieder über den Rhein ziehen zu sehen, wie sie ihr Ehrenkleid aus dem vorigen Feldzuge, fast aufgerieben von seiner harten Arbeit, angethan hatten, weil nicht Zeit war, ein neues zu der neuen Arbeit zu schaffen, und wie sie in der guten Zuversicht Haus und Hof verließen, daß Gott wohl seine weise Absicht mit den Völkern haben müsse, warum er ihnen noch nicht die Ruhe gestattet habe.

Napoleon sah den Sturm heranziehen, den er mit seinem losen Worte nicht mehr beschwichtigen konnte; da rüstete er sich zum letzten Male, auf alle Weise, zu einem verzweifelten Kampfe. Um dem Volke der Franzosen, welches von jeher Gaukelspiel und Theaterkünste verlangt hat, durch ein Schauspiel neuer Art die Augen zu blenden, rief er eine große Versammlung seiner Anhänger aus allen Gegenden nach Paris, um, wie er sagte, nach alter Sitte der Franken, ein großes Maifeld zu halten über die Frage, ob er in Wahrheit von Neuem ein Kaiser der Franzosen sein solle? Die Antwort wußte ein jeder voraus; — er wurde ausgerufen und empfing den neuen Eid der Treue von denen, die ihren Eid zum Theil vor einem Jahre ihm selbst und so eben dem Könige gebrochen hatten.

In wenigen Monaten sah er nun auch, was sein Herz am meisten erfreute, ein ausgesuchtes Heer um sich versammelt. Alle die Tausende, welche eben aus ganz Europa der Kriegsgefangenschaft entlassen waren, und alle, die der letzte Krieg übrig gelassen, mit vielen Neugeworbenen verstärkt, standen wieder in den Reihen. Dahinter wurden die Nationalgarden gerüstet, und die französischen Zeitungen redeten nun schon von Millionen, die für ihren Kaiser zu kämpfen bereit seien.

b. Das Vorspiel Murat's.

Von dem Geschlechte welches Bonaparte früher auf die von ihm errichteten Throne gesetzt hatte, war nur noch sein Schwager Murat, König von Neapel, übrig. Er hatte im Jahre 1814 seine Krone dadurch gerettet, daß er, als die Verbündeten noch mit Napoleon hart kämpften, von ihm

abließ und sich dem europäischen Bunde anschloß. Es war nicht Abscheu gegen die französische Ungerechtigkeit und nicht aufrichtige Neigung für die Grundsätze des Bundes, sondern einzig die Berechnung des Vortheils, die ihn dazu trieb; und als nun der Vortheil anders zu winken schien, als Napoleon unter dem Jubel Frankreichs seinen Thron wieder bestieg und sich in alter Kraft rüstete, da fand sich auch Murat wieder in besserer Gesellschaft mit ihm; unter den alten, seit vielen Jahrhunderten bestehenden Herrschergeschlechtern hatte er sich nicht sonderlich wohl gefühlt.

Dazu spiegelte ihm sein Eigendünkel eine große Hoffnung vor. Italien war voll mannigfachen Gährungsstoffes. Viele Bewohner dieses schönen, nun seit mehr als zwölfhundert Jahren immer zertheilten, von Fremden oft hartbedrängten Landes sehnten sich nach einer Vereinigung ihres Vaterlandes zu Einem kräftigen Reiche, damit ihr Volk wiederum selbständig und ehrenvoll unter den übrigen dastände. Ein großer Mann hätte vielleicht schon längst mit den Einwohnern Italiens die bedeutendsten Veränderuungen in's Werk richten können. Nun aber wollte Joachim Murat als ein solcher unter ihnen auftreten, und ahmte, nach seiner eitlen Weise, die Sprache eines großen Mannes nach, indem er mit seinem Heere gegen Oberitalien vorrückte. Allein der Frevel, eine hohe Bestimmung zu erlügen, die er nicht in sich trug, wurde alsbald schwer an ihm gerächt. Die östreichischen Heerführer Frimont, Bianchi, Neipperg und Nugent, die gegen ihn ausgesendet wurden, trieben ihn wie einen großredenden Prahler aus einer Landschaft und Stellung Italiens in die andere längs der ganzen Halbbinsel hinab, bis in sein Land; schlugen ihn in allen Gefechten, so oft er sich zur Wehre setzte, zerstreuten sein ganzes Heer und zwangen ihn endlich, kläglich und schimpflich seine Hauptstadt, sein Reich und ganz Italien zu verlassen und wie ein Flüchtling nach Frankreich zurückzukehren, von wo er gekommen war[1]).

c. Der Kampf in den Niederlanden gegen Napoleon.

Im Monat Mai war dieser erste Streit geendigt; im Juni sollte der größere entschieden werden. An den französischen Grenzen von der Schweiz bis an den Mittelrhein stand der Fürst Schwarzenberg mit den Oestreichern, Baiern, Würtembergern und Badensern. In den Niederlanden, von der Maas an, hatte der Feldmarschall Blücher mit den Preußen seinen Platz, und dicht neben ihm, bis an die Nordsee, Lord Wellington mit den Engländern, Niederländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern. Den Raum zwischen Blücher und Schwarzenberg am Mittelrhein sollten die Russen füllen, die aber noch auf dem Zuge begriffen waren. — Da blickte Napoleon um sich, wohin er die ersten Schläge des Kriegsblitzes, den er nun wieder in seiner Hand zu führen gedachte, wenden

---

[1]) Napoleon, der für sein eigenes Reich kämpfen mußte, konnte sich seiner nicht annehmen, und nachdem auch dieser gefallen war, mußte er unter steten Gefahren wie ein Flüchtling in Frankreich umherirren. Da faßte er den abenteuerlichen Gedanken, sein Königreich Neapel wieder erobern zu wollen, wo man sich, wie er glaubte, nach ihm zurücksehnte. Am 6. Oktober landete er an der Calabresischen Küste, aber er fand nicht die erwartete Theilnahme, vielmehr wurde er zu Pizzo von einem Haufen Landleute gefangen genommen, von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und am 13. Oktober zu Monteleone erschossen.

möge. Er ersah sich die Gegner, die ihm am nächsten und gefährlichsten standen; es waren Blücher und Wellington. Wenn es ihm gelang, sie zu schlagen, den einen über den Rhein, den andern auf seine Schiffe zurückzuwerfen, so war ihm das reiche belgische Land mit der Hauptstadt Brüssel sogleich gewonnen, Geld und Menschen flossen ihm zu und er konnte mit seinen Garden gegen den Oberrhein eilen, um Schwarzenberg zu fassen, ehe die Russen heran waren.

So standen seine Hoffnungen, als er in der Nacht des 11. Juni von Paris abreiste. Alle Heerhaufen waren schon durch rasche Anordnung an der Sambre und Maas vereinigt und am 14., Juni, als am Tage darauf die blutige Fehde beginnen sollte, sprach er zu seinem Heere: „Soldaten, heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zwei Mal das Schicksal von Europa entschied. Damals wie öfters waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf den Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsinnigen! Sie und wir, sind wir nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!"

Solche Zuversicht hatte sich in ihm wiederum eingefunden, als er sein Heer nun um sich versammelt sah. Es war in der That eines der schönsten, welches Frankreich jemals aufgestellt hatte: 180,000 Krieger auf's Beste gerüstet, mit 400 Geschützen versehen; was ließ sich mit solcher Zahl nicht ausrichten! Und was dieses Heer am furchtbarsten machte, war die Entschlossenheit, durch den Sieg einen Meineid und Verrath vergessen zu machen. Den König, dem sie geschworen, hatten sie verrathen, ihren Kriegsherzog, den ganz Europa verworfen, hatten sie wieder zum Führer angenommen. Wenn sie besiegt wurden, so erschien ihr Trotz als Verbrechen und das Unglück als gerechte Strafe desselben; wenn sie aber siegten und Europa zwangen, sich vor ihrem Kaiser wieder zu demüthigen, so gedachten sie dadurch gerechtfertigt zu werden, weil sie glaubten das Glück könne auch den Meineidigen in den Augen der Menge wieder zu Ehren bringen. Darum war die Entschlossenheit in diesem Heere, zu siegen oder zu sterben. Die Garde, welche wieder auf 40,000 angewachsen war, hatte ihre Adler mit Trauerflor umhüllt, bis ein großer Sieg sie wieder in ihrem Glanze zu zeigen erlauben würde.

Nun schwenkte sich Napoleon mit 130,000 Mann gerade gegen die Stelle, wo das preußische und das Wellington'sche Heer zusammenstießen; auf diesem Orte ist der schwächste Fleck zweier Heere, weil da beide Feldherren zu befehlen aufhören. Links vor sich hatte er Wellington mit 100,000 Mann; es waren gegen 40,000 Engländer, einschließlich der deutschen Legion, 24,000 Hannoveraner, 7000 Braunschweiger und fast 30,000 Niederländer und Nassauer. Rechts stand Blücher mit vier Heerhaufen, zusammen 116,000 Mann; Zieten, Thielemann, Pirch und Bülow befehligten die Abtheilungen des Heeres. Es waren aber die Theile des preußischen so wie des englischen Heeres sehr weit auseinander gelagert, des Unterhalts wegen. Nun brach Napoleon am 15. Juni, Morgens 2 Uhr, aus den verdeckten Gegenden an der Sambre bei Thuin so schnell gegen Charleroi vor, daß die Wachen des Zieten'schen Heertheils, die hier standen, sich nur mit Mühe auf ihren Rückhalt zurückziehen konnten. Die französischen Kürassiere brausten, wie ein reißender Strom, über die Straßen und Felder daher, und der Tag konnte nicht ohne Verlust bleiben; denn das ist der Vortheil des Angreifers,

daß er seine Schlachthaufen zu einem gewaltigen Stoße auf einem Flecke versammeln kann, während der Gegner, der nicht weiß, wo der Angriff geschehen wird, eine lange Strecke besetzt halten muß. Dennoch behauptete sich der unerschrockene Zieten in guter Ordnung bei Fleurus und verschaffte dem Feldmarschall Zeit, den zweiten und dritten Heertheil schnell zu sammeln. Der Verlust des Zieten'schen Korps am 15. betrug 1200 Mann.

d. Die Schlacht bei Ligny und das Gefecht bei Quatrebras am 16. Juni 1815.

Mit diesen drei Abtheilungen, die 80,000 Mann betrugen, beschloß der Feldherr, obgleich er wußte, daß Bülow nicht so schnell herankommen konnte, die Schlacht gegen Napoleons 100,000; denn er hoffte, Wellington werde von seiner Seite Hülfe senden, wie dieser auch bestimmt versprochen hatte. Das preußische Heer stand auf den Höhen am Lignybach und hatte die Dörfer St. Amand, Ligny und Sombref in seiner Schlachtreihe, so daß das erste den rechten, das letzte den linken Flügel und Ligny die Mitte stützte. Napoleon hatte die Absicht, mit aller Gewalt auf den rechten preußischen Flügel durchzubrechen und ihn von den Engländern ganz abzuschneiden, daher mußte Vandamme gegen 3 Uhr Nachmittags über die so oft mit Blut gedüngten Felder von Fleurus gegen St. Amand vorrücken und das Dorf angreifen. Zieten stand hier mit dem ersten Heerhaufen, der schon Tags zuvor in hartem Streite gewesen war, dennoch hielt er sich sehr tapfer gegen die heftigsten französischen Stürme, bis die Feinde einen Seitenweg durch ein Gehöft gefunden hatten und nun noch einmal von allen Seiten mit Uebermacht hereindrangen. Da mußten die wackern Kämpfer, unter denen viele aus den neuen preußischen Ländern am Rheine waren, den Theil des Dorfes, der Groß-St. Amand heißt, verlassen und sich hinter dem Lignybache aufstellen. Auch ein Theil von Klein-St. Amand ging durch einen zweiten Angriff des Feindes verloren.

Nun hatte es Napoleon auf den Mittelpunkt abgesehen und ließ das Dorf Ligny mit der ungestümsten Heftigkeit angreifen. Es entstand ein Kampf, der, wie der preußische Schlachtbericht selber sagt, zu den hartnäckigsten gehört, die je gefochten sind. Ligny ist groß, aus Steinen gebauet, und erstreckt sich längs des Baches. Da wurde nun um jedes Haus und jede Gasse mit beispielloser Erbitterung mit dem Bajonett, mit dem Kolben, mit dem Säbel gestritten. Sonst werden Dörfer genommen und wieder verloren; hier aber dauerte das Gefecht fünf Stunden lang im Dorfe selbst, bald vor-, bald rückwärts wogend; und unaufhörlich rückten von beiden Seiten neue Haufen in den Kampf. Dazu schmetterten wohl 200 Geschütze von beiden kämpfenden Theilen, von den Höhen dies- und jenseits, unaufhörlich ihre Kugeln in das Dorf, so daß es bald an mehreren Stellen in Flammen stand und die Ziegel und Balken und Steine in den Graus da unten krachend zusammenstürzten.

Während die Schlacht hier so entsetzlich wüthete und Napoleon seinen linken Flügel, um Ligny desto eifriger zu bestürmen, geschwächt hatte, benutzte Blücher den Augenblick und führte selbst einen neuen Angriff gegen das früher verlorene Dorf St. Amand aus. Ein Theil des Dorfes wurde glücklich erstürmt, und nun hätte die von Wellington erwartete Hülfe zur Stelle sein müssen, dann hätte der Feldmarschall einen seiner Sturmangriffe gegen den ganzen linken Flügel des Feindes gerichtet und der würde die Schlacht entschieden haben. Allein die englische Abtheilung, die hier er-

scheinen sollte, war selbst bei Quatrebras so heftig von Ney angefallen, daß sie sich dort kaum halten konnte, und so mußte der Feldherr mit den Seinigen in der eigenen tapfern Brust die Hülfe suchen, die von außen nicht kam.

Schon war die Dämmerung eingebrochen und bei Ligny dauerte die Schlacht noch immer gleich mörderisch und unentschieden fort, obgleich Blücher von seinem linken Flügel bei Sombref, der weniger heftig angegriffen wurde, schon Hülfe herbeigezogen hatte. Alle Abtheilungen waren im Gefecht oder hatten gefochten, und frische Haufen waren nicht mehr zur Hand. Plötzlich, gegen 9 Uhr Abends, griff eine starke Schaar Fußvolk, die unter dem Schutze der Dämmerung und eines Gewitterschauers auf der einen Seite das Dorf umgangen hatte, — es waren 8 Bataillone von Napoleons Garden, — die Preußen jenseits an, und von der andern Seite brachen Kürassiere und Garde=Grenadiere gleichfalls gegen sie hervor. Das war ein gefährlicher Augenblick. Der alte deutsche Feldherr vergaß alle Sorge für sein eigenes Leben, jagte an die Spitze des nächsten seiner Reitergeschwader und führte es selbst gegen die stärkeren französischen Haufen. Aber die kleinere, leichter bewaffnete Schaar konnte gegen die gepanzerten Reiter auf ihren hohen Pferden nicht durchdringen, sie wurde zurückgeworfen, einer ihrer Anführer, der tapfere Oberstlieutenant von Lützow, stürzte verwundet und wurde gefangen, und des Feldmarschalls Pferd wurde von einer Kugel durchbohrt. Der Schuß hemmte nicht sogleich seinen Lauf, der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu krampfhaften Sprüngen, bis es plötzlich im vollen Rennen todt zu Boden stürzte. Der theure Greis lag, vom gewaltsamen Sturze betäubt, unter dem todten Pferde. Die französischen Kürassiere sprengten in der Verfolgung heran; die letzten preußischen Reiter waren schon bei dem Feldmarschall vorüber; nur sein treuer Begleiter, der Graf Nostitz, war bei ihm und wollte, nach der altdeutschen Weise des Waffengefährten gegen seinen Herzog, nicht unter den Lebenden gefunden werden, wenn sein Feldherr verderbe. Er sprang vom Pferde und jagte es durch einen Schlag in's weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken. Wirklich jagten sie auch in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken; und als der Sturm sich wieder wendete und die Franzosen zurückgeschlagen umkehrten, sprengten sie noch einmal vorbei. Jetzt erst brachte der treue Nostitz mit Hülfe einiger Ulanen den Feldherrn unter dem todten Pferde hervor. — Wer kann das Unglück ausdenken, wenn nur ein französischer Reiter ihn hier gesehen und durch einen unseligen Schuß seinem theueren Leben ein Ende gemacht oder ihn gefangen genommen hätte! Wer würde das preußische Heer aus seiner Bestürzung aufgerichtet und ihm den Muth also frisch erhalten haben, um am zweiten Tage eine neue Schlacht zu kämpfen? Und wenn diese Schlacht am 18. nicht gekämpft wurde, wie stand es heute mit der Freiheit Europas? Darum sei der Himmel gepriesen, der in so gefährlicher Stunde über dem Leben wachte, an welchem ein großes Unglück hing!

Der gerettete Feldherr bestieg ein Ulanenpferd und eilte zu den Seinigen hinter Ligny zurück. Unterdeß hatten zwei ausgezeichnete Männer, die Generale Gneisenau und Grolmann, den Rückzug des Heeres geordnet. Gneisenau gab die Richtung auf Tilly und Wawre an, um den Engländern zur Seite zu bleiben, obgleich dadurch die Verbindung mit dem Rheine aufgegeben wurde, und Grolmann eilte nach beiden Flügeln, daß sie den Rückzug

des Centrums deckten. Das preußische Fußvolk wehrte sich sehr tapfer gegen die Reiterstürme und gab eine Probe, welcher Muth in der Brust eines jeden Kriegers lebte. Obwohl von allen Seiten umringt, in der Dunkelheit der Nacht, die dem Menschen jede Gefahr vergrößert, schlug sie die Reiterhaufen, so oft sie in ihren Harnischen rasselnd heranbrausten, immer kaltblütig durch ihr Gewehrfeuer zurück und zog sich langsam, festgeschlossen, manche Schaar mit lautem fröhlichen Klang ihrer Feldmusik, gegen Tilly zurück. Hier, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde, stellten sie sich wieder auf, ohne daß der Feind zu folgen wagte. Nur funfzehn Stücke Geschütz fielen ihm in die Hände, die sich in der Dunkelheit im Hohlwege verfahren hatten.

Wenn schon die Schlacht verloren war, so war sie doch ehrenvoll verloren. Nur ein Theil des preußischen Heeres hatte den furchtbaren Kampf gegen Napoleons Hauptmacht mit untadelhafter Tapferkeit bestanden, ja der Sieg war dem Feinde so schwer geworden, daß Napoleon selbst 10,000 Mann vom Neyschen Heerhaufen, der an diesem Tage gegen Wellingtons Vorhut focht, hatte herbeirufen müssen. —

Napoleon hatte nämlich den Marschall Ney und seinen Bruder Jerome mit 42,000 Mann gegen Quatrebras gesendet, um hier mit Gewalt durchzubrechen und die beiden verbündeten Heere gänzlich von einander zu trennen. Der Punkt war glücklich gewählt, denn hier durchkreuzten sich die Chausseen von Charleroi nach Brüssel und von Nivelles nach Namur. Es stand da ein Wegweiser mit 4 Armen, (daher der Name des daneben stehenden Wirthshauses Quatrebras). Wellington, dessen Heertheile zu weit auseinander gelegt waren, konnte nur einen nach dem andern, zum Theil von weiter Entfernung her, gegen den angegriffenen Fleck senden; aber so wie ein jeder anlangte, ohne Reiterei und fast ohne Geschütz, warf er sich muthig dem Feinde entgegen. Da focht der Erbprinz von Oranien mit seinen Niederländern; der Prinz Bernhard von Weimar mit den Nassauern; der General Picton mit Engländern und General Alten mit Hannoveranern. Sie konnten den feindlichen Strom in seinem Laufe wohl aufhalten, aber nicht gänzlich zum Stehen bringen. Endlich langte auch der tapfere Herzog Friedrich von Braunschweig dem Feinde gegenüber an, der ihm schon einmal sein Erbland geraubt hatte und es vielleicht hier, auf diesen Feldern, wieder zu erobern hoffte. An der Spitze seiner schwarzen Husaren stürzte sich der Herzog auf diesen Feind und hielt sein Vordringen auf, und als er noch nicht weichen wollte, führte er auch das Fußvolk gegen ihn. Da aber traf ihn die tödtliche Kugel, die ihn zu seinen ruhmwürdigen Vätern rufen sollte; sie drang durch seine Brust, und der Held sank vom Rosse herab. Er war ein Fürst, der die Sache des deutschen Vaterlandes warm in seiner Brust trug und nie sein Schwert für Frankreich gezogen hatte. Ehre ruht auf seinem Namen!

Der Kampf dauerte noch immer heftig fort. Die Braunschweiger rächten ihres Herzogs Blut in dem der Feinde. Der Erbprinz von Oranien warf sich mit einem Haufen niederländischer Reiter kühn in die französischen Reihen; sein Eifer hatte ihn zu weit geführt, er wurde umringt. Da eilte das siebente Bataillon der Niederländer ihm nach und befreite ihn aus der Feinde Mitte. Begeistert riß der Prinz den Orden, den er auf seiner Brust trug, herab, und warf ihn mitten unter seine treuen Krieger. „Kinder", rief er, „Ihr habt ihn alle verdient!" und sie nahmen das Ehrenzeichen und hefteten es an ihre Fahne.

Solche Tapferkeit und Todesverachtung konnte nicht ohne Früchte bleiben; die Feinde kamen nun selbst in's Gedränge, und Ney wollte seinen Rückhalt von 10,000 Mann zu Hülfe rufen. Aber siehe, sie waren verschwunden; Napoleon hatte sie plötzlich gegen die Preußen nach Ligny herbeigerufen und Ney sah sich genöthigt, alle Vortheile aufzugeben und nach Frasne zurückzuweichen. Das Fehlen dieser 10,000 Mann, die hin und hermarschirten, ohne zum Gefecht zu kommen, hat Napoleon an einem noch vollständigeren Siege bei Ligny und den Marschall Ney gehindert die schon errungenen Vortheile bei Quatrebras zu behaupten oder gar weiter zu verfolgen. Welchen andern Ausgang hätte der ganze Krieg nehmen können, wenn jenes Korps im rechten Augenblick am Abend in Napoleon's Hand gewesen wäre, als er neben Ligny hervorbrach. Es waren bei Quatrebras auf jeder Seite 3—4000 Mann gefallen, und da, wo Napoleon mit den Preußen focht, gewiß von jeder 11—12000; und doch hatte so viel Blut den Kampf noch längst nicht entschieden.

e. Die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo am 18. Juni 1815.

Wellington und Blücher führten beide ihr Heer am 17. etwas rückwärts, um enger mit einander vereinigt zu sein. Napoleon aber glaubte die Preußen so vernichtet und erschrocken, daß sie eilig über Mastricht an den Niederrhein zurückweichen würden; daher schickte er ihnen nur den Marschall Grouchy mit 32,000 Mann und dem Befehle nach, „sie in den Rhein zu stürzen"; und von den Engländern fürchtete er nichts weiter, als daß sie ihm entweichen und zu einer ordentlichen Schlacht es gar nicht kommen lassen würden. Deswegen sollte ihnen Vandamme, der eine Strecke Weges mit Grouchy zog, über Wawre und Brüssel herum, in den Rücken gehen. Aber mit den beiden Bundesheeren stand es ganz anders! Wellington hatte sich eine treffliche Stellung, vier Stunden auf der Mittagsseite von Brüssel, auf den Hügeln von Mont St. Jean ausersehen; da lag der große Wald von Soignies in seinem Rücken und vor ihm einige gut zu vertheidigende Höfe. Wenn ihm sein Waffengenosse Blücher einen Heerhaufen zur Unterstützung senden könne, ließ er diesem sagen, so wolle er hier mit 80,000 Mann gegen Napoleon die Schlacht annehmen. Es war in der Nacht, als diese Botschaft kam, und der Feldmarschall schlief. Man weckte ihn. Er antwortete: „Nicht mit einem Haufen, sondern mit dem ganzen Heere will ich kommen, und wenn die Franzosen nicht angreifen, so wollen wir sie angreifen." — Dann legte er sich wieder hin und schlief bis an den Morgen. Und als am Morgen noch Regengüsse vom Himmel herabstürzten, sprach er in heiterer Ahnung: „Siehe da, unsere Alliirten von der Katzbach!"

In solcher Zuversicht durfte der von seinem Sturze noch Schmerzen leidende Held am Tage nach einer verlorenen Schlacht reden; das wird ihm und seinem Heere zum ewigen Ruhme gereichen. Das Heer war im unaufhörlichen, stürmischen Regen gelagert, stumm, unmuthig und niedergeschlagen wegen des Rückzuges. Da erscholl auf einmal, noch in der Nacht des 17. auf den 18., das alte, wohlbekannte, theure Wort: „Es geht wieder vorwärts!" Ein Haufe rief es jubelnd dem andern zu und in wenigen Augenblicken war in den Tausenden, die so eben schweigend da lagen, das regste Leben aufgeweckt. Ehe der Tag grauete, waren sie

schon in Bewegung, um auf einigen Seitenstraßen dem französischen Heere, wenn es in heißer Arbeit mit Wellington begriffen wäre, in die rechte Flanke zu fallen.

Als am Morgen des 18. Juni die beiden feindlichen Armeen einander gegenüber standen, und das englische Heer noch auf den Höhen vor dem Walde von Soignies gesehen wurde, war Napoleon sehr froh und rief aus: „Ha! nun hab' ich sie, diese Engländer!" Und sobald der Regen etwas nachgelassen hatte und die tief durchweichten Felder eine Bewegung des Geschützes erlaubten, machte er seine Anstalten zur Schlacht. Sein Heer stand auf den Höhen von Belle Alliance, zwischen diesen und den englischen Höhen war ein Thalgrund von etwa 1800 Schritt Breite. Rechts vor Wellington's Mittelpunkte lag ein Vorwerk, Hougomont, und weiter links ein anderes, La Haye Sainte; die hatte der Feldherr als kleine Festungen vor seiner Schlachtordnung besetzt und beide mußten genommen werden, wenn Napoleon frei an die englischen Reihen selber kommen wollte. Daher ließ er sie gegen 12 Uhr Mittags, zuerst Hougomont, angreifen. Sein Bruder Jerome zog gegen dasselbe heran, der früher kein Kriegsheld gewesen war, nun aber um sein verlorenes Königreich sehr heftig stritt. Er führte das zweite französische Armeekorps gegen dieses Vorwerk, welches von etwa 1000 Mann der englischen Garde besetzt war, welchen später noch Braunschweiger und Nassauer zu Hülfe kamen; und so tapfer vertheidigten sich diese trefflichen Krieger, daß jene sie nicht vom Platze verdrängen konnten, selbst nachdem sie den Hof in Brand geschossen hatten. Er blieb am Ende des Tages in den Händen der Engländer. La Haye Sainte war vom zweiten Bataillon der englisch-deutschen Legion unter dem Major Baring besetzt, welchem später noch einige Kompagnien zu Hülfe geschickt wurden. Drei heftige Angriffe schlug diese tapfere Schaar mit dem unerschütterlichsten Muthe bis 6 Uhr Abends ab, bis ihre letzte Patrone verschossen war; da mußten sie weichen und sich zu ihren Freunden durchzuschlagen suchen; aber am Abend fanden sich von den 400 Mann dieses Bataillons nur noch zweiundvierzig Kampffähige vor.

Unterdeß hatte Napoleon gegen 2 Uhr wiederholte Angriffe gegen die Höhen von Mont St. Jean unter dem Marschall Ney angeordnet. Achtzig Kanonen eröffneten ihr Feuer auf die jenseitigen Höhen, Fußvolk und Reiterei zogen in vier großen Kolonnen neben und hinter einander zuerst in den Thalgrund hinab und dann die Hügel hinan, gerade gegen die englischen und deutschen Reihen. Die französische Reiterei gedachte das Geschütz der Gegner durch schnellen Sturm zu nehmen; aber nicht so bald war sie nahe genug hinan, als erst das Geschütz, dann das Fußvolk sie mit zerstörendem Feuer empfing, und die englische Reiterei, die verdeckt in einigen Gründen dahinter gehalten hatte, durch die Zwischenräume der Vierecke plötzlich gegen sie und gegen die französische Infanterie hervorbrach. Da wurde mit beispielloser Erbitterung zwischen den beiden Völkern gefochten, die schon lange sich haßten. Aber trotz der größeren Zahl der Franzosen bewies sich im Einzelkampfe die englische Reiterei überlegen über die französische, so daß diese bei jedem Zusammentreffen geworfen und zerstreut wurde. Allein ein Theil der englischen Reiterei verfolgte in ihrem Eifer in aufgelösten Gliedern den Feind zu weit und litt von frischen französischen Haufen schweren Verlust. Die Franzosen sammelten sich wieder und erneuerten den Kampf: Es war nach 3 Uhr, als Napoleon einen zweiten Hauptsturm unter Ney's Anführung,

8 Kürassier-Regimenter in ihren polirten Eisenharnischen voran, auf die Mitte der englischen Linie anordnete. Gerade in diesem Mittelpunkte, auf der Straße von Genappe nach Brüssel, wo der Marschall Ney mit aller Gewalt durchbrechen wollte, neben den englischen Garden, stand der hannoversche General Alten mit Hannoveranern und der deutschen Legion am heißen Platze und hat den deutschen Waffenruhm zu seiner und der Seinigen Ehre trefflich behauptet. Diese 8000 Männer der hannoversch-deutschen Legion konnten von sich rühmen, daß sie nun zwölf Jahre lang, seit die Franzosen das hannoversche Land besetzten, den argen Feind ihres Vaterlandes unermüdlich bekämpft hatten, wo sich nur ein Kampfplatz für sie zeigte. In Sizilien, in Portugal, in Spanien und in Südfrankreich hatten sie sich mit den Gegnern gemessen und von ihrem großen Feldherrn das ausgezeichnetste Lob geerntet. Jetzt kämpften sie nun die größte, die wahre Entscheidungsschlacht und sie haben keinen geringen Theil an ihrem herrlichen Ausgange. Die Zahl der bei Waterloo gefallenen und verwundeten hohen Offiziere giebt ein Zeugniß für die Tapferkeit dieser Schaar. Auch der General Alten wurde schwer verwundet.

Vor Allen muß aber auch der englische Feldherr selbst gepriesen werden. Das waren die Stunden, da er sich in seiner ganzen Feldherrngröße zeigte. Klar, ruhig, mit unerschütterlicher Entschlossenheit, übersah er alles, wußte für jeden drohenden Augenblick eine Hülfe und eilte gewöhnlich selbst dahin, wo der Streit am heißesten war. Wo ein Haufe, ein Viereck eben einen furchtbaren Anfall ausgehalten hatte oder ihm entgegensah, da stärkte er ihn mit Worten, die in die Seele drangen. Es war ein denkwürdiges Wort, als er einer hartbedrängten Schaar zurief: „Kinder, wir müssen uns tapfer halten, wir dürfen nicht geschlagen werden; was würde man in England sagen?" Sein Leben galt ihm nichts, wenn nur der Ehrenplatz behauptet wurde; und als seine Reihen schon sehr dünn geworden waren, als manches zerschossene Geschütz schon rückwärts gefahren wurde, und die entsetzlichen Stürme doch nicht nachließen, da setzte er sich, um den Seinigen die feste Entschlossenheit seiner Seele zu zeigen, auf die Erde nieder und sprach: „Hier werde ich bleiben und keinen Fußtritt von dannen weichen." Durch solche Heldengröße angefeuert setzten die tapfern Engländer und Deutschen dem Ungestüm der französischen Reiter die kaltblütigste Unerschrockenheit entgegen, in festen Vierecken, von je zwei Regimentern geschlossen, erwarteten sie dieselben bis auf dreißig Schritt, nahmen die Artilleristen, welche ohne Schutz waren, in ihre Mitte und gaben erst dann die vollen Salven. Doch schlossen sich die Reihen der Kürassiere wieder und jagten durch die Zwischenräume der vorderen Treffen bis zum dritten, aber überall prallten sie von den geschlossenen Vierecken zurück. Auch dieser zweite Sturm wurde zurückgeschlagen.

Napoleon war auf seinem Hügel bei Belle Alliance, von wo er das Schlachtfeld überschaute, in der heftigsten Bewegung, und obwohl keine Gebehrde es äußerlich verrieth, so kochte es doch innerlich vor Zorn in ihm über den Widerstand der kleineren Anzahl, den er so nicht berechnet hatte. Wenn ihm gemeldet wurde, wie schwierig die Sache an diesem oder jenem Orte stehe, so antwortete er nur mit den Worten: „Vorwärts, vorwärts!" Vor der Uebermacht, meinte er, müsse die Tapferkeit doch endlich unterliegen, und um 3 Uhr Nachmittags hatte er schon einen Siegesboten nach Paris abgesendet und seine Umgebung eingeladen, mit ihm in Brüssel zu

Abend zu speisen. Und wahrlich, wenn nicht bald Hülfe kam, so gewann der finstere Geist, der für ihn stritt, an diesem Abende dennoch den Sieg. Schon hatte Wellington seinen ganzen Rückhalt heranziehen und seinen linken Flügel fast entblößen müssen, um nur den Mittelpunkt zu behaupten. Zehntausend seiner tapferen Krieger sah er schon entseelt um sich liegen, eben so viele waren verwundet, und die Lebenden hatten in achtstündiger Kriegsarbeit fast die letzte Kraft aufgewendet; die Franzosen aber hatten wirklich um 6 Uhr Abends eine Stellung dicht an seinen Hügeln gewonnen, indem sie das Gehölz bei Hougomont und das Vorwerk La Haye Sainte besetzt hatten und besonders auf den linken Flügel der Engländer mit immer neuen Haufen andrängten. Da sprach der englische Feldherr seufzend: „Ich wollte es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!“ Und als er nun bald darauf den Donner ihres Geschützes im Rücken des Feindes vernahm, da konnte er die heftige Bewegung der Seele und das Gefühl des Augenblicks, an welchem das Schicksal Europa's hing, nicht zurückhalten. Thränen drangen aus seinen Augen und begeistert auffahrend rief er: „Nun, da ist der alte Blücher!“

Das preußische Heer war durch sehr schlechte, vom Regen beinahe grundlos gemachte Wege, besonders durch die Hohlwege bei St. Lambert, aufgehalten worden und um 5 Uhr Abends waren erst zwei Brigaden von Bülow's Heerhaufen in dem Walde bei Frischermont angekommen, wo sich alle sammeln und zum plötzlichen Anfalle verdeckt aufstellen sollten. Allein der Augenblick dringender Entscheidung war gekommen; drüben war das englische Heer noch im heftigsten und kaum zu ertragenden Kampfe begriffen. Die preußischen Feldherren beschlossen daher mit dem, was zur Hand war, nur gleich den Angriff zu machen, und so brach Bülow mit den zwei Brigaden aus dem Walde hervor, die Anhöhen hinab, in den Rücken von Napoleons rechtem Flügel. Es war ein furchtbar schöner Anblick, wie die Haufen der Preußen, in geschlossener Ordnung, von den stufenartig gebildeten Höhen herabstiegen, eine Schaar über der andern, und das Geschütz zwischen ihnen, welches schon in mehreren Reihen über einander sein Feuer hinabsendete. Erst im Schritte, dann im Laufe, die Reiter trabten voran, ging's die Hügel hinunter, und immer neue Schaaren traten aus dem Dunkel des Waldes hervor. — Der Feind verlor jedoch die Besonnenheit nicht, er wandte sogleich den ganzen Rückhalt unter dem General Mouton gegen die Preußen, und es begann ein möderischer, noch lange unentschiedener Kampf, während die Angriffe gegen die Engländer gleichfalls fortdauerten.

Denn eben jetzt, es war 7 Uhr Abends, wollte sie Napoleon durch einen letzten unwiderstehlichen Sturm von den lange behaupteten Hügeln in den Wald von Soignies zurückwerfen und alsdann seine ganze Macht gegen die Preußen wenden. Aus dem noch übrigen Theile seiner Garden und den noch in Reserve gehaltenen Grenadieren bildete er einen Angriffskeil, furchtbarer als alle vorhergehenden, und führte ihn selbst gegen die entscheidenden Höhen, von welchen schon ein Theil seit 5 Uhr besetzt war. Vier Bataillone der mittleren Garde, vom Marschall Ney zu Fuße angeführt, — sein Pferd, das fünfte an diesem Tage, war unter ihm erschossen, — bildeten den Vortrab. In dichten geschlossenen Haufen, gleich dem schweigend und dumpf herannahenden Ungewitter, stiegen die alten Krieger, denen keine Gefahr neu und keine zu groß war, hinan. Wellington sah sie herankommen und erkannte, daß dieses nun die letzte, verzweifelte und deshalb

gefährlichste Anstrengung des Feindes sei. Er stellte sein Geschütz auf die rechten Flecke, dahinter sammelte er von seinem linken Flügel, der eben jetzt durch die Preußen unter Zieten verstärkt worden war, 8000 Mann Fußvolk und Reiterei, ließ die Männer, die schon ein schweres Tagewerk bestanden hatten, sich einen Augenblick lagern und ruhen; und als nun der französische Sturmhaufe bis auf 50 Schritte nahe war, so daß kein Schuß auf die dichten Massen verloren ging, da rief Wellington, der herbeigesprengt war, „Auf, Garden!" und plötzlich sprang eine in einer Niederung gelagerte Linie Grenadiere, fest geschlossen, vom Boden empor und ihr wohlgezieltes Feuer warf viele Hunderte nieder. Auch das Geschütz donnerte in die französische Kolonne und ein Bajonettangriff warf sie vollends in die Flucht. Dennoch wäre Napoleons Ziel vielleicht erreicht worden, wenn, nach seinem Plane, der Hauptstoß durch die übrigen Bataillone der Garde, welche folgten, hätte ausgeführt werden können; allein eben an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, mußte dieser ausgesuchte Schlachthaufe gegen den tapfern Blücher gekehrt werden, der mit dem Zieten'schen Heertheile von Wellington's linkem Flügel her mit Ungestüm vordrang. Von drei Seiten wurde jetzt Napoleons rechter Flügel bestürmt; er wich. Im Sturmschritt, unter Trommelschlag, ging's immer heftiger auf ihn ein; zugleich ging Lord Wellington mit seiner ganzen Schlachtreihe, so ermüdet die Truppen waren, unaufhaltsam vorwärts. Es entstand ein entsetzliches Blutbad. Da fiel Friant, einer der ersten Gardeanführer; General Cambronne, der mit Napoleon auf der Insel Elba gewesen war, wurde von dem hannoverschen Obersten Halket gefangen genommen; von allen Seiten ertönte das Geschrei der englischen Reiter, sich zu ergeben. „Die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt!" erschallte es aus den Vierecken der alten Garde; aber die schottischen Grauen zersprengten sie. Auch von der anderen Seite fiel mancher tapfere Mann; doch war die Schlacht auf dieser Stelle entschieden. Unaufhaltsam stürzten die Ueberbleibsel der Garde und der übrigen Angriffshaufen wieder die Anhöhen hinunter.

Noch ging der Rückzug des Feindes in einiger Ordnung, so lange das fast im Rücken von Belle Alliance liegende Dorf Planchenois, welches schon mehrmals erobert und wieder verloren war, gegen die Preußen behauptet wurde; es stritten dort 12 Bataillone der jungen Garde, welche der alten Garde zu Hülfe geschickt waren. Aber es sollte an diesem Abende noch alles zusammenbrechen. Die Preußen ließen in ihren heftigen Stürmen nicht nach, und endlich schlugen ein paar Landwehrregimenter, in ihren abgetragenen zerrissenen Röcken, die von Gold glänzenden Garden aus dem wichtigen Dorfe. Von da an wurde aus dem Rückzuge Flucht, die bald alles wilder und immer wilder mit sich fortriß. „Rette sich, wer kann!" so erscholl es von allen Seiten. Es war kein Befehl mehr, sondern ein jeder folgte seinem Triebe des Lebens, und die ersten Befehlshaber, die sonst nur mit fürstlichem Glanze umgeben sich zeigten und selbst bei der schrecklichen Flucht über die Beresina noch ihr Ansehen behauptet hatten, wurden jetzt, den gemeinen Kriegern gleich, mit dem Strome fortgerissen, und Hoch und Niedrig hatte keine Bedeutung mehr. Solche Bestürzung und gänzliche Auflösung war noch nie in dem französischen Heere erhört worden. Dazu wurde es Nacht, und die Schrecken der Todesgefahr erschienen wie Riesenschatten vor den Augen der Fliehenden.

So standen die Dinge, als der Feldmarschall Blücher und der Lord

Wellington, durch eine anmuthige Gunst des Zufalls (wie es der preußische Schlachtbericht schön erzählt), an eben dem Orte zusammentrafen, wo Napoleon sich während der Schlacht befunden. Es war nicht weit von der Meierei La Belle Alliance (der schöne Bund) genannt, auf einer Anhöhe im Mittelpunkt der französischen Stellung. Freudig umarmten sich hier die sieggekrönten Feldherren; der Feldmarschall aber befahl nachher, zum Andenken des schönen Bündnisses der Völker, die hier ohne Eifersucht zusammen gestritten, und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren, daß diese Schlacht die Schlacht bei Belle Alliance genannt werden sollte. Wegen der Verfolgung des Feindes machten die Heerführer aus, daß dieselbe der Preußen Arbeit sein sollte, welche noch die Frischeren an Kräften waren. Da versammelte der Feldmarschall seine Anführer, und wohl wissend, daß wer Großes ernten will, nicht halbe Arbeit verrichten muß, befahl er, „daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werde." In des unermüdlichen, ritterlichen Gneisenau's Hände, der in diesen Tagen sich überall so sehr in die Gefahr gestürzt hatte, daß zwei Pferde unter ihm getödtet und der Griff seines Degens von einer Kugel zerschmettert war, gab er den flüchtigen Feind. Und rasch setzte sich Gneisenau an die Spitze der ersten Reiter- und Schützenhaufen, die er fand; ein paar Stücke leichten Geschützes dienten, die Feinde aus allen Lagerplätzen aufzuschrecken, wo sie endlich, nach so harter Tagesarbeit, auszuruhen gedachten. Denn kaum hörten sie das Wirbeln der Trommeln und den Klang der Flügelhörner, so erhob sich die wilde Flucht von Neuem; und wohl von zehn Lagerplätzen nach einander wurden sie vertrieben, daß ihnen Kraft und Athem vergingen. Der Mond erhellte mit seinem klaren Lichte die weite Gegend und leuchtete den Verfolgern. Die Heerstraße sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverkarren, Wagen, Gewehren und Trümmern aller Art übersäet. Als zuletzt die ermüdete Infanterie, welche an diesem Tage 20 Stunden marschirt war, nicht mehr folgen konnte, nahm Gneisenau auf einem Wagenpferde Napoleons, welches in Genappe erbeutet war, den letzten Tambour mit, dessen Trommelschläge die Franzosen glauben machten, das Fußvolk sei wieder auf ihren Fersen.

Als nämlich die Preußen in dem Städtchen Genappe anlangten, hatten sich die Franzosen mit umgeworfenen Wagen und Geschützen verrammelt und schienen Widerstand leisten zu wollen. Ihr Kaiser war darin und wollte in seinem Wagen eine Stunde Ruhe genießen. Doch einige Kanonenschüsse, ein Hurrah, und die Stadt war genommen. Es gab eine schreckliche Verwirrung. Die Wagen Napoleons und seiner Minister und Heerführer hatten sich in wilder Hast zusammengefahren, die Preußen drangen mitten in das Getümmel hinein, hieben die Kutscher herunter, waren hart an Napoleons Wagen, und der geängstete Mann, vor dessen Wort noch vor einigen Stunden Tausende zitterten, der am Morgen dieses Tages keine andere Furcht hatte, als daß die Feinde ihm nicht Stand halten würden, er mußte so eilig aus seinem Wagen springen, daß er seinen Degen zurückließ und seinen Hut vom Kopfe verlor. Im Getümmel und unter dem Schutze der Nacht entkam er aus dem Orte. In diesem Augenblicke geschah seine wahre Absetzung und die Vernichtung seiner Herrschaft. Seine Abdankung vor einem Jahre, auf dem Papiere, war nur ein halbes Werk gewesen, mit dem Worte erhandelt und leicht durchs Schwert wieder gebrochen. Das Schwert, wie es ihn groß gemacht, mußte ihm auch die stolze Krone vom

Haupte schlagen und sein eigenes Schwert mußte aus seiner Hand gewunden werden. Das war in dieser Nacht vollbracht und die Welt war fortan von ihm erlöst. — Auch den schwarzen preußischen Adlerorden, den er einst, als er in der Reihe der Fürsten Europas dastand, getragen hatte, eroberten die tapfern Preußen unter vielen anderen Kostbarkeiten in diesem Wagen und schickten das mit Ehren erstrittene Unterpfand ihrem Könige zurück; der König schenkte es seinem General Gneisenau als ein Ehrendenkmal dieser ruhmvollen Nacht, und Gneisenau hatte die Auszeichnung verdient; seine rastlose Verfolgung hatte die Niederlage des französischen Heeres vollendet. Als er bei Tagesanbruch bei Frasne ankam, hatte er nur noch etwa funfzig Mann bei sich, aber vom Feinde war keine Spur mehr.

Es war ein Sieg, wie die Geschichte bis dahin kaum einen ähnlichen aufzuweisen hatte. Nur Trümmer des französischen Heeres waren entflohen, dreihundert Stücke Geschütz und fünfhundert Pulverwagen waren erbeutet und der Weg nach Frankreich stand den Siegern ohne Hinderniß offen. So große Erfolge waren über aller menschlichen Erwartung und Berechnung; sie waren ein Geschenk höheren Beistandes und dadurch erworben, daß nicht die Begierde, der Eigennutz und die kalte Klugheit den Streit ausgefochten hatten, sondern die Begeisterung des Gemüthes in Hohen und Niederen. Darum war es auch kein Kampf der überfeinen Kriegskunst gewesen, welche die Einzelnen zu willenlosen Werkzeugen ihrer Berechnungen macht, kein künstlicher Streit aus der Ferne, mit Listen und Umgehungen; kein freiwilliger Rückzug zu rechter Zeit, um am günstigern Orte das Blutvergießen zu erneuern; sondern eine Schlacht in der Nähe und eine ungeheure Anstrengung aller Kräfte, Mann gegen Mann, wie die Schlachten des Alterthums, wenn Völker gegen einander standen und ein jeder Einzelne das Kriegsfeuer in seinen Adern fühlte. Selbst die Feldherren befanden sich oft mitten im Schlachtgewühle, so daß um sie her die Freunde sanken und nur eine höhere Hand sie selbst rettete. Und sie erkannten es, daß nicht sowohl ihr Verstand, als der treibende Geist in ihren Heeren den Sieg gewonnen habe. Der Lord Wellington schreibt in einem Briefe: „Nicht ihm komme die Ehre des Sieges zu, sondern der körperlichen Kraft und dem standhaften Muthe seiner Krieger." Und der Feldmarschall Blücher, der immer die Volkskraft in ihrer ganzen Bedeutung erkannt hat, rief seinem Heere nach dem wichtigen Tage zu: „Ihr habt große Dinge gethan, Ihr, meine braven und hochgeachteten Waffengefährten! Zwei Schlachten habt Ihr in drei Tagen geliefert. Die eine war unglücklich und dennoch war Euer Muth nicht gebeugt. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich eine Schlacht wieder wagen. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebrochen werden!"

f. Napoleons Ausgang.

Der Zug der beiden Heere gegen Paris war von nun an ein unaufhaltsamer Siegesgang, rechts das englische und links das preußische Heer. Zwar kamen ihnen Boten entgegen, die sie bereden wollten, inne zu halten oder auch umzukehren; denn alle Ursache des Krieges sei nun plötzlich verschwunden, Napoleon habe vier Tage nach der Schlacht seine Krone zum zweiten Male niedergelegt. Aber die Feldherren achteten solcher Kunstgriffe

nicht; mit raschen Schritten zogen sie der Hauptstadt zu und standen schon am elften Tage nach der Schlacht vor ihren Thoren. Davoust, Grouchy, Vandamme und andere Anführer hatten wieder an 60,000 Mann gesammelt und den Montmartre gegen die Heranziehenden stark besetzt. In der Stadt war ein großer Lärm. Die Einen wollten sich ergeben, die Anderen auf Leben und Tod sich vertheidigen; Einige wollten Ludwig XVIII. zurückholen, Andere riefen den unmündigen Napoleon II., der in Wien war, zum neuen Kaiser aus. — Indeß hatten die beiden Heerführer ruhig ihre Anstalten getroffen; die Engländer nahmen ihren Platz dem Montmartre gegenüber; die Preußen gewannen durch schnelle Wendung den Uebergang über die Seine, kamen dadurch an die unbewahrte Abendseite der Stadt, schlugen Vandamme, der bei Issy hervorbrechen wollte, am 2. Juli blutig zurück und bereiteten sich zum Sturme. Da entsank denen drinnen der Muth und sie übergaben am 7. Juli die Stadt, nachdem Davoust mit den übrigen Soldaten nach der Loire abgezogen war.

In ernsterer und strengerer Weise, als bei der ersten Einnahme, wurde die entartete Hauptstadt behandelt; sie mußte auch den Schatz ihrer zusammengeraubten Kunstwerke herausgeben, der ihr ein Mal großmüthig geschenkt war. Und als nun auch die anderen Kriegsheere Oestreichs, Deutschlands und Rußlands von Süden und Osten herangekommen waren, da war ganz Frankreich der fremden Gäste voll, die nun nicht so schnell das Land verließen. Im zweiten Pariser Frieden nämlich, der am 20. November 1815 mit Ludwig XVIII. geschlossen wurde, mußte Frankreich 700 Millionen Francs als Kriegskontribution an die Verbündeten versprechen und behielt bis 1818 in siebenzehn seiner Festungen eine Besatzung von 150,000 Mann unter dem Oberbefehle des Herzogs von Wellington.

Sein wiedergekehrter Kriegsmann aber, der ihm dieses alles angerichtet, wollte, als sein Wagestück gänzlich mißlungen war, wenigstens sein Leben unverletzt davon bringen. Als es ihm nicht gelang, unerkannt auf einem Schiffe nach Amerika zu entkommen, gab er sich zu Rochefort den 10. Juli den Engländern, die vor dem Hafen Wache hielten, gefangen. Darauf wurde er, um ihn für Europa unschädlich zu machen, weit hinaus in das große Weltmeer, wohl achthundert Meilen von Europa, auf die einsame, unwirthbare Insel St. Helena in strengen Verwahr gebracht. Da hat er, ausgeschlossen von der freien menschlichen Gemeinschaft, noch sechs Jahre lang gelebt, als ein von Gott Gezeichneter, der das Blut seiner Brüder für nichts achtete. „Er hat", so lautet das ernste Wort eines edlen Zeitgenossen[1]) über ihn, — „er hat das Wort, das ewig wie eine Scheidewand zwischen der Menschlichkeit und der Unmenschlichkeit unseres Geschlechtes feststeht; das von jeher das Losungswort aller die Menschheit gering achtenden Gewalthaber war; das Wort, das Kain gegen Gott selber auszusprechen wagte; das Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" auf seinem Throne mit einer Kraft und einem Glücke ausgesprochen, wie vor ihm noch kein Mann auf dem Throne; und es ging lange, sehr lange, ehe er für dieses Wort der Lästerung gegen die Menschennatur unstät und flüchtig werden mußte auf der Erde."

Am 5. Mai 1821 ist Napoleon auf der Insel St. Helena gestorben.

---

[1]) E. M. Arndt.

14. Der Wiener Kongreß.

Zwischen den ersten Frieden von Paris und den neuen Krieg von 1815 fallen die wichtigen Verhandlungen des Wiener Kongresses.

Die Verhältnisse Europas und besonders Deutschlands, die durch die französische Revolution und durch Napoleon gänzlich aus ihren Fugen gebracht waren, mußten von Neuem geordnet werden. Es versammelte sich zu diesem Zwecke im Oktober 1814 ein Kongreß von Monarchen und hohen Staatsbeamten, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen hatte, in der Hauptstadt des östreichischen Kaiserstaates. Die Kaiser von Oestreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, die Mehrzahl der übrigen deutschen Fürsten, alle mit ihren ersten Räthen; die Vertreter von England, Frankreich, Spanien, Portugal, Schweden, den italienischen Staaten, der Schweiz, waren versammelt; ganz Europa war vertreten; denn es handelte sich um die Interessen von ganz Europa.

Den Mittelpunkt jedoch bildeten die deutschen Angelegenheiten. Die beiden deutschen Großmächte, Oestreich und Preußen, mußten möglichst wieder zu Größe und Bedeutung erhoben werden. Auch für die übrigen deutschen Länder wurde der Grundsatz festgehalten, daß sie mindestens in dem Umfange verbleiben sollten, den sie zufolge des Lüneviller Friedens inne gehabt hatten. Nur das Königreich Sachsen wurde von Rußland und Preußen als ein erobertes Land betrachtet, welches zur Entschädigung für die Sieger benutzt werden könne, weil sein König an dem Bunde mit Napoleon bis zu dessen Vertreibung aus Deutschland festgehalten hatte. Das sächsische Land war durch den Kaiser Alexander dem Könige von Preußen zugesichert worden als Entschädigung für Abtretungen in Polen, die Alexander zu seinem Reiche schlagen wollte; es sollte ein Königreich Polen als gesonderter, mit eigener Verfassung bestehender Theil des russischen Reiches hergestellt werden. Es entstand aber darüber auf dem Kongreß eine gefährliche Spaltung. Oestreich, England und Frankreich wollten das russische Reich nicht noch weiter nach Westen vorgerückt sehen; andererseits regte sich in manchen die Theilnahme für das sächsische Fürstenhaus, das eine völlige Einbuße seines Länderbesitzes doch nicht verdient zu haben schien. Am meisten schürte der Gesandte Frankreichs, der schlaue Talleyrand, dem diese Gelegenheit willkommen war, die Stimme Frankreichs in dem europäischen Rathe sogleich wieder zur Geltung zu bringen. Es kam dahin, daß Frankreich, England und Oestreich im Januar 1815 heimlich ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland und Preußen schlossen, und der Ausbruch eines Krieges nahe bevorstand. Aber eine höhere Fügung verhinderte denselben. Die Rückkehr Napoleons von Elba brachte schnell die Einigkeit zurück. Man verglich sich, und am 3. Mai wurden die Verträge zwischen Oestreich, Rußland und Preußen geschlossen, durch welche die polnisch-sächsische Frage ihre Erledigung fand. Preußen begnügte sich mit dem größeren, aber schwächer bevölkerten Theile von Sachsen, welcher seinen Provinzen am nächsten lag; das übrige Gebiet mit den Städten Dresden und Leipzig wurde dem Könige Friedrich August zurückgegeben. Vom Großherzogthum Warschau erhielt es die heutige Provinz Posen, während das übrige Großherzogthum zu einem mit Rußland verbundenen Königreich Polen erhoben ward. Oestreich bekam Ostgalizien und Wieliczka zurück; die Stadt Krakau mit ihrem Kreise bildete fortan einen selbständigen Freistaat.

Nachdem die polnisch-sächsische Angelegenheit auf diese Weise entschieden war, ergaben sich die übrigen Anordnungen leicht.

Preußen, welches außer den Abtretungen in Polen seine alten Besitzungen **Ansbach** und **Bayreuth** an Bayern, das wichtige **Ostfriesland** nebst **Hildesheim**, **Goslar** (S. 332) und **Lingen** an Hannover überließ, erhielt dafür außer **Posen** und dem größeren Theil von **Sachsen** das Herzogthum **Westfalen** nebst Korvey und Dortmund, und das **Siegener Land**, ferner den größten Theil der jetzigen Rheinprovinz (die Herzogthümer **Jülich** und **Berg** (S. 156) und das bedeutendste Stück der ehemaligen Kurlande von Köln und Trier), so daß die reichen Fabrikgegenden des bergischen und rheinischen Landes und die wichtigen Städte Düsseldorf, Elberfeld, Köln, Bonn, Koblenz, Aachen, Trier u. a. fortan zum preußischen Staate gehörten. Trotz dieser bedeutenden Erwerbungen jedoch blieb der äußere Umfang desselben hinter dem von 1795 und 1806 zurück. Was aber an Land eingebüßt wurde, wurde an Deutschthum gewonnen; unter allen Staaten hatte jetzt Preußen die meisten Unterthanen deutscher Zunge (14 Mill.). Sein Ländergebiet reichte, wenn auch von anderen deutschen Ländern, namentlich Hannover, unterbrochen, quer durch Deutschland von den Grenzen Rußlands bis zur französischen Grenze, und damit fiel ihm die natürliche Aufgabe zu, nach Ost und West fortan allezeit Deutschlands Hüter und Schild zu sein und für des gemeinsamen Vaterlandes Schutz und Ehre stets wach und gerüstet sich zu halten.

Oestreich, welches (abgesehen von den früher öster. Niederlanden, die mit Holland [nebst Luxemburg und Lüttich] bis zum Jahre 1830 das Königreich der vereinigten Niederlande bildeten) das Gebiet der freien Stadt Krakau, außerdem seine **vorderen Lande** an Baden und Würtemberg verlor, empfing dagegen sein treues **Tyrol**, **Salzburg** (außer Berchtesgaden), **Vorarlberg** und das **Innviertel** zurück. Es hatte fortan im Westen Deutschlands gar keine Besitzungen mehr, wurde mit denselben ganz auf den Südosten beschränkt und zählte überhaupt nur noch etwa 10 Millionen deutschredender Unterthanen. Seine Haupterwerbungen machte es außerhalb Deutschlands auf italienischem Boden, wo es durch Wiedererwerbung von **Mailand** (S. 144 u. 217) und der **ehemaligen venetianischen Republik**[1]) (S. 217 u. 230) eine sehr bedeutende Stellung gewann[2]). Da es zugleich **Illyrien**[3]) (S. 243) wieder bekam, so zog es nicht nur die Küsten des adriatischen Meeres wieder in seinen Kreis, sondern ging seinem äußeren Umfange nach überhaupt mächtiger und abgerundeter, als es jemals gewesen, aus dem Kongresse hervor. Aber in der Zusammensetzung dieses östreichischen Staats, in dem die verschiedensten Nationalitäten vertreten waren, lagen gewaltige Schwierigkeiten. Neben der Erhaltung des Friedens nach langwierigen Kriegen mußte es die oberste Aufgabe seiner Fürsten und Staatsmänner sein, die verschiedenen Elemente, welche äußerlich vereinigt waren, nun auch innerlich zu einem wirklichen Staatsganzen zu verschmelzen; und da die nichtdeutschen Bestandtheile bei weitem überwogen, in ihnen den Kern dieses Ganzen zu suchen. Statt dessen aber legte Oestreich, obgleich

---

[1]) Mit Ausnahme der ionischen Inseln.

[2]) Diese Stellung wurde noch dadurch verstärkt, daß das Herzogthum Modena und das Großherzogthum Toskana Gliedern des östreichischen Hauses verliehen wurden.

[3]) Aus dem es 1849 die Kronländer Kärnten, Krain, Görz-Gradisca-Istrien bildete.

es bald gegen das geistige Leben des übrigen Deutschlands möglichst sich abschloß, auf seine Stellung als deutsche Macht und auf die deutschen Elemente seiner Herrschaft das meiste Gewicht, verschob damit seinen natürlichen Schwerpunkt und rief Reaktionen der nichtdeutschen Nationalitäten gegen die vorherrschende deutsche ins Leben, welche dem Staate die blutigsten Wunden geschlagen haben.

Die dritte deutsche Macht, Baiern, mußte zwar an Oestreich das 1805 erworbene Nordtyrol (S. 230) und Salzburg (S. 243) zurückgeben, wurde aber dafür durch Erwerbung der Rheinpfalz auf dem linken Rheinufer, durch das Großherzogthum Würzburg, Aschaffenburg und die ihm zugefallenen fränkischen Gebiete Ansbach und Bayreuth so reichlich entschädigt, daß sein Ländergebiet auf einen Umfang von mehr als 1300 Q.-M. mit 4 Millionen Einwohnern anwuchs.

Hannover, zum Königreiche erhoben, bekam durch Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und die Niedergrafschaft Lingen, welche von Preußen ihm abgetreten wurden, ferner durch das Arenbergsche Amt Meppen und die Grafschaft Bentheim einen nicht unbedeutenden Zuwachs und stieg bis auf anderthalb Millionen Einwohner. Dagegen gab es das Herzogthum Lauenburg an Preußen, welches dafür von Schweden [1]) den diesem Lande noch gehörigen Theil von Pommern eintauschte.

Von den übrigen Staaten behielten Würtemberg, Baden, Nassau und Hessen-Darmstadt den Umfang, zu dem sie es durch ihre Verbindung mit Napoleon gebracht hatten. Die mediatisirten Gebiete, aus denen zum Theil die Vergrößerung dieser früheren Rheinbundsstaaten sich zusammensetzte, wurden nicht wieder hergestellt [2]); auch den ehemals freien Städten ging es nicht besser; nur vier, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt a. M., wurden als selbständige deutsche Staaten anerkannt, deren Gesammtzahl sich damit auf 38 belief.

Neben den territorialen Fragen war es die politische Neugestaltung Deutschlands, welche den Kongreß beschäftigte. Das alte Reich war völlig vernichtet, sollte jetzt ein neues mit zeitgemäßen Reformen errichtet werden? Wohl regte sich auf dem Kongreß eine Zeitlang ein solcher Gedanke; in dem deutschen Volke wurde derselbe freudig genährt, und unter seinen Fürsten waren es namentlich die kleineren, welche gerne bereit waren, sich die nöthigen Beschränkungen ihrer Souveränetät gefallen zu lassen; allein weder war den auswärtigen Mächten, unter deren Einfluß über Deutschlands Zukunft berathen wurde, noch den früheren Rheinbundsstaaten, die von ihrer gewonnenen Selbständigkeit nichts einbüßen wollten, etwas an der Errichtung eines kräftigen deutschen Gesammtstaates gelegen; außerdem Oestreich sehr wenig geneigt, die im Jahre 1806 niedergelegte Kaiserkrone sich selbst wieder aufs Haupt setzen, aber auch entschieden dagegen, sie an Preußen gelangen zu lassen. Unter solchen Umständen wurde an eine Wiederaufrichtung des Kaiserthums nicht lange gedacht; aber ein föderatives Band, das war schon während des Krieges mit Frankreich wiederholt ausgesprochen, sollte nun doch die Glieder des deutschen Volkes verbinden. Man berieth hin und her und

---

[1]) Schweden gab dann das Lauenburgsche Land als eine freilich sehr unbedeutende Entschädigung für Norwegen an Dänemark.

[2]) Nur die Landgrafschaft Hessen-Homburg wurde nachträglich am 15. Juni 1817 von der Oberhoheit Darmstadts befreit und in Folge dessen in den Deutschen Bund aufgenommen.

brachte mehrfach Entwürfe zu Stande, die jedoch hauptsächlich an dem Widerstande Baierns und Würtembergs scheiterten, welche unter allen Fürsten am meisten um ihre souveränen Rechte besorgt waren und befürchteten, unter einem aus Oestreich und Preußen bestehenden Direktorium in eine in ihren Befugnissen beschränktere Stellung versetzt zu werden, als sie die Kurfürsten im alten Reiche gehabt hatten. Da so die Vorschläge, welche auf eine festere Einigung abzielten, keine allgemein beifällige Aufnahme fanden, wurde der Entwurf zu einem loseren Staatenbunde, in welchem alle Glieder, welche vorhanden waren, als souveräne Staaten Aufnahme fanden, zur Vorlage gebracht und am 8. Juni 1815 als deutsche Bundesakte unterzeichnet.

Die Glieder des so zu Stande gekommenen Deutschen Bundes waren folgende:

1) Oesterreich, 2) Preußen, 3) Baiern, 4) Sachsen, 5) Hannover, 6) Würtemberg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Großherzogthum Hessen, 10) Dänemark für Holstein, 11) Niederlande für Luxemburg, 12) Braunschweig, 13) Mecklenburg-Schwerin, 14) Nassau, 15) Sachsen-Weimar, 16) Sachsen-Gotha, 17) Sachsen-Koburg, 18) Sachsen-Meiningen, 19) Sachsen-Hildburghausen, 20) Mecklenburg-Strelitz, 21) Oldenburg, 22) Anhalt-Dessau, 23) Anhalt-Bernburg, 24) Anhalt-Köthen, 25) Schwarzburg-Sondershausen, 26) Schwarzburg-Rudolstadt, 27) Hohenzollern-Hechingen, 28) Lichtenstein, 29) Hohenzollern-Sigmaringen, 30) Waldeck, 31) Reuß ä. L., 32) Reuß j. L., 33) Schaumburg-Lippe, 34) Lippe, 35) freie Stadt Lübeck, 36) freie Stadt Bremen, 37) freie Stadt Hamburg, 38) freie Stadt Frankfurt, 39) Hessen-Homburg[1]). Letzteres seit 1817.

Als Zweck dieses Bundes, den die Wiener Schlußakte vom 8. Juni 1820 in seinen äußeren Verhältnissen für eine in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht erklärte, wurde „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der deutschen Staaten" aufgestellt. Diesem leitenden Grundsatz entsprachen die Einzelbestimmungen über die Rechte und Pflichten der Bundesglieder. Sie sollten sich nicht gegenseitig bekriegen, Streitigkeiten unter einander bei der Bundesversammlung anbringen, und wenn der strenge Weg des Rechtes verfolgt werden müßte, den höheren Gerichtshöfen der einzelnen Staaten als Austrägal- (Austrags-) Gerichten die Entscheidung überlassen[2]). Von einem Bundesgericht — an Stelle des ehemaligen Reichskammergerichts — wurde namentlich auf das Verlangen Baierns Abstand genommen. Bei einem einmal erklärten Bundeskriege[3]) sollte kein Bundesglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen, im Uebrigen aber wurde den Einzelnen das Recht zu

---

[1]) Bei Auflösung des Bundes (1866) waren noch 33 Mitglieder vorhanden. 1825 starb das Haus Sachsen-Gotha, 1847 Anhalt-Köthen, 1863 Anhalt-Bernburg, 1866 Hessen-Homburg aus; die hohenzollernschen Lande kamen 1849 an Preußen.

[2]) Wie aber der Widerspenstige, der sich dem Richterspruch nicht gutwillig fügen wollte, mit Gewalt dazu angehalten werden könnte, das blieb lange eine unentschiedene Frage, bis endlich der Drang der Umstände einen vorläufigen Beschluß des Bundes über eine Exekutions-Ordnung unter dem 20. Sept. 1849 hervorbrachte.

[3]) Nach der allgemeinen Wehrordnung des Bundes bestand das Bundesheer aus 300,000 M. unter dem Befehl eines von der Bundesversammlung gewählten Oberfeldherrn, dem als Vertreter oder Nachfolger im Oberbefehl ein Generallieutenant zur Seite stand. Das Bundesheer zerfiel in 10 Armeekorps. Bundesfestungen waren Mainz, Luxemburg, Landau; später kam noch Ulm hinzu.

Bündnissen aller Art, falls sie nicht gegen den Bund oder eines seiner Mitglieder sich richteten, eingeräumt. Auch der Rechte der Unterthanen wurde im Allgemeinen gedacht: in jedem Staate, so hieß es im 13. Artikel der Bundesakte, wird eine landständische Verfassung stattfinden[1]. Ferner sollte die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien in den Gebieten des Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen[2].

Alle Angelegenheiten des Bundes wurden auf der Bundesversammlung (seit 5. November 1816 zu Frankfurt a. M.) unter dem Vorsitze Oestreichs von den Bevollmächtigten aller Glieder berathen. Es geschah das in Pleno oder in engerer Versammlung. Bei der Vertheilung der Stimmen an die einzelnen Bundesglieder zum Zweck der Beschlußfassung aber war die große Verschiedenheit der Machtverhältnisse und Interessen unter denselben zu wenig berücksichtigt. Vielmehr war die ideale Voraussetzung, die überhaupt dem ganzen Bunde zu Grunde lag, maßgebend dabei, daß zwischen den beiden Großmächten, Oestreich und Preußen, immerdar Friede und Eintracht bestehen, daß dieses jenem sich allezeit unterordnen, und daß die kleineren Staaten dem Uebergewicht und dem Einfluß der beiden größten willig sich fügen würden. Sobald das Eine oder das Andere nicht zutraf, mußten unerträgliche und mit den Zwecken des Bundes unvereinbare Mißstände ins Leben treten. In der engeren Versammlung nämlich führten die größeren Staaten je eine Viril-, die kleineren je mehrere zusammen eine Kuriatstimme (im Ganzen 17 Stimmen), und bei diesem Verhältniß war der Möglichkeit Raum gelassen, daß Oestreich, Preußen, die vier Königreiche, Baden und Kurhessen mit zusammen 8 Stimmen von den übrigen kleineren Staaten mit zusammen 9 Stimmen majorisirt (überstimmt) wurden. Auch in der weiteren Versammlung, in welcher eine Majorität von zwei Dritttheil entschied, konnte Aehnliches vorkommen. In ihr waren Oestreich, Preußen und die vier Königreiche mit je 4, die übrigen acht größeren Bundesglieder mit je 3 oder 2 Stimmen vertreten; die 24 kleineren Staaten führten je 1 Stimme: es war also die Möglichkeit einer Ueberstimmung Oestreichs, Preußens und der vier Königreiche durch die Gesammtheit der übrigen Mitglieder nicht ausgeschlossen. Die größten Mißstände aber mußten zu Tage kommen, sobald Preußen von Oestreich sich trennte, eine selbständige, rein deutsche Politik zu verfolgen begann, und nun der ganze Bund sich parteite. Nicht nur dem Unfrieden und Hader im Innern fiel alsdann Deutschland wieder anheim; ein energisches Gegeneinanderstreben der beiden Großmächte mußte überhaupt das Fortbestehen des Bundes in Frage stellen und mit der Zeit nothwendig die Auflösung desselben zur Folge haben.

Daß es zu dieser in unseren Tagen gekommen ist, wird kein wahrer Freund des Vaterlandes beklagen! Die vielerlei Mängel in der Verfassung des Bundes ließen von vornherein kein Heil für Deutschland von demselben erwarten. Schon bei seiner Entstehung erhoben sich unzufriedene Stimmen, selbst unter den Fürsten. Nach den großen Opfern der Freiheitskriege hatte man eine den nationalen Bestrebungen des deutschen Volkes entsprechendere,

---

[1]) Es wurde aber weder über die Grundsätze, die dabei zu befolgen, noch über die Zeit der Ausführung etwas hinzugefügt.

[2]) Verheißen wurde die Abfassung gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, über Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten.

einheitliche und feste Gestaltung Deutschlands gehofft! Mit dem was zu Stande gekommen war, blieb man in mancher Beziehung selbst hinter den Einrichtungen des alten Reiches zurück!

D. Bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.

1. Deutschland in den Jahren 1816—1848.

Der Deutsche Bund konnte den Erwartungen des zu nationalem Bewußtsein erwachten deutschen Volkes nicht genügen. Von einer Repräsentation desselben beim Bunde war gar nicht die Rede, und auch der Einführung ständischer Verfassungen in den Einzelstaaten war nur in unbestimmter und allgemeiner Weise gedacht. Statt einer einheitlichen Staatsform auf volksthümlicher Grundlage hatte man einen losen Staatenbund erhalten ohne gemeinsame diplomatische Vertretung nach außen, statt der erwarteten Entwickelung eines kräftigen, die ganze Nation umfassenden politischen Lebens wurde eine Betheiligung des Volks an dem Verfassungsleben nur in den Bundesstaaten in sehr unbestimmte Aussicht gestellt und von dem Belieben der einzelnen Souveräne abhängig gemacht.

Enttäuscht und unzufrieden über die Schöpfungen des Wiener Kongresses richteten die Freunde des Vaterlandes ihr Auge auf Preußen. Von ihm, dem mächtigsten deutschen Staat, welcher zu der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft den begeisterten Anstoß gegeben, hofften sie die Wiedergeburt des Vaterlandes, wenigstens ein energisches Vorgehen auf der Bahn freier Verfassung, um so mehr, als noch von Wien aus Friedrich Wilhelm III. „eine Repräsentation des Volkes" verheißen hatte. Allein außer seiner gemäßigten und zurückhaltenden Natur hinderte seine Verbindung mit Rußland und Oestreich den wohlwollenden König daran, auf die nicht immer ohne Ungestüm und mit Klarheit an ihn herantretenden Forderungen einzugehen. Er gedachte, die Dinge eine ruhige Entwickelung nehmen zu lassen. Als sie aber diese nicht zu nehmen schienen, gab er sich ganz dem östreichisch-russischen Einflusse hin und wurde zum Theilnehmer an den reaktionären Verfolgungen, mit welchen Fürst Metternich jeder freiheitlichen Bewegung der Völker entgegentrat.

Bei der aus verschiedenen Nationalitäten gemischten Zusammensetzung des östreichischen Staats war es das eifrigste Bestreben desselben, auf allen Gebieten, im Staat, in der Kirche, im Leben, die hergebrachten Zustände aufrecht zu halten, die Völker an stummes Gehorchen zu gewöhnen und jede Regung eines freien und nationalen Geistes unter denselben zu unterdrücken. In den deutsch-östreichischen Erbländern war das Verlangen nach Theilnahme am politischen Leben so gut wie gar nicht vorhanden; das Volk, namentlich die Wiener, lebten in materiellem Genuß und in Wohlleben sorglos und mit der Regierung zufrieden dahin; aber in den Nebenländern, in Böhmen, Ungarn, Italien u. s. w. war man vor dem Erwachen selbständigen Bewußtseins nicht sicher. Dieses nicht blos in Schranken zu halten, sondern ganz

zu ersticken, galt für die oberste Aufgabe östreichischer Staatskunst; sie verwarf darum grundsätzlich den überall sich regenden Gedanken, daß es eine Souveränetät auch des Volkes gebe, und sah in der vollständigen Durchführung absoluter Regierungsgewalt ihr letztes Ziel.

Es entsprach diesen Grundsätzen, wenn Oestreich gegen alle geistigen Anregungen, welche von Deutschland her seiner Herrschaft gefährlich werden konnten, möglichst sich abschloß. Es suchte aber zugleich über seine Grenzen hinaus, überall, wo es Einfluß hatte, denselben Eingang zu verschaffen. Schon während des Krieges hatte die volksthümliche Erhebung namentlich in Preußen Franz I. und Metternich mit großer Sorge erfüllt. Es lag in ihrem Interesse, dieselbe in ihrem Fortgange zu hemmen und Friedrich Wilhelm III. auf die Bahnen einer reaktionären Politik hinüberzuführen. Nicht minder war Rußland daran gelegen.

Durch die Stiftung der heiligen Allianz (zu Paris am 26. September 1815) hatten die Herrscher von Oestreich, Rußland und Preußen zu ganz gleichen Grundsätzen bei der Regierung ihrer Völker sich verpflichtet. Es waren hohe und edle Gedanken, welche das Bündniß veranlaßten. Von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott und gegen ihre Völker durchdrungen, hatten sie feierlich einander gelobt, als Glieder ein und derselben christlichen Religion sich betrachtend, ihre Unterthanen nach den Vorschriften der heiligen Schrift beherrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht erhalten zu wollen. Durch unauflösliche Bruderliebe verbunden, wollten sie selbst einander stets Hülfe und Beistand leisten und forderten alle christlichen Mächte Europas auf, dieselben Grundsätze anzuerkennen und ihrem Bunde sich anzuschließen. Es hatte den Anschein, als solle ein Zeitalter anbrechen, in welchem Friede und Gerechtigkeit, Liebe und unverbrüchliche Treue herrschen und Fürsten und Völker mit einander verbinden werde. Allein nur zu bald wurde diese Erwartung getäuscht. Die heilige Allianz wurde zu einem Werkzeug herabgewürdigt, das dazu diente, jede selbständige und nationale Regung unter den Völkern zu unterdrücken, keine anderen Zustände, als die hergebrachten Verfassungsformen und die durch die Verträge von 1815 geschaffene Ordnung der Dinge in Europa aufkommen zu zu lassen, Umfang und Macht der Regierungsgewalten zu mehren. Es war Metternich, der dem Bunde diese unlautere Richtung gab, durch welche das Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern vernichtet, wohl aber den Grundsätzen des östreichischen Regierungssystems und der Aufrechterhaltung seiner Herrschaft über die verschiedensten Nationalitäten eine mächtige Stütze gegeben, Preußen seiner Aufgabe, die deutsche Sache zu der seinigen zu machen, lange entfremdet wurde.

Ein volles Jahrzehnt stand Europa unter dem Einflusse dieser Allianz[1]). Ueberall, wo ein Streben nach Selbständigkeit unter den Völkern sich kundthat, trat sie hemmend und hindernd dazwischen. Als im Jahre 1820 die Armee den König von Neapel genöthigt hatte, seinen Staaten eine freie Verfassung zuzusagen und in ganz Italien, auch in den östreichischen Gebieten, der nationale Gedanke sich regte, da kamen die drei Stifter des heiligen Bundes im Oktober nach **Troppau**, im Anfang des nächsten Jahres in **Laibach** zusammen; östreichische Heere wurden nach Italien geschickt, durch-

---

[1]) Derselben schlossen sich allmählich alle größeren europäischen Staaten, außer England und dem Kirchenstaat, an.

zogen im Siegeslaufe die Halbinsel und stellten die alte Ordnung rasch wieder her. Auch Spanien erhob sich um dieselbe Zeit gegen die despotische Herrschaft seines Königs. Auch hier wurde die revolutionäre Bewegung nach dem Kongreß zu Verona (Oktober 1822), dies Mal durch französische Truppen, niedergeschlagen, und die unumschränkte Ausübung seiner königlichen Gewalt an Ferdinand VII. zurückgegeben.

Früher noch, als in den romanischen Ländern, entfaltete die heilige Allianz ihren Einfluß in Preußen und Deutschland. Als die Stürme der napoleonischen Kriege verstummt und die gewaltigen Anstrengungen zur Befreiung mit siegreichem Erfolge gekrönt waren, da bemächtigte sich als vorherrschendes Gefühl die Sehnsucht nach Ruhe der Fürsten und Völker. Auch in Preußen, wo die vornehmste Sorge Friedrich Wilhelms III. außer auf Hebung der finanziellen Lage des Staats auf Mehrung der Güter des Friedens und auf Eingewöhnung der neu erworbenen Landestheile in das Zusammenleben mit den alten Provinzen gerichtet war, gab sich die Masse des Volks dem wohlverdienten Genuß der in die lange vermißte Ordnung des Lebens wieder sich einrichtenden Ruhe hin [1]). Nur in den Männern, welche durch Wort und That am regsten an dem Werk der Befreiung geholfen hatten und großen nationalen Gewinn von derselben erwarteten, blieb die aufgeregte Stimmung der voraufgegangenen Jahre lebendig, und die Mahnrufe zu frischem politischen Leben, die sie erhoben, fanden begeisterten Wiederhall in den Herzen der Jünglinge, welche aus dem Gedränge der Schlachten in die Hörsäle und auf die Turnplätze zurückgekehrt waren. Ein unter Preußens Führung geeinigtes Deutschland war die Hoffnung dieser Männer gewesen. Als sie diese vereitelt sahen, suchten sie wenigstens auf die Entwickelung im Innern mittelst einer freien Verfassung Preußens zu wirken. Auch am Hofe Friedrich Wilhelms waren Männer wie W. von Humboldt, Boyen u. a. in diesem Sinn bemüht. Aber der König selber durch die langen Leidensjahre seiner Regierung behutsam gemacht, fürchtet, bei der großen Verschiedenheit und Unklarheit der Meinungen, die noch bestand, Störung des eben gewonnenen Friedens und politische Kämpfe. Dazu fühlte er sich als Mitglied der heiligen Allianz gegen Rußland und Oestreich verpflichtet. Beide Mächte ließen nicht ab, das Streben der Bewegungspartei als revolutionär zu verdächtigen, und einzelne Ausschreitungen in Deutschland mußten dazu dienen, ihren Behauptungen den Schein des Begründeten und für das Verhalten Friedrich Wilhelms III. den bestimmenden Ausschlag zu geben.

Bei dem Wartburgfeste, welches die Jenenser Burschenschaft und einige Professoren zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht am 18. Oktober 1817 veranstalteten, kam es zu Aeußerungen des in der Jugend lebendigen nationalen Gefühls. Einige patriotische Reden und Lieder, Verbrennen miß=

[1]) Die ersten Jahre, 1816 und 17, brachten freilich das Wohlgefühl der Ruhe und Ordnung noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein, weil der Sommer von 1816 durch unaufhörliche Nässe den Früchten des Feldes so verderblich wurde, daß ein unerhörter Mangel in einem großen Theile Europas, in einigen Gegenden Deutschlands wahre Hungersnoth entstand. Aber die Regierungen, wie die Wohlthätigkeit der Einzelnen griffen auf die hülfreichste Weise ein. Aus den kornreichen Ebenen Rußlands und Amerikas wurden Vorräthe herbeigeschafft, und das deutsche Volk bewies sich durch Thätigkeit im Helfen, wie durch Geduld im Ertragen des Unvermeidlichen eben so ehrenwerth, als es im Kriege Muth und Vaterlandsliebe bewährt hatte.

liebiger Bücher und von Erinnerungsstücken der Zopfzeit, das war eigentlich Alles, was vorfiel; es reichte aber hin, den Geist der Universitäten als revolutionär zu bezeichnen und strenge Unterdrückung desselben anzuempfehlen (Kongreß zu Aachen 1818). Man sah ein großes Netz von Verschwörungen gegen die bestehende Ordnung über ganz Deutschland sich ausdehnen und wurde in diesem Argwohn bestärkt durch ein weiteres Ereigniß, welches allerdings in dem Augenblicke, wo es geschah, der arglosen politischen Bewegung unter der Jugend einen ernsteren Anstrich gab. Es war die Ermordung des russischen Staatsraths A. von Kotzebue durch den Studenten Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 zu Mannheim, eine unsittliche, durchaus verwerfliche, aber politisch bedeutungslose That, da sie weder an dem herrschenden reaktionären System etwas ändern konnte, noch im Sinne der Gegner desselben vollzogen wurde. Sand stand allein; nicht einmal unter der Jugend hatte er Mitwisser; vollends und gänzlich standen ihm diejenigen Männer fern, welche in Deutschland und am preußischen Hofe die Vertreter des nationalen und freiheitlichen Gedankens waren und wegen seiner unsinnigen That leiden mußten.

Die nächste Folge beider Ereignisse war, daß Friedrich Wilhelm sich ganz dem russisch-östreichischen Einflusse hingab. Nachdem bereits im Frühjahr 1819 alle Turnplätze in Preußen geschlossen, Jahn und die Haupttheilnehmer am Wartburgfeste verhaftet waren, kamen die Karlsbader Beschlüsse (Juli 1819; am 20. September vom Bundestag zum Gesetz erhoben) zu Stande, welche die Presse der strengsten Censur unterwarfen, die Leitung und Ueberwachung der Universitäten an besondere Regierungsbeamte übertrugen und den Beschlüssen des Bundestags unbedingte Gültigkeit für alle Regierungen beilegten. Auf den Universitäten wurde nun die Burschenschaft aufgelöst, der Besuch der Turnplätze untersagt; eine zu Mainz niedergesetzte Central-Kommission entfaltete die umfassendste Thätigkeit gegen alle Theilnehmer an den „demagogischen Umtrieben". Männer wie Arndt in Bonn, Fries in Jena wurden ihrer Aemter entsetzt; eine große Zahl anderer Patrioten und viele Studenten kamen in Haft; manche, wie Görres, flohen nach der Schweiz oder Amerika. Vergebens waren die Bemühungen der patriotisch gesinnten Männer am preußischen Hofe, den König in der Ausführung der Karlsbader Beschlüsse zurückzuhalten. Noch am Ende des Jahres 1819 wurden W. von Humboldt, Boyen, Beyme und General Grolmann aus dem Ministerium entlassen. Sie begaben sich in das Privatleben, in welches der Freiherr vom Stein schon längere Zeit sich zurückgezogen hatte. Metternich aber, nicht zufriedengestellt durch die Karlsbader Beschlüsse, berief noch im November 1819 eine Ministerkonferenz nach Wien, welche am 15. Mai 1820 die Wiener Schlußakte (Bundesgesetz seit 8. Juni 1820) zu Stande brachte. In dieser wurde den landständischen Verfassungen in den Einzelstaaten nur in beschränktem Maße[1]) eine Mitwirkung an der Regierung zugestanden, die gesammte Staatsgewalt dem Oberhaupte des Staates, als dem Grundbegriff der Souveränetät entsprechend, gewahrt. Während mit den Karlsbader Beschlüssen hauptsächlich der national-deutschen und patriotischen Bewegung entgegengetreten wurde, richtete sich die Wiener Schlußakte gegen die konstitutionelle, die trotz der Gegenbestrebungen Oestreichs

---

[1]) In Betracht kommt besonders Art. 57 der Wiener Schlußakte.

und Preußens namentlich in den süd- und westdeutschen Staaten Boden gewonnen hatte.

Gemäß der Bestimmung im 13. Art. der Bundesakte, mit deren Ausführung die beiden Großmächte zurückhielten, war es nämlich in den meisten kleineren Staaten zur Herrichtung ständischer Verfassungen gekommen. Auf die ehemaligen Glieder des Rheinbundes wirkte dabei die Neuordnung der Verhältnisse Frankreichs ein, wo nach dem Sturze Napoleons eine Verfassung ins Leben trat, nach welcher die Wähler der einzelnen Departements durch ihre Deputirten vertreten waren[1]).

Der erste unter den deutschen Fürsten, welcher seinem Lande eine ständische Verfassung gab (schon 1816), war der hochherzige Pfleger deutscher Wissenschaft und Kunst, Karl August von Weimar. Am 27. Mai 1818 beschenkte auch König Max Joseph von Baiern sein Volk mit einer Verfassungsurkunde, welche die wesentlichen Grundlagen einer zeitgemäßen Staatseinrichtung enthielt. Langsamer und unter vielerlei Kämpfen fand das Verfassungswerk in Würtemberg seine Vollendung. Nach mehreren mißglückten Versuchen unter dem despotischen Könige Friedrich und seinem freisinnigeren Nachfolger Wilhelm I. berief dieser letztere endlich im Jahre 1819 eine neue Ständeversammlung, welche sich ausschließlich mit der Verfassungsurkunde beschäftigen, sie Punkt für Punkt mit seinen Bevollmächtigten durchgehen und ihm dann zur letzten Entschließung vorlegen sollte. Nach zwei Monaten lag das vollendete Werk dem Könige vor. Er unterzeichnete die Urkunde, überreichte sie am 25. September den Bevollmächtigten der Ständeversammlung und empfing dagegen das zweite, von allen Mitgliedern der Stände im Namen des Landes unterzeichnete Exemplar.

Auch das Großherzogthum Baden erhielt am 22. August 1818, das Großherzogthum Hessen am 17. Dezember 1820 eine ständische Verfassung. Ebenso wurde eine solche nach und nach den Herzogthümern Nassau, Sachsen-Koburg, -Hildburghausen und -Meiningen, den Fürstenthümern Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold und Schaumburg, Lichtenstein und Waldeck zu Theil. In Hannover dagegen und Braunschweig blieben die alten Landstände in etwas veränderter Gestalt, im Königreich Sachsen, in Meklenburg u. a. völlig unverändert in Kraft.

Alle jene Verfassungen, welche der Mehrzahl nach mit einigen Modifikationen noch heute bestehen, wahrten zwar den monarchischen Schwerpunkt durchaus; — sie verwarfen die Theilung der Gewalten, sprachen dem Souverän alle Rechte der Staatsgewalt zu, bei deren Ausübung er jedoch an die Mitwirkung der Stände[2]) gebunden ist, — allein so wenig freisinnig sie

---

[1]) Nach dieser Verfassung, der Charte, hatte der König allein die exekutive Gewalt, die legislative übte er zusammen mit den beiden Kammern, der Pairs- und der Deputirtenkammer. Der Sitz in der erstern, deren Verhandlungen geheim geführt wurden, war auf Grund königlicher Ernennung erblich oder lebenslänglich. In die Deputirtenkammer konnte nur gewählt werden, wer 40 Jahre alt war und 1000 Frcs. direkte Steuern zahlte. Jeder Wähler mußte 30 Jahre alt sein. Die Wahlen geschahen auf 5 Jahre, jedes Jahr wurde $1/5$ der Mitglieder erneuert. Beiden Kammern stand das volle Steuerbewilligungsrecht zu. Der König hatte für die Zeit seiner Regierung eine Civilliste und mußte bei seiner Krönung die Charte beschwören.

[2]) Dieselben versammeln sich in zwei Kammern, in der der Standesherren und der Abgeordneten. Die Bildung derselben ist in den einzelnen Staaten eine verschiedene. Die Stände haben das Recht der Steuerbewilligung, der Prüfung und Festsetzung des Staatshaushaltes, der Ministeranklage. Alle Staatsangehörige sind vor dem Gesetze gleich, jedoch unbeschadet der persönlichen Adelsvorrechte.

waren, sie gaben doch immerhin dem erwachten politischen Triebe Gelegenheit, sich zu beschäftigen, was ihm in Oestreich und Preußen versagt war. Gerade der Gegensatz, in welchem das Vorgehen der Mittel- und Kleinstaaten zu den Bestrebungen der beiden Großmächte stand, gab demselben erhöhte Bedeutung und Volksthümlichkeit; und indem Oestreich und Preußen mit ihrem Unterdrückungssystem fortfuhren und ihren Einfluß im Bunde dazu benutzten, die konstitutionelle Weiterentwickelung der gegebenen Verfassungen zu hemmen, entfremdeten sie sich die Gemüther aller Männer des Fortschritts, welche ihre Sympathien den Mittel- und Kleinstaaten zuwandten.

Während wenigstens in diesen das Verfassungsleben sich regte, lagen dagegen die nationalen Hoffnungen in Deutschland seit den Karlsbader Beschlüssen Jahrelang völlig danieder. Nicht allein das Verhalten Oestreichs und Preußens, sondern auch das der Mittel- und Kleinstaaten, von denen jeder (mit wenigen Ausnahmen) gegen die anderen durch Mauthen (Zollgrenzen) sich engherzig abschloß und stolz auf seine erlangte Souveränetät in seinem Sonderdasein sich wohlgefiel, schien dem Verlangen nach einer festeren Einigung Deutschlands alle Aussicht auf Verwirklichung abzuschneiden. Je trostloser die Zustände daheim waren, um so begeisterter nahmen die national gesinnten Männer an den Freiheits- und Einheitsbestrebungen fremdländischer Völker Theil. Schon die Erhebungen in Italien und Spanien wurden mit Jubel begrüßt, der freilich bald durch die Intervention der heiligen Allianz seinen Niederschlag fand. Lauter und anhaltender aber wurde die Theilnahme, als sich die Griechen im Jahre 1821 zum Unabhängigkeitskampf gegen den furchtbaren Druck der türkischen Herrschaft erhoben. Zwar blieben auch bei dieser Gelegenheit die Empfindungen der Freude nicht ungetrübt. Wenngleich man erlebte, daß im Anschluß an den griechischen Freiheitskampf die verhaßte heilige Allianz auseinanderfiel, indem Rußland, seinen besonderen politischen Interessen folgend, mit Frankreich und England Partei gegen die Türken ergriff (1827), man sah doch auch hier wieder, wie Oestreich und Preußen Hand in Hand mit einander jeder nationalen Bewegung den Rücken kehrten und bei ihrem reaktionären Systeme verharrten.

Auch die Julirevolution (1830) mit ihren Folgen vermochte keine Aenderung zum Bessern in demselben hervorzubringen. — Während jener Freiheitskampf des griechischen Volkes zündend in die Gemüther der Freunde des nationalen Gedankens einschlug, ging von der Revolution in Frankreich, welche die Bourbons stürzte und kraft der Souveränetät des Volkes den Bürgerkönig Louis Philipp auf den Thron erhob, eine freiheitliche Strömung nach Deutschland hinüber, die hier und da zu revolutionären Bewegungen, zu Modifikationen in der Verfassung, zu Thronwechsel führte. Es war sehr natürlich, daß die französischen Verhältnisse damals zu uns herüberwirkten schon deshalb, weil dieselben auch früher bereits dem Verfassungsleben in Mittel- und Kleinstaaten zum Vorbild gedient hatten. Die lebhaft angeregte Stimmung der Zeit hatte aber überhaupt ein offenes Ohr für Alles, was auf dem Gebiet des konstitutionellen Lebens geschah. Wie die Verfassungskämpfe in Frankreich, verfolgte man auch die parlamentarischen Verhandlungen in England mit gespanntester Theilnahme, und unter den Eindrücken und Erfahrungen, die man machte und erhielt, hatte man sich zum Theil sehr ideale Vorstellungen von Freiheit und Verfassung gebildet, welchen die thatsächlichen Verhältnisse meist wenig entsprachen. Die Unzufriedenheit, die aus diesem sogenannten Liberalismus natürlich entsprang, kam dem Anstoß, der

durch den Ausbruch der Julirevolution gegeben wurde, entgegen, und die leidenschaftlichsten Aeußerungen derselben traten gerade in solchen Staaten zu Tage, in denen keine ausgesprochenen Mißstände in der Regierung sich fühlbar machten. So kam es namentlich in den rheinischen Staaten, in Baden, Hessen=Darmstadt und Rheinbaiern zu heftigen revolutionären Bewegungen, die in dem Hambacher Feste (Mai 1832) ihren Höhepunkt erreichten. Es war sehr charakteristisch für diese auf Verwirklichung der liberalsten Ideen abzielenden Unruhen, daß nicht blos Deutsche, sondern auch Franzosen und flüchtige Polen an denselben betheiligt waren. Irgend welchen durchschlagenden Erfolg aber hatten sie nicht. Anrückende Militärmacht stellte die Ruhe bald überall wieder her, und auch das Frankfurter Attentat, welches einige Brauseköpfe, Studenten, Literaten und Polen, auf den Bundestag am 3. April 1833 in unsinniger Weise unternahmen, führte nur zur Anwendung von Waffengewalt, zu vielen Verhaftungen und mancherlei sonstigen strengeren Maßregeln, die von Seiten der Regierungen gegen den Liberalismus getroffen wurden.

Zu eingreifenden Veränderungen im Regierungssystem führten dagegen die Unruhen, welche im Anschluß an die Julirevolution in norddeutschen Staaten, namentlich in Hannover, Braunschweig, Hessen und Sachsen zum Ausbruch kamen. In diesen Ländern waren es die drückendsten Mißstände selbst, welche dieselben hervorriefen. In Hannover, wo auf Grund der alten Landesverfassung eine allgemeine, aber nach Ständen gesonderte Vertretung geschaffen war, erhob sich das Volk gegen die ausschließliche Adels= und Beamtenherrschaft und den Steuerdruck, der auf ihm lastete. Nach Niederwerfung der Aufstände war die Regierung einsichtig genug, auf die berechtigten Wünsche des Volkes einzugehen. König Wilhelm IV. von England ernannte seinen Bruder, den Herzog von Cambridge, zum Vizekönig von Hannover, und im Jahre 1833 kam ein neues Staatsgrundgesetz mit erhöhten ständischen Rechten zu Stande.

Bedeutender noch waren die Veränderungen im benachbarten Herzogthum Braunschweig. Ein Ausbruch des öffentlichen Unwillens gegen die zum Verderben des Landes führende Regierungsweise des Herzogs Karl hatte dessen Entfernung und die Berufung seines Bruders Wilhelm zur Regierung zur Folge. In der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer solchen Veränderung bestätigte der König von England als Haupt des welfischen Fürstenhauses diesen Wechsel der Regierung, welcher dann auch vom deutschen Bunde anerkannt wurde. Der neue Herzog aber betrachtete es als eine seiner nächsten und wichtigsten Regierungspflichten, mit den Vertretern des Landes eine neue Verfassung festzustellen, welche nach ruhiger und gründlicher Erwägung ins Leben trat.

Auch im Kurfürstenthum Hessen, wo es noch zu keiner ständischen Verfassung gekommen, und das Volk von den Willkürmaßregeln der Regierung und der Last der Steuern furchtbar gedrückt war, gab die allgemeine Aufregung des Jahres 1830 einen gebieterischen Anstoß zur Ausbildung einer zeitgemäßen Verfassung. Der Kurfürst Wilhelm II. gewährte seinem Lande ein neues, sehr freisinniges Staatsgrundgesetz, trat aber zugleich im Jahre 1831 von der Führung der Geschäfte zurück und übergab dieselbe seinem Sohne Friedrich Wilhelm als Mitregenten, der nach des Vaters Tode, im Jahre 1847, Kurfürst wurde (bis 1866).

Eine ähnliche Veränderung ging im Jahre 1830 auch im Königreich

Sachsen vor sich. Hier richtete sich die Unzufriedenheit des evangelischen Volkes hauptsächlich gegen den von der Regierung begünstigten katholischen Einfluß. Um die in Dresden, Leipzig u. a. O. gestörte Ruhe zurückzuführen, ernannte König Anton, Nachfolger des im Jahre 1827 nach 59jähriger Regierung gestorbenen Friedrich August des Gerechten, seinen Neffen, den beliebten Kronprinzen Friedrich, zum Mitregenten, der ihm im Jahre 1835 als König folgte. Derselbe verlieh dem Lande im Jahre 1831 eine neue Verfassung, welche ebenfalls den Ständen eine erhöhte Theilnahme an der Regierung verschaffte. —

Während so das Verfassungsleben in den Mittel- und Kleinstaaten Fortschritte machte, verharrten Oestreich und Preußen, die beide von der Revolution unberührt blieben, nicht blos auch ferner bei ihrem absoluten Regierungssystem, sondern durch ihren Einfluß im Bunde brachten sie neue Bundesbeschlüsse (vom 28. Juni und 5. Juli 1832) zu Stande, durch welche die revolutionären Bewegungen gehemmt und „zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe" dem verfassungsmäßigen Leben in den einzelnen Staaten, namentlich den Ansprüchen und Forderungen der Kammern, bedeutende Schranken gezogen wurden. In denselben wurde wiederholt, daß die gesammte Staatsgewalt in dem Fürsten vereinigt sei, Steuerverweigerung von Seiten der Stände für Aufruhr erklärt und die ausschließliche Zuständigkeit der Bundesversammlung bei der Auslegung der Bundesgesetze in Anspruch genommen. Außerdem kam es zu Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse; Vereine, Volksversammlungen und Volksfeste, das Tragen revolutionärer Farben, wurden verboten und alle Bundesregierungen verpflichtet, bei etwaigen Unruhen einander militärischen Beistand zu leisten.

Vergebens waren die Protestationen, welche die deutschen Kammern gegen einzelne dieser Bundesbeschlüsse erhoben. Metternich antwortete mit der Berufung einer geheimen Ministerkonferenz nach Wien (Januar 1834), welche zu den Beschlüssen von 1832, die sie erneuerte, weitere Maßregeln hinzufügte. In keinem Staate sollte das Militär den Eid auf die Verfassung leisten[1], die politische Literatur und das Zeitungswesen sollte scharf kontrolirt, und zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen vom Bundestag aus ein Schiedsgericht hergestellt werden. Zwar wurden diese Wiener Beschlüsse nicht zu Bundesgesetzen erhoben, aber nichts desto weniger lagen sie fortan wie ein Alp auf dem konstitutionellen Leben in Deutschland, das nach allen Seiten ängstlich überwacht und seiner freien Bewegung und Entwickelung in allen Staaten beraubt wurde. Es war die Zeit des Scheinkonstitutionalismus, die nun über Deutschland hereinbrach, welche das Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern abermals hart auf die Probe stellte und hier und da gänzlich erschütterte.

Zu dem willkürlichsten Vorgange kam es im Jahre 1837 im Königreich Hannover. Nachdem Wilhelm IV., König von England und Hannover, in diesem Jahre gestorben war, folgte ihm in letzterem Lande[2]) sein Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland, der gleich nach seinem Regierungsantritt dem Staatsgrundgesetze von 1833, „weil es wesentliche Rechte der Krone verletze", seine Anerkennung versagte. Die alte ständische Verfassung wurde wieder eingeführt, und alle Staatsdiener auf dieselbe vereidigt; nur

---

[1]) Wie das im Kurfürstenthum Hessen geschehen war.

[2]) In England bestieg die Königin Viktoria den Thron.

sieben Göttinger Professoren (Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber) weigerten sich, den Eid zu leisten und wurden des Landes verwiesen. Wie in der Theilnahme, die ganz Deutschland diesen Männern entgegenbrachte, trat die Mißstimmung der öffentlichen Meinung gegen das Vorgehen des hannoverschen Königs in zahlreichen Protestationen und in der Weigerung der Stände des Landes, den Verfassungsbruch anzuerkennen, zu Tage. Auch an den Bundestag wandte man sich mit einer Beschwerde; derselbe erklärte aber seine Inkompetenz in einer Angelegenheit, die nur den hannoverschen Staat angehe, und die Regierung des letzteren setzte ungeachtet alles Widerstandes, auf welchen sie stieß, im Jahre 1840 die Anerkennung des altständischen Landesverfassungsgesetzes von Seiten der Stände durch, welches bis 1848 bestanden hat. —

So schwer der Druck war, welcher von oben her auf das konstitutionelle Leben in Deutschland geübt wurde, das Gute hatte er wenigstens, daß das deutsche Volk unter den gemeinsamen Leiden, die es erduldete, seiner Zusammengehörigkeit sich wieder lebhaft bewußt wurde, und daß es nicht aufhörte, sich trotz seiner Zerrissenheit und Zerstückelung als ein einziges Volk zu fühlen. So gering auch damals die Aussichten auf Herstellung eines staatlich geeinigten Deutschlands waren, weit mehr als unmittelbar nach den Befreiungskriegen war in dieser Zeit der Glaube an eine solche verbreitet; denn mit dem gesteigerten politischen Sinn schlug auch die Zuversicht tiefere Wurzeln, daß der Tag der nationalen Wiedergeburt für Deutschland nicht ausbleiben könne.

Daß diese von Preußen ausgehen werde und müsse, dem mächtigsten deutschen Staat, an dessen Leben und Größe seit 1815 Deutschlands Leben und Größe unauflöslich geknüpft war, dieser Gedanke ging auch in der damaligen Zeit nicht verloren, so wenig auch das reaktionäre Verhalten Preußens demselben entsprach. Aber mit einer Großthat diente dasselbe nun doch, wenn auch unbewußt, dem Gedanken der Einheit Deutschlands und trug durch dieselbe nicht wenig bei, denselben zu stärken. Es war das die Gründung des deutschen Zollvereins. Nachdem Preußen bereits im Jahre 1818 alle Zollschranken innerhalb seiner eigenen Staaten beseitigt hatte, machte sich in den folgenden Jahren zunächst das Bedürfniß geltend, die vielen kleinen Gebiete, welche in seine so sehr weit sich ausdehnende und darum schwer zu bewachende Zollgrenze einschnitten oder von ihr umschlossen waren, in dieselbe hereinzuziehen. Als dies glücklich vollbracht war, traten seit 1828 auch größere deutsche Staaten dem preußischen Zollsystem bei; zuerst (1828) das Großherzogthum Hessen, dann nach und nach bis 1842 Kurhessen (1832), Baiern, Würtemberg, Königreich Sachsen und die thüringischen Staaten (1834), Baden, Nassau und Frankfurt a. M. (1836), Braunschweig, Luxemburg und das Fürstenthum Lippe (1842)[1]. Zwar waren es lediglich materielle Interessen, welche diese Vereinigung deutscher Staaten unter Preußens Führung ins Leben riefen, und auch die Folgen derselben machten zunächst auf materiellem Gebiete sich geltend. Handel, Verkehr und Gewerbe nahmen einen überraschenden Aufschwung, aus dem zugleich den Regierungen eine reiche Quelle von Einkünften floß. Mit dem zunehmenden

[1] Neben diesem preußisch-deutschen Zollverein bestand bis 1854 der sogenannte Steuerverein, den die nordwestlichen Staaten, Hannover, Oldenburg, Schaumburg-Lippe nebst Theilen von Braunschweig, unter einander geschlossen hatten.

Verkehr steigerten sich die Mittel, welche denselben befördern halfen. Die Flüsse wurden durch Dampfschiffe belebt; die deutsche Handelsflotte begann mit der englischen und amerikanischen zu wetteifern, und auf dem Festlande fingen die Heerstraßen an, in Eisenbahnen sich zu verwandeln, an denen entlang bis dahin unbekannte Orte Bedeutung gewannen, alte wichtige Städte zu neuer Blüthe emporkamen. Es ging ein mächtiger Zug frischen Lebens auf materiellem Gebiet durch die Länder und Völker Deutschlands, und auch diejenigen Theile wurden in die Gewalt der Bewegungen hineingezogen, die sich dem Zollverein noch nicht angeschlossen hatten; schon in dem Zeitraum, von dem wir hier sprechen, wurde erreicht, daß man in wenigen Tagen von der Nord- und Ostsee nach dem mittelländischen Meere, von Hamburg, Lübeck und Stettin nach Triest kommen, und daß auch der Waarenverkehr schnell und wohlfeil die größten Strecken durchlaufen konnte. Indem so die entlegensten Gegenden Deutschlands räumlich und in ihren materiellen Interessen einander näher gerückt wurden, konnte aber auch eine gesteigerte innerliche und geistige Annäherung um so weniger ausbleiben, als man das Bedürfniß hierzu überall lebhaft empfand, und unter den gemeinsamen Leiden, die man im politischen Leben erduldete, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wieder erwacht und erstarkt war. Sollte aber das Eine Zollgebiet, zu dem ganz Deutschland (ohne Oestreich) auf dem Wege war, sich zu vereinigen, die Brücke auch zu der politischen und nationalen Einigung werden, sollte Preußen, welches an der Spitze des Zollverbandes stand, auch an die Spitze eines politisch einigen Deutschlands treten, dann war freilich vor allem nöthig, daß es aus seiner unselbständigen und von Oestreich abhängigen Stellung sich losmachte, und an Stelle des bisher aufrecht erhaltenen absoluten Regiments konstitutionelle und volksfreundliche Bahnen betrat.

So lange Friedrich Wilhelm III. regierte, wurden keine Versuche gemacht, Preußens nationale Aufgabe zu lösen. Der König gab sich bis an sein Lebensende dem Einflusse Oestreichs hin, wo auch nach dem Tode des Kaisers Franz I. († 1835) Metternich das Staatsruder weiter lenkte. So kam es, daß Friedrich Wilhelm die versprochene Einführung von Reichsständen in seinen Staaten von Jahr zu Jahr verschob und es bei der unter dem 5. Juni 1823 verordneten Einrichtung von Provinzialständen[1]) beließ. Wenn gleichwohl das preußische Volk nicht in den Strom der Revolution von 1830 hereingezogen wurde, sondern, mit seiner äußeren Lage im Allgemeinen zufrieden, sich ruhig verhielt, so bewirkte das einerseits die hohe Verehrung, mit welcher die alten Provinzen und der größte Theil der Bevölkerung auch in den 1815 erworbenen Gebieten dem wohlwollenden Könige anhing, andererseits die unausgesetzte landesväterliche Sorge Friedrich Wilhelms III., die er dem materiellen und geistigen Gedeihen seines Volkes widmete. Die Einsicht, daß in der Pflege von Wissenschaft[2]) und Kunst eine der wichtigsten Aufgaben jeder Regierung bestehe, rief die Stiftung der

---

[1]) Alle Grundbesitzer einer Provinz sind auf dem alle drei Jahre zwecks Berathung und Begutachtung von Gesetzen sich versammelnden Provinziallandtage durch ihre Abgeordneten in der Weise vertreten, daß die Besitzer der ehemaligen Standesherrschaften und die Rittergutsbesitzer als erster Stand die eine Hälfte der Abgeordneten, der Stand der Städte und der Stand der Bauern die andere Hälfte wählen.

[2]) Dieselbe Einsicht schuf in München die Universität, die herrlichen Kunstsammlungen und Bauten unter König Ludwig I. von Baiern (1825—1848).

rheinischen Universität in Bonn (18. Oktober 1818), die großen Kunstanlagen und Bauten in Berlin, die Gründung oder Verbesserung sehr vieler höherer und niederer Schulen und die organischen Gesetze über das Unterrichtswesen in allen seinen Theilen hervor. Daneben wurden Handel, Industrie und Gewerbe eifrig begünstigt und hoben sich im Anschluß an die Gründung des Zollvereins, während der Ackerbau durch zweckmäßige Vertheilung des Grundeigenthums, durch Ablösung hemmender Dienste, Urbarmachung unbenutzter Landstriche, Verbesserung in der Bearbeitung des Bodens kräftig gefördert und dem Bauernstande größere Freiheit und Selbständigkeit verschafft wurde.

Wie Friedrich Wilhelm III., welcher, von seinem ganzen Volke geliebt und tief betrauert, am 7. Juni 1840 starb, so suchte auch sein reichbegabter Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm IV., durch eifrige Förderung aller Werke des Friedens das Wohl seines Volkes zu heben. Aber während er, von dem eigenen hochgebildeten und kunstsinnigen Geiste geleitet, so fortsetzte, was der Vater begonnen, schien er zugleich für die Weiterentwickelung des politischen Lebens in Preußen und im Gesammtvaterland kraftvoll eintreten zu wollen. Schon als Kronprinz hatte er in dieser Beziehung die schönsten Hoffnungen erweckt. Als die Einführung der Provinzialstände vorbereitet wurde, hatte er, wenig damit zufrieden, sich für die Einrichtung von Reichsständen begeistert; auch eine festere Gestaltung des deutschen Bundes war ins Auge gefaßt worden. Als die ersten Schritte zur Erfüllung der auf ihn gesetzten Hoffnungen wurde es freudig begrüßt, als er gleich nach seinem Regierungsantritt politisch Verfolgte aus ihren Kerkern befreite, Männer, wie Boyen, Arndt u. a. in ihre Aemter zurückberief, sogar in Wien durch seinen vertrautesten Freund, den General von Radowitz[1]), Vorschläge zu einer tiefgehenden Reform der Bundesverfassung machte. Allein so sehr diese Handlungen darauf zu weisen schienen, daß nun Preußen anfange, seine Aufgabe zu erkennen, daß es das alte System verlassen und neue Bahnen betreten wolle, so wenig entsprach nun doch das weitere Vorgehen des Königs den Erwartungen, die er gesteigert hatte, ohne sie recht zu erfüllen oder erfüllen zu können. Während er in Wien, auch bei seinem im Jahre 1845 erneuerten Versuche, auf den entschiedensten Widerstand stieß und nichts durchsetzte, hielt er aus Abneigung und Furcht vor dem Liberalismus, der in Süddeutschland gährte, mit Einführung der versprochenen repräsentativen Verfassung in den eigenen Staaten zurück und berief nur, nachdem er kurz vorher den dringenden Forderungen wegen Mündlichkeit und Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren nachgegeben hatte, durch Patent vom 3. Februar 1847 die sämmtlichen Mitglieder aller Provinzialstände zu einem vereinigten Landtage nach Berlin. Zwar erregte dieser Erlaß im ersten Augenblick große Befriedigung; denn viele meinten, daß nun Preußen die konstitutionellen Bahnen betreten werde. Nachdem aber am 11. April der Landtag durch eine Thronrede des Königs eröffnet war, da erhob sich von Seiten der bedeutendsten Männer aller Stände eine sehr entschiedene Opposition; man bestand auf Gewährung eines durch freie Volkswahl gebildeten Reichstags, verlangte größere Zugeständnisse von Rechten in Bezug auf Gesetz=

[1]) Derselbe verfaßte im Jahre 1847 eine denkwürdige Schrift, in welcher er eine innige Verschmelzung der preußischen und der deutschen Gesammtinteressen und eine entsprechende Neuordnung des deutschen Bundes befürwortete.

gebung und Steuerbewilligung und vollständige Freiheit der Presse. Da aber der König auf diese Forderungen nicht einging, die Oppositionspartei ihre Theilnahme an der Berathung mehrerer Regierungsvorlagen verweigerte, so ging der Landtag, ohne einen wesentlichen Fortschritt auf der Bahn des politischen Lebens in Preußen zu bezeichnen und ohne die Geister versöhnt zu haben, auseinander. Je geringer aber die thatsächlichen Erfolge waren, die er erzielte, um so größer war die moralische Wirkung, die von ihm ausging. Die feurigen Reden der Oppositionspartei schlugen zündend in die Stimmung der Zeit. Die Aufregung, welche auf allen Gebieten des Lebens, dem politischen sowohl wie dem kirchlichen und sozialen, um sich gegriffen hatte, führte bereits im Jahre 1847 hier und da zu revolutionären Massenbewegungen, und Preußen, welches bis dahin weder seiner nationalen, noch seiner konstitutionellen Aufgabe ernstlich und nachdrücklich sich angenommen hatte, wurde mit in den Strom der allgemeinen Umwälzung des Jahres 1848 hineingezogen, anstatt ihn zu bannen. —

Unter dem Druck und der Noth der napoleonischen Kriege war auch das religiöse Bewußtsein des Volkes überall mächtig erwacht. Als der Friede hergestellt war, da kamen die Fürsten demselben nach Kräften entgegen; unter dem Eindruck der Stimmung, welche zum Abschluß der heiligen Allianz unter drei Fürsten von verschiedenem christlichen Bekenntnisse geführt hatte, strebte der fromme Friedrich Wilhelm III. eine Vereinigung der lange getrennten lutherischen und reformirten Konfessionen an. Er erließ im Jahre der 300jährigen Reformationsfeier (1817) eine Aufforderung an beide Bekenntnisse, sich zu einer einzigen evangelischen Kirche zu vereinigen, und freudig ergriffen Geistliche und Gemeinden diese dem Geiste der Zeit entsprechende Idee, so daß in den meisten Staaten die Vereinigung vor sich ging.

Von größtem Vortheil war die religiöse Stimmung in Fürsten und Völkern für die katholische Kirche. Nachdem der Papst bereits auf dem Wiener Kongreß in den ganzen Umfang seiner weltlichen Herrschaft im Kirchenstaat wieder eingesetzt war, begannen die deutschen Fürsten den in der traurigen Zwischenzeit ganz zerrütteten Zustand der Kirche in ihren Staaten wieder zu ordnen; die bischöflichen Stühle wurden hergestellt oder neue gestiftet und mit den erforderlichen Einkünften versehen, und über dieses alles wurden Verträge mit dem Papste geschlossen, worin Preußen schon im Jahre 1823 mit seinem Beispiele voranging.

Das Erste, womit das wiederhergestellte Papstthum der religiösen Strömung Rechnung trug, war die Wiedererrichtung des Jesuitenordens (1814), den der Geist der Aufklärung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beseitigt hatte; und allmählich, aber sicher trat denn auch der Einfluß desselben auf den Geist und die Ansprüche der Kirche wieder hervor. Neben einer streng katholischen Richtung, die den Protestanten gegenüber entweder in konfessionellem Hasse oder in unablässig thätigem und häufig erfolgreichem Bekehrungseifer zum Ausdruck kam, entwickelte sich nach und nach in der Kirche eine sehr entschiedene Opposition gegen die staatliche Autorität, die bei der katholischen Bevölkerung in den deutschen Staaten um so größeren Beifall und Anhang fand, je weniger man mit dem herrschenden absoluten Regierungssysteme zufrieden war.

Namentlich in Preußen, das im Westen und Osten katholische Provinzen besaß, stellte sich die Bevölkerung derselben ganz auf Seiten der Kirche, als

dieselbe in Zerwürfnisse mit der Regierung gerieth. Die letztere ließ zwar in ihrer Entrüstung über herrschsüchtige und intolerante Maßregeln des Erzbischofes von Köln, Freiherrn Droste von Vischering, denselben im Jahre 1837 gefangen aus seiner Erzdiözese auf die Festung Minden führen, und aus ähnlichem Anlaß wurde auch der Erzbischof Dunin von Posen im Jahre 1839 auf der Festung Kolberg gefangen gesetzt, allein da die ganze, ohnedies unzufriedene, katholische Bevölkerung am Rhein, in Westfalen und in der Provinz Posen hinter ihnen stand, so legte der überhaupt zur Versöhnung geneigte König Friedrich Wilhelm IV. gleich nach seiner Thronbesteigung die Streitsache bei; er entließ beide gefangene Bischöfe aus ihrer Haft, und dem Kölner wurde mit seiner und des Papstes Zustimmung in der Person des Bischofs Geißel von Speier ein Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge im Erzbisthume gegeben. Dieser Ausgang des Streites war eine Niederlage der preußischen Regierung; die siegreiche Kirche aber wurde zu neuen Prätensionen ermuthigt, und mit demselben Geschick, mit welchem sie nach dem Jahre 1848, der neuen politischen Aera sich anschließend, ihre Interessen verfolgte, verstand sie es vor demselben, von den deutschen Regierungen Konzessionen zu erlangen, durch welche ihre Macht und ihre Unabhängigkeit vom Staate erhöht wurden.

Freilich blieben in dieser Zeit auch schlimme Erfahrungen der katholischen Kirche nicht erspart. Der demokratische Geist und die geistige Zersetzung, welche alle übrigen Verhältnisse des Lebens ergriffen hatte, machte auch auf religiösem Gebiete sich geltend. Als zur Nachfeier des preußischen Kirchenstreits im Jahre 1844 eine Wallfahrt nach dem ungenähten heiligen Rocke zu Trier angeordnet wurde, da strömte zwar die gläubige Masse des Volks in unzähligen Schaaren herbei, aber zugleich gab der Vorgang den Anlaß, daß eine große Anzahl freidenkender Katholiken ihren Austritt aus der Kirche erklärten. Wenn nun auch dieser Deutschkatholizismus, wie die sich lossagende Richtung von ihren Anhängern getauft wurde, nur zu vorübergehender Bedeutung, anfangs in Schlesien, dann auch im nördlichen und südlichen Deutschland, kam, so war er doch ein sehr bemerkenswerthes Zeichen der Zeit und deckte die Uneinigkeit in der katholischen Kirche auf, die sich stets ihrer Einheit gerühmt und auf diese getrotzt hatte.

Auch in der evangelischen Kirche erhoben sich die Gegensätze bald wieder zu schroffer Entschiedenheit; daneben wurden von einer mißverstandenen Philosophie die heftigsten und verwerflichsten Angriffe auf den positiven Glauben gemacht, und auf der äußersten Seite gegenüber suchte der starre Wortglaube alle Selbstthätigkeit der menschlichen Vernunft in wissenschaftlichen Forschungen auszuschließen.

So lange dieser Streit auf dem Gebiete der Wissenschaft geführt wurde, durfte er den ruhigen Beobachter der Entwickelungsgeschichte der Menschheit nicht niederschlagen; allein die Bewegung ging auch auf das Volksgebiet über. Wie in der katholischen, so standen auch in der evangelischen Kirche Männer auf, welche mit dem Fanatismus des Verstandes und der Aufklärung die geistige Freiheit, welche sie gewonnen zu haben glaubten, dem Volke mitzutheilen für Pflicht hielten; oder die durch Hochmuth, Selbstüberschätzung, Glaubensunfähigkeit und Haß gegen geistig Höherstehende zu solcher Wirksamkeit getrieben wurden und die schreiende Sünde nicht fühlten, die sie begingen, indem sie dem Volke den festen Anker des Glaubens raubten.

Die oberflächliche Verstandesaufklärung, verbunden mit dem Triebe nach

schrankenloser Freiheit, führte nach dem Beispiele des Deutschkatholizismus auch in der evangelischen Kirche die Gründung sogenannter freier Gemeinden herbei, die von der alten Kirche sich lossagten. Die Grundsätze der Glaubensfreiheit, welche die Regierungen nicht verletzen wollten, gaben diesen Bildungen Spielraum, bis die Jahre 1848 und 49 es an den Tag brachten, daß die Ungebundenheit in Glaubenssachen mit derjenigen auf dem politischen Gebiete Hand in Hand zu gehen pflegt.

Wenn wir noch eine Stufe tiefer hinuntersteigen und das Treiben derjenigen Menschen betrachten, die mit bewußter Absicht alle Bande zu lockern suchten, welche die menschliche Gesellschaft zur Sitte und Ehrbarkeit und zur Achtung gegen die Rechte des Nächsten zusammenhalten, so gab es schon seit Jahrzehnten eine Anzahl von Menschen in Frankreich, der Schweiz und selbst in Deutschland, die durch Schrift und Wort die Achtung gegen jede Religion, den Glauben an Gott und eine Vergeltung, die Rechte des Standes und des Besitzes als schädliche Vorurtheile verwarfen und einen Zustand anpriesen, in welchem alles frei und gleich, aller Unterschied zwischen hoch und niedrig, reich und arm aufgegeben, alle Güter getheilt seien, wenigstens doch der Staat die Verpflichtung habe, einem jeden Arbeit und deren Lohn zu verschaffen. Mit den verführerischsten Farben wußten sie ihre Lehren auszuschmücken und wendeten sich damit an diejenigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, die dafür am empfänglichsten sind, ohne die Fähigkeit der eigenen Prüfung zu besitzen, an die Handwerker und Arbeiter. Das Wandern der Handwerksgesellen bot ihnen die Gelegenheit dar, dieselben, fern von der Heimath und von dem Einflusse der Familie, in ihre Netze zu verstricken. Paris und die Schweiz waren die Herde, wo der deutsche Handwerker und Fabrikarbeiter in die gefährlichen Lehren eingeweiht wurde und von wo er sie als einen bösen Samen in die Heimath zurückbrachte. —

Die Unzufriedenheit und Gährung, welche auf allen Gebieten hervortrat, wurde noch durch die fühlbarste Noth des äußeren Lebens gesteigert. Bereits im Jahre 1842[1]) war in Folge von Mißernte in den Gebirgsgegenden von Sachsen, Böhmen, Schlesien u. a. O. Hungersnoth und Theuerung entstanden. Das Elend wurde aber noch größer, als im Jahre 1845 das für die ärmeren Klassen unentbehrlichste Nahrungsmittel, die Kartoffeln, von einer bis dahin unbekannten Krankheit befallen wurden, welche in manchen Gegenden die Ernte derselben gänzlich zerstörte. Am furchtbarsten wirkte der Mangel in Irland und Belgien. Aber auch in Deutschland steigerte sich die Noth in sehr bedenklicher Weise, als wegen der großen Dürre im Jahre 1846 auch die Kornernte mißrieth. In den Fabrikgegenden von Sachsen und Schlesien brachen in Folge des Elends ansteckende Seuchen in solcher Gefährlichkeit aus, daß Tausende von Menschen fortgerafft und viele Familien ihrer Versorger beraubt wurden; und im Frühjahr 1847 kam es an vielen Orten zu Theuerungsunruhen, welche besonders die niederen Schichten des Volkes in gefährliche Bewegungen brachten, und an welche im weiteren Verlaufe des Jahres auch solche von politischem Charakter sich anschlossen. Es waren das die Vorboten der gewaltigen Erschütterung von 1848, die, obgleich sie durch die auf allen Gebieten offenbare und durch eine demokratische und revolutionäre Literatur in Aufregung gehaltene Unzu-

[1]) In demselben Jahre, am 5. Mai, zerstörte eine furchtbare Feuersbrunst in Hamburg 1700 Häuser, ein Fünftheil der Stadt.

friedenheit hinlänglich vorbereitet war, doch die deutschen Regierungen wie ein plötzliches und nicht vorhergesehenes Ereigniß traf und überraschte.

2. Das Jahr 1848.

Im Februar 1848 kam in Paris eine neue Revolution zum Ausbruch, durch welche das Königthum Louis Philipps gestürzt und eine republikanische Verfassung in Frankreich eingeführt wurde. Die Rückwirkung dieser Revolution auf das übrige Europa und vor allem auf Deutschland war heftiger und rascher, als die der ersten vom Jahre 1789 und der vom Juli 1830, weil der Gährungsstoff überall angehäuft war. Ueberall gab sich das stürmische Verlangen nach Veränderungen im Einzelnen und im Ganzen kund; und bereits Ende Februar forderte das Volk in den Mittel- und Kleinstaaten in sehr entschiedener Weise Aufhebung aller Feudallasten und Standesvorrechte, Oeffentlichkeit der Rechtspflege und Geschwornengerichte, Volksbewaffnung und Vereinsrecht, Verminderung der Abgaben und Freiheit der Presse, und die Regierungen sahen sich gezwungen, diese Forderungen zuzugestehen. Fast überall wurden die Ministerien gewechselt und mit freisinnigen Männern besetzt. In einigen deutschen Ländern kam es sogar zu Regentenwechsel. Der König Ludwig I. von Baiern entsagte am 20. Mai der Krone und übergab sie seinem Sohne, dem Begünstiger von Kunst und Wissenschaft, Maximilian II., und der Großherzog Ludwig II. von Hessen nahm den Erbgroßherzog zum Mitregenten, der am 16. Juli, nach des Vaters Tode, als Ludwig III. Großherzog wurde. Zugleich mit jenen Forderungen aber wurde Antheil des Volkes an der Vertretung Deutschlands als eines Bundesstaates unter einer Centralgewalt, mit kräftigerer Einheit dem Auslande gegenüber, und im Innern wurden gleiche Gesetze über Handel und freien Verkehr verlangt.

Die Entscheidung für Deutschland lag in der Haltung der beiden Großmächte, Oestreich und Preußen, und mit gespannter Erwartung blickten aller Augen nach Wien und Berlin. Mit betäubender Raschheit brach sich auch an diesen beiden Orten die Bewegung Bahn. Schon am 13. März war in **Wien** der Staatskanzler, Fürst Metternich, und mit ihm das alte System entfernt, und der Kaiser Ferdinand versprach Aufhebung der Censur und eine freisinnige Verfassung. Weil die Gährung aber fortwährte und die bewaffneten Bürger mit der akademischen Legion und den Arbeitern Herren der Stadt waren, so ging er mit seiner Familie nach Innsbruck und ließ die neuen Minister zur weiteren Verhandlung mit dem einzuberufenden Reichstage zurück. Die Dinge blieben in Oestreich in einer gewissen Schwebe bis zum Herbste, während in **Preußen** viel schneller eine blutige Entscheidung herbeigeführt wurde.

Auf dringende Anforderungen besonders der rheinischen Provinzen und auf lebhafte Bitten der Berliner Stadtverordneten gab der König am 18. März das Versprechen, das Ministerium zu ändern, die Censur aufzuheben und eine freie Verfassung mit beschließenden Ständen einzuführen. Diese Zusagen wurden mit dem größten Jubel in der Stadt verbreitet, und bald nach Mittag versammelten sich große Volksmassen vor dem Schlosse, dem Könige zu danken. Der König erschien auf dem Balkon, aber seine Stimme verhallte in dem regellosen Getümmel, aus welchem auch der Ruf gehört wurde, das Militär möge entfernt werden. Zugleich drängte ein verdächtiger Haufe gegen die Wache. Es fielen einige Schüsse, ob von

Seiten des Militärs oder geheimer Aufwiegler, darüber ruht Dunkel. Kavallerie rückte vor, den Platz zu reinigen. Das Geschrei: „Wir sind verrathen! zu den Waffen!" wurde das Zeichen zu einer allgemeinen Bewegung in der ganzen Stadt. Zweihundert Barrikaden erhoben sich mit einer Geschwindigkeit, die auf Uebung schließen ließ, und die unheimlichen, fremden Gestalten, die dabei in Menge gesehen wurden, bewiesen, welche Elemente sich auch in Berlin gesammelt hatten.

Um 3 Uhr Nachmittags begann der Kampf, der mit großer Erbitterung geführt wurde; von den Dächern, aus den Fenstern der Häuser, von den Barrikaden wurden die Soldaten mit Schüssen und Steinwürfen empfangen. Doch nahmen sie mit Hülfe der Kanonen, welche die Barrikaden niederschossen, mehrere der Hauptstraßen, namentlich die alte Königsstraße, ein und waren im Vortheil. Die Nacht machte dem Kampfe kein Ende; Deputationen gingen zum König, andere suchten das Volk zu beruhigen. Gegen Morgen erschien an den Straßenecken eine Proklamation des Königs an die Berliner, worin, um Bürgerblut zu schonen, der Abzug der Truppen versprochen wurde, unter der Bedingung, daß auch die Barrikaden weggeräumt würden. Das gleiche Versprechen empfing auch eine Deputation der Bürgerschaft; das Militär erhielt den Befehl zum Abzuge aus Berlin, der unter gedämpftem Trommelschlag vollführt wurde, und die Bewachung der Stadt und des Schlosses wurde einer bewaffneten Bürgerwehr übertragen. Zugleich wurde das Ministerium entlassen, und allen politischen Verbrechern eine allgemeine Amnestie ertheilt. In einer Proklamation vom 21. März an die deutsche Nation erklärte der König, „daß er sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt habe und als neuer konstitutioneller König Führer der freien, wiedergebornen deutschen Nation sein wolle!"

Im folgenden Monate wurde der vereinigte Landtag noch ein Mal berufen, um ein Wahlgesetz für eine konstituirende Nationalversammlung Preußens zu genehmigen. Sie trat am 22. Mai zusammen, allein mehrere aufeinanderfolgende Ministerien vermochten keine befriedigende Einigung mit derselben zu Stande zu bringen; Volksversammlungen, Klubs und Arbeitervereine hielten eine fieberhafte Aufregung im Gange, die sogar am 15. Juni zur Erstürmung des Zeughauses führte. Der preußische Staat schien in dieser trüben Zeit keinen festen Anhaltspunkt für Deutschland gewähren zu können.

Das Schwanken aller Verhältnisse an den bedeutendsten Punkten des Vaterlandes hatte in vielen Männern in allen Theilen Deutschlands den Gedanken und den Trieb erweckt, helfend hinzuzutreten, um ein völliges Zusammenbrechen der gesetzlichen Ordnung zu verhüten und wo möglich einen Mittelpunkt für ganz Deutschland zu bilden; im März fanden sich auf eigenen Antrieb, ohne Berufung und Vollmacht der Regierungen, etwa 500 Männer aus Deutschland in Frankfurt a. M. zusammen, um eine vorberathende Versammlung, ein Vorparlament, zu bilden. Am 31. März begannen sie in der Paulskirche unter dem Vorsitze des Heidelberger Prof. Mittermaier ihre Sitzungen und faßten den Beschluß, daß eine aus allgemeinen freien Wahlen hervorgehende Nationalversammlung aus allen deutschen Ländern im Mai zusammentreten und über die künftige Verfassung und den Rechtszustand Deutschlands vollgültige Beschlüsse fassen sollte. Auf 50,000 Einwohner sollte ein Deputirter gewählt, und die Wahlen in den einzelnen Ländern von den Bundesregierungen angeordnet werden. Dadurch knüpfte

die Versammlung, gegen den Willen einer extremen Freiheitspartei (Hecker, Struve u. a.), welche verlangte, das freiwillige Vorparlament solle sich permanent erklären und selbst die Verfassung bestimmen, ihre Verbindung mit den bestehenden Regierungen an. Der noch versammelte Bundestag wurde durch neue Gesandte der Regierungen ergänzt, es wurden ihm 7 Vertrauensmänner aus dem Vorparlamente zur Seite gestellt, und durch seine Vermittlung gingen die Aufforderungen zu den Wahlen zur Nationalversammlung an die Regierungen; diese stimmten sämmtlich zu und ließen die Wahlen in ihren Ländern vollziehen. Unter Zurücklassung eines ständigen Ausschusses von 50 Männern, welche über die Vollziehung der gefaßten Beschlüsse bis zur Eröffnung der Nationalversammlung wachen sollten, löste sich das Vorparlament auf.

Aber noch ehe die Nationalversammlung zusammenkam, wurden die südwestlichen Gegenden Deutschlands durch einen Aufruhr erschreckt. Hecker und Struve, unzufrieden mit den Beschlüssen des Parlaments, schieden aus demselben und machten von Konstanz aus im südlichen Baden mit Hülfe von deutschen Freischaaren aus der Schweiz und Frankreich am 12. April einen Versuch zur Errichtung einer Republik. Allein ein schnell unter Anführung des Generals Friedrich von Gagern zusammengebrachtes Truppenkorps aus Baden, Würtemberg, Darmstadt und Nassau zerstreute diese Schaaren sehr bald. Der edle Gagern fiel durch ihre Kugeln bei Kandern; die Führer des Aufstandes entkamen nach der Schweiz und Frankreich.

Am 18. Mai wurde die Nationalversammlung in der Paulskirche eröffnet, und der Freiherr Heinrich von Gagern zum Präsidenten gewählt. Deutschland hatte viele seiner besten Männer nach Frankfurt geschickt, und wenn es auch Bedenken erregen konnte, daß überwiegend Gelehrte und Lehrer darunter waren, die mehr mit der Theorie als mit den faktischen Zuständen und ihren Bedürfnissen bekannt waren und daher Gefahr liefen, mehr das Denkbare als das Ausführbare zu erstreben und das Gute über dem Suchen nach dem Besten zu vergessen, so waren doch auch geschäftskundige Männer in der Versammlung, die das Praktische hervorheben konnten; und da es überhaupt auf Gesetzgebung ankam, so erschien eine gründliche Kenntniß der Geschichte, des bisherigen Rechtszustandes und der Wissenschaft überhaupt als ein nothwendiges Erforderniß für eine gründliche Behandlung der Sachen. Eine Bestätigung der obigen Bedenken konnte man allerdings sogleich darin finden, daß die Versammlung, anstatt schnell die Verfassungsfrage vorzunehmen, um das Band der Einheit, welches Deutschland so sehr noth that, zu knüpfen, sich in sehr weitschichtige Erörterungen der Grundrechte des deutschen Volkes einließ, wobei die leidenschaftlichen Bestrebungen der äußersten Freiheitspartei mit den besonnenen Ansichten der Gemäßigten in heftige Kämpfe geriethen. Die wichtigen und schwierigen Fragen über das Verhältniß von Staat, Kirche und Schule, von den Rechten des Einzelnen und der Gesammtheit, von Preßfreiheit und ihren Schranken, vom Rechte der freien Vereinigung, von den Rechten auf freien Verkehr auf Landstraßen und Flüssen u. s. w., boten ein sehr weites Feld dar und waren zum Theil ohne Berücksichtigung vieler spezifisch verschiedener Verhältnisse des Nordens, Südens, Ostens und Westens des weiten deutschen Vaterlandes gar nicht sachgemäß zu entscheiden. Da überdies eine große Zahl der Versammelten dem Rechte zu reden nicht entsagen wollte, so wurde eine theure Zeit mit den Verhandlungen über die Grundrechte hingebracht. Und als sie vollendet

waren, waren die größeren Regierungen schon in der Lage, die Einführung derselben versagen zu können.

Rascher kam ein anderer Beschluß zu Stande, der ein unmittelbar praktisches Bedürfniß befriedigen sollte, nämlich das einer vollziehenden Bundesgewalt neben der blos zur Berathung der Verfassung berufenen Nationalversammlung. Nach Verwerfung mehrerer weiter nach rechts und nach links gehenden Vorschläge wählte die Nationalversammlung den allgemein geachteten Erzherzog Johann von Oestreich zum unverantwortlichen Reichsverweser, der die Beschlüsse der Nationalversammlung zur Ausführung bringen, die Oberleitung der bewaffneten Macht haben, Recht und Ordnung aufrecht halten und Deutschland dem Auslande gegenüber vertreten sollte. Die Zustimmung der Regierungen erfolgte, und der Erzherzog nahm die Wahl an. Am 12. Juli empfing er aus den Händen des Bundestagspräsidenten die bisher von dieser Behörde geübte Gewalt, und der Bundestag ging auseinander. Der Reichsverweser wählte für die Besorgung der Geschäfte ein aus 7 Mitgliedern bestehendes verantwortliches Reichsministerium.

Aber noch ehe das Verfassungsleben in Deutschland diese Gestaltung gewann, war ein Krieg mit Dänemark zum Ausbruch gekommen. Bereits seit dem Jahre 1846 herrschte in den Herzogthümern Holstein und Schleswig eine Aufregung gegen die dänische Regierung, weil der König Christian VIII. in dem sogenannten offenen Briefe die Gültigkeit der weiblichen Erbfolge wie für Dänemark, so auch für Schleswig und den größten Theil von Holstein erklärt hatte. Dadurch wurden die Rechte der männlichen Nebenlinien, zunächst die des Herzogs von Augustenburg, so wie die Rechte der Herzogthümer selbst gekränkt; die holsteinische Ständeversammlung klagte bei dem deutschen Bundestage, und dieser verwahrte durch einen Beschluß vom 17. September 1846 die Rechte des deutschen Bundes, der Agnaten und der holsteinischen Ständeversammlung; der König von Dänemark erklärte darauf, daß er die wirklichen Rechte der Herzogthümer nicht habe kränken wollen, daß diese aber erst näher untersucht werden müßten. Als dann aber Christian VIII. den 20. Januar 1848 gestorben war, überließ sich sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. der strengdänischen Partei, welche das Herzogthum Schleswig mit Dänemark verschmelzen und aus seiner auf alten Verträgen beruhenden Verbindung mit Holstein herausreißen wollte. Darüber erhoben sich die Herzogthümer, bemächtigten sich der Festung Rendsburg und wählten eine provisorische Regierung. Sie wurden von Frankfurt aus unterstützt, wo die Sache Schleswigs für eine Angelegenheit der deutschen Nation erklärt, die Abgeordneten Schleswigs sogar als Mitglieder der Nationalversammlung aufgenommen wurden, (allerdings eine Ueberschreitung des strengen Rechtes, denn Schleswig hatte nie zum deutschen Bunde gehört), und deutsche Truppen, Preußen, Hannoveraner, Oldenburger, Meklenburger, Hanseaten, unter dem Oberbefehle des preußischen Generals v. Wrangel, kamen den Herzogthümern gegen Dänemark zu Hülfe. Die dänischen Truppen wurden bei Schleswig besiegt und nach Jütland zurückgetrieben. Dafür aber verschlossen die dänischen Kriegsschiffe den größten Theil der deutschen Häfen an der Ostsee und Nordsee, hemmten den Handel, nahmen die deutschen Kauffahrer weg, und da Deutschland gar keine Seemacht besaß, so war der deutsche Handel ohne Schutz. Dieser Zustand zeigte die Nothwendigkeit einer deutschen Kriegsflotte; es bildeten sich Vereine zur Sammlung von freiwilligen Beiträgen für eine solche; der Reichsverweser forderte die deutschen Regierungen

ebenfalls zu regelmäßigen Beisteuern auf, die auch von mehreren willig geleistet wurden, und so wurde eifrig der Bau von Kanonenböten, Fregatten und Kriegsdampfschiffen begonnen, und mehrere Schiffe in England und Amerika angekauft.

Allein die Hülfe von dieser Seite gegen die dänische Seemacht war noch zu weit aussehend, und der deutsche Handel litt zu sehr durch die Absperrung der Häfen. Es wurde deshalb eine friedliche Ausgleichung mit Dänemark versucht, und Preußen erhielt von der Centralgewalt die Vollmacht für die dahin zielenden Verhandlungen. Am 27. August schloß Preußen zu Malmö einen Waffenstillstand auf 7 Monate; die Sperrung der deutschen Häfen sollte aufhören, die deutschen Schiffe sollten herausgegeben und die Gefangenen ausgewechselt werden, eine provisorische Regierung von 4 Mitgliedern, wovon Preußen 2 und Dänemark 2 ernennen würde, sollte die Herzogthümer verwalten. Daß eine solche gemischte Behörde, in welcher der unbeliebte Graf Moltke sitzen sollte, an die Stelle der provisorischen Regierung treten, daß die schleswigschen Truppen von den holsteinischen getrennt und die seit dem 17. März erlassenen Verordnungen in Schleswig-Holstein aufgehoben werden sollten, das waren Punkte, welche dem größeren Theile der Frankfurter Nationalversammlung nicht gefielen; auf Dahlmanns Antrag wurde die Bestätigung des Waffenstillstandes am 5. September verweigert. Das Reichsministerium, welches denselben aufrecht erhalten wollte, trat ab; aber weder Dahlmann, noch ein Anderer, konnte ein neues zu Stande bringen; man bedachte ferner die Gefahr, ohne Preußen den Krieg fortsetzen zu müssen; und da Hoffnung gemacht wurde, daß einige Ermäßigungen in den Bedingungen erlangt werden und Graf Moltke nicht in die Regierung eintreten würde, wandte sich ein Theil der Gemäßigten auf die andere Seite, und am 16. wurde der Waffenstillstand anerkannt. Die aufgeregte Stimmung des Volkes und der vielen Fremden, welche die Galerien der Paulskirche füllten, benutzten die Feinde der Ordnung, eine neue Revolution hervorzurufen; in einer Volksversammlung auf der Pfingstwiese wurden die Massen bearbeitet, von nun an „in Frakturschrift zu reden," und am 18. September erhob sich der Aufstand des Pöbels mit Hülfe von außen her eindringender Schaaren gegen die Nationalversammlung. Schnell jedoch kamen von Mainz und Darmstadt Truppen herbei und zerstörten nach kurzem Kampfe die aufgeworfenen Barrikaden, die fremden Schaaren flohen aus der Stadt. Aber eine blutige Greuelthat wurde am 18. vollbracht. Zwei Mitglieder der Nationalversammlung, der preußische General v. Auerswald und der Fürst Lichnowsky, beide der Rechten angehörig, waren aus der Stadt geritten, wurden vom Pöbel erkannt, verfolgt, und da sie sich in eine Gärtnerwohnung gerettet, in's Freie geschleppt und grausam ermordet.

Von diesem Tage an war die Lebenskraft der Versammlung in der Paulskirche gebrochen, die Hoffnung auf eine Einigung derselben für eine gesunde Ordnung der deutschen Angelegenheiten war gelähmt, die Gegensätze, die bisher unter der Hülle des Anstandes und der Annäherung dem weniger scharf sehenden Auge verborgen geblieben waren, traten so schroff hervor, daß der Präsident einen Antrag der äußersten Linken, die das gerichtliche Verhör dreier Mitglieder wegen Aufreizung zum Aufstande verhindern wollte, als „Frechheit" zu bezeichnen sich gedrungen fühlte. Die zunehmende Spaltung in der Versammlung hinderte kräftige Beschlüsse, welche dem deutschen Volke das Gefühl hätten geben können, daß hier das Vaterland einen festen Mittelpunkt besitze.

Daß der Septemberaufruhr in Frankfurt im Zusammenhange mit dem Plane der republikanischen Partei gestanden, bewies ein gleichzeitiger neuer Einbruch von Freischaaren unter Struve's Anführung von der Schweiz aus in das südliche Baden, der indeß von den Bundestruppen eben so, wie der frühere, schnell unterdrückt wurde. Struve selbst wurde gefangen und nach Rastatt zur gerichtlichen Untersuchung geführt. —

Während dieser Vorgänge in Frankfurt und Baden bot auch der östreichische Staat ein Bild der höchsten Gährung und Gefahr für gesetzliche Ordnung dar. Während der Kaiser Ferdinand in Innsbruck seinen Sitz genommen hatte, wurde der verfassungsgebende Reichstag für die ganze Monarchie, der aus den Wahlen aller Provinzen nach allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen war, am 22. Juli in Wien eröffnet. Aber wie konnte von einer so gemischten Versammlung, deren Mitglieder an Abstammung, Sitten, Lebensgewöhnung und Bedürfnisse so verschiedenartig waren und nicht einmal Eine Sprache redeten, ein Werk gemeinsamer Verständigung, Einigung und Gesetzgebung erwartet werden, und dazu in einem Augenblicke, wo Böhmen und Ungarn im Aufstande, die übrigen slavischen Provinzen in Gährung, Italien im offenen Kriege und die Hauptstadt in den Händen wühlerischer Parteiung war? Ueberdies solche Geldnoth, daß die Ausfuhr baarer Münze für längere Zeit verboten werden mußte, und solche Stockung von Handel und Verkehr, daß Tausende von Arbeitern in den großen Fabriken ohne Verdienst waren und ihre Arme den Aufrührern zum Dienste anboten. Zwar erlangte man es von dem Kaiser Ferdinand, daß er am 12. August nach Wien zurückkehrte, allein seine Gegenwart besserte in der Lage der Dinge nichts; die Vereine, die akademische Legion, die Arbeiter, übten eine Schreckensherrschaft in der Stadt, und schon im August kam es zu blutigen Auftritten. Den furchtbarsten Ausbruch führten aber die ungarischen Angelegenheiten herbei. In Ungarn trat ein mit großen Fähigkeiten und hinreißender Beredtsamkeit begabter Anführer, der Advokat Kossuth, an die Spitze der Bewegung; sein Ziel war Lostrennung Ungarns von Oestreich und das Mittel eine allgemeine Bewaffnung des Landes. Der Palatin, Erzherzog Stephan, legte seine Würde nieder und verließ das Land; der als kaiserlicher Kommissarius nach Pesth gesandte Graf Lamberg wurde auf der Brücke von Buda-Pesth vom rasenden Pöbel ermordet. Es blieb nur die Gewalt der Waffen übrig. Der Kaiser erließ ein Kriegsmanifest; ein Theil der Wiener Besatzung sollte am 6. Oktober nach Ungarn aufbrechen, um sich mit dem Ban Jellachich von Kroatien zu vereinigen, der den Befehl der Truppen gegen die Magyaren führte. Ein Theil der Soldaten weigerte sich auszuziehen, und die Bürger, die akademische Legion und die Zöglinge der polytechnischen Schule an der Spitze, wollten den Abmarsch verhindern. Ein Kampf mit den treugebliebenen Truppen erhob sich, die Studenten eroberten einige Kanonen, und die Volksmasse erstürmte das Zeughaus und bemächtigte sich der Waffen. Der ärgste Greuel geschah im Kriegsgebäude, wo man den Kriegsminister Latour aufsuchte, der den Befehl zum Ausrücken der Truppen gegeben hatte. Man fand ihn im vierten Stockwerk versteckt, und die wüthende Schaar schleppte ihn auf die Straße; ein Hammerschlag zerschmetterte ihm den Schädel und, sein Leichnam wurde an einem Laternenpfahl aufgehängt.

Nach solchen Vorgängen verließ der Kaiser das Schloß Schönbrunn und nahm seinen Sitz in Olmütz; die Minister gingen größtentheils aus-

einander, Tausende der vornehmen Einwohner verließen ebenfalls Wien, und statt ihrer zogen Schaaren von Freiheitsmännern ein. Der Reichstag blieb zwar zum Theil noch versammelt, hatte aber keine Macht, und die Kaiserstadt war in den Händen der Aufrührer. Sie entwickelten eine außerordentliche Thätigkeit; der Anführer der Nationalgarde Messenhauser und der polnische General Bem ordneten die Vertheidigungsmaßregeln; Barrikaden und Verschanzungen sperrten die Zugänge zu der Stadt; die kräftigste Hülfe aber erwartete man von den Ungarn, die ihren Beistand versprochen hatten.

Schon rückten indeß von allen Seiten die kaiserlichen Truppen heran; von Süden der Ban Jellachich mit 50,000 Mann aus Kroaten, Grenzern, Italienern, Polen u. a. gemischt; von Norden her der Fürst Windischgrätz, den der Kaiser zum Oberbefehlshaber ernannte, und der vor nicht langer Zeit einen blutigen Aufruhr in Prag mit eiserner Strenge gedämpft hatte. Am 21. Oktober war Wien von kaiserlichen Truppen eingeschlossen. Eine Proklamation des Kaisers, die in milder Weise zur Rückkehr zum Gehorsam ermahnte, und eine strengere des Fürsten Windischgrätz, welche die Bedingungen der Unterwerfung aufstellte, blieben ohne Erfolg, weil die Schreckenspartei die Oberhand hatte und die Auslieferung der Häupter verweigerte. Am 24. begann die Beschießung, am 28. der Sturm; es wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung gefochten, jeder Schritt wurde streitig gemacht; besonders die Jägerzeile in der Leopoldstadt kostete viel Blut. Aber die Truppen eroberten die Außenwerke und die Vorstädte, und in der Stadt fehlte es an Kriegsvorrath und Lebensmitteln. Am 29. nahm der Gemeinderath die Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, die der Sieger forderte, an, und am 30. rückten die Truppen von allen Seiten bis an das Glacis vor. Da sah um Mittag der Wächter vom Stephansthurme Pulverdampf von der ungarischen Grenze her aufsteigen, und in der Hoffnung auf die Hülfe der Ungarn erneuerte sich der Kampf von Seiten der Freischaaren und des bewaffneten Pöbels, ohne Rücksicht auf den geschlossenen Vertrag. Die Kanonen wurden wieder auf die Wälle geführt und von Neuem floß Blut. Allein die Hülfe der Ungarn war zu schwach, sie wurden an der Schwechat mit großem Verluste zurückgeschlagen, und nun war auch der Widerstand der Stadt nur von kurzer Dauer; die Truppen drangen unter Begünstigung der Nationalgarde, welche der Schreckensherrschaft des Pöbels müde war, bis auf die Hauptplätze vor. Der Kampf hörte auf, die Stadt wurde unter den strengsten Belagerungszustand gestellt, die Einwohner wurden entwaffnet und über die Anführer, die man gefangen genommen, erging ein strenges Gericht. Bem entkam, Messenhauser und viele Andere wurden erschossen, unter ihnen auch der Frankfurter Deputirte, Robert Blum, der nach Wien geeilt war und an dem Kampfe Theil genommen hatte.

Der östreichische Reichstag war schon vorher durch ein kaiserliches Dekret vertagt und aus der Verwirrung der Hauptstadt nach Kremsier, zwischen Olmütz und Brünn, verlegt, wo er am 22. Nov. eröffnet wurde.

Unter dem Eindrucke der vorhergegangenen Ereignisse legte der Kaiser Ferdinand am 1. Dezember 1848 die Krone nieder und übergab sie seinem 18jährigen Neffen **Franz Joseph**, nachdem dessen Vater, der Erzherzog Franz Karl, der Thronfolge entsagt hatte. Beide Brüder fühlten es wohl, daß die sehr schwierigen Aufgaben der Zeit jüngere Schultern verlangten.

Das Ende des Jahres 1848 sah das kaiserliche Ansehen in den deutschen Provinzen hergestellt; auch in Italien, wo das lombardisch-venetianische Königreich sich empört und Karl Albert von Sardinien feindlich in die Lombardei eingerückt war, hatte der greise Feldherr Radetzky mit Waffengewalt die Herrschaft Oestreichs siegreich behauptet. In Ungarn jedoch lag ein solches Ziel noch in weiter Ferne; das ganze Land war in voller Empörung.

Auch für den preußischen Staat brachte die zweite Hälfte des Jahres 1848 noch schwere, wenn auch nicht so blutige Tage. Die Berliner Nationalversammlung zeigte sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen; anstatt die noch aufrechten Pfeiler des erschütterten Staatsgebäudes zu stützen, schien die Mehrheit sie noch wankender machen zu wollen; anstatt der Pöbelherrschaft zu wehren, gestattete sie derselben Einfluß auf die Berathungen der Versammlung; ja, die Freunde der Regierung wurden bei dem Herausgehen aus den Sitzungen auf der Straße mit Messern und Stricken bedroht. Da entschloß sich der König, das Ministerium Pfuel, welches durch Nachgiebigkeit den Frieden zu erhalten gesucht hatte, zu entlassen und ein festeres unter dem Grafen von Brandenburg und dem Herrn von Manteuffel zu errichten. Am 9. November trat dieses Ministerium „der rettenden That" in Wirksamkeit, und seine erste Handlung war, die Nationalversammlung bis zum 27. November zu vertagen und ihr zur Wiederzusammenkunft die Stadt Brandenburg anzuweisen, „um ihre Berathungen vor dem Anscheine der Einschüchterung zu bewahren." Die Mehrzahl der Versammlung widersprach auf das Heftigste der Vertagung und Verlegung und setzte ihre Berathungen, als der Sitzungssaal geschlossen wurde, in verschiedenen Lokalen der Stadt fort, ja, sie faßte den gefährlichen Beschluß: „Das Ministerium Brandenburg sei nicht berechtigt, Steuern zu erheben und Staatsgelder zu verwenden, so lange nicht die Nationalversammlung in Berlin frei ihre Pflichten erfüllen könne." Dieser Beschluß der Steuerverweigerung fand indeß mit wenigen Ausnahmen keine Befolgung bei der Bevölkerung des preußischen Staates, vielmehr bestand diese die gefährliche Probe auf ehrenvolle Weise, und von diesem Wendepunkte an durfte sich das Vertrauen auf eine neue Befestigung der preußischen Monarchie wieder erheben.

Die nach Brandenburg verlegte Nationalversammlung bewies sich dort eben so unfähig, etwas Tüchtiges zu schaffen, als in Berlin; sie wurde nach wenigen Sitzungen aufgelöst, und am 5. Dezember verkündigte der König einen neuen Verfassungsentwurf, welcher der auf den 25. Februar des nächsten Jahres zu berufenden neugewählten Ständeversammlung zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden sollte. Der Entwurf war auf einer freisinnigen Grundlage erbaut und hatte viele der von der konstituirenden Nationalversammlung aufgestellten Grundsätze aufgenommen.

3. Das Jahr 1849.

Die auf die deutsche Nationalversammlung gesetzten großen Hoffnungen, die freilich in den letzten Monaten des Jahres 1848 schon bedeutend gesunken waren, sollten in der ersten Hälfte des neuen Jahres gänzlich zu Grabe getragen werden.

Eine der schwierigsten Fragen für dieselbe betraf das Verhältniß Oestreichs zu der neuen Gestaltung des Gesammtvaterlandes; denn die Absicht des neuen Ministeriums Schwarzenberg, die dem in Kremsier versammelten

Reichstag vorgelegt wurde, ging dahin, den Plan festzuhalten, daß alle östreichischen Länder ein in Gesetzgebung und Vertretung untheilbares Ganzes sein sollten. Wenn das aber geschah, wie sollten die slavischen, magyarischen und italienischen Länder Oestreichs mit Deutschland unter eine Verfassung gebracht werden? Welche Mischung der verschiedenartigsten Elemente, und welches Gewicht brachten die Millionen nichtdeutscher Völker in unsere Verhältnisse? Ein Bundesstaat mit gemeinsamer Verfassung und einheitlicher Kraft konnte auf solche Weise in keiner Art zu Stande kommen. Auch erklärte die östreichische Regierung selbst, daß die Verbindung der östreichischen Monarchie mit Deutschland keine so enge sein könne, um mit demselben zu einem Ganzen zu verschmelzen. Und die deutsch-östreichischen Provinzen konnten wiederum nicht für sich in den deutschen Bundesstaat treten und dessen Gesetzgebung befolgen, ohne sich mehr oder weniger von den übrigen östreichischen Ländern zu trennen.

Aus dieser Verlegenheit schien kaum ein anderer Ausweg zu sein, wenn die Idee des einigen Bundesstaates mit kräftiger Vertretung und Verwaltung gerettet werden sollte, als das gesammte übrige Deutschland zu einem organisch verbundenen Ganzen zu vereinigen und diesen Staat wiederum mit dem organisch verbundenen östreichischen Gesammtstaate in eine beständige und unauflösliche Union treten zu lassen, die außer durch die Kraft eines solchen Vertrages auch durch gemeinsame Handelsinteressen und einen gleichmäßigen Zollverein zusammengehalten würden. Auf diesen Gedanken gründete der an des Oestreichers Schmerling Stelle zum Präsidenten des Reichsministeriums ernannte Freiherr von Gagern seinen Plan für die Verfassungsangelegenheit; als Ziel lag ein engerer deutscher Bund und eine deutsch-östreichische Union vor seinen Augen. Kam der Plan zur Ausführung, so trat Preußen als der mächtigste reindeutsche Staat durch die Natur der Verhältnisse an die Spitze des neuen deutschen Bundes. Diese Aussicht widerstrebte aber dem östreichischen Interesse, so wie dem mehrerer deutscher Staaten, theils konfessionell, theils aus politischen Gründen; und eben so stieß der Gedanke, ein Deutschland ohne Oestreich zu bilden, auf vielseitigen Widerspruch. Die großdeutsche Partei, welche die Worte des Arndtschen Liedes: „das ganze Deutschland soll es sein!“ zu ihrem Motto wählte, vereinigt mit einem Theile der Linken, die überhaupt keine kräftige Einheit Deutschlands in monarchischer Gestalt wollte, arbeitete dem Gagernschen Plane mit allen Kräften entgegen, und leider sah sich dessen Partei, um die Mehrheit der Stimmen zu erhalten, der Linken manches einzuräumen genöthigt, was ursprünglich nicht in ihrem Willen gelegen hatte. Dahin gehörte unter anderm die voreilige und abgesonderte Bekanntmachung der deutschen Grundrechte als Reichsgesetz, die noch am Ende des Jahres 1848 vollzogen wurde. Nachtheiliger jedoch waren die ferneren Einräumungen: erstlich, daß dem an die Spitze des deutschen Bundes zu stellenden Reichsoberhaupte bei Beschlüssen der Nationalvertretung, die ihm unzweckmäßig erschienen, kein entscheidender, sondern ein nur aufschiebender Widerspruch, kein absolutes, sondern nur ein suspensives Veto zustehen sollte; und zweitens, daß ein Wahlgesetz angenommen wurde, nach welchem jeder unbescholtene Deutsche, der das 25. Jahr zurückgelegt, wahlfähig sein, und die Wahl direkt vermittelst Stimmzettel ohne Unterschriften geschehen sollte. Dadurch verlor die Versammlung an moralischem Ansehen. Die Verfassung war mit unheilbringenden Elementen gemischt und gelähmt, und ungeachtet aller dieser

Opfer konnte die „Kaiserpartei" es doch nur dahin bringen, daß die Reichsverfassung, mit einem erblichen Oberhaupte unter dem Titel „Kaiser der Deutschen," nur mit einer geringen Stimmenmehrheit am 27. März angenommen, und daß am folgenden Tage die Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen beschlossen wurde. Auch dieses Ergebniß würde kaum zu Stande gekommen sein, wenn nicht Oestreich in der zu Kremsier nach Auflösung des Reichstages von der Regierung bekannt gemachten Verfassung vom 4. März die sämmtlichen Länder der östreichischen Monarchie zu einem unauflöslichen Einheitsstaate zusammengefaßt hätte, ohne für die deutschen Provinzen ein Anschließen an die deutsche Reichsverfassung offen zu lassen. Daneben wurde in einer Note an die Nationalversammlung der Eintritt von Gesammtöstreich in den deutschen Bund gefordert, und ein Direktorium von 7 Personen unter dem bleibenden Vorsitz von Oestreich vorgeschlagen, welches in Gemeinschaft mit einem „Staatenhause," aber ohne die „lähmende" Beigabe eines Volkshauses, die allgemeinen Angelegenheiten berathen und pflegen sollte. Diese Vorschläge, die dem mit berechtigter Vorliebe gepflegten Gedanken eines kräftig organisirten, geschlossenen deutschen Bundesstaates so sehr widerstrebten, hatten zur Folge, daß manche, die bis dahin geschwankt, für die Kaiserpartei sich erklärten.

Eine Deputation von einigen dreißig Mitgliedern der Nationalversammlung, den Präsidenten Simson an der Spitze, ging nach Berlin, dem König von Preußen die erbliche Würde eines Kaisers der Deutschen, unter Annahme der von der Versammlung aufgestellten Reichsverfassung, anzutragen. Die Gegenden, durch welche die Gesandtschaft zog, begrüßten dieselbe in der frohen Hoffnung, daß dieser große Moment die Wehen der Revolution schließen und eine neue Zeit herbeiführen werde; man konnte nicht glauben, daß die Nationalversammlung einen so wichtigen Schritt gethan habe, ohne vorher der Einwilligung der preußischen Regierung gewiß zu sein. Am 2. April kam die Deputation in Berlin an, am 3. wurde sie von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. im Rittersaale des Schlosses empfangen. Der König antwortete auf die Anrede des Präsidenten, „daß er ohne das freie Einverständniß der deutschen Fürsten die Würde nicht annehmen könne; an diesen sei es jetzt, zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen und dem Ganzen fromme und ihn in den Stand setzen werde, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten."

In dieser Antwort war schon die Ablehnung ausgesprochen; denn die Anerkennung von Seiten der größeren deutschen Fürsten, namentlich Oestreichs war nicht zu erwarten; auch lag in den königlichen Worten das Bedenken, daß die Verfassung der obersten Reichsgewalt die erforderliche Kraft nicht gewähre. Und so zeigte es sich auch in den nächsten Tagen immer entschiedener, daß der König zur Annahme nicht geneigt sei. Die Deputation kehrte mit dem Gefühle vereitelter Hoffnung nach Frankfurt zurück.

Die Nationalversammlung suchte nun noch der Reichsverfassung in so vielen deutschen Staaten als möglich die Annahme zu verschaffen, und wirklich hatten bis zum 14. April 28 Regierungen ihren Beitritt in Frankfurt erklärt; aber die Königreiche Baiern, Sachsen, Hannover und Würtemberg zögerten, und Preußen erklärte durch eine Note vom 28. April, daß die Reichsverfassung, wie sie vorliege, nicht angenommen werden könne. Und als ein Beschluß der Nationalversammlung so weit ging, ohne Rücksicht auf die Protestationen der größeren Regierungen, die Ständeversammlungen und

Gemeinden der einzelnen Staaten, also das gesammte deutsche Volk, aufzufordern, die Reichsverfassung vom 28. März zur Anerkennung zu bringen, also indirekt zur Gewalt aufforderte, fanden sich Preußen, Hannover und andere Staaten bewogen, die Deputirten ihrer Länder, wie es Oestreich schon gethan, von Frankfurt zurückzuberufen.

Der Hauptzweck der Nationalversammlung, einen kräftigen deutschen Bundesstaat zu schaffen, war mislungen; ihre ferneren Schritte waren, wie der oben angeführte Beschluß, die letzten, nun schon krankhaften Versuche, ihre Auktorität durch jedes Mittel aufrecht zu halten. Den letzten Stoß erhielt die Versammlung dadurch, das 65 der ehrenwerthesten Männer, darunter Gagern, Simson, Dahlmann, Arndt, am 20. Mai ihren Austritt aus derselben erklärten. Als die nach der Verfassung beschlußfähige Zahl von 200 Deputirten nicht mehr zugegen war, wurde diese Zahl rechtswidrig auf 150, dann auf 100 herabgesetzt; und da das Verbleiben der Versammlung in Frankfurt wegen der kriegerischen Vorfälle in Baden und der Pfalz nicht mehr sicher schien, wurde ihr Sitz am 30. Mai nach Stuttgart verlegt, da in Würtemberg unterdeß die Reichsverfassung wirklich anerkannt war. Hier hielt dieses sogenannte „Rumpfparlament" am 6. Juni seine erste Sitzung und ernannte sogar eine deutsche Reichsregentschaft von 5 Mitgliedern. Allein die würtembergische Regierung duldete das Fortbestehen der Versammlung, wie der Regentschaft, nicht länger in Stuttgart und verschloß das Sitzungslokal, worauf die Mitglieder auseinander gingen. — So endete die deutsche Nationalversammlung, an welche sich so große Hoffnungen geknüpft hatten!

Der Zwiespalt zwischen Regierung und Volk wegen Annahme der Frankfurter Reichsverfassung trug seine erste Frucht in Sachsen. Der in Dresden versammelte, auf breitester demokratischer Grundlage gewählte Landtag verlangte vom Könige die Anerkennung der Reichsverfassung; als die Regierung mit der Auflösung des Landtags antwortete, erhob sich am 3. Mai ein Aufstand des Volkes. Zwar mislang der Sturm auf das Zeughaus, allein es wurden sehr starke Barrikaden errichtet, Schaaren bewaffneter Insurgenten zogen von allen Seiten zu Hülfe, der König begab sich mit seinen Ministern auf die Festung Königstein, und eine provisorische Regierung unter dem Advokaten Tzschirner nahm die Gewalt in die Hände. Die Altstadt war bald im Besitze der Aufrührer, welche zum Theil die rothe Fahne aufpflanzten. Die sächsischen Truppen vertheidigten die Neustadt, waren aber zu schwach, den übrigen größeren Theil der Stadt wieder zu gewinnen. Da rief der König die preußische Regierung um Beistand an, und am 6. Mai rückten preußische Truppen ein und begannen mit den sächsischen den Angriff auf die Barrikaden. Drei Tage hielten die Aufrührer den Kampf aus, jeder Schritt mußte erobert werden, und ein großer Schaden wurde an öffentlichen und Privatgebäuden angerichtet. Am 9. Mai erst, nachdem der Postplatz und die große Barrikade am Altmarkte erstürmt waren, hörte der Widerstand allmählich auf; die Freischaaren flohen nach allen Seiten aus der Stadt, Tzschirner entkam, der Russe Bakunin, einer der thätigsten Anführer, wurde gefangen. Die Gefängnisse füllten sich mit Verhafteten, gegen welche die Gerichte ihre Untersuchung begannen.

Ein fruchtbarerer Boden für die Umsturzpartei war die obere Rheingegend, sowohl jenseits als diesseits des Rheines, nämlich die Pfalz oder Rheinbaiern, an das unruhige Frankreich angrenzend und durch vielfachen

Tausch der Landesherrschaft seit einem halben Jahrhundert von Unterthanentreue und gemüthlicher Anhänglichkeit an die Regierung entwöhnt; und ferner das badensche Land, besonders in den südlichen an die Schweiz grenzenden Gegenden, wo schon zweimal durch Hecker und Struve der Versuch zu einer republikanischen Erhebung gemacht war. Auch hier war der Boden durch die Einwirkung von Frankreich und der Schweiz aus, durch eine schamlose Presse und vielleicht auch durch Schwäche der Regierung tief unterwühlt.

In der Pfalz diente, wie in Sachsen, die Weigerung der baierischen Regierung, die Reichsverfassung anzunehmen, zum Vorwande eines Aufruhrs, der mehr als die Reichsverfassung beabsichtigte, obwohl die Demokraten die Durchführung derselben an ihre rothe Fahne schrieben. Auf einer Volksversammlung zu Kaiserslautern wurde eine Volkswehr und eine provisorische Regierung beschlossen, die am 17. Mai wirklich errichtet wurde, und nun strömten von allen Seiten Freischaaren herbei, flüchtige Barrikadenkämpfer, emigrirte Polen und deutsche Arbeiter aus Frankreich. Die Festungen Landau und Germersheim waren in großer Gefahr, denn viele Soldaten gingen mit Gewehr und Tornister haufenweise zu den Aufrührern über, so daß Landau nur durch die Standhaftigkeit der Offiziere gerettet wurde, die selbst mit dem Gewehr im Arm Schildwache standen. Es war fast kein Widerstand der Behörden möglich, und die provisorische Regierung in der Pfalz schloß mit derjenigen in Baden einen Bund zu gemeinschaftlichem Beistande.

In Baden konnte die Revolution nicht, wie in der Pfalz, die Durchführung der Reichsverfassung zum Vorwande nehmen, denn der Großherzog war einer der Ersten, welche die Reichsverfassung anerkannt hatten. Hier mußten Lüge und Blendwerk zu Hülfe genommen werden, und vor allem suchte man den Widerstand der Regierung dadurch zu brechen, daß das Militär seinen Pflichten untreu gemacht wurde.

Nach einer am 11. Mai in Rastatt glücklich von Statten gegangenen Meuterei der Soldaten dekretirte eine am 13. zu Offenburg gehaltene große Volksversammlung die Revolution für permanent und beschloß die Verschmelzung des Heeres mit der Volkswehr unter selbstgewählten Führern. An demselben Abende verbreitete sich der Soldatenaufruhr in Karlsruhe; die Kaserne wurde im Innern verwüstet, einige Offiziere und Unteroffiziere getödtet, die meisten übrigen Offiziere zur Flucht genöthigt. In dieser Schreckensnacht floh auch der Großherzog mit seiner Familie nach der Festung Germersheim und von da nach dem elsassischen Städtchen Lauterburg. Die Minister folgten, und der in Offenburg errichtete Landesausschuß zog triumphirend als „provisorische Regierung" in Karlsruhe ein. Ihr Haupt, der Advokat Brentano, gab vom Balkone des Rathhauses die Versicherung, ihr Zweck sei nur die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und die Durchführung der Reichsverfassung. Die Republik zu proklamiren, wagten die Anführer noch nicht; der Schein mußte für's Erste noch bewahrt werden; aber bald gewannen der aus seiner Haft in Rastatt befreite Struve und andere Republikaner solchen Einfluß und brachten die Dinge so sehr in Unordnung, daß der besonnenere Brentano große Mühe hatte, die Haltung des Ganzen einigermaßen zu bewahren. Dennoch zeigte sich die Unfähigkeit und Schlechtigkeit der Männer, welche die Zweige der öffentlichen Verwaltung in die Hände genommen hatten, sowohl in Baden als der Pfalz so augenscheinlich, und die Gewaltsamkeiten wurden so schreiend, daß das Volk bald enttäuscht wurde.

Dazu mislang der Versuch, eine Umwälzung in Würtemberg hervorzubringen, durch die Energie des Ministers Römer, und ein Einfall in das Darmstädtische durch die Treue und Tapferkeit der hessischen Truppen.

Unterdeß hatte sowohl der Großherzog von Baden, als auch der König von Baiern preußische Hülfe verlangt; es sammelten sich die Truppen am Rhein unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen und rückten den Grenzen näher. Auch der Erzherzog-Reichsverweser, der ungeachtet der Auflösung der Nationalversammlung fest auf seinem Platze geblieben war, versammelte hessische und meklenburgische Reichstruppen, und diese drangen am rechten Rheinufer gegen Baden vor, während die Preußen die Pfalz in der Mitte Juni schnell zur Unterwerfung brachten und dann auch in Baden einrückten. Die Aufständischen waren an Zahl nicht gering, denn es war ihnen viel Zuzug von Freischaaren geworden, die sich an den Kern der badischen Truppen anschlossen; auch hatte die provisorische Regierung einen geübten General, den Polen Mieroslawsky, der schon in Posen und Sizilien Insurgentenheere geführt hatte, an die Spitze der ganzen Streitmacht gestellt. Allein seine Haufen wurden immer enger zusammengedrängt und in vielen einzelnen Gefechten geschlagen. Karlsruhe wurde am 25. Juni wieder besetzt und Rastatt darauf eng eingeschlossen. Die Insurgenten zogen sich nach der Schweizer Grenze zurück und löſten sich größtentheils auf; einige Anführer gingen mit einigen tausend Mann und einer Anzahl Kanonen über die Grenze und wurden von den Schweizern entwaffnet. Rastatt mußte sich am 23. Juli auf Gnade und Ungnade ergeben. Bairische Behörden und Truppen zogen wieder in die Pfalz ein, der Großherzog von Baden kehrte nach Karlsruhe zurück; aber das badensche Land blieb von Preußen besetzt, weil das eigene Heer so gut als aufgelöst war. Der Belagerungszustand mußte die Ordnung aufrecht halten und die Bestrafung vieler Schuldigen den Gesetzen neues Ansehen verschaffen.

Preußen hatte sich durch die feste Haltung der Regierung und des Volkes wieder in der öffentlichen Meinung befestigt. Zwar hatten die am 26. Februar zusammengetretenen Kammern sich mit der Regierung nicht einigen können und wurden am 27. April aufgelöst; auch waren in der Zeit der Bewegung über die Frankfurter Reichsverfassung in einigen Gegenden der Provinz Sachsen und der Rheingegend, namentlich in Elberfeld und Iserlohn, Versuche zum Aufstande und zur Verführung der Landwehr gemacht worden; allein sie waren schnell unterdrückt, und gerade die Landwehr hatte ihre Pflichten gegen die Aufständischen in Baden auf musterhafte Weise erfüllt. Die bewundernswerthe Kriegsordnung, welche Scharnhorst und seine Freunde in den Jahren der Erniedrigung dem preußischen Staate gegeben und die in den Freiheitskriegen ihre Feuerprobe bestanden hatte, bewährte sich auch jetzt, wie später, als der festeste Kern des preußischen Staates.

Das Zutrauen, welches sich wieder auf Preußen lenkte, während fast alle übrigen deutschen Staaten mehr oder weniger wankten, und Oestreich in schweren Streit mit Ungarn verwickelt war, führte zu einem neuen Versuche, mit Preußens Hülfe einen Mittelpunkt für eine Neugestaltung Deutschlands zu gewinnen, sollte auch Oestreich dabei ausgeschlossen werden. Auf Preußens Einladung versammelten sich die Gesandten mehrerer deutscher Staaten im Mai 1849 in Berlin, um eine solche Abänderung der Frankfurter Reichsverfassung zu berathen, welche dem Bundesstaate eine kräftige Exekutivgewalt, einen aus Staatenhaus und Volkshaus bestehenden Reichs-

tag und ein Reichsgericht geben sollte. Die höchste Gewalt sollte ein Reichsvorstand an der Spitze eines aus 6 Stimmen bestehenden Fürstenkollegiums üben und die Reichsvorstandswürde mit der Krone Preußen erblich verbunden sein. Es wurde darauf gerechnet, daß alle deutschen Länder außer Oestreich diesem Bunde beitreten würden; allein nur die Gesandten von Hannover, Sachsen und Baiern betheiligten sich an den Berathungen, und da Baiern zögerte, schlossen am 26. Mai nur Hannover und Sachsen mit Preußen das Bündniß, welches nachher das „Dreikönigsbündniß“ genannt worden ist. Es war der Augenblick drängenden Entschlusses; denn eben erst war der sächsische Aufruhr gestillt, und der in der Pfalz und Baden stand auf seiner Höhe; die verbündeten drei Könige hofften, daß an den von ihnen gebildeten Kern die übrigen Länder sich anschließen würden; und wirklich geschah das auch von Seiten der meisten Mittel- und Kleinstaaten, die in dem Halt, den sie durch Preußen gewannen, ihre Stütze fanden. Allein Baiern und Würtemberg, die beide dem wieder wachsenden Einflusse Oestreichs sich hingaben, weigerten sich; und Sachsen und Hannover, die von Anfang an auf den Beitritt jener beiden gerechnet hatten, zogen sich sehr bald von dem mit Preußen eingegangenen Bündnisse wieder zurück. Schon im Laufe des Jahres 1849 begann so dieser neue Versuch zur Herstellung eines deutschen Bundesstaates zu scheitern (S. 364).

Den wesentlichsten Einfluß auf diese Wendung der Dinge hatte die Wiedererhebung Oestreichs aus schweren Kämpfen. Nachdem nämlich der tapfere Feldmarschall Radetzky den wieder in die Lombardei eingefallenen Karl Albert von Sardinien aufs Haupt geschlagen (bei Mortara und Novara, 22. u. 23. März), der neue König Viktor Emanuel (nach Karl Alberts Abdankung) einen für Oestreich sehr vortheilhaften Frieden geschlossen, auch das aufgestandene Venedig sich ergeben hatte (25. August), und nachdem der Versuch Ungarns, sich unabhängig zu machen, mit Rußlands Hülfe vereitelt war, da fühlte Oestreich sich wieder stark genug, um mit Nachdruck auch in den deutschen Angelegenheiten seine Stellung und seinen Einfluß wahren zu können. Mit Klugheit und Geschick arbeitete es den preußischen Plänen und dem Dreikönigsbündniß entgegen, und wußte am 26. September mit Preußen eine Vereinigung über eine gemeinsame interimistische Bundesregierung zu Stande zu bringen, die bis zum 1. Mai 1850 in Wirksamkeit bleiben sollte. Dieselbe wurde von den übrigen deutschen Regierungen bereitwilligst anerkannt, da es gänzlich an einer gemeinsamen Behörde fehlte, nachdem die Stellung des Reichsverwesers ohne die Nationalversammlung eine haltlose geworden war, und der Erzherzog Johann trat am 20. Oktober seine Gewalt förmlich an die Central-Bundeskommission ab. —

Schon im März 1849 war der Krieg mit Dänemark wieder zum Ausbruch gekommen, nachdem der Waffenstillstand zu Malmö (S. 353) zu keinem Frieden geführt hatte. Preußen, Hannoveraner, Baiern, Würtemberger, Sachsen und andere Truppen rückten nun wieder in Schleswig ein, und anfangs war das Glück mit den deutschen Waffen. Zwei große dänische Kriegsschiffe, die sich unvorsichtig bei einem Nordostwinde, der ihr Wiederauslaufen verhinderte, in den Hafen von Eckernförde gewagt hatten, das Linienschiff Christian VIII. und die Fregatte Gefion, wurden von den Strandbatterien — einer holsteinischen und einer nassauischen — so wirksam beschossen, daß das Linienschiff in Brand gerieth und in die Luft flog, die Fregatte aber mit zerschossenem Steuerruder die Flagge strich. Sie wurde

später der deutschen Flotte einverleibt. Bald darauf wurden die Düppeler Schanzen im Sundewitt, Alsen gegenüber, von den Baiern und Sachsen erstürmt und die Dänen auf die Insel Alsen zurückgetrieben. Es war ein schöner Wetteifer unter den deutschen Truppen; man sah, was sie in Vereinigung gegen einen gemeinsamen Feind würden ausrichten können; die Herzoge von Sachsen-Koburg und von Nassau waren selbst bei ihren Truppen. Das schleswig-holsteinische Korps unter dem General Bonin drang kühn voran, erstürmte die Grenzfestung Kolding und stand bald vor der Festung Fridericia in Jütland, die nun belagert werden sollte. Aber die lähmende Politik, die so oft zu Deutschlands Schaden den Sieg seiner Waffen gehemmt hat, trat auch hier in den Weg. Die Schutzmächte Dänemarks, die eine Schwächung dieses Reiches nicht wollten, drohten mit einem europäischen Krieg, und nachdem Preußen bereits im Mai und Juni nur noch lässig am Kampfe Theil genommen hatte, kam es unter Englands und Rußlands Vermittelung am 10. Juli zu einem neuen Waffenstillstand mit Dänemark bis zum 1. Januar 1850. Kurz vor seinem Abschluß überfiel der dänische General Rye das holsteinische Belagerungsheer vor Fridericia und schlug es unter großem Verluste aufs Haupt. Dieses traurige Ereigniß vermehrte den Unwillen in Deutschland über den fünf Tage später eintretenden Waffenstillstand. In demselben wurde Schleswig vorläufig von Holstein getrennt, es erhielt eine eigene Landesregierung, die aus einem dänischen, einem preußischen und einem englischen Bevollmächtigten als Obmann bestand, und bekam in seinem nördlichen Theil eine Besatzung von 2000 Schweden als neutralen Truppen, im südlichen von Preußen und auf den Inseln von Dänen. Die von der deutschen Centralgewalt in Holstein und Schleswig eingesetzte Statthalterschaft, die bei den Verhandlungen nicht zugezogen war, erhob gegen diese Anordnungen zwar Einspruch, mußte aber der Gewalt weichen und verlegte ihren Sitz von Schleswig nach Kiel, indem sie zugleich ihr Heer unter den Waffen behielt.

Da sich Dänemark verpflichtet hatte, nicht in Holstein einzudringen, und ein Eindringen der Holsteiner in Schleswig durch Preußen verhindert wurde, so wurde der Waffenstillstand in den Sommer 1850 aufrecht erhalten, bis endlich am 2. Juli Preußen einen **definitiven Frieden** mit Dänemark schloß, welcher nach und nach von den übrigen deutschen Regierungen bestätigt wurde. In demselben wurde Schleswig den Dänen überliefert, während in Beziehung auf Holstein die Rechte des deutschen Bundes vorbehalten blieben. Allein die Statthalterschaft in Kiel erhob gegen diesen Frieden Protest, und als die Preußen aus Schleswig abzogen, rückte die holsteinische Armee unter dem ehemaligen preußischen General **Willisen** in dasselbe ein und den Dänen unter General **Krogh** entgegen.

Am 25. Juli stießen die beiden feindlichen Heere im Norden der Stadt Schleswig, bei **Idstedt**, auf einander. Das dänische Heer war dem holsteinischen an Zahl bedeutend überlegen; es zählte 36,000 Mann gegen 26,000. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit und mit abwechselndem Glücke gestritten. Da aber ihre Uebermacht den Dänen erlaubte, die Truppen im Centrum mehrmals durch neue zu ersetzen und zugleich den linken Flügel der Holsteiner mit einer Umgehung zu bedrohen, so mußte ein längerer Kampf voraussichtlich mit einer gänzlichen Niederlage der letzteren endigen, und deshalb entschloß sich der General Willisen zum Rückzuge, der in guter Ordnung bis zur holsteinischen Grenze ausgeführt wurde. Die Dänen aber

hatten durch den Sieg bei Idstedt den größten Theil des schleswigschen Landes in ihre Hände gebracht.

Einen weiteren Angriff auf die Holsteiner, die durch die Festung Rendsburg geschützt wurden, wagten sie nicht, weil ein zweiter Sieg sie über die holsteinische Grenze geführt hätte. Willisen aber fühlte sich zu schwach, um zu einer zweiten Hauptschlacht zu schreiten. Er beschränkte sich auf kleinere Angriffsversuche, hatte aber auch damit kein Glück. Sowohl im Gefecht bei Missunde (12. September), als bei einem Angriff der Holsteiner auf Friedrichstadt (4. Oktober) trugen die Dänen den Sieg davon, und nun suchte die Statthalterschaft dem ferneren Kampfe dadurch eine bessere Wendung zu geben, daß sie an Willisens Stelle dem General v. d. Horst den Oberbefehl übertrug. Allein ehe dieser zum Schlagen kam, traten Oestreich und Preußen, die sich unterdessen in der deutschen Frage geeinigt hatten (S. 367), dazwischen, verlangten die Einstellung jeglicher Feindseligkeiten, und die holsteinische Landesversammlung gab ihrem Einspruche nach (siehe S. 370).

4. Deutschland in den Jahren 1850—1858.

Seitdem Oestreich aus seinen Kämpfen in Italien und Ungarn (S. 362) siegreich hervorgegangen und wieder erstarkt war, stellte es sich in Deutschland den preußischen Bemühungen auf Errichtung eines Bundesstaates entgegen und strebte seinerseits nach Wiederherstellung des deutschen Bundes von 1815, in den es mit seinen gesammten Ländern einzutreten gedachte. Preußen dagegen, welches sich zwar mit Oestreich zu einer interimistischen Bundesregierung vorläufig geeinigt hatte, behielt noch die Pläne im Auge, welche auf die Bildung eines engeren Bundes unter seiner Anführung gerichtet waren. Zunächst brachte es, um die ganze konstitutionelle Partei in Deutschland für sich zu gewinnen, auf dem Wege der Vereinbarung zwischen Regierung und Volk eine revidirte Verfassung für seine Staaten zu Stande, welche am 6. Februar 1850 feierlich vom König beschworen wurde. Darauf wurde zur Feststellung der Verfassung für den beabsichtigten Bund ein Reichstag nach Erfurt ausgeschrieben, und da es sich dabei um eine Einigung zunächst nur eines Theils, namentlich des Nordens von Deutschland handelte, so wurde gleichzeitig beschlossen, den Bund nicht Reich, sondern deutsche Union, sein aus dem Staaten- und Volkshaus bestehendes Organ nicht Reichstag, sondern Parlament zu nennen. Allein noch ehe der Reichstag zu Erfurt zusammenkam, machte sich der öſtreichische Einfluß, durch den Baiern und Würtemberg abspenstig gemacht waren, auch auf Hannover und Sachsen geltend. Beide Staaten schickten keine Gesandten nach Erfurt, und Hannover sagte sich am 26. Mai sogar förmlich von dem Dreikönigsbündnisse los. Trotz dieser abgünstigen Haltung der vier Königreiche wurde das Parlament am 20. April durch eine Rede des Generals Radowitz zu Erfurt eröffnet; zum Präsidenten des Staatenhauses wurde v. Auerswald gewählt, zu dem des Volkshauses der ehemalige Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, Simson, welcher ein Jahr zuvor dem Könige von Preußen den Antrag wegen Annahme der deutschen Kaiserkrone gemacht hatte. Schon diese Wahl zeigte, daß der Kern der ehemaligen Nationalversammlung, der bereits im Jahre 1849 Preußen an die Spitze von Deutschland bringen wollte und der sich nachher in Gotha zu fernerem gemeinschaftlichen Wirken

verbunden hatte, in Erfurt stark vertreten und entschlossen war, den alten Plan, wenn auch noch in geringerem Umfange, durchzuführen. In der That vereinigte sich das Parlament nach mancher lebhaften Verhandlung im Wesentlichen mit den Vorschlägen Preußens. Allein ein förmlicher Abschluß kam nicht zu Stande. Das preußische Kabinet machte seine letzte Sanktion der gefaßten Beschlüsse von der Zustimmung der übrigen Unionsfürsten abhängig, und diese wiederum zögerten theils, theils stellten sie, wie Oldenburg und die Hansestädte, welche wegen ihrer Handelsverhältnisse durch die Nichttheilnahme Hannovers in Nachtheil gesetzt waren, Bedingungen. Ueberhaupt trat zu Tage, daß man seiner eigenen Sache nicht sicher war. Auch ein Kongreß der Unionsfürsten (beide Hessen, Oldenburg, Baden, Weimar), der im Mai gehalten, und ein provisorisches Fürstenkollegium, welches darauf eingesetzt wurde, führte dieselbe nicht weiter.

Noch ehe das Parlament in Erfurt zu Ende ging, hatte Oestreich seine Gegenmaßregeln genommen. Um jede gesonderte Union zu verhindern, und da die interimistische Bundesregierung am 1. Mai 1850 ablief, berief es in Uebereinstimmung mit Baiern und Würtemberg eine außerordentliche Plenarversammlung des Bundes auf den 26. April nach Frankfurt, „nicht um sofort die alte Bundesverfassung wieder herzustellen, sondern nur, um durch dieses allein berechtigte Organ berathen und beschließen zu lassen, was ferner zu thun sei.“ Außer Baiern und Würtemberg schickten Sachsen, Hannover, der König der Niederlande für Luxemburg, der dänische König für Holstein, beide Hessen[1]) nebst Hessen-Homburg u. a. ihre Gesandten, und an demselben Tage, an welchem die Unionsfürsten in Berlin sich versammelten, am 10. Mai 1850, wurde das Plenum in Frankfurt eröffnet. Preußen und die ihm treugebliebenen Unionsfürsten protestirten gegen die Befugniß der Frankfurter Versammlung, für ganz Deutschland gültige Beschlüsse zu fassen; man verlangte freie, durch die Formen der alten, im Jahre 1848 aufgehobenen Verfassung nicht gebundene Verhandlungen aller deutschen Regierungen, sowie die Anerkennung der Union. Aber Oestreich verweigerte nicht blos die letztere, sondern durch die geringen Erfolge der Unionskonferenz zu Berlin ermuthigt, erließ es sogar ein Rundschreiben an alle Regierungen zur Wiedereröffnung des Bundestags auf den 1. September, da in der Rückkehr zu einem durch die bisherigen Vorgänge nur verdunkelten, aber nicht erschütterten Rechtsboden das einzige Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage in Deutschland erkannt werden müsse.“ Da aber Preußen auf die auch an dieses ergangene Aufforderung jede Theilnahme an der Wiederherstellung der alten Bundesverfassung von sich wies, so standen nun beide Großmächte mit ihrem Anhange einander schroff gegenüber, und es hatte den Anschein, als werde ein Krieg unvermeidlich werden. Da gaben eigenthümliche Vorfälle im Kurfürstenthum Hessen der drohenden Lage der Dinge eine andere Wendung.

Unzufrieden mit dem liberalen Ministerium Eberhard-Wippermann hatte der Kurfürst von Hessen den ehemaligen, verhaßten Minister Hassenpflug zurückberufen und gerieth darüber mit den Ständen, die gegen ein solches Ministerium protestirten und wegen verweigerter Vorlegung eines Budgets die Forterhebung nur der indirekten Steuern bewilligten, in einen unauf-

[1]) Kurhessen schickte auch nach Berlin einen Vertreter; schloß sich aber bald darauf ganz an Oestreich an.

hörlichen Streit. Die Stände wurden am 2. September 1850 aufgelöst, die Forterhebung aller Steuern durch landesherrliche Verordnung befohlen, und da der landständische Ausschuß und alle Oberbehörden in Kassel das Verfahren der Regierung für verfassungswidrig erklärten, so wurde das ganze Land am 7. September in Kriegszustand gesetzt. Als aber auch diese Maßregel nichts half, vielmehr das gesammte hessische Volk in seinem Widerstande gegen die Regierung verharrte, da verließ der Kurfürst mit seinen Ministern in der Nacht vom 12./13. September die Hauptstadt und verlegte seine Residenz nach Wilhelmsbad im Hanau'schen Kreise. Von hier wendete sich Hassenpflug an die östreichische Bundesversammlung (Engern Rath, wie sie sich nannte) in Frankfurt, und da dieser daran gelegen war, Kurhessen für ihre Pläne zu gewinnen, so erklärte sie das Verfahren der hessischen Stände für Steuerverweigerung (die nach den Bundesbeschlüssen von 1832 einem Aufruhr gleichkam), und verpflichtete sich, der Regierung zur Herstellung der Ordnung behülflich zu sein, falls diese mit ihren eigenen Mitteln nicht durchdringen könne. Obwohl nun der Kriegszustand in Hessen verschärft und jeder vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, der sich den Anordnungen der Regierung nicht fügte, so sah sich die letztere doch außer Stande, der Verwirrung ein Ende zu machen, zumal da weder die Behörden und die Gerichte ihren Widerstand aufgaben, noch auch das Militär sich zuverlässig bewies. Im Oktober forderten 240 Offiziere ihre Entlassung, weil sie auf die Verfassung vereidigt seien und nicht in den Fall kommen wollten, diesen Eid zu verletzen. Bei solcher Lage der Dinge verlangte der Kurfürst noch im September Hülfe vom Frankfurter Bundestag und erhielt sie am 26. zugesagt. Nach einer Zusammenkunft des östreichischen Kaisers mit den Königen von Baiern und Würtemberg zu Bregenz am 11. Oktober sammelten sich östreichische Truppen in Vorarlberg und an der baierschen Grenze, und Baiern selbst stellte eine bedeutende Truppenmacht in Franken auf. Da aber Kurhessen noch immer auch zu der Union unter Preußens Führung gehörte, so protestirte das letztere nicht blos gegen das einseitige Verfahren des von ihm nicht anerkannten Bundestags, sondern sammelte ebenfalls Truppen in Thüringen und ließ andere von Wetzlar und Paderborn her an die hessische Grenze ziehen. Als dann gleichwohl ein baiersches Korps unter dem Fürsten Thurn und Taxis, das der östreichische Bundeskommissar Graf Rechberg begleitete, am 1. November in Hanau einrückte, besetzten preußische Truppen am 2. November Kassel und Fulda. Oestreicher verbanden sich mit den Baiern, größere Massen rückten nach, und der Bruderkrieg in Deutschland schien vor der Thüre zu sein, — da trat die Diplomatie den Knoten lösend dazwischen, und es kam im Felde nur zu einem unbedeutenden Vorpostengefecht beim Dorfe Bronzell (8. November).

Der ehemalige Mitstifter der heiligen Allianz, Rußland, hatte seit 1815 einen nicht selten maßgebenden Einfluß auf die Dinge in Deutschland geübt. So lange Oestreich und Preußen gemeinsam jeder nationalen Bewegung entgegengetreten waren, hatte es zu beiden gestanden; seitdem aber Preußen seine Pläne auf festere Einigung Deutschlands verfolgte und sich der Herstellung des alten deutschen Bundes entgegenstellte, war es auf die Seite Oestreichs getreten und sogar entschlossen, mit diesem gegen Preußen das Schwert zu ziehen. Denn es lag dem Kaiser Nikolaus viel daran, Deutschland schwach und in Uneinigkeit und damit seinen Einfluß in unserem Vaterlande aufrecht zu erhalten, was ihm am besten

durch Wiederherstellung des losen Staatenbundes von 1815 möglich gemacht war.

Die drohende Haltung, welche Rußland in der kurhessischen Streitsache annahm, verfehlte ihre Wirkung auf Preußen nicht. Nachdem durch eine Sendung des Ministers Grafen v. Brandenburg nach Warschau (15. Oktober) die Gesinnung des russichen Kaisers erforscht war, und dieser es für einen Kriegsfall erklärt hatte, wenn Preußen der vom Bundestage verfügten Exekution in Hessen hindernd in den Weg trete, siegte die Friedenspartei im Ministerium zu Berlin. Der General v. Radowitz, welcher eine allgemeine Bewaffnung Preußens verlangt hatte, legte sein Amt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 2. November nieder und Herr von Manteuffel übernahm dasselbe, um vier Tage später, als der Graf Brandenburg plötzlich am 6. November starb, auch an die Spitze des Ministeriums zu treten. Zwar wurde noch an demselben Tage (6. November) die Mobilmachung des ganzen Heers und der Landwehr befohlen, und mit höchster Freudigkeit und Hingebung eilte Alles zu den Waffen, allein der volle Ernst, den Krieg aufzunehmen, war nun doch bei der Regierung nicht mehr vorhanden. Vielmehr zog sich das preußische Korps langsam aus Hessen heraus, und am 29. November kam der Minister von Manteuffel, dessen Berufung an die Spitze des Staatsraths bereits die Wandlung der Dinge in Preußen bezeichnete, mit dem östreichischen Minister, Fürsten von Schwarzenberg, in Olmütz zusammen, um in allen Stücken ihm nachzugeben. Preußen entsagte der Union, verzichtete auf die Unterstützung der hessischen Verfassung, und verpflichtete sich, in Kassel zusammen mit den Bundestruppen, in Schleswig-Holstein gemeinsam mit Oestreich die Ruhe und den Frieden herstellen zu wollen. Zur Ordnung der Bundesangelegenheiten sollten freie Konferenzen aller deutschen Staaten noch im Dezember zu Dresden eröffnet werden. In Folge dieser Uebereinkunft, die in allen ihren Punkten auf eine Demüthigung Preußens hinauslief, wurden beiderseits die außerordentlichen Rüstungen eingestellt, in Kassel rückte zu der preußischen auch eine östreichische und bairische Besatzung ein, und ein preußischer Kommissar trat zu dem des Bundestages hinzu.

Am 23. Dezember 1850 wurden dann die freien Konferenzen in Dresden durch die beiden ersten Minister von Oestreich und Preußen wirklich eröffnet; alle deutschen Regierungen beschickten dieselben. Da indeß von Anfang an das strenge Geheimhalten der Verhandlungen und Beschlüsse der Konferenz ausgemacht war, so wurde über den Gang der Berathungen und ihrer Ergebnisse nichts auf sichere Weise bekannt, und die gespannte Erwartung der Gemüther wurde nicht befriedigt. Was dennoch aus dem Dunkel der Geheimnisse hervortrat, ließ leider erkennen, daß auch auf diesem so lange erstrebten Wege der geheimen diplomatischen Verhandlung das Heil des Vaterlandes nicht werde gefunden werden. Schon über die Art und Weise, wie allgemein verbindliche Beschlüsse zu Stande kommen sollten, ob durch Stimmeneinheit oder Stimmenmehrheit, schien man sich nicht einigen zu können. Zu den großen Schwierigkeiten, die zunächst in der Stellung der beiden deutschen Großmächte zu einander, und die ferner in den Ansprüchen der Mittel- und Kleinstaaten auf völlige Selbständigkeit lagen, kam noch die wichtige Frage hinzu, ob Oestreich, wie bisher, nur mit seinen deutschen Provinzen, oder, wie es dies anstrebte, um Deutschland für immer an seine, die östreichischen, Schicksale zu knüpfen, mit seiner ganzen Monarchie

zum Bunde gehören solle; eine Frage, bei der auch die übrigen europäischen Mächte in hohem Grade betheiligt waren. Zum Heile für Deutschland erklärten sich Rußland, welches die Herstellung des deutschen Bundes in seinem alten Umfange befürwortete, sowie England und Frankreich gegen den Eintritt des gesammten Oestreichs, und Preußen kehrte lieber, um diesen zu vermeiden, und da auch die Verhandlungen über eine anderweitige Gestaltung Deutschlands zu keinem Beschlusse führten, zu der Verfassung des alten Bundes von 1815 zurück. Es lud am 26. März 1851 seine bisherigen engeren Bundesgenossen ein, sämmtlich den Frankfurter Bundestag wieder zu beschicken, und an demselben Tage, am 15. Mai, an welchem die Dresdener Konferenzen, ohne zu irgend einem Resultate gekommen zu sein, ihre Sitzungen schlossen, wurde der neue preußische Bevollmächtigte feierlich in Frankfurt eingeführt. Auch die übrigen Unionsfürsten schickten bald darauf ihre Gesandten, und so bestand seit dem 12. Juni 1851 der Frankfurter Bundestag ganz wieder wie ehedem. Auch im Verfassungsleben kehrten nun die einzelnen Staaten möglichst zu den alten Zuständen vor 1848 zurück. Das gedemüthigte Preußen, welches mit seinen deutschen Plänen vorläufig gescheitert war, ließ zwar seine neue Verfassung von 1850 bestehen, gab sich aber im Uebrigen in Staat und Kirche wieder der Reaktion und dem Rückschritte hin, und Oestreich, welches in seinen Staaten die Verfassung von 1849 am 31. Dezember 1851 vernichtete, suchte auch in Deutschland überall die Zustände vor 1848 wieder zurückzurufen. Es war wieder der einflußreichste und mächtigste Staat, und wußte durch die Bereitwilligkeit, mit welcher es allen Mittel- und Kleinstaaten in ihren reaktionären Bestrebungen entgegenkam, deren Vertrauen und Zuneigung und so sich selber das Uebergewicht auf dem Bundestag zu erwerben. Durch diese herrschende Stellung, die Oestreich gewann, wurde aber die Rivalität zwischen beiden Großmächten natürlich nicht beseitigt, sondern verschärft, da die Interessen beider fast niemals dieselben waren, Preußen nicht gemeint sein konnte, östreichischen Zwecken zu dienen.

Nur noch nach einigen Seiten hin konnte man das Zusammenwirken Oestreichs und Preußens erkennen. In Hessen schritt die Regierung unter der Zustimmung der Bundeskommissare in der Zurückführung der Zustände vor 1848 und der Bestrafung der früher widerstrebenden Behörden von einem Schritte zum andern so weit fort, daß die Bundestruppen Ende Juli 1851 das Land verlassen konnten. Die Reaktion, welche außer in den beiden Großstaaten namentlich in Hannover, Meklenburg, Lippe-Detmold u. s. w. die meisten konstitutionellen Errungenschaften wieder über den Haufen warf, führte in Kurhessen schließlich zu einer vollendeten Willkürherrschaft. Zuerst wußte die Regierung einen Bundesbeschluß (vom 27. März 1852) zu erwirken, welcher die Verfassung von 1831 für unvereinbar mit den Bundesgesetzen erklärte, dann schritt sie zu der Abfassung eines neuen Staatsgrundgesetzes, welches die ständischen Rechte außerordentlich beschnitt, und als mehrere Landtage, welche nach einander von der Regierung berufen wurden, die Aufrechterhaltung der alten Verfassung verlangten, kehrte man sich gar nicht weiter an sie, regierte aber auch nicht nach dem neuen Staatsgrundgesetze, sondern nach Belieben. Auch nach Hassenpflugs Entlassung (1855) wurde die Sache nicht anders, und der Bundestag in Frankfurt sah dem rechtlosen Zustand noch Jahre lang ruhig zu. Erst als im Jahre 1858 in Preußen wieder eine freisinnigere Strömung zum Durchbruch kam, erhob

dasselbe für die gekränkten Rechte des hessischen Volkes seine Stimme beim Bunde, stieß aber auf den Widerstand besonders Oestreichs und Baierns, und brachte nicht eher als im Jahre 1862 einen Bundesbeschluß zur Herstellung der Verfassung von 1831 zu Stande, dem indeß der Kurfürst erst, als man mit Gewaltmaßregeln drohte, sich fügte. Aber auch dann hielt er noch während der letzten Jahre seiner Regierung an dem Systeme der Willkür fest, und erst das Jahr 1866 erlöste das wackere hessische Volk aus all diesen Leiden. —

Wie in Kurhessen, so wurde auch in Schleswig-Holstein (S. 364) im Jahre 1851 nach dem schmachvollen Vertrage von Olmütz verfahren. Bereits am 28. Dezember 1850 bevollmächtigte der Bundestag ein östreichisches Truppenkorps unter Feldmarschallieutenant v. Legeditsch, durch Kurhessen und Hannover nach Holstein zu marschiren, um in Verbindung mit Preußen dem dortigen Kriegszustande ein Ende zu machen. Ein östreichischer und ein preußischer Kommissar wurden nach Kiel geschickt und verlangten die Auflösung der schleswig-holsteinischen Truppen bis auf die gewöhnliche Friedenszahl und die Uebergabe der Festung Rendsburg an die Bundestruppen. Die Statthalterschaft verfügte in dem Vertrauen, daß nun auch die Rechte der Herzogthümer von der Bundesgewalt würden geschützt werden, den Rückzug und die Auflösung des Heeres und löste sich selbst auf, indem sie die Angelegenheiten Holsteins in die Hände einer provisorischen Regierung übergab, die von den Bundeskommissarien, zu welchen noch ein vom dänischen Könige ernannter Kommissarius hinzutrat, aus Angehörigen des Landes gebildet wurde. Schleswig ging nun ganz wieder in die Hände der Dänen über; jede Verbindung desselben mit Holstein in Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege wurde aufgehoben, und nur gewisse Institutionen von besonderer Beschaffenheit, die Universität zu Kiel, der Eiderkanal, die Ritterschaft, blieben beiden Ländern gemeinsam. Zwar sollte auch in Zukunft Schleswig vor der Einverleibung in Dänemark geschützt, und die deutsche Nationalität und Sprache gleichberechtigt mit der dänischen sein; allein nur so lange noch die Bundestruppen in Holstein standen, hielt die dänische Regierung ihr Rachegefühl gegen alles deutsche Wesen zurück. Als im Februar 1852 das Herzogthum Holstein geräumt, und auch in diesem Lande, zugleich mit dem reichen Kriegsmaterial der schleswig-holsteinischen Armee, die Regierung wieder an die Dänen gekommen war, da wurde in Schleswig, das auch durch eine Zollgrenze an der Eider von Holstein getrennt wurde, ein System der Unterdrückung gegen alles deutsche Wesen und deutsche Sprache in der rücksichtslosesten Weise ins Werk gesetzt, durch welches der künftigen Inkorporirung vorgearbeitet werden sollte. Das Dänische wurde Kirchen- und Schulsprache, und eine große Menge von Beamten, Predigern und Lehrern mitsammt den entlassenen Offizieren der schleswig-holsteinischen Armee aus dem Lande gejagt. Die Festung Rendsburg wurde geschleift.

Gleichzeitig mit der Auslieferung Schleswig-Holsteins an Dänemark durch die deutschen Großmächte wurde auf Betreiben Rußlands dafür gesorgt, daß auch nach dem Aussterben der männlichen Linie der dänische Gesammtstaat aufrecht erhalten würde. Durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 wurde die Integrität der dänischen Monarchie als eines untheilbaren Staatskörpers festgestellt und der Prinz Christian von Glücksburg (weibl. Linie) mit Zustimmung der meisten größeren europäischen Staaten als künftiger Thronfolger anerkannt, der also, unter Ausschluß der in den Herzog-

thümern zunächst berechtigten Agnaten (S. 352), auch diese erben sollte[1]). Von den deutschen Regierungen sprachen außer Oestreich und Preußen, die es mit unterzeichneten, noch einige ihre Zustimmung zum Londoner Protokolle aus, während es von Seiten des Bundes nie anerkannt wurde. Dänemark aber hatte mit demselben erreicht, was Christian VIII. 1846 in dem offenen Briefe verkündigt hatte; und obgleich es sich ausdrücklich verpflichtete, die Rechte der Deutschen in den Herzogthümern zu achten, insbesondere aber Schleswig in seiner Selbständigkeit zu erhalten und niemals dem dänischen Staate einzuverleiben[2]), suchte es nicht blos durch eine Gesammtverfassung (Juni 1854 und Oktober 1855; für Holstein und Lauenburg 1858 aufgehoben) die Befugnisse der Provinzialstände in den Herzogthümern zu beschränken und dem Ganzen einen durchaus dänischen Charakter zu geben, sondern arbeitete überhaupt unausgesetzt auf die völlige Verschmelzung Schleswigs mit dem dänischen Staate hin.

Es waren Jahre unsäglicher Schmach für uns Deutsche, welche die Schleswig-Holsteiner seit 1851 unter dänischer Herrschaft verseufzen mußten. Aber die Ehre des deutschen Volkes schien ein inhalts- und klangloses Wort zu sein, seitdem Oestreich wieder den vorwaltenden Einfluß in Deutschland gewonnen hatte.

Unablässig war es bemüht, denselben sich zu erhalten und noch zu vermehren. Außer auf die Mittel- und Kleinstaaten, die es an sich zu fesseln suchte, stützte es sich dabei auf die **katholische Kirche** (S. 346). In der Zeit der Revolution hatte auch diese ihr Streben nach größerer Freiheit bethätigt, und das katholische Oestreich, welches 1849 den Einheitsstaat für seine Gebiete erklärt hatte, erkannte in der Kirche eine vortreffliche Bundesgenossin zur Aufrechterhaltung desselben, zugleich zur Stärkung seines Uebergewichts in Deutschland und kam jenem Streben bereitwillig entgegen. Nachdem die deutschen Bischöfe auf einer **Versammlung zu Würzburg** (1848) eine Denkschrift veröffentlicht hatten, in welcher sie freien Verkehr mit Rom, die Leitung der Priestererziehung und des Volksunterrichts, die Verwaltung des Kirchenguts u. a. in Anspruch nahmen, erhoben sich auch die östreichischen Bischöfe auf einer Zusammenkunft in Wien (1849) zu ähnlichen Forderungen, und Kaiser Franz Joseph entsprach denselben, indem er das Placitum regium aufhob und den freien Verkehr mit Rom gewährte (1850). Fünf Jahre später (25. September 1855) kam es zu dem Abschluß eines förmlichen **Konkordats mit Rom**, über dessen praktische Ausführungen (seit April 1856) ein östreichisches Nationalkonzil unter Vorsitz des päpstlichen Nuntius Berathungen hielt. Durch dieses Konkordat wurden alle Bestimmungen Josephs II. über das Verhältniß von Kirche und Staat beseitigt, und neben den weitgehendsten Einräumungen an die Kirche im Einzelnen wurde die allgemeine Zusicherung gegeben, „daß dieselbe alle nach der Anordnung Gottes und den Bestimmungen der Kirchengesetze ihr zukommenden Rechte genießen solle.“ Damit war den Ansprüchen der Kirche auf Machtbefugnisse der weiteste Spielraum gewährt, und ohne Rückhalt begann sie nun den eigenen Interessen

---

[1]) Auf Grund des Londoner Protokolls wurde ein neues dänisches Thronfolgegesetz abgefaßt, welches am 24. Juli 1853 vom dänischen Reichstage angenommen wurde; den Ständen in Schleswig oder in Holstein aber ist es nie zur Anerkennung vorgelegt worden.

[2]) Was sich bei Holstein als deutschem Bundeslande von selbst verbot.

zu folgen. Wenngleich das Konkordat in Oestreich große Unzufriedenheit und Gährung hervorrief, schlossen doch bald auch andere deutsche Staaten ein gleiches Abkommen, so Württemberg und Baden, wo nach einem für die Regierung wenig glücklichen Streit mit dem Erzbischofe von Freiburg (seit 1852) anfangs ein Interim, dann ein Konkordat mit Rom zu Stande gebracht wurde (1859)[1].

Aber nicht blos in Württemberg und Baden feierte die mächtig aufstrebende Kirche ihre Triumphe, durch ganz Deutschland machte der Aufschwung sich fühlbar, den sie seit 1848 zu nehmen begonnen; und überall suchte sie durchzusetzen, was die deutschen Bischöfe auf der Versammlung zu Würzburg verlangten. Nicht die Hebung des religiösen Geistes, sondern Unabhängigkeit der Kirche von der staatlichen Obergewalt, Steigerung des konfessionellen Hasses und Ueberwucherung des Protestantismus war ihr die Hauptsache, und mit solchem Eifer diente sie auch Oestreich und seinem Ansehen und Uebergewichte in Deutschland. Wie östreichische Truppen im Jahre 1851 bis zu den Küsten der Nordsee und Ostsee vordrangen, bis wohin sie seit Wallensteins Zeit nicht gekommen waren, so durchzogen Jesuiten als die Bannerträger des vordringenden Katholizismus selbst die nördlichsten Theile von Deutschland, und überallhin breiteten katholische Vereine zu den verschiedensten Zwecken und für alle Berufsstände sich aus.

Leider fand gerade in **Preußen** die katholische Strömung ihr bequemstes und gastlichstes Bett. Von der Erhabenheit seines königlichen Berufes erfüllt, sah Friedrich Wilhelm IV. in der Führung eines christlichen Regiments seine oberste Aufgabe, und indem er mit unablässiger Sorgfalt aller Fragen des kirchlichen Lebens sich annahm, schuf er für die selbständigere Stellung der evangelischen Kirche den **Oberkirchenrath** und eine neue **Gemeindeordnung**. Wenn er aber, von dem gleichen Streben geleitet und durch seine romantische Gemüthsrichtung und seine Zuneigung zum Katholizismus bestimmt, gleich nach seinem Regierungsantritt die **katholische Abtheilung des Kultusministeriums** ins Leben rief, ohne irgendwann die Grenzen zwischen Kirche und Staatsgewalt in bestimmtester Weise zu regeln, so gab er damit, da die Kultusabtheilung nur aus katholischen Räthen zusammengesetzt war, die unter der geistlichen Gewalt der Bischöfe standen, den staatsfeindlichen Bestrebungen derselben einen mächtigen Rückhalt und das ergiebigste Werkzeug in die Hand. Es war sehr natürlich, daß die katholische Kirche unter solcher Gunst der Verhältnisse mächtig emporkam, thatsächlich über den Staat sich stellte, dessen Gesetze sie mißachtete oder geschickt umging; — und die staatlichen Behörden sahen allem, was vorfiel, meist ruhig zu. Klöster, deren Auflösung bereits im Jahre 1810 verfügt worden war, bestanden, ohne daß der Staat einschritt, noch in den fünfziger Jahren und später fort; und seit dem Jahre 1848 nahmen die klösterlichen Niederlassungen in der rapidesten Weise zu; kaum irgendwo sonst fanden die Jesuiten so günstige Aufnahme als gerade in Preußen: unter 5877 Ordenspersonen, welche im Jahre 1861 vorhanden waren, befanden sich 449, und in den folgenden Jahren wurde die Zahl durch weiteren Zuzug noch bedeutend vermehrt. Neben diesen Ordenspersonen bearbeitete eine noch weit zahlreichere

[1]) Dasselbe wurde jedoch schon ein Jahr später, als Oestreichs Einfluß in Folge des unglücklichen lombardischen Krieges (1859) zu sinken begann, wieder beseitigt und durch Bestimmungen ersetzt, welche die Rechte des Staates über die Kirche wahrten. Aehnlich in Württemberg 1861. In Oestreich wurden die Bestimmungen des Konkordates 1868 wesentlich eingeschränkt, dann aufgehoben.

Weltgeistlichkeit und eine überaus thätige katholische Presse alle Schichten des preußischen Volks, und kein Mittel wurde gescheut, wo es die Interessen der katholischen Kirche auf Kosten des Staates und des verhaßten Protestantismus zu fördern galt.

Niemandem aber war es erwünschter, als Oestreich, wenn seiner alten Bundesgenossin, der siegreichen Kirche, die preußische Regierung nirgends hemmend entgegentrat. Gewann doch Oestreich an Boden überall da, wo die Kirche gewann; wurde doch ins preußische Volk der konfessionelle Hader geworfen und mächtig entflammt, zog doch der preußische Staat am eigenen Herde den Feind sich groß, der ihn schwächte!

Und um Schwächung Preußens war es ja Oestreich auf allen Wegen zu thun. Die nationalen Pläne Preußens schienen in Olmütz völlig begraben zu sein; auf dem wiederhergestellten Bundestage wurde es durch Oestreich und dessen Anhang unter den Mittel- und Kleinstaaten überstimmt; in seinem innern politischen Leben lenkte es von Jahr zu Jahr mehr in die alten, die reaktionären Bahnen zurück; — und nur noch auf einem Gebiete, auf dem der materiellen Interessen, hatte es eine volksthümliche und überwiegende Stellung inne. Wenn es Oestreich gelang, Preußen auch hier zu überflügeln, es aus seiner Position an der Spitze des Zollvereins (S. 343) zu verdrängen, dann war hoffentlich Alles geschehen, was dasselbe um die Sympathien, die es noch hatte, um sein moralisches Ansehen und in diejenige Stellung bringen sollte, die ihm nach östreichischer Vorstellung allein gebührte!

Zwar war gleichzeitig mit Oestreichs Bemühungen, die Aufnahme seines gesammten Gebiets in den deutschen Bund durchzusetzen, auch der erste Versuch, in den Zollverein einzutreten, gescheitert (Zollkongreß zu Wiesbaden zu Anfang d. J. 1851); allein noch in demselben Jahr bot sich eine gute Gelegenheit dar, den ein Mal mißlungenen Plan wieder aufzunehmen. Am 7. September 1851 schloß nämlich Preußen mit Hannover[1]) einen Vertrag, nach welchem mit dem 1. Januar 1854 die Länder des sog. Steuervereins (S. 343 n. 1) in den preußisch-deutschen Zollverein eintreten sollten, wodurch wiederum eine der Schranken des freien innern Verkehrs in Deutschland beseitigt wurde. Preußen that das aber auf eigene Hand, ohne Hinzuziehung der übrigen Zollvereinsstaaten, und gewährte dabei an Hannover ein bedeutendes Präzipuum[2]), weil das letztere durch seine Rechnungen dargethan hatte, daß seine Bevölkerung von den am höchsten besteuerten Kolonialwaaren (namentlich Kaffee, Thee, Zucker) jährlich sehr viel mehr verzehrte, also auch versteuern würde, als die Bewohner der inneren deutschen Länder, und daß die Bewachung der See- und Flußgrenzen sehr bedeutende Summen erfordern werde. Dieses eigenmächtige Vorgehen Preußens erregte aber die Unzufriedenheit der übrigen, besonders der süddeutschen Staaten; und da jenes gleichzeitig mit jenem Vertrage den Zollverein kündigte, um durch ein neues Uebereinkommen den Steuerverein mit ihm zu verschmelzen, so gedachte nun Oestreich mit Hülfe der erzürnten süddeutschen Länder, welche Preußens politische Pläne so treulich hatten vernichten helfen, bei der bevorstehenden Neugründung des Zollvereins entweder seine Aufnahme oder durch Schürung

[1]) Es war das eine der letzten Regierungshandlungen des Königs Ernst August von Hannover; er starb am 18. November 1851 und hinterließ sein Königreich seinem Sohn Georg V. (bis 1866).

[2]) Einen Mehrbetrag von 3/4 Thalern von der Gesammteinnahme für jeden Kopf der Bevölkerung.

der rege gewordenen Zwietracht die völlige Zerstörung desselben ins Werk zu setzen. Und in der That hatte es eine Zeitlang den Anschein, als solle durch die östreichischen Umtriebe auch dies letzte Band der deutschen Einheit zerrissen werden. Auf den Zollkonferenzen zu Wien (September 1851) und Darmstadt (April 1852) schlossen die süddeutschen Länder den Plänen Oestreichs sich an, und als Preußen Ende April eine Konferenz nach Berlin berufen hatte, machten sie ihren Wiederbeitritt zum Zollverein von der vorherigen Aufnahme Oestreichs abhängig. Allein Preußen war nicht gemeint, durch solche Drohungen und Bedingungen sich schrecken zu lassen. Es wußte nur zu gut, einen wie reichen Segen der von ihm gegründete Zollverein den Ländern und Völkern gebracht hatte, und daß diese hinter ihm standen, jetzt, wo es galt denselben zu schützen, verständig zu erweitern und den Beitritt des östreichischen Staates mit seinen zerrütteten Finanzen und seinem geringen Bedarf an Zollwaaren zu hindern. Im Juni 1852 wies es sehr bestimmt die Forderung der süddeutschen Staaten zurück; und indem diese entschiedene Haltung in dem betheiligten Handels- und Gewerbestand und in den Kammern Zustimmung fand, verfehlte dieselbe auch auf die Regierungen ihre Einwirkung nicht. Aber diese letzteren befanden sich nun doch in einer eigenthümlichen Lage. An einen völligen Bruch mit Preußen in der Zollvereinsfrage konnten sie nicht denken und hatten sie niemals ernstlich gedacht. Sie wollten es aber auch andererseits nicht mit Oestreich verderben, und warteten darum ab, wie sich dieses verhalten werde. Oestreich aber wurde durch Preußens Entschiedenheit und zugleich durch wichtige politische Ereignisse, welche die Vermeidung eines offenen Zwiespalts mit jenem gebieterisch machten, zum Nachgeben bestimmt. In Frankreich hatte nämlich der bisherige (seit 20. Dezember 1848) Präsident, Louis Napoleon, mit Hülfe eines gewaltsamen Staatsstreichs in der Nacht vom 2.—3. Dezember 1851 die Erneuerung des Kaiserthums vorbereitet, um ein Jahr später, am 2. Dez. 1852, als Napoleon III. sich die Krone aufs Haupt zu setzen. Angesichts solcher Lage der Dinge im Westen war Einigkeit nöthig, und auch Rußland war in diesem Sinne bemüht. Hinzukam für Oestreich der Tod seines bisherigen rücksichtslosen ersten Ministers, des verschlagenen Schwarzenberg; und das alles wirkte zusammen, daß es Preußen die Hand bot. Kaiser Franz Joseph reiste selbst (Dezember 1852) nach Berlin, wohin noch nie ein Habsburger gekommen war, und am 18. Februar 1853 wurde ein Handelsvertrag mit gegenseitigen Zollerleichterungen zwischen Oestreich und Preußen geschlossen, welcher zwar die Aufnahme jenes in den eigentlichen Zollverein nicht für immer verwarf, aber in unbestimmte Zukunft hinausschob. Mit diesem Vertrage war auch die Verlegenheit der süddeutschen Staaten beseitigt. Nicht volle zwei Monate später, am 4. April 1853, wurde der bisherige Zollverein, unter Einschluß des Steuervereins, auf weitere zwölf Jahre bis 1865 erneuert, und damit eine große Sorge gehoben, welche mehr als ein Jahr lang die Gemüther in Deutschland gedrückt hatte. Der Segen des Zollvereins machte nun wieder auf allen Gebieten des Lebens sich fühlbar. Neue Eisenbahnen, Kanäle, Häfen wurden angelegt, Fabriken aller Art wurden gegründet, die Schifffahrt hob sich in großartiger Weise, der Landbau wurde verbessert; und auch die Pflege der Künste[1]) und aller Anstalten,

[1]) Neben Friedrich Wilhelm IV. ragt in der Pflege von Kunst und Wissenschaft Baierns König, Maximilian II. (1848—64), hervor.

welche die Bildung des Menschen für die Bethätigung im Leben befördern, wurde eine Hauptaufgabe der Regierenden in den größeren und kleineren Kreisen.

Aber wichtiger war es, als all dieser Aufschwung in den Unternehmungen des Friedens, daß dies Mal Preußen gesiegt hatte. Sonst überall durch Oestreich und die Macht der Verhältnisse niedergedrückt, hatte es in der Zollvereinsfrage sich stark und standhaft und nicht gesonnen gezeigt, auch dies sein ureigenstes Werk sich zerstören zu lassen. Indem es aber so als leitende Spitze des Vereins, welcher auf materiellem Gebiete Deutschland verband, sich behauptete, gewann es wieder an Zutrauen und Anhang, und die, welche den Glauben an Preußens nationale Bestimmung niemals verloren hatten, wurden in der Hoffnung befestigt, daß der Tag kommen werde, um auch die Schmach von Olmütz zu tilgen.

Aber Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. versäumte es, auch im politischen, in seinem inneren Verfassungsleben volksfreundliche Bahnen zu gehen, auf denen es des Beifalls der ganzen Nation sicher gewesen wäre, und so blieb Oestreich trotz der Niederlage, die es in der Zollvereinsfrage erlitten, noch ferner die vorherrschende Macht in Deutschland. Dabei hörte es nicht auf, Preußen zu hemmen und anzufeinden. Im September 1856 erhob sich in dem kleinen Fürstenthum **Neuenburg** (Neufchatel, S. 154), welches die Revolutionsstürme von 1848 zu seiner Losreißung von Preußen benutzt und der Schweizer Eidgenossenschaft sich angeschlossen hatte, eine Partei für die Herstellung der preußischen Herrschaft. Dieselbe wurde aber rasch von den Republikanern bewältigt; die Führer geriethen in Gefangenschaft und sollten als Rebellen behandelt werden. Da trat Preußen zu ihren Gunsten dazwischen und drohte mit Krieg; und als nun die Schweiz mit ihren Truppen die Grenzen gegen Deutschland besetzte, da war es Oestreich, welches durch seine feindliche Haltung Friedrich Wilhelm IV. zum Frieden zwang, der unter Vermittelung Napoleons III. geschlossen wurde (1857). Es war keine Einbuße von Werth, wenn Preußen auf das kleine, entfernt gelegene Ländchen verzichtete, — nur den Fürstentitel behielt Friedrich Wilhelm sich vor, — allein es trat doch auch bei dieser Gelegenheit die feindliche Stimmung zu Tage, von welcher Oestreich gegen Preußen erfüllt war.

Bei der immer schroffer sich ausprägenden Rivalität zwischen beiden war es nicht ohne Belang, daß in dem **orientalischen Krieg** (1853—1856), den die Westmächte zur Erhaltung der Türkei auf europäischem Boden gegen Rußland führten, Oestreich im Dezember 1854 jenen sich anschloß, und so die Bande der alten Freundschaft gelockert wurden, welche die Höfe von Petersburg und Wien seit 1815 verknüpft hatten. Hatte doch Rußland bis dahin einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung der Dinge in Deutschland im östreichischen Sinne geübt; sowohl zu der Preußen bereiteten Schmach in Olmütz als zu der Wiederherstellung des deutschen Bundes hatte es mitgewirkt. Jetzt bekam es den Dank für die Dienste, welche es Oestreich geleistet hatte, während Preußen neutral blieb.

Indessen neigte sich Friedrich Wilhelms IV. Regierung gegen ihr Ende[1]).

---

[1]) Während derselben erlangte Preußen einen Zuwachs an Land mit den Fürstenthümern Hechingen und Sigmaringen, die ihm von der hier herrschenden Seitenlinie abgetreten wurden (S. 146). Außerdem erwarb Friedrich Wilhelm IV. durch Kauf den **Jahdebusen** von Oldenburg.

Schon krankend, verschlimmerte sich der Gesundheitszustand des Königs seit der Neuenburger Streitfrage in einem Grade, daß laut der Verfassungsurkunde eine Regentschaft eintreten zu müssen schien. Die am Berliner Hofe herrschende feudale Partei suchte aber den Wechsel in der Regierung so lange als thunlich hinauszuschieben, da mit demselben ein Wechsel auch im Systeme befürchtet wurde. So kam es, daß trotz des hoffnungslosen Zustandes, in welchem der König Ende 1857 sich befand, sein Bruder, Prinz Wilhelm von Preußen, zunächst nur zum Stellvertreter, wiederholt auf drei Monate, und erst am 8. Oktober 1858 zum unbeschränkten Regenten ernannt und als solcher am 20. Oktober von beiden Kammern des Landes bestätigt wurde.

Das ganze patriotische Deutschland sah diesem Regierungswechsel in Preußen mit großer Erwartung entgegen. Waren doch nach innen und außen die Zustände gefährdet und nirgends befriedigend. Auf den Kriegsruhm, den das französische Kaiserreich in dem orientalischen Kriege davongetragen, hatte man alle Ursache, mit Sorge und Mißbehagen zu blicken. Wer bürgte dafür, daß es nach der Demüthigung Rußlands nun nicht auch Deutschland zum Ziel seiner ehrgeizigen Pläne machen würde? Und wie elend stand es für den Fall eines Kriegs mit dem Militärwesen in den meisten Mittel- und Kleinstaaten! Noch immer fehlte für die Streitmacht des Bundes ein gemeinsamer, einheitlicher Oberbefehl! Am schlimmsten aber sah es mit der großen brennenden Frage des Tags, mit der Einigung Deutschlands, aus. Das Unhaltbare des Nebeneinanderbestehens der beiden Großmächte im Bunde mit ihren verschiedenen Interessen machte täglich sich fühlbarer. Oestreich folgte nur seinen selbstsüchtigen Plänen; es war eine europäische Macht; von ihm konnte man nie ein national-deutsches Vorgehen erwarten! Es war immer nur Preußen, aber ein starkes, willenskräftiges, freisinniges Preußen, von dem die Lösung der deutschen Frage zu hoffen war! Wenn auch über die Mittel und Wege die Meinungen sehr auseinander gingen, darin trafen sie alle zusammen, daß eine tiefgreifende Aenderung der Dinge in Deutschland nothwendig sei, sollte dasselbe anders zu einem der Nation würdigen Dasein gelangen und vor ewiger Zerstückelung, vielleicht gar vor dem Schicksale Polens bewahrt bleiben. —

5. Wachsender Zwiespalt zwischen Oestreich und Preußen. 1858—1863.

Mit Hoffnung und Zuversicht durften alle Freunde des Vaterlandes der neuen Regierung in Preußen entgegenblicken, wenn auch die Tage des Zweifels und der vermeinten Enttäuschung nicht ausbleiben sollten! Trat doch ein Mann an die Spitze des preußischen Staats, der reich an erhebenden, aber auch bitteren Erfahrungen, neben Entschlossenheit zum Handeln einen scharfen Blick für die Bedürfnisse der deutschen Nation und die richtige Erkenntniß der Mittel besaß, mit welchen allein denselben genügt werden konnte. Geboren am 22. März 1797, in seiner frühesten Jugend „so viel schwächlicher als sein älterer Bruder, daß nach den Gesetzen der Natur seine Nachfolge auf dem Thron außer aller Berechnung lag", hatte der Prinz Wilhelm von Preußen in seinen Knabenjahren den furchtbaren Druck der napoleonischen Herrschaft, die Erniedrigung des preußischen Staats, in seinen ersten Jünglingsjahren die Begeisterung und Opferwilligkeit der Befreiungskriege und, seit der Schlacht bei Leipzig selber beim Heer, den Feldzug in

Frankreich und den Einzug der Verbündeten in Paris erlebt. Seit der Schlacht bei Bar sur Aube (27. Februar 1814) mit dem eisernen Kreuze geschmückt, zeigte er schon damals die entschiedenste Vorliebe für den kriegerischen Beruf, und in der dann folgenden Friedenszeit gab er mit strengster Pflichttreue allen Zweigen des Dienstes, seiner soldatischen Ausbildung sich hin, so daß er bald in die höheren, seiner Befähigung entsprechenden Stellen befördert wurde. Das Jahr 1848 brachte auch ihm bittere Erfahrungen; er begab sich nach England, kehrte aber schon im Juni wieder zurück und führte im Jahre 1849 den Oberbefehl über die preußischen Truppen, welche den Aufstand in Rheinbaiern und im Großherzogthum Baden bezwangen. —

Sobald er als Regent (S. 375) die selbständige Leitung der Staatsgeschäfte begonnen hatte, entließ er das bisherige Ministerium Manteuffel und berief ein neues aus liberalen Elementen, an dessen Spitze der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen stand. Nun kam ein freierer Geist in die meisten Zweige der Staatsverwaltung; das Volk athmete auf zu ungehemmterem politischen Leben; die Presse nahm einen frischeren Aufschwung, und unter dem weniger fühlbaren Drucke von oben erwachte ein solches Vertrauen zu der neuen Regierung, daß nicht blos die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause (November 1858—61) im Sinne des Ministeriums ausfielen, sondern auch die demokratische Partei zu gemäßigtem Fortschritte einlenkte.

Aber nicht blos das Wohl des preußischen Volks und Staats lag dem Prinz-Regenten am Herzen. Bald sollte sich zeigen, daß er Preußen zu heben suchte, um Deutschland zu dienen, daß er die deutsche Sache zu der seinigen zu machen und wie jeden Schritt deutschen Bodens, so auch die Rechte des deutschen Volkes zu schützen entschlossen sei.

Nach zwei Seiten vor allem mußten Preußen und Deutschland auf ihrer Hut und gerüstet sein. Oestreich hatte bis dahin jeden nationalen Aufschwung gehindert; es mußte in diesem verderblichen Streben gebrochen, das siegesstolze und nach weiterem Kriegsruhm begierige Frankreich aber von etwaigen Uebergriffen gegen Deutschland zurückgeschreckt und im Fall eines Krieges gedemüthigt werden. Fiel Preußen die Aufgabe zu, dem überall lähmenden und gemeinschädlichen Einfluße Oestreichs entgegenzutreten, so dem gesammten Deutschland die Wacht am Rhein. Und da es hier wie dort einer an Durchbildung und Führerschaft durchaus tüchtigen Streitmacht bedurfte, so richtete sich das Augenmerk des Prinzen von Preußen außer auf eine umfassende Reorganisation des eigenen Heers auf eine Reform der Militärverfassung des Bundes, durch welche Oestreich im Süden, Preußen im Norden mit der Führerschaft im Bundeskriege betraut und so eine feste Norm in dieser Beziehung geschaffen werden sollte [1]).

Aber ehe es zu einem solchen Antrag Preußens beim Bunde kam, bot sich eine anderweitige Gelegenheit dar, seinem Anspruch auf Oberbefehl im Kriege Ausdruck zu geben.

Bereits seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts war der nationale Gedanke in Italien lebendig geworden. Sowohl zur Zeit der napoleonischen Weltherrschaft, als auch seitdem Oestreich eine dominirende Stellung auf der

---

[1]) Preußen stellte im Mai 1860 den hierauf bezüglichen Antrag beim Bunde, stieß aber nicht blos bei Oestreich, sondern auch bei den souveränetätsstolzen Mittelstaaten auf Widerstand und drang nicht durch.

Halbinsel gewonnen, hatte er tiefere Wurzeln gefaßt, und trotzdem alle bisherigen Versuche (1820, 1848—49), sich frei und unabhängig zu machen, gescheitert waren, hielten alle Patrioten Italiens die Vereinigung der zerrissenen Glieder zu einem einzigen Staat unter der national-italienischen Dynastie Piemont-Sardinien als das letzte Ziel ihrer Bestrebungen fest.

Was mit den eigenen Mitteln unerreichbar erschien, wurde mit fremder Hülfe durchzusetzen gesucht. Zugleich mit der verunglückten Erhebung gegen Oestreich war im Jahre 1849 die weltliche Herrschaft des Papstes gestürzt, aber durch französische Truppen (Marschall Oudinot) bald wieder hergestellt worden. Der furchtbare Haß der römischen Republikaner (der Mazzinisten) über diesen Eingriff führte am 14. Januar 1858 zu dem Attentate Felix Orsini's auf Napoleon III. Einestheils dieses Ereigniß, dann die Kampfgenossenschaft Viktor Emanuels auf Frankreichs Seite im orientalischen Kriege (S. 374) wirkte auf den französischen Kaiser zu Gunsten Italiens ein, und Sardiniens großem Minister, dem Grafen Cavour (seit 1852, † 1861), gelang es, im Herbst 1858 einen Vertrag mit demselben zu Stande zu bringen, dessen nächster Zweck die gänzliche oder doch zunächst theilweise Verdrängung Oestreichs vom italienischen Boden war.

Nachdem Napoleon III. am 1. Januar 1859 den östreichischen Gesandten in Paris auf Mißhelligkeiten angeredet hatte, die zwischen ihm und dem Wiener Hofe beständen, wurde der Krieg unvermeidlich. Zwar suchte Rußland den Ausbruch desselben durch Berufung eines europäischen Kongresses zu verhindern; allein es gab damit nur Sardinien und Frankreich Zeit, ihre Rüstungen zu vollenden; und als Oestreichs Verlangen auf Zurückziehung der sardinischen Truppen von der lombardischen Grenze zurückgewiesen, Napoleons Erklärung gefallen war, daß er ein Ueberschreiten des Grenzflusses Tessino durch Oestreicher als Kriegsfall betrachten werde, nahm Kaiser Franz Joseph den Handschuh auf (29. April) und ließ den Fluß überschreiten. Nun rückten die Franzosen theils über die Alpen, theils über Genua mit solcher Geschwindigkeit in Italien ein, daß der östreichische Feldzeugmeister Giulay, ein bedächtiger und unfähiger Mann, keine Zeit fand, Turin zu erreichen und die Vereinigung des französischen Heeres mit den sardinischen Truppen zu hindern. Er trat vielmehr den Rückzug gegen die mailändische Grenze an.

Napoleon stellte sich selbst an die Spitze seines Heeres. Mit Raschheit verfolgte er die Oestreicher und erreichte sie am 4. Juni bei Magenta, nicht weit vom Tessino. Es entspann sich ein heftiger Kampf; der französische Kaiser kam selbst in Gefahr, und wären die östreichischen Heerhaufen unter besserer Führung und nicht so zerstreut gewesen, so hätte vielleicht diese erste Schlacht mit einer Niederlage Napoleons endigen können. Allein zur rechten Zeit kam der General Mac Mahon den bedrängten Franzosen mit afrikanischen Regimentern zu Hülfe, und die vom langen Kampfe ermüdeten Oestreicher wurden aus Magenta vertrieben. Sie sammelten sich zwar wieder in kurzer Entfernung, und Giulay hätte am andern Morgen die Schlacht erneuern können, wenn er seine noch frischen Kräfte zur Stelle gehabt hätte; da aber dies nicht der Fall war, so war er genöthigt, sich in die von vier Festungen gedeckte Stellung am Mincioflusse zurückzuziehen und Napoleon den Weg nach Mailand offen zu lassen. Bereits am 8. Juni zog dieser in die Stadt ein.

Nun kam auch der östreichische Kaiser nach Italien, an die Spitze des

Heers. Aber anstatt Napoleons Angriff in der starken Stellung zwischen den Festungen Mantua, Peschiera, Verona und Legnano zu erwarten, drang er zum Angriff vor, um die Franzosen unerwartet auf Mailand zurückzuwerfen. Allein diese Bewegung der Oestreicher war von der feindlich gesinnten Bevölkerung an Napoleon verrathen worden, und als die Oestreicher am 24. Juni früh nach anstrengendem Nachtmarsch Solferino erreichten, stießen sie auf den völlig kampfbereiten Feind. Ohne geruht zu haben und ohne sonstige Erquickung mußten sie kämpfen, und von 5 Uhr Morgens bis zum Nachmittag wogte die Schlacht hin und her. Allein die Franzosen wurden immer durch neue Truppen verstärkt, und Napoleon setzte alles daran, das Centrum der östreichischen Stellung bei Solferino zu durchbrechen. Es mußte ihm das schließlich gelingen, da die östreichischen Streitkräfte auch dies Mal zu weit ausgedehnt waren; die beiden Flügel umfaßten einen Raum von vier Stunden. Die Oestreicher wichen, und der Sieg, welchen der General Benedek über die sardinische Armee auf dem rechten Flügel erfochten hatte, konnte nicht ausgenutzt werden.

In Folge beider Niederlagen verloren die Oestreicher ihr ganzes italienisches Gebiet mit Ausnahme des Venetianischen und des Festungsvierecks. Außerdem waren schon vor der Schlacht bei Solferino ihre Bundesgenossen und Schützlinge, der Großherzog von Toskana, der Herzog von Modena und die Regentin Marie Luise von Parma mit ihrem Sohn aus ihren Ländern vertrieben worden. Der Eindruck dieser Ereignisse in Deutschland war ein verschiedener. In den Südstaaten hatten sich von Anfang an Sympathien für Oestreich gezeigt und nach der Schlacht bei Magenta wurden hier und da Kriegsrüstungen gemacht; im Norden sah man dagegen die Dinge weit ruhiger an; man hatte nicht eben viel Lust, sich an einem Kriege zu betheiligen, der im Grunde Deutschland nichts anging, indem es sich blos um östreichische Interessen handelte. Gleichwohl machte der Prinz-Regent von Preußen mehrere Armeekorps mobil, aber nur um sie als Beobachtungskorps am Rhein aufzustellen. Er ließ sich weder durch die Phrase, daß der Rhein am Po müsse vertheidigt werden, noch durch die Prophezeiung, daß nach der Demüthigung Rußlands durch Napoleon im orientalischen Kriege, nach der Oestreichs in der Lombardei nun Preußen an die Reihe kommen werde, zu einer offenen Betheiligung am Kriege bestimmen. Erst als Oestreich auch in der Schlacht bei Solferino besiegt worden war, schienen ernstere Gefahren auch für Deutschland heraufzukommen, man mußte wenigstens auf alle Fälle gefaßt und gerüstet sein, und deshalb stellte der Prinz-Regent am 4. Juli beim Bundestage den Antrag auf Mobilisirung der ganzen Bundesarmee. Zugleich aber nahm er für sich den unbeschränkten [1]) Oberbefehl über alle Truppen in Anspruch. Es war das ganz natürlich und nahe liegend, da in erster Reihe Preußen den Krieg hätte ausfechten müssen, falls Deutschland in denselben eingetreten wäre. Aber Oestreich wollte um keinen Preis Preußen zu einer solchen Stellung gelangen lassen. Ehe es zugab, daß sich dasselbe durch einen vielleicht glücklichen Krieg Ruhm und Ansehen und Sympathien erwarb, nahm es lieber die Friedenshand, die ihm Napoleon bot, nachdem auch dieser die schwersten Verluste erlitten, die Bewegung in Italien durch überall ausgebrochene Revolutionen eine Richtung

[1]) Nicht als Bundesfeldherr, da er als solcher von dem Bundeskriegsrathe in Frankfurt abhängig gewesen wäre.

gewonnen hatte, die er nicht unterstützen wollte, und ganz Deutschland gerüstet war. Es kam am 11. Juli zu den Präliminarien von Villafranca, am 10. November zum Friedensvertrage von Zürich, in welchem Oestreich auf Venetien und das Festungsviereck beschränkt wurde, indem es die Lombardei mit der Hauptstadt Mailand an Napoleon abtrat, der sie dem Könige Victor Emanuel als Theil seines Reichs überließ.

Trotz dieses Friedensschlusses dauerte indeß in Italien die einmal in Gang gekommene Bewegung fort. Das Verlangen nach politischer Einigung überwog jedes andere Gefühl. In Toskana, Parma, Modena und in den päpstlichen Legationen der Romagna bildeten sich auf Cavours Antrieb Parteien für eine Vereinigung mit Sardinien, damit wenigstens zunächst Nord- und Mittelitalien ein starkes italienisches Königreich bilden möchten. Selbst England billigte diese Bewegungen, weil es von einem freien Italien Vortheile für seinen Handel durch freie Einfuhr erwartete; und so geschah es, daß in den Jahren 1859 und 60 eine Landschaft nach der anderen sich dem Könige Victor Emanuel zur Einverleibung in sein Königreich darbot. Nur der kleinere Theil des Kirchenstaates (214 Q.-M.) verblieb dem Papste. Es fehlte nur noch Napoleons Einwilligung. Er gab sie dafür, daß der König die Grafschaft Nizza und das Herzogthum Savoyen an Frankreich abtrat.

Europa rührte sich Angesichts dieser Vorgänge nicht. England wurde durch das Versprechen von Handelsvortheilen beschwichtigt, Oestreich, dessen innere Zustände sich furchtbar verderbt und zerrüttet erwiesen hatten, hatte mit sich selber zu thun, der Papst protestirte zwar und sprach den Kirchenbann über diejenigen aus, welche die Empörung des Kirchenstaates und die Einverleibung der Romagna in Sardinien befördert hätten, aber diese letzte Waffe, die Rom geblieben war, hatte im Laufe der Jahrhunderte ihre Schärfe verloren. Halb Italien, außer Venetien und Rom mit seiner nächsten Umgebung, war nun unter Einer Herrschaft vereinigt; aber man blieb dabei nicht stehen. Garibaldi, der schon in dem eben beendigten Kriege eine Freischaar gebildet und die Oestreicher im Rücken bedrängt hatte, landete am 12. Mai 1860 auf Sizilien. Er nahm Palermo, nannte sich Diktator im Namen Victor Emanuels und setzte eine neue Regierung über Sizilien ein. Die ganze Insel erhob sich und wurde mit Ausnahme der Citadelle von Messina von den neapolitanischen Truppen geräumt. Darauf ging Garibaldi über die Meerenge nach Calabrien und rückte gegen Neapel vor. Der König Franz II. verließ ohne Kampf seine Hauptstadt und zog sich mit seiner Gemahlin, Maria von Baiern, nach Gaëta zurück. Garibaldi hielt seinen Einzug in Neapel und ernannte auch hier eine Regierung, allein Gaëta anzugreifen wagte er nicht. Bald aber zogen piemontesische Truppen heran, Victor Emanuel selber erschien, und nachdem Garibaldi den Oberbefehl in dessen Hände gelegt, an seiner Seite noch einmal in Neapel eingezogen war, begab er sich nach seiner kleinen Besitzung auf der Insel Caprera, während die Piemontesen Capua einnahmen und die Belagerung von Gaëta begannen. Der König Franz und seine heldenmüthige Gemahlin begeisterten die Besatzung durch ihre Theilnahme an allen Gefahren zur tapfersten Gegenwehr, und eine Zeitlang verhinderte auch Napoleon durch seine Flotte einen Angriff auf die Stadt von der Seeseite. Als er aber im Januar 1861 seine Flotte aus dem Hafen zurückzog, und nun die sardinischen Schiffe Gaëta beschossen, da kapitulirte die Stadt endlich am

13. Februar; Franz II. mit seiner Gemahlin verließ sie auf einem französischen Schiffe und begab sich nach Rom.

Im März wurde aus allen Theilen Italiens ein Parlament nach Turin berufen und Victor Emanuel zum König von Italien erklärt. Der Mittelpunkt dieses Reichs sollte Rom werden, wie das Graf Cavour im Parlamente erklärte, der Papst sollte sich mit der geistlichen Herrschaft über die katholische Welt begnügen[1]). So weit aber wollte es Napoleon nicht kommen lassen. Um der Erhaltung der weltlichen Macht des Papstes eine vertragsmäßige Garantie zu verschaffen, schloß er am 15. September 1864 mit Victor Emanuel einen Vertrag, in welchem er sich zur Zurückziehung seiner Truppen aus Rom innerhalb zweier Jahre unter der Bedingung verpflichtete, daß jener weder selbst einen Angriff auf Rom und das römische Gebiet unternehme, noch auch dulde, daß ein solcher etwa von aufständischen Schaaren gemacht werde. — Victor Emanuel verlegte im Jahre 1865 seinen Sitz von Turin nach Florenz, und die Räumung Roms durch die Franzosen begann gegen Ende des Jahres.

Ehe aber diese Ereignisse eintraten, hatte der unruhige Garibaldi noch einen kurzen Sturm erregt. Er versammelte im Jahre 1862 eine Freiwilligenschaar auf Sizilien. Das Feldgeschrei war: „Rom oder Tod!" wodurch sein Ziel deutlich genug ausgesprochen war. Victor Emanuel verbot zwar die tollkühne Unternehmung, aber Garibaldi gehorchte nicht, er ging nach dem festen Lande hinüber, um hier sein Heer zu vergrößern. Nun schritten piemontesische Truppen gegen ihn ein und erreichten ihn bei Aspromonte. Nach kurzem Widerstande wurde seine Schaar überwältigt und gesprengt; er selbst, am Fuße verwundet, gefangen genommen. Sein Ansehen in Italien war aber zu groß, als daß ihn die Regierung als Rebellen hätte bestrafen mögen. Der König erließ eine Amnestie, und als die sehr langsame Heilung seiner Wunde einigermaßen es zuließ, begab sich Garibaldi nach seiner Insel Caprera zurück, die dieser Abenteurer und Schwärmer später noch ein Mal, aber in einer ganz andern Sache, verlassen sollte. —

Durch den Krieg gegen Oestreich und die sich anschließenden Umwälzungen war ganz Italien bis auf Venetien und Rom unter Einem Szepter vereinigt worden, und mit begeisterter Theilnahme sah das noch immer zerrissene Deutschland diese Einigung vor sich gehen. Auch bei uns regte sich unter dem Eindruck jener Ereignisse auf der appenninischen Halbinsel der nationale Gedanke in vollster Lebendigkeit wieder, namentlich seitdem das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit einen so mächtigen Ausdruck in dem Schillerfeste (10. November 1859) erhalten hatte, das nicht blos in allen Gauen des Vaterlandes, sondern auch jenseits des Meeres, so weit die deutsche Zunge klingt, gefeiert wurde. Aber welch' anderer Staat, als allein Preußen konnte in Deutschland die Rolle Sardiniens und das politische Einigungswerk des geistig einigen deutschen Volks übernehmen? War doch Preußen der Staat, dessen Regierung am deutschesten dachte und am deutschesten handelte! war es doch Preußens Regent, der bei einer Zusammenkunft deutscher Fürsten in Baden-Baden (1860) dem ebenfalls erschienenen französischen Kaiser erklärte, daß er nie und nimmer auf eine Abtretung deutschen Bodens sich einlassen werde; — war es doch Preußen, welches am

[1]) Dieser Gedanke, der seitdem verwirklicht worden, wurde zuerst in einer zu Paris 1859 erschienenen Schrift „der Papst und der Kongreß" ausgesprochen.

Bundestage für die Rechte des gekränkten hessischen Volks (S. 369) seine Stimme erhob und Abhülfe verlangte! —

Alle einsichtigen Patrioten waren über Preußens Bestimmung sich einig. Bereits im Juli 1859 hatte es der Nationalverein zu seiner Aufgabe gemacht, für die Ueberzeugung, daß Preußen die militärische und diplomatische Führung der deutschen Nation übernehmen müsse, durch ganz Deutschland zu wirken. Aber weder solche Vereine, noch überhaupt das deutsche Volk konnte in einer Angelegenheit die Initiative ergreifen, die zunächst die Regierungen anging. Sollte aber Preußens Regierung den Weg zur Neugestaltung Deutschlands wieder beschreiten und kein zweites Olmütz erleben, dann mußte es nöthigenfalls auch auf einen Krieg mit Oestreich gefaßt sein. Denn daß dieses jemals auf diplomatischem Wege Preußen zu der ihm gebührenden Stellung gelangen lassen werde, stand nicht zu erwarten. Fuhr es doch unausgesetzt fort, dasselbe zu verleumden und anzufeinden. Preußen, welches durch Besetzung des Rheinufers (1859) Oestreich wesentliche Dienste geleistet, sollte dieses im lombardischen Kriege im Stich gelassen und dadurch den Waffenstillstand von Villafranca (S. 379) veranlaßt haben! Preußen sollte überhaupt der Aufgabe, an Deutschlands Spitze zu treten, nicht würdig sein; ja, Oestreich versuchte sogar noch ein Mal und mit ähnlichen Mitteln, wie 1852 (S. 372), dessen ureigenstes Werk, den Zollverein, in seinem Bestande zu stören, als Preußen im Mai 1862 einen Handels- und Zollvertrag mit Frankreich geschlossen hatte, welcher der Annahme von Seiten der übrigen Zollvereinsstaaten bedurfte[1]).

War Oestreich Preußens entschiedenster Feind und war dieses entschlossen, dem deutschen Volke die Rettung aus all seinem Elend zu bringen, nach der es verlangte, dann mußte es bei dem Werk, das es angriff, ein durch und durch tüchtiges Heer hinter sich haben, um die deutsche Frage, wenn es nicht anders ging, mit dem Schwerte zu lösen. Als daher der Prinz-Regent nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV. (2. Januar 1861) als König Wilhelm I. den preußischen Thron bestiegen und, gleich Preußens erstem Könige (S. 153), zu Königsberg in feierlichster Weise sich und seiner Gemahlin die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, da war es die Durchführung der Reorganisation des Heeres, was ihm das zunächst Wichtigste war[2]). Die aktive Dienstzeit in der Reserve sollte erhöht, die in der Landwehr verkürzt und so die Stärke des Heeres beträchtlich vermehrt werden. Hatte aber selbst der im Jahre 1858 ganz im Sinne der Regierung gewählte Landtag die Kosten zu dieser Einrichtung nur provisorisch auf ein Jahr bewilligt, so stieß die Regierung auf den entschiedensten Widerstand bei dem Ende 1861 zusammentretenden Abgeordnetenhause, welches seine Zustimmung zu den bereits gemachten Mehrausgaben verweigerte. Man erklärte sich gegen die ganze Vornahme der Heeresverbesserung, da es ja doch nicht zu Thaten komme; das Land werde unnöthigerweise mit Steuern überhäuft, die Bedeutung der Land-

---

[1]) Die Annahme des Vertrags durch die Zollvereinsstaaten erfolgte im Oktbr. 1864.

[2]) Bei Gelegenheit von mehreren Deputationen aus Theilen des Reichs erklärte der König am 21. Oktober 1862: „Die Heeresreorganisation ist mein eigenstes Werk und mein Stolz, und ich bemerke dabei, daß es kein Boninsches und kein Roonsches Projekt gibt; es ist mein eigenes, und ich habe daran gearbeitet nach meinen Erfahrungen und nach pflichtgemäßer Ueberzeugung. Ich werde fest daran halten und die Reorganisation mit aller Energie durchführen; denn ich weiß, daß sie zeitgemäß ist."

mehr herabgesetzt. Das liberale Ministerium Hohenzollern sah sich ganz außer Stande, es zu irgend einem Einvernehmen mit der Volksvertretung zu bringen; die Regierung war vor die Alternative gestellt, entweder die bereits begonnene Reorganisation rückgängig zu machen oder ohne Budget zu regieren. Sie wählte das Letztere, und so entstand der Verfassungskonflikt (bis 1866). Der Landtag wurde aufgelöst, das bisherige Ministerium trat ab, und ein neues unter v. d. Heydt (Frühjahr 1862) an die Stelle. In demselben saßen die entschiedensten Anhänger der feudalen und orthodoxen Partei (Itzenplitz, Lippe, Mühler, Jagow; der Kriegsminister Roon blieb); aber was blieb der Regierung übrig, als sich auf diese zu stützen, da sie mit den Demokraten und den Männern des Fortschritts nicht auskommen konnte? Da aber auch das Ministerium v. d. Heydt in dem neuen Abgeordnetenhause keine Mehrheit für die Regierungsvorlagen erzielen konnte, so berief nun der König im Herbst 1862 einen Mann von der durchgreifendsten Energie an die Spitze desselben, Otto von Bismarck-Schönhausen, bisherigen Gesandten in Paris. Das war der Mann, dessen der König für die Durchführung seiner Pläne bedurfte. Geboren am 1. April 1815 zu Brandenburg, hatte der Herr von Bismarck in der preußischen Nationalversammlung (1848) und auf dem Landtage von 1849 sich als einen der entschiedensten Anhänger der reaktionären Partei und des Ministeriums Manteuffel gezeigt. Als Bundestagsgesandter in Frankfurt (1851—59) hatte er dann aber das Verderbliche und Preußen Feindliche der östreichischen Politik kennen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen, daß jenes darauf abziele, Preußen zu seinem Vasallenstaate zu machen und es niemals zu der ihm gebührenden Stellung in Deutschland kommen zu lassen. Als Gesandter in Petersburg (1859—62), dann in Paris (Frühjahr bis Herbst 1862) war er für freundschaftliche Beziehungen zu beiden Höfen thätig gewesen, zugleich in jener Ueberzeugung bestärkt worden. Als er im Herbst 1862 in das Ministerium eintrat, war es daher sein fester Entschluß, Preußen aus seiner von Oestreich abhängigen Stellung zu befreien und es zum Haupte eines engeren deutschen Bundes zu machen. Da aber „große Fragen nicht durch Kammerreden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden werden", so wurde die begonnene Heeresverbesserung durchgeführt, trotzdem ein Einvernehmen auch mit den weiteren Landtagen unmöglich war, der Kampf zwischen Regierung und Volksvertretung die bedenklichste Höhe erreichte, und auch die Masse des preußischen Volks von Mißtrauen gegen jene erfüllt wurde.

Auch dadurch, daß Oestreich und dessen Anhänger, besonders in Süddeutschland, den Konflikt zwischen Volk und Regierung in Preußen aufs Eifrigste aufgriffen, Feindschaft und Haß gegen sie nährten, ließ sich diese nicht irre machen. Sie ging entschlossen und fest ihres Wegs, und indem sie in dem verbesserten Heer sich das Mittel schuf, die deutsche Frage nöthigenfalls mit dem Schwerte zu lösen, hörte sie am Bundestage nicht auf, im deutschen und nationalen Interesse zu wirken.

Hier standen sich Oestreich und Preußen in allen wichtigeren Fragen schroff gegenüber. Das letztere stellte seinen Antrag auf Reform der Bundesmilitärverfassung (S. 376), drang aber nicht durch; es verlangte einen erhöhteren Schutz der Nordsee- und Ostseeküste, stieß aber auf Widerstand; und als es gar mit der Erklärung hervortrat, daß die Gründung eines engeren Bundes innerhalb des deutschen Staatenbundes nothwendig und an-

zustreben sei, fand es vollends keinen Beifall. Auch die Mittelstaaten erhoben sehr entschieden ihr Haupt. Der sächsische Minister, v. Beust, stellte einen Antrag auf Reform der Bundesverfassung, bei welcher Macht und Bedeutung der Mittelstaaten erhöht werden sollte (Triasidee). Dem traten natürlich Oestreich und Preußen gemeinsam entgegen. Da aber dieses inzwischen in die heftigsten Verfassungswirren im eigenen Lande verwickelt, außerdem mit den Zollvereinsstaaten wegen des französischen Handelsvertrags (S. 381) wieder in gespanntes Verhältniß gerathen, überall angefeindet, verleumdet, verhöhnt war, so glaubte nun Oestreich den geeigneten Zeitpunkt gekommen, um seinerseits die Lösung der deutschen Verfassungsfrage in die Hand nehmen und dabei zugleich seine Machtstellung in Deutschland erhöhen zu können. Ohne sich vorher mit der preußischen Regierung verständigt zu haben, lud es im August 1863 sämmtliche deutsche Staaten zu einem Fürstentage nach Frankfurt ein. Nach dem Reformprojekt, welches vorgelegt wurde, sollte Oestreich an die Spitze von Deutschland, Preußen in eine seinen Machtverhältnissen durchaus nicht entsprechende Rangordnung gestellt und ihm die Hände gebunden werden. Zu gleicher Zeit wurde bestimmt, daß neben einem Fürstenhause eine aus Ausschüssen der Landesvertretungen in den Einzelstaaten zusammengesetzte Delegirtenversammlung gebildet werden solle. Allein der ganze Plan scheiterte, da der König von Preußen jede Betheiligung an dem Fürstentag ablehnte. Er erklärte zugleich, „daß die preußische Regierung nur in einer nach Verhältniß der Volkszahl der einzelnen Staaten aus direkten Wahlen hervorgehenden Vertretung des deutschen Volkes, mit Befugniß beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten, die Grundlage von solchen Bundesinstitutionen erkenne, zu deren Gunsten sie ihrer Selbständigkeit in irgend welchem erheblichen Umfang entsagen könnte."

Es war traurig, daß die preußische Regierung bei dieser so volksfreundlichen und nationalen Haltung im eigenen Lande zu kämpfen hatte. Oestreichs Mißstimmung aber wuchs, da es seine Pläne vereitelt sah; auch hatte Bismarck bereits ganz offen in einer diplomatischen Note dem Grafen Rechberg erklärt, Oestreich thue überhaupt besser, seinen Schwerpunkt außerhalb Deutschlands, in Ofen zu suchen. Bei diesem entschiedenen Tone der einen, der Gereiztheit der anderen Großmacht, schien nur noch ein Krieg die Entscheidung geben zu können. Da traten Ereignisse ein, welche beide noch ein Mal zu gemeinsamen Thaten vereinigten.

6. Der dänische Krieg. 1864.

Seit der Auslieferung Schleswig-Holsteins an Dänemark durch die deutschen Großmächte (1851. S. 369) war das letzte Ziel der sog. eiderdänischen Partei die Einverleibung von Schleswig. Sie brachte den König Friedrich VII. dahin, daß er am 30. März 1863 ein Patent erließ, durch welches die Gültigkeit der dänischen Verfassung bis zur Eider ausgesprochen, das Verhältniß der deutschen Bundesländer, Holstein und Lauenburg, zur dänischen Monarchie aufs Neue geregelt war. Noch bestimmter trat dann die Absicht, Schleswig zu inkorporiren, in einem Entwurfe hervor, welchen die Regierung am 29. September dem Reichstage vorlegte. Diesen Vorgängen gegenüber beschloß zwar der Bundestag am 1. Oktober die Exekution;

aber ehe dieselbe vollstreckt wurde, und bevor der inzwischen am 13. Novbr. angenommene Entwurf von Friedrich VII. unterzeichnet war, starb dieser unerwartet am 15. November, und auf Grund des Londoner Protokolls (S. 369) bestieg der Prinz Christian von Glücksburg als Christian IX. den dänischen Thron. Während nun dieser mit innerem Widerstreben, aber durch einen Volksauflauf in Kopenhagen gezwungen, bereits am zweiten Tage seiner Regierung (am 18. November) den Entwurf vom 29. September und damit die Einverleibung Schleswigs bestätigte, trat zugleich Prinz Friedrich von Augustenburg mit Erbansprüchen auf Schleswig-Holstein hervor, weil nach deutschem Recht in Holstein die weibliche Linie regierungsunfähig sei, und Schleswig nicht von Holstein getrennt werden dürfe.

Im deutschen Volke regte sich die lebhafteste Begeisterung für den Gedanken, die beiden wichtigen Herzogthümer mit ihrer kernigten Bevölkerung mit Deutschland vereinigt zu sehen, und überall entstanden Vereine für die Verwirklichung dieses Gedankens. Auch die deutschen Regierungen theilten den Wunsch; aber ihr Rechtsstandpunkt gegenüber den Vorgängen in Dänemark war ein verschiedener. Der deutsche Bund und die meisten Mittel- und Kleinstaaten hatten das Londoner Protokoll, also die Erbfolge Christians IX. nicht anerkannt. Sie waren daher, weil sie die Rechtmäßigkeit der Erbfolge bestritten, nicht blos gegen die Inkorporation Schleswigs, sondern gegen das Fortbestehen der Verbindung beider Herzogthümer mit Dänemark überhaupt. Von ihrem Standpunkte aus mußte noch erst festgestellt werden, wer der zunächst berechtigte Erbe in Schleswig-Holstein sei, und der deutsche Bund gab dieser seiner Auffassung der Sachlage Ausdruck, indem er nicht blos den dänischen Bundestagsgesandten für Holstein und Lauenburg an seinen Sitzungen weiter nicht Theil nehmen ließ, sondern auch am 8. Dezember 1863 die Bundesexekution nach Holstein beschloß. In Folge dieses Beschlusses rückten dann noch in demselben Monat 12000 Mann Sachsen und Hannoveraner unter General von Hake in Holstein ein, und die Dänen zogen sich vor ihnen hinter die Eider zurück.

Ganz anders als der deutsche Bund und die meisten Mittel- und Kleinstaaten standen Oestreich und Preußen zur schleswig-holsteinischen Frage. Sie hatten das Londoner Protokoll mit unterzeichnet, konnten sich also nicht gegen die Erbfolge Christians IX., sondern nur gegen die Inkorporation von Schleswig erklären, weil nur diese gegen jenes verstieß. Erst wenn sich Dänemark weigerte, die Verfassung vom 18. November zurückzunehmen, und seinen Rechtsbruch mit der Waffe vertheidigend die Londoner Verträge zerriß, war auch für Oestreich und Preußen die Erbfolge eine offene Frage.

Oestreich hätte am liebsten gar nicht gehandelt. Aber einmal wollte es die Sympathien des Volkes, besonders in Süddeutschland, nicht verscherzen, welches stürmisch die Befreiung Schleswig-Holsteins verlangte, andererseits wollte es doch auch Preußen nicht allein handeln lassen. Dieses aber war dazu entschlossen, weil es die Wichtigkeit Schleswig-Holsteins für seine Marine und zugleich die Gelegenheit erkannte, die Schmach von Olmütz zu tilgen. So kam es, daß beide Großmächte zu gemeinsamer Aktion in der schleswig-holsteinischen Sache sich einigten. Nachdem sie die Aufhebung der Novemberverfassung von Dänemark vergebens verlangt hatten, wurde der dänische General de Meza zur Räumung von Schleswig aufgefordert, und als er nicht Folge leistete, gingen am 1. Februar 1864 die östreichischen und preußischen Truppen (etwa 45000 Mann) über die schleswigsche Grenze und

rückten gegen die Verschanzungen des Danewirks, die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl, Neffen des Königs, die Oestreicher unter dem Befehle des Feldmarschalls v. d. Gablentz. Den Oberbefehl über beide führte der 80jährige Feldmarschall Wrangel. Die Preußen griffen den Brückenkopf von Missunde zu unvorsichtig an und konnten ihn nicht nehmen, dagegen drangen die Oestreicher unter heftigen Gefechten gegen Schleswig vor und nahmen den Königsberg, dem Danewirke gegenüber, ein. Unterdeß war der Prinz Friedrich Karl an der Schlei hinuntergegangen, setzte mit 100 Kanonen zwischen Arnis und Kappeln hinüber und drohte, den Dänen den Rückzug vom Danewirke, welches sie wegen seiner langen Ausdehnung nicht überall besetzen konnten, abzuschneiden. Da verließen diese in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar das Danewirke und zogen sich, von den Oestreichern (Gefecht bei Oeversee) und Preußen lebhaft verfolgt, über Flensburg nach den Düppeler Schanzen im Sundewitt und nach der Insel Alsen zurück. Die verschanzte Stellung bei Düppel war so stark, daß sie ohne förmliche Belagerung nicht genommen werden konnte. Der Prinz Friedrich Karl übernahm dieselbe mit dem größten Theile des preußischen Heers, während die Garden und die Oestreicher gegen Jütland zogen, Kolding besetzten und bis Aarhuus vorgingen. Fridericia wurde eingeschlossen.

Die Belagerung der Düppeler Schanzen machte aber viele Schwierigkeiten. Die Wege waren für das schwere Geschütz fast unfahrbar; das Wetter war kalt und stürmisch, die Soldaten mußten in Schlamm und Wasser die Laufgräben aufwerfen; die dänischen Panzerschiffe konnten die Küste mit ihren Geschützen bestreichen und hinderten die Umgehung der dänischen Stellung. Erst am 18. April konnte mit Anbruch des Tages der allgemeine Sturm auf die Schanzen gewagt werden, nachdem dieselben durch das preußische Geschütz fast zerstört waren. Zwar vertheidigten sich die Dänen auf das Hartnäckigste. Aber mit der größten Tapferkeit und Todesverachtung erstürmten die zum großen Theil noch jungen preußischen Krieger die Schanzen, eine nach der andern. In zwei Stunden waren sie alle nebst dem Brückenkopfe von Sonderburg, der den Uebergang nach der Insel Alsen deckte, erobert, 3000 Dänen gefangen, 2500 getödtet oder verwundet. Es war ein glorreicher Tag für das preußische Heer, welches ebenfalls empfindliche Verluste, auch an ausgezeichneten Offizieren erlitt. Unerwartet verließen darauf die Dänen am 29. April die Festung Fridericia an der jütischen Grenze. Sie fürchteten, dieselbe gegen die vereinigte östreichisch-preußische Macht doch nicht vertheidigen zu können und dann auch noch den Theil des schon geschwächten Heeres, der die Besatzung bildete, zu verlieren.

Ein Seetreffen zwischen einigen östreichischen und dänischen Schiffen in der Gegend von Helgoland hatte keinen entscheidenden Erfolg, zeigte aber die Tapferkeit der östreichischen Seeleute.

Um dem blutigen Kriege vielleicht auf dem Wege des Vergleichs ein Ende zu machen, versammelte sich schon gegen Ende April eine Konferenz in London, an welcher außer den kriegführenden Mächten auch England, Frankreich, Schweden und der deutsche Bund Theil nahmen. Es wurde zuerst ein Waffenstillstand bis zum 26. Juni verabredet. Die weiteren Verhandlungen der Konferenz hatten aber, zum Theil wegen Dänemarks Unnachgiebigkeit, da es auf eine vorgeschlagene Theilung Schleswigs nach der Sprachgrenze nicht einging, kein Resultat, und nachdem am 26. Juni der Waffenstillstand abgelaufen war, gingen die Preußen in der Nacht des 29. Juni

auf in der Stille zusammengebrachten Booten über den Alsensund, überraschten die Dänen, eroberten ihre Schanzen sowie die Stadt Sonderburg und trieben die Dänen auf ihre Schiffe zurück, nachdem sie gegen 3000 Mann gefangen genommen hatten.

Nach diesen Unglücksfällen trug Dänemark auf Frieden an, und auf einer Konferenz zu Wien wurde zuerst ein Waffenstillstand und am 30. Oktober 1864 der Friede zwischen Oestreich, Preußen und Dänemark geschlossen, in welchem die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg den beiden deutschen Großmächten zur freien Verfügung abgetreten wurden.

7. Der deutsche Krieg (1866) und seine Folgen.

a. Der Krieg in Norddeutschland und in Böhmen.

Es ging wie eine Vorahnung größerer Ereignisse, welche sich anschließen würden, durch die Gemüther, als Oestreich und Preußen gemeinsam den dänischen Krieg unternahmen und glücklich beendigten. Befreit waren die Herzogthümer von dem schmählichen Joche, das sie getragen hatten; die Schmach von Olmütz war getilgt; was sollte nun werden? — Die Schleswig-Holsteiner hofften, sofort unter dem Prinzen Friedrich von Augustenburg, der gleich zu Anfang des Krieges nach Holstein gekommen war und seinen Sitz in Kiel genommen hatte, als deutsches Bundesglied anerkannt zu werden; allein wenn auch die übrigen Fürsten, welche ebenfalls Erbansprüche erhoben, zu Gunsten des Augustenburgers verzichten wollten, die beiden Großmächte, welche das Land gewonnen, standen bei ihrer verschiedenen Haltung in der deutschen Verfassungsfrage in Bezug auf die künftige Stellung Schleswig-Holsteins innerhalb des deutschen Bundes sich scharf gegenüber. — Oestreich und mit ihm die meisten Mittel- und Kleinstaaten traten für die völlige Souveränetät des neuen Bundesstaates ein; Preußen dagegen sprach sich zwar ebenfalls für den Prinzen von Augustenburg als Nächstberechtigten aus, wollte und durfte aber nicht zugeben, daß in seinem Rücken ein durchaus selbständiger Mittelstaat entstand, der vielleicht in Zukunft am Bundestage an Oestreich sich anschloß, dessen Macht in Deutschland verstärken, Preußens Pläne durchkreuzen half. Dieses hatte ja längst die Stiftung eines engeren Bundes unter seiner Führung ins Auge gefaßt; mit großer Entschiedenheit kam es jetzt auf diesen Gedanken zurück; es sollte bei Schleswig-Holstein der Anfang gemacht werden zu der so nothwendigen Neugestaltung, deren Durchführung bis dahin durch die Mißgunst und das Uebergewicht Oestreichs vereitelt war. Preußen knüpfte deshalb die Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein an die Erfüllung bestimmter Bedingungen. Bereits während des Krieges hatte Bismarck in einer Unterredung mit jenem betont, daß Preußen im eigenen und im Interesse von Deutschland die Unterordnung der durch ihre Lage an zwei Meeren so überaus wichtigen Herzogthümer unter seine Oberhoheit in militärischer und diplomatischer Beziehung, damit in Zusammenhang die Einräumung des Kieler Hafens, Rendsburgs als Bundesfestung und die Oberaufsicht über einen Nordostseekanal, der angelegt werden solle, verlangen müsse. Da der Prinz wenig geneigt war, auf diese Forderungen einzugehen, so lehnte Preußen auch eine „vorläufige“ Einsetzung desselben, die Oestreich beantragte, ab (Januar 1865). Sechs Wochen später

(22. Februar 1865) sprach es auch diesem gegenüber jene Forderungen aus; und da Oestreich dieselben auf das Entschiedenste abwies (5. März), Preußen bei denselben beharrte, während sein Unmuth zugleich durch feindliche Agitationen der Augustenburgischen Partei und durch Reibungen, die bei der mit Oestreich gemeinsamen Landesregierung nicht ausblieben, gereizt wurde, so schien es bereits im Sommer 1865 zu einem förmlichen Bruch zwischen beiden deutschen Großmächten kommen zu sollen.

Zwar wurde der drohende Krieg noch einmal abgewendet durch eine persönliche Zusammenkunft der beiden Herrscher von Oestreich und Preußen in Salzburg (19. August), auf welcher sie die am 14. August zu Gastein getroffene Uebereinkunft über eine neue Regelung der Verwaltung der Herzogthümer bestätigten: unter Aufrechterhaltung der gemeinsamen Besitzrechte sollte Schleswig durch Preußen, Holstein durch Oestreich bis zur endgültigen Feststellung der Erbfolge verwaltet werden; Kiel wurde als Hafen für die zu errichtende deutsche Flotte, Rendsburg als Bundesfestung in Aussicht genommen, an Preußen sowohl die Einrichtung, Befestigung und Bewachung des Kieler Hafens, als auch die Ausführung eines die Ostsee mit der Nordsee verbindenden Kanals übertragen, und das Herzogthum Lauenburg gegen eine an Oestreich zu zahlende Entschädigungssumme (fast 2 Mill. Thlr). vollständig an Preußen abgetreten; — allein da in der wichtigsten Frage, der wegen des bundesstaatlichen Anschlusses der Herzogthümer an Preußen, beide Großmächte an ihrem Standpunkte festhielten, so war ungeachtet des Gasteiner Vertrags die Entscheidung des Streits durch das Schwert um so mehr nur eine Frage der Zeit, als Oestreich nicht abließ, die zu Gunsten des Augustenburgers gegen Preußen betriebenen Agitationen eifrigst zu unterstützen und darauf ausging, jenem auf Grund eines Beschlusses der einzuberufenden schleswig-holsteinischen Stände und im Verein mit dem deutschen Bunde das Land zu überantworten. Preußen konnte natürlich diesem feindlichen Treiben Oestreichs nicht gleichgültig zusehen; Bismarck, der seit der Gasteiner Uebereinkunft von seinem Könige in den Grafenstand erhoben war, wendete sich mit einer Beschwerde nach Wien; es kam zu einem beiderseits sehr heftig geführten Depeschenwechsel, dem Kriegsrüstungen folgten. Während Oestreich seine Regimenter nach Böhmen zusammenzog und zugleich die ihm ergebenen Höfe, Sachsen, Baiern, Württemberg, Hessen-Darmstadt zu Rüstungen aufforderte (16. März 1866), setzte auch Preußen alle seine Streitkräfte in Kriegsbereitschaft und knüpfte mit Italien zum Zwecke der Losreißung Venetiens von der östreichischen Herrschaft Unterhandlungen zu einem Bündnisse an, welches Anfang April zum Abschlusse kam.

Schon aber handelte es sich für Preußen nicht mehr blos um die schleswig-holsteinische Frage. Da entscheidende Thaten einmal bevorstanden, nahm es die Umgestaltung des ganzen deutschen Bundes mit aller Kraft in die Hand. Nachdem Graf Bismarck in einem Rundschreiben vom 24. März allen deutschen Regierungen die dringende Nothwendigkeit einer solchen vor Augen gestellt und ihre Unterstützung verlangt hatte, stellte er am 9. April 1866 am Bundestage den Antrag auf Berufung eines aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen deutschen Parlaments, welches die Neugestaltung der Verfassung auf Grund von Vorlagen Seitens der Regierungen berathen sollte. Aber wie früher, so stieß Preußen auch jetzt mit seinen Vorschlägen auf den entschiedensten Widerstand. Nicht blos Oestreich fuhr in seinen

Rüstungen fort, nachdem es den Versuch einer friedlichen Lösung mit der Erklärung, nur gegen Preußen, nicht auch gegen Italien abrüsten und die letzte Entscheidung über die Herzogthümer dem Bunde anheimstellen zu wollen, von sich gewiesen hatte; auch die Mittelstaaten sahen sich durch die Entschlossenheit Preußens, an die Spitze eines engeren Bundes zu treten, in ihren Souveränetätsrechten bedroht. Dazu hatte Preußen auch im eigenen Lande, wo der Verfassungs-Konflikt fortwährte, zu kämpfen. Aber trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm aufthürmten, schritt es unbeirrt vorwärts. Als Oestreich am 1. Juni die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage den Entschließungen des Bundes anheimstellte und zugleich anzeigte, daß der kaiserliche Statthalter v. d. Gablentz die holsteinische Ständeversammlung auf den 11. Juni nach Itzehoe berufen werde, erklärte Preußen dieses Vorgehen für einen Bruch der Gasteiner Konvention und ließ seine Truppen unter dem Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, in Holstein einrücken. Die Oestreicher wichen der Uebermacht und zogen sich anfangs nach Altona, dann nach Böhmen zurück. Auch der Augustenburger verschwand. General von Manteuffel löste nun die holsteinische Regierung auf, sperrte den Ständesaal in Itzehoe durch Militär und ernannte den Freiherrn v. Scheel-Plessen zum Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein mit dem Sitze in Kiel. An demselben Tage (10. Juni) legte Preußen durch seinen Bundes-Gesandten (v. Savigny) den deutschen Regierungen die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung vor, welche Oestreich aus Deutschland ausschloß.

Obwohl der deutsche Bund von Rechtswegen mit den Streitigkeiten der beiden Großmächte gar nichts zu thun hatte, stellte doch Oestreich angesichts der letzten Vorgänge in Holstein am 11. Juni den Antrag auf Mobilmachung des Bundesheers gegen Preußen[1]). Dieses bezeichnete die Annahme des Antrags als einen Kriegsfall, der die Auflösung des Bundes herbeiführe (Art. 11 der Bundesakte); und als derselbe gleichwohl am 14. Juni 1866 mit 9 Stimmen[2]) gegen 6 angenommen wurde, erklärten Preußen und die ihm zugewandten Staaten ihren Austritt und die **Auflösung des deutschen Bundes**. Schon am 15. Juni begann der **Krieg**. Baiern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Baden (wegen seiner Lage dazu gezwungen), Darmstadt, Kurhessen, Nassau, Frankfurt u. s. w. standen auf östreichischer Seite, während die kleineren norddeutschen Staaten an Preußen sich anschlossen. Wie Ein Mann erhob sich das preußische Volk, alle Stände eilten unter die Waffen, jeder Parteihader verstummte, als der Ruf des Königs erging.

Ehe es zu kriegerischen Unternehmungen schritt, bot Preußen am 15. Juni seinen nächsten Nachbarn, **Hannover, Sachsen, Kurhessen, Nassau**, nochmals die Hand des Friedens. Es sicherte ihnen ihren Besitzstand und ihre Souveränetätsrechte zu, falls sie sofort abrüsteten, der neuen Bundesverfassung sich anschlössen und gleichzeitig mit Preußen die Wahlen für das Parlament ausschrieben. Allein alle vier gaben eine ablehnende Antwort, und sofort rückten nun preußische Truppen in die drei nord-

---

[1]) Unter Berufung auf Art. 19 der Wiener Schlußakte.

[2]) Oestreich, Baiern, Würtemberg, Sachsen, Hannover, beide Hessen, Nassau und die 16. Kurie. Von den Vertretern der letzteren stimmten nur Lichtenstein und Greiz für, Lippe, Waldeck, Schleiz gegen den Antrag; Schaumburg-Lippe enthielt sich der Abstimmung.

deutschen Staaten ein. Von Holstein aus überschritt General Manteuffel bei Harburg und Lauenburg die Elbe und nahm Stade weg; von Minden her kam Vogel von Falkenstein, und schon am 17. Juni stand die Division Goeben in Hannover. Gleichzeitig rückte General Beyer von der Rheinprovinz her in Kurhessen ein, besetzte Kassel am 19. Juni, ließ den Kurfürsten, der auch jetzt noch auf seinem Trotze beharrte, nach Stettin abführen, während es den hessischen Truppen (ca. 5000 Mann) gelang, Fulda zu erreichen, um sich später mit dem 8. Bundesarmeekorps zu vereinigen. Inzwischen hatte König Georg V. von Hannover seine Truppen (gegen 20,000 Mann) bei Göttingen gesammelt. Er gedachte mit ihnen zu dem bairischen Bundeskorps (Prinz Karl von Baiern), welches von Bamberg aus gegen Eisenach heranziehen sollte, zu entkommen; versäumte aber den günstigen Zeitpunkt, als die Wege über Kassel noch frei waren, und entschloß sich endlich, durch preußisches Gebiet über Heiligenstadt und Mühlhausen seinen Weg zu nehmen. Aber auch jetzt ging alles langsam und unsicher. Die Preußen fanden Zeit, den Hannoveranern zuvorzukommen. Die Division Beyer besetzte die Uebergänge über die Werra, Goeben wurde nach Eisenach, ein Theil der Manteuffelschen Division nach Gotha befördert und durch Zuzug koburg-gothaischer Truppen verstärkt. Gleichwohl hätten die Hannoveraner, als sie am 22. Juni in Mühlhausen eintrafen, bei entschlossenem Vorgehen noch sehr leicht Eisenach und den Durchbruch zu den bairischen Truppen, die freilich inzwischen kaum bis Hildburghausen gekommen waren, erreichen können. Aber plötzlich wurde der Plan wieder ein anderer. Statt über Eisenach wollte man jetzt über Langensalza auf Gotha gehen, aber auch hierbei fehlte es an fester Entschiedenheit. Indessen rückten die Preußen immer näher heran. An demselben Tage, an welchem König Wilhelm unter Vermittelung des Herzogs von Koburg noch einmal (26. Juni) ein Bundesverhältniß auf Grund der Vorschläge vom 10. Juni und unter Garantie des hannöverschen Besitzstandes anbot, dieses Anerbieten aber von König Georg zurückgewiesen wurde, stieß die Vorhut der Falkensteinschen Armee (etwa 9000 Mann Manteuffelscher Division und koburgischer Truppen) unter General Flies auf die hannöversche Streitmacht, die unter ihrer unschlüssigen Führung von ihrem Marsche auf Gotha bereits wieder Abstand genommen und auf den Höhen Langensalza gegenüber am linken Ufer der Unstrut sich aufgestellt hatte. Hier griff General Flies sie am Morgen des 27. Juni an. Es entspann sich ein hartnäckiger Kampf; die Preußen gingen über die Unstrut hinüber, erstürmten die Höhen, mußten aber schließlich der Uebermacht weichen und zogen zurück. Auf beiden Seiten waren die Verluste bedeutend; die Hannoveraner aber hatten mit ihrem Siege gar nichts erreicht. Schon waren sie auf allen Seiten von zahlreichen preußischen Truppenmassen umspannt; Falkenstein besetzte die Wege nach Gotha, Manteuffel rückte von Norden gegen Langensalza vor, und, so überall eingeschlossen, blieb dem Könige Georg und seiner Armee nichts übrig, als zu kapituliren. Am 29. Juni streckten die Hannoveraner die Waffen; Offiziere und Soldaten wurden entwaffnet und in die Heimath entlassen; der König begab sich mit seinem Sohne über Thüringen nach Wien.

Nicht minder rasch als in Hannover und Hessen verliefen die Dinge in Sachsen. Bereits am 18. Juni besetzte General Herwarth von Bittenfeld Dresden, am 19. Leipzig, am 20. befand sich das ganze Königreich, mit Ausnahme des Königsteins und des Voigtlandes, in den Händen

der Preußen. Gleich bei ihrem Einrücken hatten die sächsischen Truppen nach Zerstörung der Elbbrücken bei Riesa und Meißen das Land geräumt und waren nach Böhmen gezogen, wo sie sich mit den Oestreichern vereinigten.

Hier in Böhmen hatten sich seit März die östreichischen Heermassen, bunt gemischt aus den Nationalitäten des Kaiserstaates, längs der schlesischen Grenze, zwischen Josephstadt und Olmütz, unter dem Oberbefehl des General-Feldzeugmeisters Benedek in 7 Armeekorps gesammelt. Es mochten 230,000 Mann sein, zu denen noch 24,000 Mann Sachsen stießen. Anstatt angreifsweise über die Sudeten nach Schlesien vorzudringen und den Krieg in das Land der Gegner hinüberzutragen, überließen die Oestreicher den Preußen die Initiative des Handelns, die in drei großen Armeen gegen Böhmen heranzogen. Die erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl kam über Görlitz und Zittau auf der Straße nach Reichenberg und bestand aus dem 2., 3. und 4. Armeekorps (Pommern, Brandenburger, Sachsen); ihr zur Rechten drang Herwarth von Bittenfeld mit der Elbarmee (8. Armeekorps) aus Sachsen über das Lausitzer Gebirge auf Hünerwasser vor; beide sollten zwischen Münchengrätz und Gitschin sich vereinigen. Die zweite Armee unter dem Kronprinzen von Preußen, aus dem Gardekorps unter Hiller v. Gärtringen, dem 1., 5. (Steinmetz) und 6. Armeekorps bestehend, hatte sich in mehreren Heersäulen durch die Gebirgspässe des Waldenburger und Glatzer Berglandes hindurchzuwinden und schlug theils die Richtung über Braunau nach Nachod, theils die nach Trautenau ein. Alle drei Armeen kamen ungehindert durch die Gebirge; erst als sie in die Ebene hinabstiegen, stießen sie auf feindliche Truppen.

Es war in denselben Tagen, an welchen sich das Schicksal des hannöverschen Heeres entschied, als die ersten Schläge in Böhmen fielen. In unaufhaltsamem Siegeslauf drangen die erste und Elbarmee gegen die in den Weg tretenden Feinde vor, um ihre Vereinigung durchzusetzen. Herwarth drängte am 27. Juni bei Hünerwasser, Prinz Friedrich Karl bei Liebenau das erste östreichische Korps unter Clam Gallas zurück, und nachdem jener am 28. bei Turnau und Münchengrätz, dieser bei Podol die Feinde aufs Haupt geschlagen, warfen sich beide nach ihrer Vereinigung am 29. Juni bei Gitschin den Oestreichern noch einmal entgegen und nöthigten sie, nach einem für beide Theile überaus blutigen Kampfe, das Schlachtfeld zu räumen und sich auf das Hauptheer unter Benedek zurückzuziehen. — Inzwischen war auch die zweite Armee unter dem Kronprinzen näher herangekommen. Sie hatte unter großen Beschwerden und Anstrengungen auf verschiedenen Wegen die Ebene erreicht, hatte blutige Gefechte bestanden, um zunächst die Vereinigung der von einander getrennten Armeekorps, dann die mit der Elbarmee und mit Friedrich Karl zu bewerkstelligen. Am schärfsten kamen das erste (Bonin) und fünfte (Steinmetz) Korps an den Feind. Jenes wurde bei seinem Durchzuge durch Trautenau aus allen Häusern mit heftigem Feuer empfangen; siedendes Oel und kochendes Wasser wurde auf die verhaßten Deutschen herabgegossen, und als die czechische Niedertracht für ihre Heimtücke blutig gestraft war, stieß man jenseits Trautenau am 27. Juni auf das überlegene Gablentzsche Korps. Nach tapferem Kampfe wurde Bonin von den Oestreichern bis hart an die böhmische Grenze zurückgeworfen; allein in der Frühe am 28. Juni überfiel die Garde unter Hiller v. Gärtringen die Oestreicher unter Gablentz im Bivouak, warf sie in unwiderstehlichem

Andrang über den Haufen und machte 5000 Gefangene. An denselben Tagen schlug sich das 5. Armeekorps bei Nachod (27. Juni) und Skalitz (28. Juni) mit den Oestreichern unter Ramming und dem Erzherzog Leopold. Mit Löwenmuth und eiserner Zähigkeit errang Steinmetz in beiden Kämpfen den blutigen Sieg; dann ging es vorwärts über die Aupa unter weiteren Gefechten bei Schweinschädel und Jaromierz (29. Juni); und am 30. fiel Königinhof in die Hände der 2. Armee, deren Theile sich inzwischen vereinigt hatten.

Während die Oestreicher unter die Wälle von Josephstadt zurückgingen, standen jetzt die drei preußischen Armeen einander nahe genug, um einen gemeinsamen Hauptschlag gegen Benedek selbst unternehmen zu können. Wenn auch dieser gelang, so war der Krieg so gut wie entschieden. Auf das Herrlichste hatte bis dahin die vom König und dem Kriegsminister Roon trotz alles Widerstandes der Landesvertretung durchgesetzte Reorganisation des Heers sich bewährt. Jetzt, wo die Kunde von den erfochtenen Siegen durch Preußen flog, verstummte auch die letzte Stimme des Haders; versöhnt mit der bis dahin angefeindeten Blut- und Eisenpolitik Bismarcks, jubelte jedermann über die großen Erfolge, die sie davongetragen, und sah den Tag nahe, wo Preußen, zum Heile von Deutschland, endlich die ihm gebührende Stellung gewonnen haben werde!

König Wilhelm eilte in der Nacht vom 29/30. Juni zu seinem siegreichen Heer; Graf Bismarck begleitete ihn. Das königliche Hauptquartier war seit dem 1. Juli in Gitschin.

Voll gespannter Erwartung standen sich die großen Massen der feindlichen Heere gegenüber. Benedek hatte die ganze östreichische Hauptmacht zwischen der Bistritz und Elbe, die einander parallel von Norden nach Süden fließen, theils auf den Höhen, die östlich von jener sich hinziehen, theils in den tiefen Einschnitten zwischen denselben und in den Dörfern und Wäldern, mit denen das Terrain zahlreich besetzt ist, sehr geschickt zur Aufstellung gebracht. Zur Rechten lag Königgrätz; der Schlüssel der ganzen Stellung war Chlum. Nur wenn die Schlacht verloren ging, waren die Oestreicher wegen ihres Rückzuges sehr übel daran: überall hatten sie die Elbe im Rücken.

Ohne ernsten Zusammenstoß gingen der 1. und 2. Juli dahin; Prinz Friedrich Karl stand bei Hořic, der Kronprinz bei Königinhof. Drüben bei den Oestreichern war Alles in Thätigkeit. Durch eingeschnittene Batterien, Schützengräben, Verhaue und andere Werke suchten sie die natürliche Festigkeit ihrer Stellung noch zu erhöhen. Kaum hatte der Prinz Friedrich Karl diese Vorbereitungen bemerkt und daraus entnommen, daß die Oestreicher diesseits der Elbe sich schlagen wollten, als er spät am Abend des 2. Juli sich aufmachte, nach Gitschin zum Könige ritt und ihm Mittheilung machte. Es wurde ein Kriegsrath gehalten und der Beschluß gefaßt, den Oestreichern am nächsten Morgen mit dem Angriff zuvorzukommen. Aber noch in derselben Nacht mußte auch dem Kronprinzen das Beschlossene gemeldet werden; ohne seine Hülfe war der Sieg nicht wohl möglich; ein Adjutant eilte in der Nacht hinüber nach Königinhof, und der Kronprinz versprach, gegen 2 Uhr Nachmittags auf dem Schlachtfelde einzutreffen und dem Feind in die rechte Flanke zu fallen.

Am Morgen des 3. Juli um 8 Uhr gingen die Preußen auf der ganzen Linie zum Angriff gegen die Oestreicher vor. Während Herwarth

mit der Elbarmee sich bei Nechanitz in einen wüthenden Kampf mit den Sachsen und dem linken östreichischen Flügel verwickelte, griff Friedrich Karl das Centrum der feindlichen Stellung bei Sadowa und die mit dichten Geschützreihen besetzten Höhen an der Bistritz an. Furchtbar waren die Verwüstungen, welche die Kugeln und Granaten der feindlichen Artillerie unter den vordringenden Preußen anrichteten. Immer aufs Neue begannen diese den Sturm; in den Dörfern und Wäldern schlug man sich in erbittertem Kampf; hochauf thürmten sich die Leichen der Gefallenen, namentlich im Walde von Benatek, wo die Pommern unter Fransecky kämpften. Aber keine Anstrengung, keine Tapferkeit half; wenn auch einzelne Positionen der Oestreicher genommen wurden, jeder Versuch, die Höhen zu nehmen, scheiterte an dem furchtbaren Artilleriefeuer, welches die Stürmenden unter Strömen von Blut zurückwarf. Schon war es Mittag; die preußische Artillerie hatte zum Theil bereits sich verschossen und zur Reservemunition gegriffen.

Wie einst Wellington bei Belle-Alliance nach Blücher ausgeschaut, so begann man ängstlich die Blicke nach der Gegend zu wenden, von wo der Kronprinz erwartet wurde. Es war fast zwei Uhr Nachmittags, da verkündigten mancherlei Bewegungen auf der rechten Flanke der östreichischen Schlachtlinie das Herannahen des Kronprinzen. Bald stiegen auch die weißen Rauchwolken seiner Geschütze im Osten am Horizont auf. Unter unsäglichen Mühen war er mit der zweiten Armee über den von Regengüssen in den letzten Tagen aufgeweichten Boden und über steile Abhänge herangerückt, und nun drangen gleichwohl mit ungeschwächter Kraft die Helden von Trautenau, Nachod und Skalitz gegen die überraschten Oestreicher vor. Nachdem diese einen Theil ihrer Frontstellung zur Verstärkung des rechten Flügels hatten heranziehen müssen, gelang es gegen 3 Uhr den unermüdeten Kriegern Friedrich Karls, den Wald von Sadowa und die Höhen von Lipa mit stürmender Hand zu nehmen. Zugleich wälzte sich die Garde unter Hiller mit Theilen des 1. und 6. Armeekorps in unwiderstehlichem Andrang gegen den Schlüssel der östreichischen Stellung; die Höhen von Horenowes, Masloweb und endlich auch Chlum wurden genommen. Zwar fiel Hiller an der Spitze der Garden und mancher Brave mit ihm; aber auch der entscheidende Schlag war gefallen. In wilder Verwirrung lösten die Reihen der Feinde sich auf; Alles stürzte fliehend, von der preußischen Kavallerie unter des Königs persönlicher Führung verfolgt, auf Königgrätz zu. Erst die einbrechende Dunkelheit machte der Verfolgung ein Ende. Mehr als 170 Geschütze und 20,000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger.

Die Niederlage bei Königgrätz war ein erschütternder Schlag für die östreichische Monarchie. Die ganze große Armee unter Benedek war zersprengt, fast vernichtet; nur wenige Trümmer derselben wurden nach Olmütz gerettet. Vergebens versuchte Kaiser Franz Joseph durch Gablenz, der zwei Mal ins preußische Hauptquartier geschickt wurde, einen Waffenstillstand zu erlangen. König Wilhelm ging darauf um so weniger ein, als die überraschende Nachricht eintraf, daß Oestreich Venetien an den Kaiser der Franzosen abgetreten habe. Während nämlich die deutschen Großmächte auf blutiger Walstatt die Zukunft Deutschlands entschieden, hatte auch Italien auf Grund seines Bündnisses mit Preußen an Oestreich den Krieg erklärt. Die Waffen des letzteren waren hier glücklich gewesen. Bei Custozza (24. Juni) hatte Erzherzog Albrecht den italienischen General Lamarmora aufs Haupt geschlagen; auch die Unternehmung Garibaldi's an der Spitze

von Freischaaren in Südtyrol hatte keine Erfolge. Gleichwohl gab jetzt Oestreich Venetien auf. Indem es dasselbe an Napoleon abtrat, hoffte es entweder diesen selber zur unmittelbaren Theilnahme am Krieg gegen Preußen mit fortzureißen oder wenigstens durch seine Vermittelung den Feind in Italien los zu werden. Aber weder das Eine noch das Andere trat ein. Napoleon beschränkte sich auf eine vermittelnde Thätigkeit; er bot Venetien dem Könige Viktor Emanuel an; dieser aber wies das Geschenk zurück; auch der Krieg in Italien nahm seinen Fortgang; doch wurde er von nun an mit weniger Nachdruck geführt, und Oestreich konnte wenigstens einen Theil seiner Regimenter vom Po an die Donau ziehen. Der Erzherzog Albrecht wurde an Benedek's Stelle gesetzt.

Nach der Niederlage von Königgrätz zitterte Wien vor den heranrückenden Preußen.

Die erste Armee unter König Wilhelm und Prinz Friedrich Karl zog nach Brünn, die zweite unter dem Kronprinzen nach Olmütz, in dessen Nähe, bei Tobitschau, sie am 15. Juli noch in ein ernstes Gefecht mit den Oestreichern verwickelt wurde, durch welches sie in den Besitz der Bahnlinie nach Lundenburg kam und einen Theil der feindlichen Truppen von Wien abschnitt. Die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld rückte auf dem geradesten Wege über die mährische Grenzstadt Iglau und Znaim auf Wien los. Alle drei Armeen vereinigten sich wieder etwas nördlich von der östreichischen Hauptstadt, von welcher sie nur noch durch die Donau und die Florisdorfer Schanzen getrennt waren. Das Hauptquartier des Königs rückte indessen von Brünn über Lundenburg nach Nikolsburg nach. Schon richteten sich die Blicke von ganz Europa auf die bevorstehende Belagerung Wiens; allein ehe dieselbe ins Werk gesetzt wurde, gelang es den vermittelnden Bemühungen Napoleons, eine 5tägige Waffenruhe zum Abschluß zu bringen. In demselben Augenblicke (22. Juli), in welchem dieselbe vollzogen wurde, entspann sich noch ein letzter Kampf bei Blumenau, in der Nähe von Preßburg. Prinz Friedrich Karl war nämlich schon am 16. Juli auf das linke Ufer der March hinübergegangen. Als man hier am 21. auf eine Abtheilung des östreichischen Heeres stieß, griff General Fransecky dieselbe am 22. in der Front an, während General Bose mit einer Brigade über die kleinen Karpathen hinüberstieg, den Oestreichern in den Rücken fiel und sie nach heftigem Kampf vollständig umging. Es war Mittags 12 Uhr; — Preßburg und der Uebergang über die Donau wären in die Hände der Preußen gefallen, — da trat die Waffenruhe ein. Doch blieb Bose noch während der folgenden Nacht auf dem gewonnenen Boden stehen; durch seine Kolonnen hindurch zogen die Oestreicher in Preßburg ein.

Auf die Waffenruhe folgte ein Waffenstillstand, dessen Bestimmungen zugleich die Präliminarien des Friedens enthielten. Nach denselben erkennt der Kaiser von Oestreich die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des östreichischen Kaiserstaats. Auch willigt er in das neue Bundesverhältniß, welches Preußen nördlich von der Mainlinie begründen wird, und in die in Norddeutschland vorzunehmenden Besitzveränderungen; zugleich erklärt er sich einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt. Der Kaiser von Oestreich tritt Venetien an

Italien, seinen Mitbesitz von Schleswig-Holstein an Preußen ab und zahlt demselben außerdem 20 Millionen Thlr. Kriegskosten. Preußen verpflichtet sich dagegen, das Königreich Sachsen in seinem bisherigen Umfange bestehen zu lassen; durch besondere Verträge soll das Verhältniß desselben zum norddeutschen Bunde geregelt werden.

Diese zu Nikolsburg festgesetzten Präliminarien wurden am 23. August im Frieden zu Prag bestätigt.

b. Der Mainfeldzug. Folgen des Kriegs.

Während auf den Schlachtfeldern Böhmens um die eigentliche Entscheidung in dem großen Kampfe gerungen wurde, entfaltete sich, ebenfalls reich an glänzenden Thaten, ein Kriegsbild von geringerer Bedeutung auf dem westlichen Schauplatze. Hier stritt Preußen mit den Verbündeten Oestreichs, meist süddeutschen Staaten. Es waren blos Deutsche, die mit der Waffe in der Hand einander gegenüber standen, und mit deutscher Tapferkeit wurde auf beiden Seiten gekämpft. Aber scharf stach die preußische Genauigkeit in Plan und Ausführung, die Raschheit des Entschlusses und der That, das Zusammenhandeln der Theile gegen das Unschlüssige, Langsame und die mangelnde Einheit in den Operationen der Gegner ab. Alle die Schäden in dem Kriegswesen der Mittel- und Kleinstaaten traten hervor, die Preußen gar oft gerügt. Dagegen bewährte sich wie an der Elbe und Donau, so auch hier am Main und Tauber, die Vortrefflichkeit der preußischen Heereseinrichtung.

Das Uebergewicht der Zahl war auf Seiten der Bundesarmee. Zwei Korps, im Ganzen nahezu 100,000 Mann, waren unter den Oberbefehl des Prinzen Karl von Baiern gestellt. Derselbe stand zunächst an der Spitze des bairischen Korps, mit dem er aus Oberfranken in der Richtung auf Eisenach zog, um hier den von Göttingen kommenden Hannoveranern (S. 389) die Hand zu reichen. Wenn dieses geschehen, gedachte er südwestlich, in der Gegend von Fulda, mit dem 8. Bundesarmeekorps zusammenzustoßen, das unter der Führung des Prinzen Alexander von Hessen aus den Kontingenten süd- und mitteldeutscher Staaten bunt zusammengesetzt war und aus dem Süden heranrückte. Da die Baiern sich aber außerordentlich langsam vorwärts bewegten, so hatten sie zur Zeit, wo die Hannoveraner kapitulirten, erst etwa Meiningen erreicht. Nun unterblieb nicht nur die Vereinigung mit diesen, sondern der ganze Operationsplan wurde insofern ein anderer, als man nicht mehr Fulda, sondern die Gegend zwischen Alsfeld und Hersfeld für das Zusammentreffen beider Armeekorps in Aussicht nahm. Demgemäß wendeten sich die Baiern in den ersten Tagen des Juli westwärts gegen das Rhöngebirge und zogen über die Nordabhänge desselben hinüber. Inzwischen hatten sich aber die Divisionen Manteuffel, Goeben und Beyer unter dem Oberbefehl des Generallieutenants Vogel v. Falkenstein zur Mainarmee (etwa 50,000 M., meistens Westfalen) vereinigt und diese rückte um dieselbe Zeit auf der von Eisenach nach Fulda führenden Straße vor, suchte sich so zwischen die beiden feindlichen Heere zu werfen und traf zu ihrer Linken zuerst auf die Baiern. Falkenstein begnügte sich damit, ihre Kavallerie bei Hünfeld und ihren ganzen Vortrab bei Dermbach (4. Juli) durch die Division Goeben zurückzuwerfen, und zog dann weiter auf Fulda. Erst als er hier erfuhr, daß der Prinz Alexander seine Vereinigung mit den Baiern vorläufig aufgegeben und sich wieder südlich

gewendet habe, um Frankfurt zu decken, beschloß er dem letzteren energisch zu Leibe zu gehen. Die Baiern hatten aber inzwischen ebenfalls von dem weiteren Vormarsch auf Hersfeld Abstand genommen und waren über das Rhöngebirge zurück an die fränkische Saale marschirt. Dorthin brach nun auch Falkenstein auf. In zwei Kolonnen überschritten seine Truppen am 9. Juli unter mancherlei Anstrengung das steile und rauhe Gebirge und trafen am 10. auf den Feind, der an der Saale Stellung genommen hatte. Der Mittelpunkt derselben war Kissingen, wo v. d. Tann kommandirte; und hier entspann sich der hartnäckigste Kampf. Mit jener heldenmüthigen Tapferkeit und Ausdauer, welche ihnen später im französischen Kriege einen besonders gefürchteten Namen machte, vertheidigten die Baiern die Uebergänge über den Fluß, die Stadt, jeden Fuß breit Bodens, und nur unter Aufwendung äußerster Kraft und unter Strömen von Blut gelang es der Division Goeben, sie endlich zurückzudrängen. Zu gleicher Zeit wurde bei Hausen, Waldaschach, Friedrichshall und Hamelburg gekämpft; und erst am Abend des 11. gingen die Baiern auf der ganzen Linie auf das linke Ufer der Saale und in der Richtung auf Schweinfurt zurück. Da aber auch jetzt noch Falkensteins Hauptaufgabe darin bestand, die Vereinigung beider feindlichen Heere zu verhindern, und es darauf ankam, die Bundeshauptstadt Frankfurt in seinen Besitz zu bringen, so wandte er sich nun westwärts gegen den Spessart. Nachdem die Division Goeben, die Brigade Wrangel voran, in zwei äußerst anstrengenden Tagemärschen auf der das Gebirge schneidenden Straße von Gemünden nach Aschaffenburg bis Laufach gekommen war, stieß sie hier plötzlich am 13. Abends auf den Vortrab (Hessen-Darmstädter) des 8. Bundesarmeekorps, welches sich auf dem Wege zu den Baiern befand. So wie sie eintrafen, warfen sich die Preußen auf den Feind, drängten ihn aus seiner Stellung zurück und rückten auf Aschaffenburg vorwärts. Hier kam es am 14. zu einem heftigen Kampf. Außer den Darmstädtern fochten Kurhessen und 7 Bataillone Oestreicher unter General Neipperg. Aber mit stürmender Hand nahmen die Preußen die Stadt, warfen die Feinde über den Haufen, und da nun die ganze Bundesarmee auf das linke Mainufer zurückwich, so war die Straße nach Frankfurt frei, und schon am 16. Abends zog Falkenstein mit der Brigade Wrangel in die Stadt ein [1]). Alles Land nördlich vom Main war in den Händen der Preußen. Die kurhessischen Provinzen Hanau und Fulda und das Herzogthum Nassau gingen in preußische Verwaltung über. Am 20. wurde auch Darmstadt besetzt. In rühmlichster Weise hatte Vogel v. Falkenstein seine schwierige Aufgabe gelöst. Nachdem er dem Könige hatte melden können: „Die Länder nördlich vom Main liegen Ew. Majestät zu Füßen", wurde er in nicht minder ehrenvollem Auftrag als Gouverneur nach Böhmen berufen, und General v. Manteuffel übernahm den Oberbefehl.

Was ihnen bis dahin nördlich des Main nicht gelungen war, brachten die Bundesarmeekorps endlich auf der linken Flußseite zu Stande: sie vereinigten sich. Als Manteuffel am 21. Juli von Frankfurt aufbrach, standen die Baiern bei Würzburg, das 8. Armeekorps hinter der Tauber. Und in dieser Gegend kam es in dem letzten Drittheil des Juli noch zu tüchtigen

---

[1]) Wenige Tage zuvor hatte sich der Rest der Bundestagsgesandten nach Augsburg in den Gasthof „zu den drei Mohren" geflüchtet.

Kämpfen. Wieder war die Offensive auf Seiten der Preußen. Durch Zuzug von oldenburgischen und hanseatischen Regimentern verstärkt, zwar auch jetzt noch bedeutend schwächer, als die Gegner, rückte die siegreiche Mainarmee muthig gegen die Tauber zu den letzten Waffenthaten des Krieges vor. Bereits am 23. stieß die Division Flies bei Hundsheim auf badische Truppen, am nächsten Tage warf sich Goeben bei Tauberbischofsheim auf die Württemberger, Oestreicher, Darmstädter und Nassauer. An beiden Orten wurden die Bundestruppen, so tapfer sie kämpften, zurückgeworfen; und nachdem auch die Flußübergänge bei Wertheim, bei Werbach und Hochhausen von den Preußen genommen waren, wich Prinz Alexander mit seiner ganzen Armee auf Würzburg zurück. Anstatt dieser an der Tauber kräftig und rasch zu Hülfe zu kommen, hatten die Baiern bis zum 24. ganz müßig gestanden. Erst als es zu spät war, brachen sie auf, den Preußen entgegen, schlugen sich mit ihrer ganzen Bravour am 25. mit der Division Beyer bei Helmstadt, mit Goeben bei Gerchsheim herum und nahmen auch am folgenden Tage (26.) bei Roßbrunn den Kampf wieder auf; allein da das 8. Korps bereits in vollem Rückzug über den Main sich befand, so half den Baiern all ihr Widerstand nichts, auch sie mußten weichen, und am 27. Juli rückte die Mainarmee bis nach Würzburg vor.

Inzwischen war bereits auf dem östlichen Kriegsschauplatz den Waffen Stillstand geboten; auch im Westen war er jetzt nahe. Nachdem drüben auf den Schlachtfeldern Böhmens die große Entscheidung gefallen war und Preußens siegreiche Heere in allen feindlichen Gebieten des südlichen Deutschlands wichtige Positionen gewonnen hatten, wäre durch die Fortsetzung des ohnedies beklagenswerthen Krieges deutsches Blut nur noch unnütz vergossen worden. Preußen war auch den süddeutschen Staaten gegenüber jetzt in der Lage, den Frieden diktiren zu können, hatte Alles erreicht, worauf es ihm ankommen mußte. Seine Gegner aber konnten von einem ferneren Widerstande keine für sie günstige Wendung mehr erwarten. Während Manteuffel noch am 27. Juli mit der Beschießung der Citadelle von Würzburg, des Marienberges, beginnen ließ und von der Front her die Bundesarmeekorps bedrängte, zog ihnen der Großherzog von Meklenburg mit einer Reservearmee über Hof und Bayreuth in den Rücken, so daß sie in Gefahr waren, umzingelt zu werden. Angesichts solcher Lage der Dinge suchten nun, nach dem Vorgange Oestreichs (S. 393), auch die süddeutschen Staaten um einen Waffenstillstand nach, und Preußen gewährte ihn gerne. Nachdem der Großherzog von Meklenburg noch am 31. Juli an der Spitze seiner Truppen in Nürnberg eingezogen war, trat der Waffenstillstand am 2. August in Kraft, und bald folgten, noch im Laufe des Monats, die Friedensschlüsse. In denselben erkannten die einzelnen Staaten die in Nikolsburg festgesetzten Bedingungen an, während Preußen seine übrigen Forderungen auf das geringste Maß beschränkte. Außer einer Kriegsentschädigung, welche alle zahlen mußten, trat Baiern das Landgericht Orb (ohne Aura), das Amt Gersfeld und die Exklave Kaulsdorf, Darmstadt gegen anderweitige Entschädigung (bisherige kurhessische, nassauische und frankfurtische Besitzungen) das Besatzungsrecht in Mainz, die Landgrafschaft Hessen-Homburg und einige kleinere Gebiete an Preußen ab. In den unter Preußens Führung von sämmtlichen Staaten nördlich des Main am 18. August 1866 geschlossenen Norddeutschen Bund wurde das Königreich Sachsen und die darmstädtische Provinz Oberhessen aufgenommen. —

Einer der großartigsten Kriege aller Zeiten und der für die weitere Entwickelung der deutschen Geschichte wichtigste Krieg hatte sein Ende erreicht. Schon längst unvermeidlich, war er anläßlich gerade jener Länder zum Ausbruch gekommen, an denen sich beide Großmächte einst auf das Schwerste versündigt hatten. Preußen hatte die Schmach in der glänzendsten Weise getilgt und zugleich die Bahn zur Durchführung jener nationalen Pläne eröffnet, mit denen sich die hohenzollernsche Politik seit lange getragen hatte. Mit einem Ruhm ohne Gleichen bedeckt, zogen die preußischen Heere aus einem Kriege heim, den sie nicht blos für die Größe des eigenen Staats, sondern recht eigentlich für die Größe und das Wohl des ganzen deutschen Vaterlandes geschlagen hatten. Was 1850 besonders durch Rußlands feindliche Haltung vereitelt war, war erreicht: Die Fesseln der habsburgischen Fremdherrschaft, welche seit Jahrhunderten auf unserm Vaterlande gelastet und ein ächt deutsches geistiges und politisches Leben mit den Waffen der Gewalt, der Intrigue und des konfessionellen Hasses niedergekämpft hatte, waren endlich gesprengt; das siegreiche, durch die uralten Tugenden unseres Volkes, durch Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit und Treue, groß gewordene, freisinnig und in protestantischem Geiste regierte Preußen trat an die Spitze zunächst wenigstens des nördlichen Deutschlands, nachdem es durch seine Siege zugleich dem mit unseren Geschicken lange eng verknüpften Italien die Vollendung [1]) seiner nationalen Einheit erkämpft hatte!

Das geschlagene Oestreich hatte endlich für die Jahrhunderte lang an Preußen und Deutschland geübte Unbill gebüßt. Durch die Bestimmungen des Prager Friedens war es gezwungen, seinen Schwerpunkt fortan in Ofen zu suchen — zu seinem eigenen Heil. Das Interesse Preußens und Deutschlands verlangte aber auch, daß jene eifrigsten und unverbesserlichen Parteigänger Oestreichs, die namentlich bei der Lage ihrer Länder inmitten oder zwischen preußischem Gebiet hinein einer gedeihlichen Weiterentwickelung des nationalen Lebens schädlich und hinderlich sein konnten, beseitigt wurden. Außer Schleswig-Holstein, dessen der Prinz von Augustenburg wegen seiner Preußen feindlichen Haltung verdientermaßen verlustig ging, wurden Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und die freie Stadt Frankfurt durch königliche Botschaft an den Landtag der Monarchie vom 17. August und durch Patent vom 3. Oktober dem preußischen Staate einverleibt. Mit diesen Erwerbungen hatte derselbe, seit dem Wiener Kongreß in zwei große Ländermassen auseinander gerissen, diejenige Abrundung und positive äußere Machtfülle erreicht, zu welcher einst Johann Sigismund und der große Kurfürst (S. 147 ff.) den Grund gelegt und welche für Preußen als dem künftigen Führer Deutschlands, vorläufig nördlich vom Main, nothwendig war. Auch das für die Entwickelung der Seemacht so wichtige Ostfriesland war damit wiedergewonnen (S. 331). Preußens großsinniger König wollte aber mit seinem „Volke in Waffen“ diese Erfolge auf dem Schlachtfelde nicht davongetragen haben, ohne in den Fragen des inneren Staatslebens mit demselben versöhnt zu sein. Die den Kriegsruhm aller anderen Nationen in den Schatten stellenden ruhmreichen Thaten des preußischen Heers wurden der durch den König und den Kriegsminister Roon durchgeführten

---

[1]) Was allein noch fehlte, der Rest des Kirchenstaats (S. 379), wurde im Oktober 1870 dem italienischen Königreiche hinzugefügt. Auch da wieder waren es die preußischen und deutschen Siege, welche die Erwerbung ermöglichten.

Reorganisation desselben verdankt. Noch immer schwebte der darüber ausgebrochene Verfassungskonflikt; fünf Jahre hindurch hatte die preußische Regierung ohne gesetzlich festgestellten Staatshaushalt regiert; — jetzt bot König Wilhelm seinem Volke, mit dem er, über den Parteien stehend, fortan nur nach den Grundsätzen des Rechtes leben und walten wollte, in großherzigster Weise die Hand der Versöhnung und suchte für die Ueberschreitung des bewilligten Etats Indemnität nach (5. August). In seinem Widerstande bewältigt durch diese erhabene königliche That, gewährte das Abgeordnetenhaus das Verlangte, und nachdem der König noch eine allgemeine Amnestie aller politischen Vergehen verkündigt hatte, war das alte, gute preußische Einvernehmen zwischen Herrscher und Volk ganz wiederhergestellt. Unendlich war der Jubel, mit dem die Hauptstadt, ganz Preußen und der Norden Deutschlands, die heimkehrenden Sieger im September empfing, unendlich nicht blos wegen der unvergleichlichen Kriegsthaten und Erfolge, die sich vollzogen hatten, sondern auch im Bewußtsein der großen weltgeschichtlichen Akte, deren man Zeuge war zugleich auf dem Gebiete der äußeren nationalen Entwickelung und auf dem des inneren Rechtslebens!

Auch mit den süddeutschen Staaten wurde bei den Friedensschlüssen völlige und dauernde Versöhnung gesucht. Bereits am 13. August 1866 kam es mit Württemberg, am 17. mit Baden und am 22. mit Baiern zum Abschluß von Schutz- und Trutzbündnissen, denen am 17. März 1867 eine Militärkonvention mit Hessen-Darmstadt folgte. Angesichts dieser Verbindung mit den bisherigen Gegnern und der vorangegangenen Ereignisse konnte König Wilhelm bei der Eröffnung des ersten, aus direkten Wahlen hervorgegangenen Reichstags des norddeutschen Bundes, an dessen Spitze jetzt Preußen stand, am 24. Februar 1867 die erhebenden und eine glücklichere Zukunft verkündenden Worte sprechen, „daß die Zeit herangekommen sei, wo das deutsche Vaterland durch seine Gesammtkraft seinen Frieden, seine Macht und seine Würde zu vertreten im Stande sei, daß er sich als Erbe der preußischen Krone stark fühle in dem Bewußtsein, daß alle Erfolge Preußens zugleich Stufen zur Wiederherstellung und Erhöhung der deutschen Macht und Ehre geworden seien." Und damit diese Macht und Ehre allezeit stark und geschützt sei, legte der Reichstag unter Annahme aller wesentlichen Punkte des von der preußischen Regierung unterbreiteten Verfassungsentwurfs des norddeutschen Bundesstaates den militärischen Oberbefehl über Norddeutschland und dessen diplomatische Vertretung nach außen in Preußens bewährte Hände.

Bald, im Frühjahr 1868, trat neben den Reichstag des norddeutschen Bundes das Zollparlament. Beide Vertretungen der Interessen des deutschen Volkes begannen nun zu wetteifern in ihrer gedeihlichen und das Wohl der Nation fördernden Thätigkeit. Neue einheitliche Gesetze über Handel und Verkehr (Oberhandelsgericht, seit 1871 Reichsoberhandelsgericht zu Leipzig), eine neue Gewerbeordnung, ein allgemeines Strafgesetzbuch des norddeutschen Bundes, ein gemeinsames Heimathsrecht und manche andere wichtige Gesetze und Institutionen wurden in den Jahren 1868—70 ins Leben gerufen, und während die Einheit des äußeren Verkehrs durch die ebenfalls in Preußens Hände gelegte Verwaltung des norddeutschen Post- und Telegraphenwesens gesichert wurde, wurde durch das geistige Zusammenarbeiten der Abgeordneten des Nordens und Südens im Zollparlament das Gefühl des Zusammengehörens und die Sehnsucht nach

engerer Vereinigung durch Entfernung der Mainlinie mächtig genährt und lebendig erhalten.

Mit Spannung und Theilnahme blickte man in ganz Europa, mit Stolz und Hoffnung, soweit Deutsche leben, auf die Fortentwickelung des jungen Gemeinwesens des norddeutschen Bundes und die in Fluß gesetzte politische Einigung des ganzen deutschen Volkes[1]). Aber freilich fehlten auch die Mißgünstigen und Feinde nicht, im Innern und draußen. War auch die Zahl derjenigen in Deutschland nur klein, welche die Sonderinteressen ihres engeren Heimathlandes höher stellten als das Gesammtwohl und in partikularistischer Verblendung das große nationale Werk, welches im Gang war, herabsetzten, ein sehr mächtiger und gefährlicher Feind, der alte Bundesgenosse Oestreichs, der ultramontane Katholizismus, arbeitete vorerst heimlich und in der Stille, bald mit offenem Visir, an der Wiederzertrümmerung des unter dem protestantischen Preußen sich entwickelnden Baues. Mit kaum verhaltener Wuth hatte die katholische Kirche durch die Niederlage des östreichischen Kaiserstaates ihr bestes Bollwerk in Deutschland vernichten sehen. Sie hatte bei einem entgegengesetzten Ausgange des Kriegs, an dem sie längst mitgeschürt, die feste Burg des Protestantismus zerstören, die Hohenzollern unschädlich machen zu können gehofft. Nachdem sie mit einem Netze von Vereinen, mit einer Unzahl von Klöstern und Jesuitenniederlassungen, — Dank dem bisherigen Einflusse Oestreichs auf Preußen, — ganz Deutschland umklammert hatte (S. 371), sah sie sich nun auf einmal in ihren auf das Haus Habsburg gesetzten Hoffnungen getäuscht. Aber ihren herrschsüchtigen und hochmüthigen Plänen (Abschnitt 9) entsagte sie nicht. Oestreich beharrte zwar vorderhand noch bei seiner feindlichen Gesinnung gegen Preußen und gab derselben Ausdruck, indem es den entschiedensten Gegner desselben, den bisherigen ersten Minister Sachsens, v. Beust, an die Spitze seines Staatswesens berief, aber die geplante Wiederaufrichtung eines katholischen Kaiserthums in Deutschland unter dem Hause Habsburg war seit Königgrätz nun doch für alle Zeiten dahin, — und nach der Vernichtung dieser Aussicht begann Oestreich allmählich seine enge Verbindung mit dem römischen Stuhle zu lösen (S. 370). Aber nun war Frankreich, dieser uralte Feind deutscher Einigkeit, noch die Hoffnung desselben. Bereits während des deutschen Krieges hatte Niemand sehnlicher, als die römische Kirche, ein Eingreifen Napoleons zu Gunsten Oestreichs gewünscht. Hatte dieser aber auch damals aus guten Gründen[2]) auf eine blos vermittelnde Thätigkeit sich beschränkt, — die Lage des Kaiserthums, die durch Preußens Kriegsruhm vermeintlich verletzte Ehre des französischen Volks, die sich vollziehende nationale Einigung Deutschlands forderten Störung und Krieg. Seit 1866 war „Rache für Sadowa!" die Parole des eitlen und wahnwitzigen, von den Banden der aufhetzenden römischen Kirche umstrickten französischen Volkes. Frankreich und Rom waren die schlimmen Feinde unserer nationalen Errungenschaften!

---

[1]) Mit dem 79. Art der Verfassungsurkunde des norddeutschen Bundes: „Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundes-Präsidiums im Wege der Bundesgesetzgebung", war die Hoffnung und Aussicht auf Erweiterung desselben nach dem Süden ausgesprochen.

[2]) Elender Zustand des französischen Heerwesens; freundschaftliche Haltung Rußlands zu Preußen.

8. Der Krieg gegen Frankreich. 1870—71.

a. Ursachen und Veranlassung.

Zuerst kam unsre Abrechnung mit Frankreich. Seit den Tagen Ludwigs XIV. hatten die Franzosen Frevel auf Frevel gegen Deutschland verübt. Nicht zufrieden mit der gerade von ihnen mit geförderten und dann geflissentlich aufrecht erhaltenen Zerstückelung unseres Vaterlandes, nicht zufrieden mit den zum Theil räuberischen Erwerbungen (Elsaß, Lothringen), die sie auf Kosten desselben bereits gemacht hatten, war ihr arglistiges Dichten und Trachten auf unsern herrlichsten Strom, den Rhein, gerichtet, den sie als einen französischen Fluß beanspruchten. Nach jener verbrecherischen Revolution von 1789, aus welcher der erste Napoleon hervorging, war es ihnen gelungen, ihre eroberungssüchtigen Pläne auf kurze Zeit durchzusetzen und sich zu den Herren Europas zu machen. Zwar wurden dann die Sturmfluthen der Kriege, mit welchen sie den Erdtheil überschwemmt hatten, durch die verbündeten Mächte wieder eingedämmt; aber der Glaube an ihre Ueberlegenheit, an ihren unübertrefflichen Kriegsruhm blieb den Franzosen, und das Verlangen nach dem Rhein[1]. Als Louis Napoleon nach der Revolution von 1848 anfangs zum Präsidenten der Republik, dann seit dem 2. Dezember 1851 als Napoleon III. zum Kaiser der Franzosen erklärt war, verkündigte derselbe zwar, „das neue Kaiserreich sei der Friede", allein das unruhige französische Volk dürstete nach Kriegsthaten und Siegen, die es von dem Neffen Napoleons I. erwartete. Die ruhmreiche Theilnahme am orientalischen, dann der siegreiche lombardische Krieg (1859) bestärkte in dem Glauben an die Unbesiegbarkeit und hob das Ansehen des Kaisers. Aber die Expedition nach Mexiko (seit Ende 1862), wo Napoleon ein von Frankreich abhängiges Kaiserthum unter dem unglücklichen Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oestreich (Kaiser von Mexiko seit April 1864, hingerichtet 9. Juni 1867) auf kurze Zeit herstellte, war ein verfehltes Unternehmen, und als nun im Jahre 1866 Preußens glorreiche Siege den französischen Kriegsruhm zurücktreten ließen, da wurde in der eifersüchtigen „großen" Nation die Unzufriedenheit mit dem Kaiser, weil er Preußens Machtzuwachs nicht gehindert, und das Begehren laut, wenigstens hinterher so rasch wie möglich den Krieg mit demselben zu beginnen. „Rache für Sadowa", Demüthigung Preußens und Wegnahme des Rheinufers, so lange das Band der Einheit in Deutschland noch locker, die ihrer bisherigen Fürsten ledig gewordenen Länder noch widerwillig seien, — das waren die Forderungen, zu denen sich das französische Volk immer stürmischer erhob. Die Republikaner drängten sich mächtig in den Vordergrund, gewannen selbst im Heer ihren Anhang, und die Lage des Kaiserthums wurde eine sehr mißliche, zumal das Land mit Steuern überbürdet war.

Napoleon fühlte das Wanken seines Throns und die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Preußen. Aber um jenen wieder zu befestigen, mußte dieser siegreich geführt werden. Nicht so in eitlem Dünkel befangen, wie sein Volk, und in der Sorge um seine Dynastie, wollte er nur vollgerüstet einem Gegner die Spitze bieten, „dessen Heerwesen seit lange vortrefflich

[1] Dasselbe trat 1840 wieder hervor. Damals dichtete Nikolaus Becker sein Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben" ꝛc.

organisirt und der von militärischem Geiste in hohem Grade erfüllt sei." Darum sollte die Reform des französischen Heeres durch Heranbildung der Reserven und Mobilgarde zu Linientruppen, durch vollständige Einführung des Chassepotgewehrs und der Mitrailleusen erst zum Abschluß gebracht sein, ehe es zum Schlagen käme. In den Jahren 1867—69 nahm der besonnene und einsichtige Kriegsminister Niel diese Umbildung in Angriff, während der Kaiser selbst den französischen Ehrgeiz durch die große Industrieausstellung zu Paris (1867) und durch Erfolge auf diplomatischem Wege zu befriedigen suchte. Allein da seine Anschläge an der entschieden abweisenden Haltung Bismarcks zerschellten; es ihm weder gelang, die reichen Kohlendistrikte im Saargebiet, noch Luxemburg[1]), wonach ihn gelüstete, zu erwerben, so wurde das Drängen der Kriegspartei nur noch lauter und ungestümer, die Stellung des Kaiserthums schwieriger.

Zwar entschloß sich Napoleon, um die durch Macht und Einfluß im Lande gefährlicher werdenden Republikaner zu versöhnen, zu einer Aenderung im bisherigen Verfassungssystem. An Stelle des persönlichen kaiserlichen Regiments wurde eine konstitutionelle Verfassung mit dem parlamentarischen Ministerium Ollivier gesetzt, und diese Umgestaltung durch eine allgemeine Volksabstimmung bestätigt (8. Mai 1870). Allein trotz der gewaltigen Mehrheit (7,220,296 gegen 1,530,710), die sich für die Umwandelung und damit für die Aufrechterhaltung des Kaiserthums in Frankreich ergab, schien auch jetzt die Fortdauer der napoleonischen Dynastie nur dann wirklich gesichert, wenn der nationalen Eitelkeit durch einen glänzenden Krieg gegen Preußen Genüge gethan wurde. Wiederholt erklärte selbst die Kaiserin[2]), auf ihren Sohn hinweisend, dem Gemahl: „Dieses Kind wird nicht regieren, wenn man nicht Sadowa rächt!" und allmählich, wenn auch mit Widerstreben, faßte der Kaiser den Entschluß zum Kriege, in dem er durch die leichtfertigen Behauptungen des neuen Kriegsministers Leboeuf (Niel war im August 1869 gestorben) über die vollendete Reform und die Kriegstüchtigkeit des französischen Heeres bestärkt wurde.

Trotz der drohenden Kriegswolken hatte das Jahr 1870 einen friedlichen Anfang genommen. Niemand dachte daran, daß es zu ernsten Zusammenstößen kommen werde; auch in Spanien, welches seit Vertreibung der Königin Isabella (seit 1843) im Jahre 1868 von inneren Parteikämpfen durchwühlt war, lenkte man in ruhigere Bahnen wieder ein und sah sich nach einem neuen monarchischen Oberhaupte um. König Wilhelm reiste im Juni nach Ems, um nach angestrengten Regierungsgeschäften der Erholung zu pflegen, und alle Welt gab sich dem friedlichen Lebensgenuß und

---

[1]) Luxemburg und Lüttich hatten seit 1815 unter niederländischer Oberhoheit zum deutschen Bunde gehört (S. 331 u. 333). Seit Auflösung des letzteren kam ihre zukünftige Stellung in Frage. Napoleon hatte nicht übel Lust, beide Gebiete mit Einwilligung des Königs der Niederlande zu annektiren; auch verlangte er (1867) die Räumung der Stadt Luxemburg von den preußischen Truppen, die dieselbe noch immer besetzt hielten. Preußen gab insoweit nach, als es seine Besatzung zurückzog; zugleich aber wurden Napoleons Pläne durch die Bestimmungen der in London zusammengetretenen europäischen Konferenz vereitelt, in Folge deren die Festungswerke der Stadt Luxemburg geschleift, die in Frage stehenden Gebiete unter niederländischer Herrschaft für neutral erklärt wurden. Uebrigens blieb Luxemburg im deutschen Zollverein (S. 343).

[2]) Eugenia Montijo, Herzogin von Theba, seit 30. Jan. 1853 mit Napoleon III. vermählt.

den Freuden des Sommers hin. Da erscholl Anfang Juli die Nachricht, daß Spaniens Ministerpräsident, der Marschall Prim, die Krone dieses Landes dem Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen[1]) angetragen und dieser sich zur Annahme bereit erklärt habe, wenn die Wahl der Volksvertreter (der Cortes) auf ihn fallen würde. Wie ein elektrischer Funke schlug dieses Ereigniß zündend in die Stimmung der französischen Kriegspartei. Denn jetzt war ein Anlaß gefunden, um gegen Preußen das Schwert ziehen zu können; man erklärte die hohenzollernsche Thronkandidatur für ein neues ehrsüchtiges Uebergreifen Preußens und schob demselben das Streben nach einer Oberherrschaft in Europa unter, wie sie einst das Haus Habsburg gehabt hatte. Auf einen lebhaften Depeschenwechsel zwischen Paris, Madrid und Wildbad, wo sich der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, gerade aufhielt, folgten stürmische Berathungen im gesetzgebenden Körper zu Paris und am Nachmittage des 5. Juli ein Ministerrath in St. Cloud, an dem auch der Kaiser Theil nahm. Man faßte noch keinen bestimmten Beschluß, trat am Abend wieder zusammen, und nachdem der Kaiser bis spät in die Nacht eine Unterredung mit der Kaiserin gehabt hatte, erfolgte am 6. ein neuer Ministerrath. In demselben legten Ollivier und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Gramont, den Entwurf einer Erklärung vor, die dem gesetzgebenden Körper über die Stellung der Regierung zur spanischen Thronkandidatur ertheilt werden sollte. Hatte der Kaiser bei den beiden ersten Berathungen geschwankt und eher zum Frieden geneigt, so zeigte er in der Sitzung am 6. Juli eine sehr entschiedene Haltung. Zum Theil auf seinen Vorschlag wurde der Erklärung folgende Schlußfassung gegeben: „... wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, zu unserm Nachtheil das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa stören, sowie die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden dürfe. — Diese Eventualität wird sich, wir hoffen es zuversichtlich, nicht verwirklichen. — Sollte dem nicht so sein, so würden wir, Ihres (gesetzgeb. Körpers) und des Beistandes der Nation gewiß, ohne Zögern und ohne Schwäche unsre Pflicht erfüllen." Nur höchst ungern und unter vielen Bedenken hatten einige der anwesenden Minister dieser Fassung ihre Zustimmung ertheilt. Aber noch am Nachmittage des 6. Juli verlas Gramont die Erklärung unter stürmischem Beifall im gesetzgebenden Körper; die wildeste Leidenschaft der Kriegspartei wurde durch dieselbe entflammt; bald tönte ganz Frankreich wider von rasendem Jubel über den ersehnten, nun endlich nahen Ausbruch des Rachekampfes, und wirkungslos verhallten die warnenden Stimmen der Opposition in dem allgemeinen Getöse des Kriegsgeschreis.

Mit Fassung und Ruhe vernahm König Wilhelm den in Frankreich sich erhebenden Sturm. Als Graf Benedetti in Ems im Auftrage seiner Regierung das Ansinnen stellte, der König solle seinem Verwandten die Annahme der spanischen Krone verbieten, wies dieser dasselbe mit der sachgemäßen Erklärung zurück, daß er durchaus keinen Anlaß habe, sich in die rein persönlichen Angelegenheiten des Prinzen von Hohenzollern zu mischen. Und als dieser letztere, um nicht um seiner Person willen den Weltfrieden

---

[1]) Vermählt mit der Infantin Antonie, Tochter der Großherzogin von Baden, Stephanie Beauharnais, also auch mit dem napoleonischen Hause verwandt. S. 232.

zu stören und eine untergeordnete Familienfrage zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen, am 12. Juli seine Thronkandidatur offen zurücknahm, glaubte der König vollends alle Verwickelungen beseitigt. Auch in Paris nahm man einen Augenblick Anstand, weitere Schritte zu thun. Allein der Kriegseifer war schon zu sehr entflammt, die Leidenschaft entfesselt, — die Regierung sah sich unaufhaltsam vorwärts gedrängt. Es kam darauf an, den Krieg, gleichviel um welchen Anlaß, hereinbrechen zu lassen. Demgemäß erklärte man den Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern für Nebensache, und Gramont beauftragte den Grafen Benedetti, vom Könige von Preußen die bestimmte Erklärung zu fordern, daß er niemals zu einer etwa später sich wiederholenden Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern seine Einwilligung geben wolle; ja dem preußischen Gesandten in Paris, Freiherrn v. Werther, wurde sogar zu verstehen gegeben, daß das beleidigte Nationalgefühl des französischen Volks am besten durch ein entschuldigendes Schreiben an den französischen Kaiser versöhnt werden könne; in demselben möge der König versichern, daß er bei seiner Erlaubnißertheilung (!) der Würde und den Interessen Frankreichs nicht habe zu nahe treten wollen. Das von Benedetti in Ems an König Wilhelm noch dazu in höchst ungebührender und formloser Weise gestellte Ansinnen der französischen Regierung wies dieser mit Würde und sehr entschieden zurück (13. Juli). In Paris aber erklärte man die Abweisung des Botschafters für eine neue Beleidigung der französischen Ehre, die nur mit Blut abgewaschen werden könne. Bereits am 15. Juli kam es zu einer überaus stürmischen Sitzung im gesetzgebenden Körper. Ungeachtet aller Warnungen des französischen Militärbevollmächtigten Stoffel in Berlin und trotz der prophetischen Stimme Thiers, im Uebrigen eines Freundes der französischen Rheingelüste, daß man den leichtsinnig herbeigezogenen Krieg eines Tages bereuen werde, wurden alle Geldforderungen der Regierung zur Führung desselben mit nahezu völliger Einstimmigkeit bewilligt, und noch an demselben Tage wurden die Reserven einberufen.

Ebenfalls am 15. Juli reiste König Wilhelm von Ems nach Berlin. In ganz Deutschland, im Norden, in den neu erworbenen Provinzen Preußens, im Süden, war man entrüstet über die dem greisen Helden zugemuthete Demüthigung. Wohin der König auf seiner Durchreise kam, wurde er mit begeisterter Theilnahme und Zustimmung für seine würdige Haltung empfangen; überall zeigte sich ernste Entschlossenheit, den aufgedrungenen Krieg zu bestehen. Zu einem wahren Triumphzuge gestaltete sich der Einzug des Königs in Berlin. Das Volk strömte über in unendlichen Jubel des Beifalls zu dem königlichen Entschluß. Alle Theile desselben waren bereit, Gut und Blut herzugeben für die Ehre des Vaterlandes, die so mannhaft gewahrt worden. Das Jahr 1813 hatte kaum größere Begeisterung, Opferwilligkeit und heiligen Ernst gesehen!

Schon am 19. Juli trat der **Reichstag** des Norddeutschen Bundes zusammen. In seiner **Eröffnungsrede** wies der König darauf hin, daß Deutschland ehemalige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre nur deshalb ertragen habe, weil es in seiner Zerrissenheit nicht gewußt, wie stark es sei. „Heute aber, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begonnen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr darbietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft, erneuter französischer Gewaltthat entgegenzutreten. Je mehr

die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert aufgezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen, des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volks, mit dem Aufruf zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit." Mit einem Sturme der Begeisterung erwiederte der Reichstag diese königlichen Worte. Auf der Stelle wurden die von der Regierung geforderten 150 Mill. zu Kriegszwecken bewilligt, und mit ruhiger Entschlossenheit nahm man noch an demselben Tage (19. Juli) die Kriegserklärung Frankreichs entgegen.

b. Beginn des Kriegs. Die ersten deutschen Siege.

Wer hätte nicht erwartet, daß die Franzosen den von ihnen leichtfertig heraufbeschworenen Krieg nun sofort kräftig vordringend eröffnet hätten? Namentlich in Süddeutschland, in der Pfalz und in Baden, sah man bei der Lage dieser Länder, die dem ersten Vorstoß wahrscheinlich ausgesetzt waren, den kommenden Ereignissen mit gespannter Sorge entgegen. Und allerdings war der nächste Kriegsplan Napoleons auf einen Einfall in das südliche Deutschland gerichtet. Er hatte gehofft, daß die ehemaligen Rheinbundesstaaten sich mindestens neutral halten würden. Nachdem aber zuerst Baden, dann Baiern, Württemberg, Hessen-Darmstadt in patriotischer Begeisterung sich an Norddeutschland angeschlossen hatten, wollte er durch rasches und überlegenes Vorgehen diese Länder entweder zum Abfall bringen oder sie strafen. In Hinblick auf diesen Angriffsplan sammelte sich die französische Heeresmacht: Ihren rechten Flügel bildete im Elsaß das 1. Korps unter dem Marschall Mac Mahon, dem Sieger von Magenta, und das 7. unter General Felix Douay; an beide Korps schloß sich die Hauptarmee, die Napoleon selbst führen wollte, bestehend aus dem 5. Korps unter Failly bei Bitsch, dem 2. unter Frossard in der Gegend von Saarbrücken und dem 3. unter Bazaine bei Metz. Der linke Flügel, das 4. Korps unter Ladmirault, nahm Aufstellung bei Diedenhofen, während eine Reservearmee (das 6. Korps) unter Canrobert in dem befestigten Lager von Chalons noch zusammengezogen wurde, mit der sich das Gardekorps unter Bourbaki vereinigen sollte. Als Uebergangspunkt über den Rhein wurde Maxau in Aussicht genommen. Bereits am 28. Juli traf Napoleon selbst mit seinem vierzehnjährigen Sohne in Metz ein. Er hatte die Regentschaft während des Kriegs seiner Gemahlin übertragen und in einer Proklamation die gerechte Sache Frankreichs hervorgehoben; dessen civilisatorische Aufgabe verlange, der Eroberungssucht Preußens und dem durch dieselbe gefährdeten Gleichgewicht in Europa entgegenzutreten. Indem er auf diese Weise dem aus eigensüchtigen Zwecken und empörendem Muthwillen veranlaßten Krieg eine auf den Interessen Europas basirende Grundlage zu geben suchte, hoffte er, nicht blos Sympathien, sondern auch Bundesgenossen zu gewinnen. Sah er sich aber bereits in seinen auf die süddeutschen Staaten gesetzten Hoffnungen getäuscht, so erwiesen sich auch alle anderen Voraussetzungen auf Beistand als eitel. Das über den Verlust von Schleswig-Holstein grollende Dänemark rührte sich nicht; ebenso wenig

Italien, das die entscheidende Wendung zur Lösung seiner nationalen Frage zwar dem französischen Kaiser verdankte (S. 377) und demselben trotz der Waffengemeinschaft mit Preußen 1866 noch immer seine Zuneigung bewahrte. Oestreich war schließlich die einzige Macht, welche wenigstens eine Zeitlang nicht übel Lust zeigte, sich an dem Kriege zu betheiligen. Einige Zeit vor Ausbruch desselben war der Erzherzog Albrecht in Paris anwesend, und es waren Verhandlungen über ein etwaiges Bündniß gepflogen worden. Aber Oestreich war nicht im Stande, vor dem September ins Feld rücken zu können; auch fürchtete es die Einmischung Rußlands zu Gunsten Preußens, wenn es selber mit eingriffe. Als dann die ersten großen Niederlagen Napoleons bekannt wurden, trat es vollends von seinen Kriegsgedanken zurück. So auf sich selber angewiesen, hatten die Franzosen, trotzdem sie nur etwas über 300,000 Mann sofort schlagfertig zu stellen vermochten, dennoch zu Anfang des Krieges einen bedeutenden Vorsprung. So lange die Heeresmassen der Deutschen noch nicht alle zur Stelle und gehörig entwickelt waren, war Napoleon ihnen überlegen und in der Lage, durch einen energischen Vorstoß gegen den Rhein die Vortheile des Angreifers auf seine Seite zu bringen. Allein gleich von vornherein zeigte sich Unschlüssigkeit und mangelnde Energie in den Operationen auf französischer Seite. Auch erwies sich die Kriegstüchtigkeit des Heeres keineswegs so vollkommen, als Leboeuf, jetzt Generalstabschef im Hauptquartiere, erklärt hatte. Weder waren die Regimenter der Zahl nach auf den gehörigen Kriegsfuß gestellt, noch die Ausrüstung der Truppen eine befriedigende; bald sollte sich zeigen, daß für Munition und Verpflegung nicht ausreichend gesorgt, daß auch der Vertheidigungszustand der Festungen ein mangelhafter war.

Bei der Unentschlossenheit und unvollkommenen Vorbereitung des Krieges auf französischer Seite fanden die deutschen Streitkräfte hinreichend Zeit, sich bis Anfang August in ganzer Stärke zu sammeln, um dann ihrerseits den Angriff zu übernehmen. Bereits seit Jahren hatte man in Preußen einen bevorstehenden Krieg mit Frankreich ins Auge gefaßt, und Operationspläne für denselben entworfen. Auch ein etwaiges Vordringen der Franzosen gegen die Pfalz und Baden war vorgesehen worden, und die von dem genialen Generalstabschef im preußischen Hauptquartier, General Hellmuth von Moltke, für diesen Fall in Aussicht genommenen Maßregeln wurden jetzt in Anwendung gebracht. In drei großen Armeen (zusammen nahezu 450,000 Mann) vereinigten sich die Truppenmassen des norddeutschen Bundes und der Südstaaten in einer langen Frontstellung zwischen Trier und Landau. Den rechten Flügel bildete die I. Armee (7., westfälisches, Armeekorps unter General Zastrow; 8., rheinländisches, unter Goeben) unter dem Befehl des Helden von Skalitz, Generals von Steinmetz, zwischen Koblenz und Trier; im Centrum zwischen Mainz und der Nahe stand der Prinz Friedrich Karl an der Spitze der II. Armee (Gardekorps unter Prinz August v. Württemberg; 3., brandenburgisches, Armeekorps unter Konstantin v. Alvensleben II.; 4. Armeekorps unter v. Alvensleben I.; 9. unter Manstein; 10. unter Voigts-Rhetz; 12., kgl. sächsisches, unter dem Kronprinzen Albert v. Sachsen). Den Oberbefehl über die III. Armee, welche aus Preußen und den süddeutschen Truppen (5. Armeekorps unter Kirchbach; 11. unter Bose; 1. bairisches Korps unter v. d. Tann; 2. bair. unter Hartmann; Württemberger unter Obernitz; Badenser unter Beyer) zusammengesetzt war und den linken Flügel der ganzen Aufstellung bildete, führte der

Kronprinz von Preußen. Er hatte sein Hauptquartier in Speyer, und General v. Blumenthal stand ihm als Chef des Generalstabs zur Seite. Der Höchstkommandirende der gesammten deutschen Streitkräfte war König Wilhelm selbst. In Begleitung des Generals Moltke, des Bundeskanzlers Graf Bismarck, des Kriegsministers Roon und des General=Quartiermeisters v. Podbielski kam er am 2. August nach Mainz, dem Hauptquartier der II. Armee.

Außer diesen drei großen Armeen standen dem deutschen Oberbefehl noch 3 Armeekorps zu Gebote (1. unter Manteuffel; 2. unter dem tapfern Fransecky; 6. unter Tümpling), die sich in ihren Garnisonen ebenfalls zum Vormarsch gegen Frankreich bereit machten. Die Vertheidigung der norddeutschen Küsten endlich gegen einen etwaigen Angriff einer französischen Flotte, welche von Cherbourg durch den Kanal in die Nordsee segelte, wurde dem im Jahre 1866 bewährten General und Gouverneur von Böhmen, Vogel von Falkenstein, und einer zum größten Theil aus der patriotischen Bevölkerung der anliegenden Gebiete gebildeten Seewehr übertragen. —

„Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinigten Söhne für die gemeinsame, nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und schweren Kampf entgegen, aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechts und im Vertrauen auf eure Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hülfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten, für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Frieden!" Mit diesen herrlichen Worten begrüßte der Kronprinz die unter seine Führung gestellten nord= und süddeutschen Truppen und eröffnete, indem er von Landau und Germersheim aus auf Weißenburg und Lauterburg vorging, den großen siegreichen Feldzug gegen das französische Kaiserreich (3. August). Die Franzosen hatten ihrerseits bis dahin nicht einen einzigen entschlossenen Angriff gegen die Deutschen gewagt. Nur zu einem geringfügigen Zusammenstoß war es bei Saarbrücken gekommen. Diese ganz unbefestigte Grenzstadt war preußischerseits nur mit ein paar Schwadronen Ulanen und zwei Bataillonen Infanterie besetzt. Napoleon ließ nun das ganze Korps Frossard gegen dieselbe heranrücken und nahm selbst mit seinem Sohne an diesem ersten Heldenstücke französischer Kriegskunst Theil. Die kleine muthige Besatzung von Saarbrücken hielt den feindlichen Angriff mit solcher Standhaftigkeit aus, daß erst nach mehreren Tagen (am 2. August) die Einnahme der Stadt den Franzosen gelang. Aber welch' ein Aufsehen wurde in der französischen Presse von dieser bedeutungslosen Waffenleistung gemacht! Der Kaiser selbst schickte einen Siegesbericht an die Kaiserin, in dem er namentlich die Unerschrockenheit des jungen Prinzen hervorhob, der bei diesem glorreichen Kampfe die Feuertaufe empfangen habe. Ganz Paris war des überschwänglichsten Lobes voll über den Heldenmuth und die unwiderstehliche Tapferkeit des französischen Heeres. Man sah den ganzen Feldzug schon für fast entschieden an, und erwartete mit der größten Bestimmtheit in aller Kürze den Einzug der Franzosen in Berlin! Aber wie ganz anders sollte sich der Gang des beginnenden Riesenkampfes gestalten; nur wenige Tage — und die französische Armee zog anstatt gegen den Rhein weiter nach Frankreich

zurück, verfolgt und gedrängt und dann Schlag auf Schlag besiegt und zertrümmert von den unaufhaltsam vordringenden Deutschen, die in blutiger Waffenbrüderschaft ihre Einheit nnd Einigkeit auf Frankreichs Schlachtfeldern besiegelten.

Bei der Stadt Weißenburg, dem Mittelpunkte der in der Kriegsgeschichte oft genannten „Weißenburger Linien", stieß der rechte Flügel (11. Armeekorps unter Bose; 5. unter Kirchbach; Baiern unter Hartmann) der vordringenden III. Armee am 4. August auf die Spitzen des Mac Mahonschen Korps unter General Abel Douay. Die Franzosen, zum Theil afrikanische Regimenter, die wilden Turcos und Zuaven, waren an Zahl den Deutschen zwar nicht gewachsen, aber sie hatten den Vortheil einer überaus festen Stellung für sich. Die Stadt selbst ist noch mit alten Befestigungen umgeben, südlich hinter ihr erhebt sich der steil ansteigende Geisberg. Diesen vor allen galt es zu vertheidigen, diesen zu erstürmen. Um ihn entspann sich deshalb der hartnäckigste Kampf. Wohl schlugen die Chassepot- und Geschützkugeln Lücken reißend in die Reihen der Baiern und Preußen; aber mit unverwüstlicher Tapferkeit drangen die deutschen Waffenbrüder, mühsam den Berg erklimmend, gegen die französischen Batterien und Regimenter hinan. Der Berg wurde genommen, die Feinde wichen, und auch Weißenburg selbst fiel nach blutigem Straßenkampf in die Hände der Deutschen. Freilich war der Sieg theuer erkauft, auch die Franzosen hatten sich mit größter Todesverachtung geschlagen; auf deutscher Seite war General Kirchbach verwundet, auf französischer, der Führer, General Douay, gefallen; zum ersten Male hatten sich die beiden mächtigen Gegner in wirklich ernstlichem Kampf mit einander gemessen. Aber bedeutungsvoller, als der Sieg an sich, war der moralische Eindruck, der von ihm ausging. Die vor vier Jahren an der fränkischen Saale und Tauber feindlich mit einander gerungen, sie hatten für des gemeinsamen Vaterlands Ehre hier zum ersten Male in blutigem Wetteifer neben einander gestritten; — und drüben auf französischer Seite wurde nach diesem ersten Waffengang der Uebermuth etwas gedämpft!

Schon zwei Tage später kam es zu der größeren Feldschlacht bei Wörth (6. August). Als Mac Mahon die Kunde von der Niederlage des Douayschen Korps vernahm, suchte er einzelne Theile des im südlichen Elsaß stehenden 7. Korps und von Bitsch her das 5. unter Failly an sich heranzuziehen. Zugleich nahm er Stellung an dem rechten Ufer der durch ein tiefes Thal fließenden Sauer, einem kleinen Zufluße des Rheins. Seine Schlachtlinie dehnte sich über Wörth, Fröschweiler und Elsaßhausen bis nach Mörsbrunn aus und war durch zahlreiche kleine Gehöfte und durch theilweise mit Wald besetzte Höhen, zu denen Weinberge hinaufführen, trefflich gedeckt. Noch hatte Mac Mahon nicht alle Streitkräfte beisammen, als die Sieger von Weißenburg bereits auf dem linken Sauerufer eintrafen und den Angriff begannen. Wieder galt es die von den Franzosen besetzten Höhen mit stürmender Hand zu nehmen. Nachdem Wörth erobert, das Flußthal durchschritten war, erhob sich das hartnäckigste Ringen um die Höhen von Fröschweiler. Immer neue Truppen wurden von französischer Seite ins Treffen geführt; immer aufs Neue begannen die Deutschen den Sturm; an den Weinbergen hinauf thürmten sich die Leichen der gefallenen Turcos und Zuaven, und mancher deutsche Mann deckte mit seinem Leibe die Walstatt. Aber nach dreizehnstündigem Ringen wendete sich der Sieg auf die Seite der Unsrigen. Neben den Baiern ge-

bührte den württembergischen und badischen Truppen, die unter General Werder's Führung vereinigt waren, der Lorbeer des Tages. Als die Höhen genommen waren, lösten sich die Reihen der Franzosen; und um ihren fluchtähnlichen Rückzug zu decken, warf Mac Mahon den nachdringenden Deutschen zwei Kavallerieregimenter entgegen. Mit ihnen entspinnt sich noch einmal ein wüthender Kampf. Einzelne Bataillone werden durchbrochen, niedergehauen, aber andere drängen nach und über die vernichteten Reiter hinweg hängen sich die Sieger dem fliehenden Feind an die Fersen. Mit Hinterlassung seines Staatswagens, der in die Hände der Deutschen fällt, eilt Mac Mahon mit einem Theile der Trümmer seines Heeres über Reichshofen und Niederbronn durch die Vogesenpässe, während ein anderer Theil seiner geschlagenen Armee Straßburg zu erreichen sucht. Dorthin wandte sich auch General Werder mit der badischen Division, um die Stadt zu belagern. Der Kronprinz aber rückte mit der III. Armee gegen die Vogesen vor, durchzog sie in mehreren großen Kolonnen, nahm die kleinen Festungen Lichtenberg, Marsal und Lützelstein, cernirte Pfalzburg und Bitsch, und gewann, nachdem er am 12. August bis Nancy, das er unbesetzt fand, und an die Mosellinie vorgedrungen war, Fühlung mit der II. Armee, die gemeinsam mit der I. Armee inzwischen ebenfalls nach Frankreich hinein, in der Richtung auf Metz, vorwärts marschirt war.

Theile beider Armeen (I. u. II.) hatten nämlich an demselben Tage, an welchem bei Wörth gekämpft wurde, auch ihrerseits eine blutige, aber siegreiche Schlacht gegen das 2. französische Korps unter Frossard geschlagen und so ihren Vormarsch möglich gemacht. Nachdem Frossard vor den heranrückenden Deutschen die Stadt Saarbrücken wieder geräumt, hatte er etwas südwärts derselben auf den mehrere hundert Fuß hoch ansteigenden, waldigen Höhen von Spicheren eine überaus feste Stellung genommen. Hier griffen ihn zuerst Theile des 7. Armeekorps an. Der Zahl nach bedeutend überlegen und durch natürliche und künstliche Befestigungen geschützt, wiesen die Franzosen mehrere Stunden hindurch jeden Angriff der tapfer anstürmenden Preußen zurück. Von keiner Seite her wollte es diesen gelingen, die mit Batterien dicht besetzten Höhen zu ersteigen. Erst als mehrere Divisionen vom 3. und 8. Armeekorps auf den Kanonendonner der Schlacht herbeieilten, ging es mit frischen und verstärkten Kräften noch ein Mal zum Sturm. Mit bewundernswürdigem Heldenmuth drangen jetzt die Krieger die furchtbaren Höhen hinan, selbst Artillerie und Reiterei wurde unter unsäglicher Anstrengung hinaufgeschafft, und oben auf dem Plateau der Höhen entspann sich dann noch ein mörderischer, überaus blutiger Kampf. Aber nirgends gelang es den Franzosen, ihren Gegnern die errungenen Vortheile wieder abzugewinnen. Als der Abend hereinbrach, zog Frossard mit den Trümmern seines zersprengten Korps auf Forbach, dann weiter auf das 3. Korps unter Bazaine zurück, welches nur einige Stunden vom Schlachtfelde entfernt stand.

Alle drei Schlachten, bei Weißenburg, Wörth und Spicheren, waren von entscheidender Wirkung. Während die deutschen Armeen siegreich nach Lothringen vordrangen, ging die französische Hauptarmee, welche bereits im Vorrücken gewesen, auf Metz zurück. An dieselbe hatte sich inzwischen auch das 6. Korps unter Canrobert und das Gardekorps unter Bourbaki herangezogen. Mac Mahon dagegen war mit den Trümmern des 1. und 7. Korps unaufhaltsam nach Westen geflohen. Ohne die Verbindung mit der Hauptarmee durchgesetzt zu haben, sammelte er seine Schaaren wieder in der

Gegend von Verdün und zog von da weiter nach Chalons zurück, wo unter seiner Führung durch Herbeiziehung neuer Truppen eine Reservearmee gebildet wurde.

Die Siegesnachrichten riefen in allen Gauen des Vaterlandes einen unendlichen Jubel hervor. Mit Neugierde und Staunen betrachtete man unter den zahlreichen französischen Gefangenen, die über den Rhein geschafft wurden, die Vorkämpfer der napoleonischen Civilisation, die Zuaven und Turcos. Zugleich aber nahm man sich voll edler Menschenliebe und Selbstverleugnung der Kranken und Verwundeten unter ihnen an. Noch mehr aber regten sich alle Hände in begeisterter Opferwilligkeit, den siegreich kämpfenden vaterländischen Truppen ihre blutige Arbeit leichter und erträglicher zu machen. Neben Vereinen zur Sendung von „Liebesgaben" bildeten sich solche in überaus großer Zahl zu freiwilliger Krankenpflege. Frauen und Männer, Jünglinge und Jungfrauen wetteiferten mit einander, ihre Kräfte auch nach dieser Seite hin dem Vaterlande zu weihen.

Einen gewaltig niederschmetternden Eindruck dagegen machten die Niederlagen der französischen Heere in Paris. Je maßloser die Einbildung von der kriegerischen Unüberwindbarkeit Frankreichs gewesen, und je mehr man durch die überschwänglichen Sieges- und Lügenberichte, welche anfangs über angebliche Erfolge gemeldet waren, in diesem Wahne bestärkt war, um so tiefer und erschütternder wurde man jetzt von den gegentheiligen Nachrichten getroffen. Hatte das aufgeregte und aufgehetzte Volk früher selbst an dem leichtsinnig unternommenen Kriege geschürt, ihn sogar stürmisch verlangt, jetzt wo er da war, aber unglücklich verlief, wies man alle Schuld von sich ab und schob sie dem Kaiser und dem Ministerium Ollivier-Gramont allein in die Schuhe. Dem Sturme des Unwillens, der sich gegen dasselbe erhob, mußte das Ministerium weichen, und der Herzog von Palikao wurde als Kriegsminister an die Spitze der Geschäfte gestellt. Zugleich wurde der Generalstabschef Leboeuf dieser seiner Stellung enthoben; Napoleon selbst blieb zwar beim Heere, da es ihm bei der allgemeinen Entrüstung und Unzufriedenheit unmöglich gemacht war, nach Paris zurückzugehen, aber er legte den Oberbefehl nieder; Marschall Bazaine übernahm denselben.

c. Metz und Sedan. Sturz des Kaiserreichs.

Der weitere Kriegsplan der Franzosen ging dahin, unter Zurücklassung einer Besatzung in Metz ganz Deutsch-Lothringen aufzugeben, mit der Hauptarmee auf Verdün zurückzugehen, sich hier mit den gesammelten und neu formirten Truppen Mac Mahons zu vereinigen und dann den herankommenden Deutschen die entscheidende Schlacht zu liefern. Man beabsichtigte also, die Mosellinie aufzugeben und dafür die Maas zur Basis der weiteren Operationen zu machen.

Bereits am 14. August sollte mit der Ausführung dieses Vorhabens begonnen werden. Gelang es, so wuchs die Heeresmasse der Franzosen auf mehr als 300,000 Mann an, und der Ausfall einer großen Schlacht mit ihnen konnte für die Deutschen zweifelhaft sein. Sobald man daher den Kriegsplan Bazaines im preußischen Hauptquartiere durchschaute, traf Moltke seine Dispositionen, ihn zu verhindern. Da Bazaine nur ganz langsam seine Truppen zurückzog, so fand man Zeit, ihn festzuhalten. Noch am 14. August erreichte Steinmetz mit dem 7. (Westfalen, Zastrow; besonders 14. Division unter Kamecke) und 1. (Ostpreußen, Manteuffel) Armeekorps die am

meisten nach Osten vorgeschobenen Theile des feindlichen Heers (3. Korps). Unverzüglich ging es zum Angriff vor. Bazaine selber leitete auf französischer Seite den Kampf. Er hatte ihn offenbar aufgenommen, um, indem er die andringenden Deutschen, wie er hoffte, zurückwarf, die große Masse seines Heeres den Uebergang auf das linke Moselufer ungehindert ausführen zu lassen. Allein nur zum Theil wurde dieses bewerkstelligt. Trotzdem die Franzosen verzweifelt sich schlugen, die Reihen namentlich der ostpreußischen Regimenter furchtbar gelichtet wurden, unerschütterlich standen die Deutschen; dann drangen sie unter dem Sturmmarsch sämmtlicher Trommler vor, warfen über den Haufen, gewannen eine Position nach der andern, und Bazaine sah sich genöthigt, auch noch das 4. Korps in die Schlacht zu ziehen. Aber auch dieses hielt den Andrang der Deutschen nicht auf; ihre Spitzen kamen bis unter die Mauern von Metz, und der französische Feldherr fand sich durch diese Schlacht bei Colombey=Nouilly außer Stand gesetzt, im Laufe des 14. und 15. August sein ganzes Heer über die Mosel zu bringen. Bis zum Abend des 15. waren erst das Garde=, das 2. und 6. Korps, zwei Divisionen und die Artillerie des 3. Korps nebst zwei Kavallerie=Divisionen (Forton und Barrail) hinüber. Sie vereinigten sich jenseits in der Gegend von Gravelotte und Rezonville und erwarteten bis zum Nachmittage des 16. die Ankunft auch des 3. und 4. Korps. Wenn diese eingetroffen wären, wollte das ganze französische Heer seinen Weitermarsch theils über Mars la Tour, theils über Etain auf Verdün beginnen.

Allein auch deutsche Truppen waren in derselben Zeit bereits über die Mosel gegangen und dem Feind auf den Fersen. Auf drei Straßen schickte der Prinz Friedrich Karl, der sein Hauptquartier in Pont à Mousson nahm, Theile der II. Armee den Franzosen nach, um sie auf ihrem Rückzuge an die Maas festzuhalten. Während das 4. Armeekorps, das am 15. bereits zum größten Theil über die Mosel hinüber war, auf dem Wege nach Toul vorging, sollten die Garde, das 2., 9. und 12. Korps, die aber noch mehrere Meilen diesseits der Mosel entfernt standen, auf der von Pont à Mousson geradeswegs auf die Maas zuführenden Straße vorwärts marschiren. Eine dritte Abtheilung, aus dem 3. und 10. Armeekorps, den Gardedragonern und der 5. und 6. Kavalleriedivision bestehend, war am 15. August bereits vollständig über den Fluß gesetzt und schlug die Straße von Metz über Mars la Tour ein. Da auch die Franzosen diesen Weg zu nehmen gedachten, so trafen die Kolonnen dieser dritten Abtheilung mit ihnen zusammen.

Nachdem die 5. Kavallerie=Division bereits in der Frühe des 16. August bei Tronville (1 Meile nordöstlich von Gorze) auf die französische Brigade Mürat gestoßen war und sie aus ihrem Bivouak aufgejagt hatte, erreichten um 10 Uhr die 5. (rechter Flügel; v. Stülpnagel) und 6. (linker Flügel; v. Buddenbrock) Infanteriedivision Gorze und Tronville; die 6. Kavallerie=Division hatte schon etwas früher hinter dem westlich von Gorze gelegenen Höhenzuge ihre Aufstellung genommen. Obgleich sie zwei Armeekorps, das 2. (Frossard) und das 6. (Canrobert), unmittelbar vor sich hatten und die ganze französische Armee in der Nähe war, gab der kommandirende General, Konstantin von Alvensleben, das Zeichen zum Angriff. Ohne Aussicht auf wesentliche Unterstützung schon während des Vormittags, da vom 10. Armeekorps nur die 37. Infanteriebrigade (19. Division) zur Hand, die Masse desselben noch gegen Pont à Mousson zurück war, stürzten sich die

wackeren Brandenburger dem dreifach überlegenen Feinde entgegen. Gleich beim ersten Vorgehen entriß die 6. Infanterie-Division den Franzosen die Dörfer Flavigny, Vionville und Mars la Tour und hielt hier Stand; die 5. drang siegreich gegen die vom Korps Frossard nördlich von Gorze besetzten waldreichen Höhen vor, jagte die feindliche Infanterie in die Flucht, hielt die Kavallerieangriffe kaltblütig aus, vermochte aber nicht über die Höhen hinauszudringen, da ihnen Bazaine an Stelle des zurückgeworfenen 2. Korps die Garde entgegenstellte. In eine sehr schlimme Lage aber kam im weiteren Verlaufe des Kampfes die 6. Division. Von Canrobert immer mit neuen Brigaden in der Front angegriffen, warf sich ihr das 3. französische Korps unter Leboeuf von Norden her in die Flanke, während Ladmirault mit dem 4. von Doncourt aus sie im Rücken zu fassen suchte. In dem gefahrvollsten Augenblick — es war gegen 2 Uhr — wirft Alvensleben dem 3. heranrückenden Korps die 37. Infanteriebrigade in den Weg (bei Tronville). Zugleich gilt es aber auch die Division Buddenbrock von den Vernichtung drohenden Angriffen in der Front zu befreien. An Reiterei ist nur das Altmärkische 16. Ulanen- und das Magdeb. 7. Kürassier-Regiment unter General Bredow[1]) zur Stelle. Alvensleben läßt beide zum Angriff vorgehen; und kaum ist der Befehl ertheilt, so werfen sich die Reiter in entwickelter Linie, links Major v. Schmettau mit den Kürassieren, rechts Major v. d. Dollen mit den Ulanen, auf die feindliche Schlachtlinie. Den Tod vor Augen, reiten sie das erste französische Treffen nieder, durchbrechen die Artillerie, hauen Bespannung und Mannschaft zusammen, zwingen auch ein zweites Treffen und weiter zurückstehende Batterien zur Flucht, jagen unaufhaltsam vorwärts und sehen sich, athemlos und erschöpft, schließlich von mehr als dreifach überlegener Kavallerie umringt. Nun gilt es in Einzelkämpfen sich durchzuschlagen. Von der Uebermacht bedrängt, sinkt die Hälfte der preußischen Reiter unter den Streichen der Feinde, die übrigen sprengen, von Kugelregen verfolgt, durch diese und die vorher überrittenen Artillerie- und Infanterietreffen wieder hindurch und kommen glücklich davon. Auf 400 Pferde zusammengeschmolzen, haben sie ihre Aufgabe gelöst. Canrobert stand von weiteren Angriffen auf die Front der Division Buddenbrock ab. Allein nun drängte von Norden her das 3. Korps unter Leboeuf immer mächtiger vor; die 37. Brigade wich aus ihrer Stellung bei Tronville zurück und aufs Neue wurde die 6. Division von dem 3. und 4. Korps in Flanke und Rücken bedroht. Schon ist es fast 4 Uhr Nachmittags; da endlich kommt das 10. Armeekorps unter Voigts-Rhetz nach angestrengtem Marsch dem bedrängten linken Flügel zu Hülfe, und auch der Prinz Friedrich Karl trifft auf dem Schlachtfelde ein. In zwei Kolonnen wirft sich das 10. Korps auf den Feind. Leboeuf wird von der 20. Division bei Tronville zurückgedrängt; die 38. Infanteriebrigade von der 19. Division (16. u. 57. Regiment, 6 Schwadronen Gardedragoner) rückt durch Mars la Tour die nördlich des Ortes gelegenen Anhöhen hinan und stößt hier in unmittelbarer Nähe vor sich auf das Korps Ladmirault. Von verheerendem Feuer empfangen, weichen die Tapfern zurück, von den Feinden verfolgt. Da stürzen sich die Gardedragoner in die französischen Reihen, durchbrechen sie, hauen nieder und eilen, ebenfalls unter großen Ver-

---

[1]) Im Ganzen 6 Schwadronen, da jedes Regiment 1 Schwadron zur Rekognoszirung abgeschickt hatte.

lusten, wieder zurück. Auch sie haben ihre Aufgabe gelöst; das Korps Ladmirault ist zum Stillstand gebracht. Aber gegen 7 Uhr Abends versuchen es die Franzosen noch ein Mal, die preußische Stellung zu umklammern. Es erhebt sich ein gewaltiger Reiterkampf. Dem französischen Massenangriff mit 24. Schwadronen wirft sich General Barby mit der 5. Kavallerie-Division entgegen. Mehr als 5000 Reiter tummeln sich, von dichten Staubwolken umhüllt, in blutigem Handgemenge; bald aber weichen die Franzosen zurück, und nun trifft auch auf dem rechten Flügel mit einem Theile des 9. Korps weitere Verstärkung der Unsrigen ein.

Schon neigte der Tag seinem Ende; auf beiden Seiten bedeckte ein Heer von Todten das mit Blut getränkte Schlachtfeld. Noch immer war der Kampf nicht entschieden. Da läßt der Prinz Friedrich Karl, um ihm den Stempel des Sieges zu verleihen, den rechten Flügel zu einem letzten Vorstoß gegen die Feinde vorgehen. Diese aber halten ihn aus und behaupten ihre Stellungen. Erst um 10 Uhr Abends ruhten auf beiden Seiten die Waffen.

Diese Schlacht bei Mars la Tour-Vionville war eine der blutigsten und ruhmvollsten des ganzen französischen Kriegs; ruhmvoll vor allen für die 6. Infanterie-Division und die preußische Kavallerie. Zugleich war sie von bestimmender Wichtigkeit für den Gang der weiteren Operationen. Trotzdem es den Preußen nicht gelungen war, die Franzosen aus ihren Hauptstellungen zu verdrängen, sahen diese sich genöthigt, ihren Zug auf Verdün aufzugeben, nachdem ihnen durch Wegnahme der Dörfer Flavigny, Vionville, Mars la Tour, welche die Preußen behaupteten, die über diese Orte führende Straße verstellt war. Auch die mehr nördlichen Wege über Etain und Briey, die noch offen waren, schlugen sie nicht ein; sondern nachdem sie in der Nacht von 16/17. das Schlachtfeld von Vionville geräumt hatten, gingen sie im Laufe des 17. näher an Metz heran und stellten sich westwärts vor den Forts St. Quentin und Plappeville in überaus geschützter Stellung zur Entscheidungsschlacht auf. Ueber einen lang sich hinziehenden steilen Höhenkamm und an ihm hinauf dehnte sich die französische Schlachtreihe noch immer in einer Stärke von 160 bis 180,000 M. aus. Am weitesten südwärts (linker Flügel) bei Jussy und am Bois de Vaux, vor sich die Schlucht von Mance, stand das Korps Frossard, zunächst nordwärts davon auf den Höhen von Pont du Jour à Moscou das 3. Korps (Leboeuf), an das in derselben Richtung hinter den Linien von Amanvillers das 4. (Ladmirault) und endlich am weitesten nach Norden (rechter Flügel) ausgreifend das 6. Korps (Canrobert) sich anschloß. Vor diesem, von Theilen desselben besetzt, lagen die festungsähnlichen Dörfer St. Privat und St. Marie aux Chênes. Durch Verhaue, Verschanzungen und Gräben hatten die Franzosen außerdem Alles gethan, um ihre Stellung noch uneinnehmbarer zu machen. Während ihre Schützenreihen sich etagenartig über einander die Höhen hinanzogen, drohten auf denselben mehr als 600 Geschütze und Mitrailleusen mit ihren Feuerschlünden den heranrückenden Deutschen Tod und Verderben. Bazaines Absicht ging dahin, nach blutiger Zurückwerfung aller Angriffe der Unsrigen selber zum Angriffe vorzugehen, die deutsche Schlachtreihe zu durchbrechen, zu vernichten und so die Straße nach Verdün und Chalons zu gewinnen.

Durch die Schlacht von Gravelotte oder Rezonville am 18. August wurde diese Absicht vollständig vereitelt. Da die französische Aufstellung

mit der Front nach Westen gekehrt war, so mußten die Deutschen eine nach Osten gekehrte Frontstellung zu gewinnen suchen, und dabei ihren linken Flügel so weit nach Norden hin vorschieben, daß er den rechten französischen umklammern konnte. Erst wenn dieses geschehen, war ein gleichzeitiger und erfolgreicher Angriff auf die ganze französische Schlachtlinie möglich, die aus ihrer befestigten Stellung hinausgedrängt und auf Metz zurückgeworfen werden mußte.

Unter des Königs persönlicher Führung wurde diese überaus schwierige Aufgabe glänzend gelöst. Während General Steinmetz mit dem 7. und 8. Armeekorps hinter der Schlucht von Mance dem linken französischen Flügel gegenüberstand, das 9. Armeekorps den Angriff auf das Centrum des Feinds übernahm, fiel der Garde und dem 12. (sächsischen) Armeekorps die Umklammerung desselben und die eigentliche Entscheidung des Kampfes zu. Beide Truppentheile standen noch in der Gegend von Mars la Tour, also mehrere Stunden vom Schlachtfelde entfernt. In einer weit nach Norden hin ausholenden Rechtsschwenkung sollten sie in die ihnen zugedachte Stellung vor den Feind gelangen. Von der genauen und pünktlichen Durchführung dieser Operation und ihrem rechtzeitigen Eingreifen hing der Erfolg des Tages ab.

Gegen zwölf Uhr entbrannte auf dem rechten Flügel und im Centrum der Artilleriekampf gegen die französische Vorlinie. Um 2 Uhr war sie überall im Besitze der Deutschen; dann begann der Sturm gegen die Hauptstellungen des Feinds. Mit der äußersten Bravour und löwenartiger Tapferkeit wiesen die Franzosen alle Angriffe zurück. Steinmetz war über die Schlucht von Mance vorgegangen, konnte aber vor dem mörderischen Feuer des Gegners nicht aushalten; das 9. Korps behauptete die gewonnenen Positionen vorwärts Verneville nur unter den größten Verlusten. Da rückt um 4 Uhr zuerst die Garde heran. Das Dorf Marie aux Chênes wird in unwiderstehlichem Andrang genommen; dann stürmen die Tapfern auf St. Privat. Aber von den Chassepot- und Geschützkugeln des mit Verschanzungen gleichsam umpanzerten Feindes überschüttet, weicht die Garde unter ungeheuren Opfern zurück und muß den Sturm aufgeben. Die Blicke der von den Anstrengungen des Kampfs fast erschöpften Truppen wenden sich nach Norden, von wo die Sachsen erwartet werden. Es war ein Augenblick eingetreten, wie vier Jahre zuvor bei Königgrätz. Und wie damals die Preußen unter dem Kronprinzen, so lösten jetzt bei Gravelotte die Sachsen die ihnen zugefallene Aufgabe. Nach einer am weitesten nach Norden hin ausholenden Rechtsschwenkung trafen sie um $5^1/_2$ Uhr auf dem Schlachtfelde ein. Kaum hatte ihre Artillerie die Gegend von Roncourt gefaßt, als sie mit ihren Geschützen die französische Stellung bei St. Privat zu beschießen begann. Aber erst am späten Abend, zwischen 8 und $^1/_2$9 Uhr, gelang es den vereinigten Helden der Garde und des 12. Armeekorps die fast unbezwingbare Burg der französischen Stellung zu nehmen. Während der rechte Flügel der Feinde in wirrem Knäuel vor dem Andrang der Unsrigen weicht, tritt um dieselbe Zeit auch auf dem linken der entscheidende Augenblick ein. Die wackern Pommern unter Fransecky (2. Korps), die erst vor Kurzem den vaterländischen Boden verlassen hatten, waren in unausgesetzten Märschen von Pont à Mousson herbeigeeilt und griffen seit 7 Uhr mit ihrer Artillerie von Gravelotte aus in die Schlacht ein. Um 8 Uhr nahm die Infanterie unter dem Sturmmarsch sämmtlicher Tambours die Höhen von Pont du Jour à Moscou, und damit war auch hier die Niederlage der

Franzosen entschieden. In fluchtähnlichem Rückzuge eilten dieselben auf Metz zurück.

Der Erfolg des Tages war von entscheidender Bedeutung. Er hatte aber auch die blutigsten Opfer gekostet. 20,000 Todte und Verwundete wurden auf deutscher Seite gezählt; die Verluste der Franzosen waren nicht weniger groß! König Wilhelm war den ganzen Tag im Sattel gewesen; mehrere Male, so auf einer Anhöhe bei Rezonville, hatte er sich dem Feuer des Feindes bis zu einer Entfernung genähert, daß die Granaten neben ihm einschlugen.

Bazaine zog in der Nacht auf den 19. mit seinem ganzen Heere hinter die Festungswälle von Metz zurück; er gab damit seinen Plan auf, sich nach Chalons durchzuschlagen und die Deutschen schickten sich an, ihn in Metz zu belagern. Zugleich richteten sich ihre Operationen im Felde von jetzt an mit größerem Nachdruck gegen die Armee unter Mac Mahon. Sie allein versperrte noch den Weg nach Paris; es kam darauf an, auch sie zu vernichten oder lahm zu legen und dann der französischen Hauptstadt zu Leibe zu gehen.

Wir haben den Kronprinzen mit der III. Armee auf seinem Zuge an und über die Mosel verlassen. Bisher war es seine Aufgabe gewesen, die Armee Mac Mahons bei Chalons festzuhalten und eine von ihr ausgehende Vereinigung mit Bazaine zu verhindern. Er hatte diese Aufgabe gelöst und war, nachdem er die Festungen Toul und Verdün cernirt hatte, zur Zeit der Gravelotter Schlacht über Bar le Duc bis in die Nähe von Chalons vorgerückt. Damit nun auch seinen Waffen der Erfolg sicher sei, wurde zu seiner Unterstützung aus der Garde, dem 4. u. 12. Armeekorps und der 5. u. 6. Kavalleriedivision eine IV. oder Maasarmee unter dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen gebildet. Die übrigen Theile der I. u. II. Armee blieben unter dem Prinzen Friedrich Karl vor Metz zurück. Steinmetz ging als Gouverneur nach Posen; der König mit dem Generalstabe zur III. Armee.

Die Maasarmee hatte sich, über Verdün ziehend, der III. bereits auf geringe Entfernung genähert, als am 24. August durch die bis Chalons und Epernay streifenden Ulanen und durch Zeitungen im Hauptquartier die Nachricht eintraf, Mac Mahon habe bereits am 19. sein Lager geräumt und sei nach Norden gezogen.

Die Richtigkeit dieser Nachricht bestätigte sich bald. Nachdem er alle Lagereinrichtungen bei Chalons in Brand gesteckt, hatte Mac Mahon mit seinem gar bunt zusammengesetzten und wenig disziplinirten Heere dasselbe verlassen, hatte, Paris vorläufig Preis gebend, seinen Weg über Reims, Rethel und Le Chesne auf Sedan genommen und beabsichtigte, von dem Festungsgürtel an der belgischen Grenze gedeckt, die Maas aufwärts gegen Metz zu ziehen. Bei seinem Heere befand sich auch der Kaiser Napoleon mit seinem Sohn. Bereits am 14. August war derselbe mit den ersten Truppen der Bazaineschen Armee über die Mosel gegangen und hatte sich dann unter beständigen Gefahren, von den preußischen Ulanen aufgefangen zu werden, nach Chalons gerettet. Der Zweck, welcher bei der sehr gefahrvollen Bewegung an die belgische Grenze verfolgt wurde, war die Entsetzung der Bazaineschen Armee. Diese sollte gleichzeitig, während Mac Mahon die Belagerungsarmee im Rücken angriff, einen Ausfall aus Metz gegen dieselbe machen, sie durchbrechen und sich so mit jenem vereinigen. Wenn man dies durchgesetzt, hoffte

man hinterher mit gemeinsamen Streitkräften auch die III. und IV. deutsche Armee bezwingen zu können.

Der ganze Plan war unter dem Eindruck der voraufgegangenen Ereignisse in Paris von dem Herzog von Palikao entworfen und von der Kaiserin lebhaft befürwortet worden. Mit schwerem Herzen hatten Mac Mahon und der Kaiser die Ausführung desselben übernommen. Erst eben waren sie mit ihren Vortruppen bei Mouzon an die Maas gelangt, da waren ihnen auch die Deutschen schon auf den Fersen. Kaum hatte man nämlich im Hauptquartier über das Abbleiben des Mac Mahonschen Heeres Gewißheit erlangt, als man beschloß, den Weg nach Paris vorderhand aufzugeben und durch eine Rechtsschwenkung beider Armeen auf geradem Wege ebenfalls an die Maas zu ziehen. Links sollte die III. Armee den Franzosen den Rückweg nach Paris, rechts die IV. ihnen den Vormarsch nach Metz verlegen; wenn dieses gelungen, wollte man sie von beiden Seiten umklammern und ihnen auch das Entweichen über die belgische Grenze unmöglich machen.

Rasch und genau wurde Alles vollführt. Bereits am 29. August kam die IV. Armee bei Nouart mit dem Feinde ins Gefecht, gewann die Maaslinie oberhalb Sedan bei Stenay, schlug am folgenden Tage das 5. und 7. Korps (Failly u. Felix Douay) bei Beaumont aufs Haupt, während die III. um dieselbe Zeit die Aisne überschritt und durch die Gefechte bei Buzancy und Le Chesne ihr weiteres Vordringen ermöglichte. Die Franzosen, denen damit bereits die Wege nach Metz und Paris verstellt waren, gingen näher an Sedan und die belgische Grenze heran. Dorthin folgten ihnen nun auch die deutschen Armeen. Indem die IV., welche bereits auf das rechte Maasufer hinübergegangen war, bei Douzy den Chiers überschritt, umklammerte sie von Osten den Feind; südlich an sie, bei Bazeilles, schlossen die Baiern sich an, während die übrigen Theile der III. Armee auf dem linken Maasufer stromabwärts ziehend den Fluß theils bei Donchery, theils noch weiter nach Norden überschritten, den Feind von Westen her umfaßten und den Spitzen der IV. Armee die Hand reichten.

Am 1. September erfolgte die ewig denkwürdige Schlacht bei Sedan. Vergebens versuchten die Franzosen aus der eisernen Umklammerung sich zu befreien. Immer enger schloß sich der Ring, immer dichter wurden sie auf, dann in die Festung zusammengedrängt. Im erbittertsten sechsstündigen Kampf erstürmten die Baiern das Dorf Bazeilles, welches in Flammen aufging; Mac Mahon selber wurde durch einen Granatsplitter verwundet und gab den Oberbefehl anfangs an Ducrot, dann, um Mittag, an den erst am Tage vorher aus Afrika herbeigeeilten General Wimpffen ab. Während sich die Baiern nach der Erstürmung von Bazeilles noch näher an Sedan, bei Balan, festsetzten, bemächtigten sich die Garde und das 12. Korps der weiter nach Nordosten gelegenen Höhen von Daigny; dann wurde auch das Dorf Illy, im Norden von Sedan, erobert. Die Artillerie des 5. und 11. Korps schleuderte von den Höhen von Fleigneux ihre Geschosse in die zusammengepreßten französischen Massen, während zugleich die Infanterie bis nach Floing vorging und unter Strömen von Blut die verzweifelten Angriffe der feindlichen Reiter zurückwarf. Alle Anstrengung, aller Widerstand von Seiten des Feinds war vergebens. Immer enger eingeschlossen, blieb ihm nichts als Vernichtung oder Kapitulation auf Gnade und Ungnade. Schon schlugen die Granaten zündend in Theile der Festung und dumpf starrten die zusammengetriebenen, von allen Seiten bedrängten Schaaren in

den unausbleiblichen Tod; kein Entrinnen war möglich. Da hieß König Wilhelm selber um 3 Uhr das Feuer schweigen. Schon nahte ein Parlamentär, um die Uebergabe von Stadt und Heer anzubieten. Napoleon schrieb an den König¹) und bot ihm seinen Degen. Gebeugt von den furchtbaren Schlägen des Schicksals, wie von einem Gottesgericht vernichtet und von seiner Höhe herabgestürzt, verließ er dann Sedan, kam am 2. September in Donchery zuerst mit Bismarck, darauf in dem Schlosse Bellevue bei Frenois mit König Wilhelm selber zusammen, und dieser wies ihm bis zum Schlusse des Kriegs die Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltsort an.

Bereits in der Frühe des 2. September war auch die Kapitulation von Festung und Heer durch Bismarck und Moltke von deutscher, durch Wimpffen von französischer Seite unterzeichnet worden. Durch dieselbe wurde außer den 25,000, die bereits während der Schlacht in Gefangenschaft gerathen waren, die ganze übrige Armee von 84,000 Mann, darunter 1 Marschall, 40 Generale, 230 Stabs- und gegen 2600 andere Offiziere, nebst allem Kriegsmaterial, 330 Feldgeschützen, 70 Mitrailleusen und 10,000 Pferden, den siegreichen Deutschen überliefert! Erfolge, wie diese, hatte die Welt noch gar nicht gesehen! Was waren die Tage von Jena und Austerlitz, was die Kapitulationen von Ulm, Prenzlau u. a. gegen diese beispiellos Schlag auf Schlag folgenden Siege der Deutschen, gegen die Kapitulation eines Heers, wie es sich bei Sedan ergab! — Auch Bazaine blieb nach wie vor in Metz eingeschlossen. Zwar hatte er in Uebereinstimmung mit Mac Mahon am Morgen des 31. August einen Versuch gemacht, die Belagerungsarmee bei Noisseville zu durchbrechen und nach Diedenhofen sich durchzuschlagen; allein durch einen nächtlichen Angriff des 1. Armeekorps unter Manteuffel und der Division Kummer (9. Armeekorps) war er aus den bereits gewonnenen Positionen zurückgedrängt und genöthigt worden, im Laufe des 1. September seine Truppen wieder hinter die Festungswälle zurückzuziehen. —

Ungeheuer war der Jubel, welcher über die Kunde von Sedan und die Gefangennahme Napoleons durch ganz Deutschland sich erhob. Aber es war nicht das wilde Freudengeschrei eines durch die Triumphe seiner Heere in seiner Ruhmsucht befriedigten Volks. Dieser Jubel war getragen von dem geweihten Bewußtsein, daß Gott unsre Truppen zum Siege geleitet in einem Kampf, der uns böswillig aufgedrungen; diesem Jubel war jede niedrige Leidenschaft fern; er entsprang aus den tiefsten Quellen des sittlichen Gefühls unsrer Nation, die noch an die ewigen Gesetze der Weltordnung glaubt, nach welchen den Frevler auch auf Erden schon die verdiente Strafe ereilt!

In die begeisterte Freude über den Sieg, den die gerechte Sache davongetragen, mischte sich die Hoffnung auf Frieden. Und wer hätte nicht geglaubt, daß nach so entscheidenden Ereignissen dieser ruchlose Krieg nun zu Ende gehen werde? Allein dazu ließ es die Eitelkeit und Aufregung des französischen Volks noch nicht kommen. Anstatt daß es in sich ging, und die rächende Hand Gottes in den furchtbaren Niederlagen erkannt hätte, schob es die Schuld an diesen auf die Unfähigkeit des Kaisers und seiner

¹) Der Brief Napoleons begann: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée aux pieds de Votre Majesté."

Feldherren, und wollte erst recht den Krieg fortgesetzt wissen! Denn schließlich, so meinte man, könne ja der Sieg den ruhmreichen französischen Fahnen nicht fehlen! Hätten doch im J. 1792 die Heere der Republik die fremde Invasion aus dem Lande getrieben; was den Ahnen gelungen, würden auch die Enkel vollbringen können; bis dahin sei der Krieg nur zwischen den Dynastien geführt worden, jetzt müsse das französische Volk denselben übernehmen!

Kaum waren in Paris die Vorgänge von Sedan bekannt und damit die Lügengewebe zerrissen, mit welchen Regierung und Presse die wahre Lage der Dinge bis dahin verhüllt hatten, so erhob sich die französische Volkswuth zu den wildesten Ausbrüchen der Erbitterung gegen das Kaiserhaus und verlangte die Republik. In einer stürmischen Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 4. September wurde von der äußersten Linken die Thronentsetzung Napoleons und seiner Familie auf ewige Zeiten beschlossen und die Republik proklamirt. An die Spitze der provisorischen Regierung, welche gebildet wurde, trat General Trochu, Oberbefehlshaber der gesammten Militärmacht von Paris. Neben ihm waren die Advokaten Jules Favre und Gambetta die hervorragendsten Mitglieder; Crémieux, unter dem bald nachher eine Zweigregierung in Tours gebildet wurde, übernahm die Justiz. Die erste Handlung der neuen republikanischen Regierung war die Auflösung des gesetzgebenden Körpers und die Abschaffung des Senats. Die bonapartistischen Mitglieder beider Körperschaften verließen Paris; auch die Kaiserin entfloh und fand Aufnahme in England, wohin auch ihr Sohn Louis entkam, nachdem man ihn vor der Schlacht bei Sedan über die belgische Grenze geschafft hatte.

Wie gegen die Anhänger des kaiserlichen Regiments richtete sich jetzt noch rasender als es vorher schon geschehen die französische Volkswuth gegen die in Paris und in anderen Städten lebenden Deutschen. Vertrieben und verfolgt eilten sie flüchtig in großen Schaaren über die Grenze, um ihren Peinigern zu entgehen. Auch der deutsche Soldat hatte im weitern Verlaufe des Feldzugs mit heimtückischen Nachstellungen und meuchlerischen Angriffen zu kämpfen.

d. Der Festungskrieg (Straßburg, Metz, Paris).

Schon gleich bei Beginn des Kriegs war die berechtigte Hoffnung im deutschen Volke lebendig geworden, daß im Falle des Sieges jene Länder wieder mit Deutschland vereinigt werden würden, welche uns einst durch List und Gewalt von den Franzosen entrissen waren. Nachdem nun die deutschen Waffen so großartige Erfolge im Felde davongetragen, steigerte sich diese Hoffnung zur bestimmten Erwartung. Auch hatte Bismarck schon gleich bei der Besitzergreifung von Elsaß und Lothringen Anordnungen getroffen, welche darauf hinwiesen, daß er zur Festhaltung dieser Länder entschlossen sei. Er legte dabei weniger Gewicht auf die ehemalige Zugehörigkeit derselben zum deutschen Reich, betonte vielmehr ihre Wichtigkeit in politischer und strategischer Hinsicht und ging davon aus, daß, so lange Straßburg und Metz in den Händen der Franzosen, Deutschland stets von den Angriffen dieser bedroht sein werde. „Im Besitze der Franzosen sei Straßburg alle Zeit eine offene Ausfallspforte gegen den Süden unsres Vaterlandes; in den Händen der Deutschen gewönne es und ebenso Metz einen defensiven Charakter, denn von Deutschland werde man nie eine Störung

des europäischen Friedens zu fürchten haben." So äußerte sich Bismarck in einem Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Preußens bei den auswärtigen Höfen. Es stand also fest, daß er nur auf Grund einer Gebietsabtretung Frankreich den Frieden gewähren wollte. Die Vertreter der französischen Republik dagegen wiesen jede Zumuthung nach dieser Seite mit Verachtung zurück. „Keinen Fuß breit unsres Landes, keinen Stein unsrer Festungen" war das stolze Wort, mit welchem Jules Favre den Ansprüchen Bismarcks entgegentrat. Deutschland solle sich mit dem gewonnenen Kriegsruhm seiner Heere begnügen; dann sei Frankreich geneigt, mit ihm Frieden zu schließen und Frieden zu halten; aber die Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen verlangen hieße Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken, und ehe man das zugäbe, lasse man sich lieber unter den Trümmern desselben begraben!

Bei dieser exaltirten, alle berechtigten Forderungen Deutschlands zurückweisenden Sprache der neuen französischen Regierung konnte natürlich von dem Abschlusse eines Friedens gar nicht die Rede sein. Auch die Verhandlungen (19. u. 20. September) wegen eines Waffenstillstandes, während dessen eine Nationalversammlung zur definitiven Regelung der neuen Zustände in Frankreich berufen werden sollte, zerschlugen sich an dem Trotze Jules Favre's; und während dieser dem Auslande gegenüber die angebliche Friedensliebe Frankreichs hervorhob und Preußens Anmaßung die Schuld beilegte, wenn der Krieg fortgehe, übernahm der 73jährige Thiers, einst der Lobredner Napoleons I., eine freilich vergebliche Mission an die Höfe von London, Petersburg, Wien und Florenz, um sie zum Beistande aufzufordern.

In Frankreich selbst wurde das Volk durch die Trugbilder vergangenen Ruhms und die Heldenthaten der ersten Revolution, die man ihm vorhielt, zum wahnsinnigsten Haß gegen die Deutschen und zum Kampf bis aufs Aeußerste angestachelt. Auch der katholische Klerus schürte und predigte in flammenden Worten den Krieg gegen die Feinde der Kirche, die protestantischen Preußen. Vor Allem rüstete man sich in Paris zum entschlossensten Widerstand.

Auf einer weiten, von Höhenzügen umkränzten Ebene, auf der im Südosten die Marne in die Seine fließt, liegt die Riesenstadt Frankreichs auf beiden Seiten des mächtigen Hauptstroms. Während der Regierung Louis Philipps (1830—48), dann unter dem zweiten Kaiserreich zur stärksten Festung der Welt gemacht, war sie in ihrem inneren Umkreis durch 94 armirte Bastionen und in nicht unbeträchtlicher Entfernung von diesen durch einen Kranz von starkbefestigten Forts gedeckt. Auf der Halbinsel, welche die Seine nach ihrem Heraustritt aus der Stadt im Nordwesten derselben umströmt, erhob sich auf dem linken Stromufer, zwischen Nanterre und Suresne, das stärkste derselben, der Mont Valérien. Dann folgten von Westen nach Osten im Süden von Paris die Forts Issy, Vanves, Montrouge, Bicêtre und Ivry; zwischen Seine und Marne das Fort Charenton; im Osten Nogent, Rosny mit dem Mont Avron, Noisy und Romainville; endlich im Norden Aubervilliers und die Befestigungsgruppe von St. Denis. Alle diese Forts hatte General Trochu mit starken Besatzungen und Geschützen, zum Theil von der Marine, vortrefflich armirt, und noch außerhalb derselben waren verschanzte Linien und Redouten angebracht worden, so daß Paris von einer dreifachten Umwallung geschützt war. Auch für die Vertheidigung der innern Stadt wurde nach Kräften gesorgt; große

Proviantvorräthe wurden zusammengeschafft, die nationale Wehrkraft durch Einübung der städtischen Nationalgarde, durch Einberufung aller kriegstüchtigen Mannschaft, bald auch durch Heranziehung von Regimentern aus Algier und durch Verwendung der Seesoldaten für den Landdienst erhöht. Den Kern der militärischen Macht bildete das erst im August formirte 13. Korps unter General Vinoy (etwa 70,000 M.), welches ursprünglich dazu bestimmt, die Armee Mac Mahons zu verstärken, auf die Kunde von den Ereignissen bei Sedan auf seinem Wege dorthin umgekehrt und von den Deutschen unbehelligt nach Paris zurückgekommen war. Im Ganzen mochte sich die waffenfähige Bevölkerung der Stadt auf 400,000 belaufen; von allen Seiten waren die Bewohner der Städte und Dörfer aus den umliegenden Gebieten in die Hauptstadt geeilt; das Land in weitem Umkreis um diese war verödet und menschenleer, die Straßen und Eisenbahnlinien nach dem Osten zum Theil zerstört, um den Deutschen das Heranrücken schwerer zu machen.

Denn die Belagerung von Paris war die Riesenaufgabe, zu welcher sich die deutsche Heeresleitung nach den bisherigen Erfolgen entschloß. Ohne sich aufhalten zu lassen durch die auftauchenden Friedensaussichten, hatte sich die vereinigte III. und IV. Armee von Sedan aus der französischen Hauptstadt genähert. Bereits am 5. September hielt König Wilhelm seinen Einzug in Reims, am 15. verlegte er sein Hauptquartier nach Meaux, am 5. Oktober von Ferrières nach Versailles, wo es bis zum Ende des Krieges blieb. Bereits am 19. September aber begann die Cernirung von Paris. Während die IV. Armee in einem großen Bogen die Stadt im Norden und Osten umschloß, dehnten sich die Theile der III. im Süden und Westen aus: das 5. Armeekorps setzte sich zwischen Bougival, Versailles und Meudon fest, an dasselbe schlossen sich östlich die Baiern, zwischen Seine und Marne das 6., östlich davon die Württemberger, dem Mont Avron mit den in der Nähe befindlichen Forts gegenüber das 12. Armeekorps (Prinz Georg von Sachsen), über Blanc Menil und Montmagny folgte die Garde, und im Nordwesten bis zum Anschluß an die Stellung des 5. das 4. Armeekorps. Innerhalb dieses riesigen Umlagerungskreises pulsirte das wilde Treiben der aufgeregten Pariser Bevölkerung; zum Aeußersten entschlossen erwartete dieselbe täglich den stürmenden Angriff zunächst auf die Außenwerke. Allein bei der geringen Stärke des deutschen Belagerungsheers (kaum 150,000 M.), dem es noch dazu an den nöthigen schweren Geschützen fehlte, konnte man nicht daran denken, die überaus stark befestigte und wohl armirte Stadt rasch und glücklich zu nehmen. Geduld und Ausdauer allein konnten zum Ziele führen. Man mußte den Zuzug weiterer Truppen, Belagerungsgeschütze &c. abwarten, ehe man erfolgreich das schwierige Unternehmen vollführen konnte. Vorderhand aber war die Verbindung mit der Heimath äußerst erschwert; nur die einzige Eisenbahnlinie über Toul stand zu Gebote, und auch diese erst vollständig seit der Kapitulation dieser Festung am 24. Septbr. Dabei schwärmte der ganze Osten von den rasch auftauchenden Banden der Franctireurs, die überall den deutschen Truppen zu schaffen machten, Provianttransporte wegzunehmen oder zu stören, die Telegraphenlinien und Eisenbahnschienen zu vernichten suchten. Auch begannen seit Anfang Oktober, nachdem Gambetta das Kriegsministerium übernommen und zum allgemeinen Volkskrieg aufgefordert hatte, nach aller Richtungen im Rücken der Belagerungsarmee Ansammlungen feindlichen

Schaaren, gegen die man ebenfalls auf seiner Hut sein mußte. Selbst der alte Abenteurer Garibaldi kam aus Italien herbei, um der neuen Republik seine Dienste zu weihen und schaarte in Burgund Freischärlerbanden um sich, die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt waren.

Bei den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich der Belagerungsarmee in den Weg stellten, verzichtete die deutsche Heeresleitung auf ein rasches, vielleicht mißglückendes Vorgehen. Man beschränkte sich vorläufig darauf, Paris einzuschließen, die Zufuhren an Waffen und Lebensmitteln möglichst zu hindern, Ausfälle zurückzuweisen und die näher kommenden feindlichen Schaaren im Rücken zurückzuhalten. Freilich wurden zu Anfang auch diese geringeren Aufgaben nur mit Mühe gelöst. Erst als die großen Festungen im Westen (Straßburg, Metz), die gleichzeitig mit Paris von deutschen Truppen belagert wurden, kapitulirt hatten, konnte man mit größerem Nachdruck auch die Belagerung der Hauptstadt verfolgen. Denn da erst wurden die Verbindungslinien mit der Heimath vermehrt und gesichert, konnten größere Belagerungsgeschütze und Zuzüge neuer Truppen herbeigeschafft werden, während man zugleich in den Stand gesetzt wurde, die bisher bei der Belagerung von Straßburg und Metz verwendeten Streitkräfte den zur Entsetzung von Paris andringenden Heeren erfolgreich entgegenzuwerfen.

Aber erst Ende September und Ende Oktober fielen die beiden großen Festungen im Westen. Die erste war Straßburg. Schon gleich nach der Schlacht bei Wörth (S. 407) war der Genral Beyer mit der badischen Division zur Belagerung dieser Stadt abgesandt worden. Nach einer vergeblichen Aufforderung zur Kapitulation an den Kommandanten, General Uhrich, hatten sich die Belagerer eines Theils der umliegenden Dörfer bemächtigt und waren nahe an die Festung herangerückt, die durch keine detachirten Forts geschützt war. Nachdem die Garde-Landwehr und die erste Reservedivision zur Verstärkung herangekommen und nach der Erkrankung Beyer's das Kommando an General v. Werder, einen Mann von eiserner Beharrlichkeit, übergegangen war, begann seit dem 15. August die Beschießung. Nach und nach wurden 241 Geschütze herbeigeschafft, und aus diesen bombardirten die Belagerer auf alle Theile der Stadt, die bald an vielen Stellen in Brand gerieth. Alle Schrecken der Belagerung brachen über die Bewohner herein, deren Zahl durch Zuzüge vom Lande noch bedeutend verstärkt war. Tag und Nacht lebte man ruhelos in der furchtbarsten Todesangst; Leichen und Trümmer häuften sich in entsetzlicher Weise; auch eine Reihe der herrlichsten Bauwerke wurde ein Raub der Flammen. Am empfindlichsten für das belagerte Heer (etwa 11,000 M.) aber war die erfolgreiche Beschießung der Citadelle und die Vernichtung der Magazine. Schon gesellten sich zu den Schrecken des zerstörenden Feuers auch die des Hungers; verheerende Krankheiten kamen zum Ausbruch. Allein aller Noth, allem Elend zum Trotz harrten Besatzung und Bevölkerung aus; kühne und verwegene Ausfälle wurden gewagt, aber jeden derselben wies die Macht der deutschen Artillerie sehr entschieden zurück. Als die Noth schon fast die äußerste Höhe erreicht hatte, gelang es der Fürsprache des Großherzogs von Baden, wenigstens 800 wehrlosen Bewohnern freien Abzug nach der Schweiz zu erwirken. An Ergebung aber dachte Uhrich — es war Anfang September — um so weniger, da auch hinter Straßburgs Wällen die Kunde erscholl, der Kaiser sei gestürzt, die Republik erklärt und entschlossen, den Kampf bis aufs Aeußerste fortzusetzen. Da wollte man auch hier sich halten

und vertheidigen bis zum letzten Blutstropfen. Allein vor der gebieterischen Nothwendigkeit schwieg sehr bald der verwegenste Trotz. Als die Deutschen in der Belagerung so weit vorgeschritten waren, daß täglich der allgemeine Sturm auf die Stadt zu erwarten stand, da ergab sich endlich Kommandant und Besatzung, — und das herrliche Kleinod in der Krone des alten deutschen Reiches war wieder unser. Gerade an demselben Tage geschah die die Uebergabe, an welchem Straßburg 189 Jahre zuvor in französische Hände gefallen war (28. September). Jetzt ist und bleibt sie unser auf immerdar, die uralte deutsche Reichsstadt, ein Hort und eine Zierde des Vaterlandes, dem sie nie ganz sich entfremdet hatte![1])

Einen Monat nach Straßburg ergab sich auch Metz. Nach jenem vergeblichen Versuche sich nach Diedenhofen durchzuschlagen, den Bazaine am 31. August gemacht, hatte er sich hinter den Festungswällen lange Zeit ruhig verhalten. Die deutschen Belagerungstruppen unter dem Prinzen Friedrich Karl brachten neun Wochen unter unendlichen Leiden dahin. Schlechte Quartiere, der von Regengüssen aufgeweichte Lehmboden, die Gefahren des Vorpostendienstes machten das Loos dieser Truppen zu keinem beneidenswerthen. Noch weit schlimmer aber wurde von Woche zu Woche die Lage der Bevölkerung und des eingeschlossenen Heeres. Die Stadt war auf einige Monate vielleicht für 20,000 M. verproviantirt worden. Bei einer Truppenzahl von mehr als 160,000 aber war dieser Vorrath bald aufgezehrt. Nun versuchte man bei Gelegenheit von Ausfällen, in den Besitz neuer Vorräthe zu kommen; was auch ein Mal gelang (27. September bei Peltre). Als die Noth höher stieg, wurden Verhandlungen wegen der Uebergabe gepflogen; und nachdem diese fehlgeschlagen, wurden noch einige sehr energische Ausfälle gegen die Belagerer gemacht, unter denen der vom 7. Oktober zu dem 9stündigen blutigen Kampfe bei Woippy führte, in welchem sich die Division Kummer auf das Rühmlichste schlug. Von aller Verbindung nach außen hin abgesperrt, ganz und gar auf sich selbst angewiesen, glaubte Bazaine seinen soldatischen Pflichten genügt und dem Vaterlande nach neunwöchentlichem Festhalten einer großen Belagerungsarmee nach Kräften gedient zu haben, als er am 27. Oktober kapitulirte. Fast dem Hungertode nahe, zog er mit seiner Armee gegen 170,000 M. unter Bazaine, Leboeuf, Canrobert auf die weite Wiesenfläche zwischen Jouy und Metz, wo die Waffen gestreckt wurden. Wie nach der Kapitulation von Sedan und Straßburg, so wurden auch jetzt die gefangenen Soldaten nach Deutschland hinübergeführt, welches in seinen Festungen für die vielen Hunderttausende kaum noch Platz hatte. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, entlassen[2]). — Damit war nun auch das Bollwerk Deutsch-Lothringens wieder in unsrer Hand. Lauter Jubel erscholl durch die deutschen Gaue; Staunen und Bewunderung erfüllte auch die fremden Nationen über die unvergleichlichen Kriegsthaten unserer trefflichen Heere, und König Wilhelm ernannte unter rühmender Anerkennung der Ausdauer, des Muths und der Selbstverleugnung, welche die Truppen bewiesen, die hervorragendsten

---

[1]) Am 1. Mai 1872 erfolgte die Neugründung der Universität zu Straßburg. Bei der Beschießung ist leider die Stadtbibliothek mit vielen unersetzlichen Schätzen zu Grunde gegangen.

[2]) Freilich nahmen einzelne von ihnen keinen Anstand, dasselbe zu brechen; so General Ducrot, der bei Sedan mit gefangen genommen war.

Führer derselben, den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl, zu General-Feldmarschällen; Moltke wurde in den Grafenstand erhoben.

Bald nach dem Fall der beiden großen Festungen im Westen ergaben sich auch eine Reihe von kleineren. Soissons fiel am 16., Schlettstadt am 24. Oktober, Verdun am 8., Neu-Breisach am 10., Diedenhofen am 22. November, etwas später Pfalzburg (12. Dezember) u. a. Belfort wurde seit dem 3. November cernirt.

Durch diese wichtigen Kapitulationen bekam nun die deutsche Belagerungsarmee vor Paris freiere Hand zum Handeln, Unterstützung an Truppen und schwerem Geschütz. Die Franzosen dagegen schäumten vor Wuth, als sie den Fall von Straßburg und Metz vernahmen. Gambetta, welcher sich am 7. Oktober mittelst Luftballons von Paris zu der Zweigregierung nach Tours begeben hatte, war außer sich über die „Verräther" Uhrich und Bazaine [1])! Er hatte bestimmt erwartet, beide würden sich durchschlagen, und dann sollten ihre Truppen den Kern abgeben in den Revolutionsarmeen, die überall in der Bildung begriffen waren. Namentlich gegen diese hatten sich nun die freigewordenen deutschen Heereskörper zu wenden. Aus den buntesten Bestandtheilen, aus allen Schichten des Volkes zusammengesetzt, aus Menschen, welche eben von ihren friedlichen Geschäften hinweggerufen, vielfach ohne militärische Kleidung, theils mit alten, theils mit solchen Waffen versehen waren, welche englische und amerikanische Händler herbeigeschafft hatten, kamen drei große Volksheere zu Stande, die Loire-Armee, anfangs unter de la Motterouge, dann unter Aurelle de Paladine, die Nordarmee zunächst unter Bourbaki, und eine dritte in der Gegend von Alençon, die zum Theil später mit der Loire-Armee verbunden wurde, zum Theil im Osten Verwendung fand. Außerdem war noch Garibaldi mit seinen Freischärlerbanden im Südosten im Gange, wo sich auch geringere Truppenmassen unter Cambriels bildeten. Alle jene Armeen waren dazu bestimmt, das Belagerungsheer von Paris im Rücken zu beunruhigen, anzugreifen, während die Belagerten gleichzeitig Ausfälle machten, und so das große und schwere Unternehmen der Deutschen zu vereiteln. Allein auch ihnen gegenüber trug die Kraft, der Muth, die Disziplin und die Unerschütterlichkeit unsrer Truppen den Sieg davon.

e. Die Kämpfe gegen die Entsetzungsheere von Paris.

Nach allen Seiten vorgesandte Kavallerieregimenter brachten Anfang Oktober die Ansammlung feindlicher Truppen zunächst hinter der Loire in Erfahrung. Der Kronprinz schickte deshalb den General v. d. Tann mit dem 1. bair. Korps und einigen preußischen Infanterie- und Reiterregimentern in die Gegend von Orleans vor, um dieselbe von den sich zusammenrottenden Gegnern zu säubern. Der tapfere baierische General ging muthig voran, trotzte aller Heimtücke und allen verbrecherischen Nachstellungen, mit welchen die überall aufgehetzte und fanatisirte Bevölkerung seinen Truppen zu schaden suchte, griff am 10. Oktober die feindlichen Kriegsschaaren bei Artenay (auf der von Paris über Etampes nach Orleans führenden Straße) an, jagte sie, freilich unter eigenen nicht geringen Verlusten, auseinander und nahm am 11. Orleans mit stürmender Hand. Ein weiteres Vor-

[1]) Später, nach Beendigung des Kriegs, zur Verantwortung gezogen und verurtheilt.

dringen nach Süden schien aber bei seinen geringen Streitkräften um so weniger räthlich, als dieselben durch Zurücksendung der 22. Infanterie-Division nach Paris noch geschwächt waren. Während diese auf ihrem Rückwege in Chateaudun am 18. Oktober auf heftigen Widerstand stieß und sich Chartres bemächtigte, harrte v. d. Tann bei Orleans aus, wurde dann aber am 8. November von einem so übermächtigen Feinde bedrängt, daß er die Stadt vor ihm räumen mußte und auf der Straße von Etampes nach Coulmiers sich zurückzog. Hier griff ihn Aurelle de Paladine mit all seinen Truppen am 9. November an. In heldenmüthigem Kampf schlugen sich die bairischen Löwen sieben Stunden mit dem überaus zahlreichen Gegner herum. Gegen 2000 der wackeren Krieger deckten mit ihrem Leibe das Schlachtfeld. Dann wich v. d. Tann ein wenig zurück, ohne jedoch vom Feinde verfolgt zu werden, der sich damit begnügte, zum ersten Mal während des ganzen Feldzugs einen Erfolg über Deutsche davongetragen zu haben und von seinem Siege kein geringes Aufsehen machte. Aber lange sollte dieser Jubel nicht währen. Denn schon zogen Truppen von der Belagerungsarmee zur Verstärkung herbei und während aus diesen (17. u. 22. Infant.-, 2., 4. u. 6. Kavallerie-Division) und den Baiern ein neues (13.) Armeekorps unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Meklenburg gebildet wurde, rückten auch Theile der II. Armee, die bis dahin vor Metz gelegen, unter Prinz Friedrich Karl heran, um mit jenem sich zu vereinigen.

Nachdem der Großherzog Mitte November mit seinem Armeekorps die sich häufenden und immer näher an Paris heranziehenden Schaaren des Feindes im Westen bei Dreux und Chateauneuf (17. u. 18. Nov.) in tapferem Angriff auseinander gesprengt und in ihrer Verfolgung bis gegen die Sarthe hin vorgedrungen war, wendete er sich wieder auf Orleans zurück, von wo das Hauptunternehmen der Franzosen gegen Paris zu erwarten stand. Auch Friedrich Karl rückte von Osten her auf dasselbe Ziel los. Am 28. November stieß er dabei, jenseits des Loing, mit seinem linken Flügel zuerst auf den Feind. Das 10. Armeekorps unter Voigts-Rhetz, welches bei Mars la Tour-Vionville mit so großer Auszeichnung gefochten, lieferte demselben die ruhmreiche Schlacht bei Baune la Rolande und warf ihn nach 8stündigem blutigen Kampfe zurück. In Folge dieses Sieges wurde die Vereinigung beider Truppenkörper hergestellt; sie gingen nun gemeinsam gegen Orleans vor, wo Aurelle de Paladine mit seinem Hauptheere eine gedeckte Aufstellung genommen hatte. Seine Streitmacht war weit zahlreicher, als unsre, trotzdem sie in der Schlacht gegen Voigts-Rhetz bedeutende Verluste erlitten hatte. Aber die deutsche Mannszucht und Kriegstüchtigkeit schlug diese rasch und mangelhaft geschulten Truppen dennoch aufs Haupt. In den ersten Tagen des Dezember setzte es die heftigsten Kämpfe um Orleans. Am 2. und 3. räumte der Großherzog im Westen der Stadt, der Prinz Friedrich Karl und die Baiern im Norden derselben mit den Franzosen auf und noch am 4. schlug man sich in furchtbarer Erbitterung um die unmittelbare Umgebung und die Vorstädte von Orleans, dessen Bahnhof am 5. gestürmt wurde. Darauf fiel die Stadt, die schon v. d. Tann früher besetzt hatte, aufs Neue in deutsche Hand, während die Franzosen auf eiliger Flucht nach dem Süden und besonders Südwesten sich auf und davonmachten, mehr als 10,000 Gefangene den siegreichen Deutschen hinterlassend. Unermüdlich ging es ihnen nach, auf den Straßen nach Bourges und Tours. Während man auf jener von keinem Feinde behelligt wurde,

traf der Großherzog auf dieser in der Gegend von Meung auf zahlreiche Streitkräfte, die sich theils aus den bei Orleans entkommenen Trümmern, theils aus neuen Zuzügen von Alençon und von Tours her zusammensetzten. An ihrer Spitze stand Chanzy, den der über die voraufgegangenen Niederlagen entrüstete Gambetta an Aurelle de Paladine's Stelle gesetzt hatte. Aber mit diesem Wechsel im Oberbefehl war gar nichts gethan. Auch dem neuen General ging es nicht besser, als seinem Vorgänger, der nicht ohne Tüchtigkeit und Einsicht gewesen war. Ohne sich lange zu besinnen, griffen die Baiern unter von der Tann, anfangs nur von zwei preußischen Infanterie-Divisionen unterstützt, die weit überlegenen Feinde an. Bei Meung, Marchenoir und Beaugency wurde mit äußerster Heftigkeit und zähem Nachdruck vier Tage (7—10. Dezember) gerungen. Auch das 10. Armeekorps war mit Ruhm an den Kämpfen betheiligt; und da zugleich der Prinz Friedrich Karl mit weiteren Truppen von der linken Loireseite her gegen Blois vordrang, so wurde Chanzy aus all seinen Positionen, die er vergebens wieder zu gewinnen suchte, hinausgeworfen; sein zersprengtes Heer schlug theils die Richtung auf Tours, theils über Vendôme nach Le Mans ein. Nachdem darauf die Deutschen am 13. Blois, am 21. Dezember Tours besetzt hatten, trat bis zum Beginn des neuen Jahres ein Stillstand in den Operationen auf diesem Schauplatze ein. Man hatte vorderhand erreicht, was man wollte. Der Südwesten und Süden von Paris war bis über die Loirelinie und über Blois hinaus von Feinden gesäubert. Der Prinz Friedrich Karl zog nun seine am weitesten vorgeschobenen Truppentheile näher an sich heran und setzte sich mit der Front nach Westen in einem großen von Blois über Vendôme nach Chartres sich ausdehnenden Bogen vor Orleans fest. Da nämlich Chanzy im Lager von Conlie bei Le Mans mit der Bildung einer neuen großen Armee beschäftigt war, so mußte der Prinz auf weitere schwere Kämpfe gefaßt sein. Außerdem war eine andere große Armee, deren Kern einige Zeit vor der Schlacht bei Beaugency von der Chanzy's abgezweigt worden, theils bei Bourges, theils bei Lyon und Besançon im Entstehen. Den Oberbefehl über dieselbe führte Bourbaki, der vorher die Nordarmee befehligt hatte.

Vergebens hatten die Pariser bisher auf einen Entsatz durch die Loirearmee gehofft und entsprechende Ausfälle nach Süden gemacht. Eben so wenig war ihnen von Norden her eine Erleichterung ihrer Lage zu Theil geworden. Auch nach dieser Richtung hatten sich im November, anfangs unter Bourbaki, dann unter Faidherbe, größere französische Streitkräfte gesammelt. Nach dem Falle von Metz war deshalb Manteuffel mit dem größeren Theile der I. Armee (1. u. 8. Armeekorps) mit dem Ziele auf Amiens und Rouen abgesendet worden, um diese Gegend zu säubern. (Der übrige Theil der I. Armee, das 7. Korps unter Zastrow, rückte in die Gegend von Troyes und Chatillon an die obere Seine). Am 27. Nov. traf Manteuffel südlich von Amiens, bei Moreuil, zuerst auf den Feind. Es enspann sich ein hartnäckiger, für die Deutschen nicht leichter Kampf. Aber der unermüdlichen Anstrengung der ostpreußischen Regimenter, die freilich hart mitgenommen wurden, gelang es endlich, den Feind aus seiner verschanzten Stellung hinauszuwerfen. Amiens fiel in Folge dieses Siegs in Manteuffels Hand (30. Nov.). Bald kamen weitere Erfolge hinzu. Während sich nämlich die Hauptmasse des Faidherbeschen Heers nach dem Nordosten, auf Arras und Lille, zurückzog, nahm General Goeben an der Spitze

des 8. Armeekorps nach kleineren Gefechten die Hauptstadt der Normandie (Rouen). Von hier drangen die Truppen bis an den Kanal vor, besetzten die Hafenstadt Dieppe, schweiften zugleich nach Südwesten bis an und über die Seine und säuberten diese ganze Gegend von feindlicher Macht. Bald aber begann Faidherbe im Nordosten sich wieder zu rühren, indem er, um Amiens zurückzuerobern, nach Süden vorrückte. Sofort brach Manteuffel gegen ihn auf und traf ihn am 23. Dezember an der Hallue, einem kleinen der Somme zufließenden Bach. Die Franzosen hatten auf dem für sie äußerst vortheilhaften Terrain eine verschanzte Aufstellung genommen und waren an Truppenzahl und Geschütz den angreifenden Deutschen (8. Armeekorps) sehr überlegen. Gleichwohl warfen diese sie im Laufe des Tags fast überall aus ihrer Stellung hinaus; und auch ein erneuter Angriff der Franzosen am Abend des 23. wurde von den siegreichen Unsrigen zurückgewiesen. Faidherbe sah sich nach diesen unglücklichen Kämpfen veranlaßt, nach dem Nordosten zurückzukehren, wohin er von Goeben verfolgt wurde. Zu weiteren und zu entscheidenden Schlägen kam es auch auf diesem Schauplatz erst zu Anfang des folgenden Jahrs.

Noch im November und Dezember 1870 hatten aber deutsche Truppen auch im Südosten mancherlei Kämpfe zu bestehen. Das ganze Gebiet zwischen den Vogesen, dem Schweizer Jura und dem Côte d'Or mit dem sich nordöstlich anschließenden Plateau von Langres schwärmte nämlich seit Oktober von Franktireurbanden, die um so gefährlicher waren, als sie überall unvermuthet aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrachen und wegen des für den Guerillakrieg überaus günstigen Terrains sich meist der Verfolgung entzogen. An der Spitze eines Theils dieser irregulären Truppen stand anfangs Cambriels, später übertrug die Regierung zu Tours den Oberbefehl über die Franctireurs der Vogesen an Garibaldi, der, von seinen beiden Söhnen Ricciotti und Menotti begleitet, zur Verwirklichung seiner republikanischen Ideen herbeigeeilt war und Abenteurer von vielerlei Nation um sich gesammelt hatte. Als nun General Werder nach der Uebergabe von Straßburg in das von Cambriels und Garibaldi besetzte Gebiet kam, konnten hartnäckige Kämpfe nicht ausbleiben. Mit dem 14. Armeekorps war Werder langsam nach Süden gezogen, hatte Abtheilungen seines Heers unter den Generalen Schmeling und Treskow zur Belagerung von Schlettstadt (kapitulirt am 24. Okt.) und von Neu-Breisach (kapit. 10. November) detachirt, hatte zugleich Montbéliard besetzen, Belfort cerniren lassen und war dann mit den ihm zur Verfügung bleibenden Truppen zwischen Epinal und Vesoul nach Burgund vorgerückt. Es war bereits Ende November, als er in der Gegend von Dijon auf Garibaldische Schaaren stieß. Nach mehreren Gefechten am 26. und 27. November (bei Pasques) trieb er dieselben auf Autun zurück und setzte sich selber in Dijon fest. Trotz dieser Erfolge war aber seine Lage eine äußerst gefährliche. Während in seinem Rücken das feste Belfort jeden Angriff der Belagerungstruppen unerschütterlich abwies, bei Besançon feindliche Schaaren standen, sammelte Garibaldi bei Autun ein Heer von 20,000 M., rückte von Lyon aus der rasch emporgekommene General Cremer nach Norden vor und drohten zugleich von der zahlreichen Armee Bourbakis, die noch bei Bourges stand, große Gefahren. Zwar wußte man von der letzteren noch nicht, wohin sie sich wenden werde. Möglicherweise war sie nicht gegen Werder, sondern zu einem gleichzeitigen Angriff mit der Armee Chanzy's auf den Prinzen Friedrich

Karl bestimmt. Aber auch abgesehen von dieser war Werder bedrängt genug. Zwar rückte er dem von Lyon heranziehenden General Cremer entgegen und schlug ihn nach erbittertem Kampf bei Nuits (19. Dezember) zurück. Da er aber jeden Augenblick von überlegenen Streitkräften und von mehreren Seiten zugleich angegriffen werden konnte, so zog er es vor, seine gefahrvolle Stellung bei Dijon zu räumen und näher an die Belagerungstruppen vor Belfort heran in das Gebiet zwischen Vesoul und Montbéliard zurückzugehen. Hier stand er, von keinem Feinde behelligt, bis zu Anfang des folgenden Jahrs. Da begann der Krieg wie im Norden und Süden von Paris, so auch hier wieder mächtig sich zu regen. Was Werder schon in den letzten Wochen des Dezember befürchtet hatte, geschah. Bourbaki setzte sich mit seiner ganzen Armee (mehr als 150,000 M.) gegen die Saone in Bewegung. Nach Gambetta's tollkühnen Plänen war ihm die Aufgabe gestellt, das Werdersche Korps zu vernichten, Belfort zu entsetzen, die Verbindungslinien zwischen Paris und Deutschland zu verstellen, die Belagerungsarmee der Hauptstadt im Rücken zu bedrängen und so die Befreiung der letzteren herbeizuführen. Gleichzeitig mußten auch die Nord- und Loirearmee wieder zum Kampfe vorgehen.

Der deutschen Heeresleitung in Versailles entgingen die von allen Seiten sich aufthürmenden Gefahren nicht. Während der Prinz Friedrich Karl Befehl erhielt, dem herankommenden Chanzy entgegenzurücken, wurde, um Werder in seiner mißlichen Lage zu Hülfe zu kommen, das 2. Armeekorps[1]) unter Fransecky aus dem Verbande der Belagerungsarmee vor Paris gelöst. Dasselbe sollte sich mit dem 7. unter Zastrow in der Gegend von Chatillon verbinden, und mit diesem und dem Werderschen Korps die Südarmee zur Bekämpfung Bourbakis bilden. Der Oberbefehl über dieselbe wurde in die bewährten Hände Manteuffel's gelegt, an dessen Stelle Goeben den Befehl über die Nordarmee übernahm. Ehe jedoch diese Verstärkungen Werders heran waren, wurde er bereits von Bourbaki bedrängt. Aber der heldenmüthige deutsche General und seine tapferen Truppen zagten und zitterten nicht. Wohl waren sie der Gefahr sich bewußt, von der sie bedroht waren; aber der Größe derselben entsprach ihr Muth und ihre Entschlossenheit, derselben zu trotzen. Um Bourbaki nicht durchbrechen zu lassen, zog sich Werder unter beständigen Gefechten mit den Spitzen des Feinds (namentlich bei Villersexel am 9. Januar) von Vesoul aus näher an Belfort heran, verstärkte aus dem Belagerungskordon, so weit es anging, Heer und Geschütz und rückte dann hinter das von steilansteigenden Rändern umschlossene Thal der Lisaine, welche von Norden her bei Montbéliard in den Doubs fließt. In stark befestigter Stellung erwartete er hier die Angriffe des dreifach überlegenen Feinds. Bereits am 14. Januar begannen dieselben. Aber mit unerschütterlicher Kraft wies das Werdersche Korps alle Stürme zurück. Wohl drangen die Franzosen durch das Thal der mit fester Eisdecke überzogenen Lisaine bis unmittelbar vor die Werdersche Front, wohl gelang es ihnen auch, einzelne Dörfer in erbittertstem Kampfe zu nehmen, aber immer aufs Neue rückten die Deutschen vor, warfen die Feinde aus den gewonnenen Positionen wieder hinaus und behaupteten dieselben in viertägigem Ringen bis zum 18. Januar. Da endlich wich Bourbaki zurück. Er hatte von Manteuffels Herannahen Kunde erhalten, und um

[1]) Dasselbe wurde vor Paris durch das 1. bair. Korps (v. d. Tann) ersetzt.

einem Angriff in den Rücken zu entgehen, trat er den Rückzug zunächst auf Besançon an. Sofort schickte Werder seine Truppen zur Verfolgung ihm nach. Manteuffel aber, der zwischen Dijon und Langres auf dem Weg nach Vesoul war, hatte kaum von der heldenmüthigen Vertheidigung Werders vernommen, als er, seine Vereinigung mit diesem aufgebend, eine südliche Richtung einschlug, um dem Bourbakischen Heer den Weg nach Lyon zu verlegen. Zugleich hielt er Garibaldi, der mit mehr als 20,000 M. bei Dijon stand, mit Theilen seiner Truppen im Schach. Von allen Seiten verfolgt und bedrängt, schlecht genährt und gekleidet, wurden die Franzosen in die Pässe des Jura immer näher an die Schweizer Grenze getrieben. Kein Entrinnen war möglich. In furchtbarster Weise wendete sich das Schicksal, das sie Werder hatten bereiten wollen, gegen sie selbst. In der bittersten Winterkälte eilten die halb verhungerten und verfrorenen Gestalten nach Osten, um die Schweiz zu erreichen.

Während Bourbaki mit den Trümmern seines Heers noch von Werder und Manteuffel verfolgt wurde, hatte sich bereits das Schicksal der französischen Armeen im Norden und Südwesten entschieden. Nach dem Siege an der Hallue war ein Theil des 8. Armeekorps zur Belagerung der Festung Peronne geschritten. Als Faidherbe in den ersten Tagen des Januar wieder zum Angriffe vorging, um Peronne zu entsetzen, rückte ihm Goeben mit zwei Divisionen entgegen und schlug ihn bei Bapaume zurück (3. Januar). Aber schon wenige Tage nachher setzten sich die Franzosen abermals in Bewegung. Da Peronne am 9. Januar in die Hände der Belagerer fiel, auch Amiens besetzt war, so suchten sie in mehr südöstlicher Richtung, über St. Quentin, den Deutschen in die rechte Flanke zu kommen und sie so zu umgehen. Allein Goeben, der inzwischen an Manteuffels Stelle getreten war, beobachtete genau jede Bewegung des Feinds. Durch Zuzüge theils von Paris theils von Rouen her, wo bis dahin das 1. Armeekorps gestanden hatte, war er stark genug, um in größerer Schlacht den Franzosen die Spitze zu bieten. Entschlossen warf er ihnen in Eilmärschen alle seine Truppen entgegen und lieferte am 19. Januar die entscheidende Schlacht bei St. Quentin. Nach 9stündigem Ringen räumten die Franzosen das Feld und flohen in vollständiger Auflösung bis an die belgische Grenze. Die Niederlage, die sie erlitten, war von so vernichtendem Eindruck, daß alle Bemühungen Gambetta's, hier im Norden den Krieg noch einmal zu entfachen, umsonst waren.

Nicht besser ging es um dieselbe Zeit der Armee Chanzy's. Im deutschen Hauptquartier hatte man, so lange die Streitkräfte Bourbaki's bei Bourges standen, vermuthet, daß sie zu einem mit Chanzy gemeinsamen Offensivstoße auf den Prinzen Friedrich Karl und die Pariser Cernirungstruppen bestimmt seien. Als aber Bourbaki sich nach dem Südosten zu wenden begann, war dem Prinzen Friedrich Karl kurz vor Absendung des 2. und 7. Korps zu Werders Verstärkung der Befehl ertheilt worden, sich mit allen seinen Truppen auf Chanzy zu werfen, der sich inzwischen ebenfalls in Bewegung gesetzt hatte. In den ersten Tagen des Januar verließ der Prinz Friedrich Karl in Folge dessen seine Stellungen bei Blois, Vendôme und Chartres und trat den Weg auf Le Mans an. Bald stießen seine Vortruppen mit den Spitzen des Chanzy'schen Heeres zusammen. Vom 6. Jan. an entspannen sich unausgesetzte Kämpfe, in denen die Unsern allemal die Oberhand behielten und thatkräftig vordrangen. Obgleich ihnen die Wege

bei rasch wechselnder Witterung vielerlei Schwierigkeiten boten, erreichten sie, den Feind vor sich hertreibend, Le Mans. Am 11. und 12. Januar kam es hier zur Entscheidung. Trotz ihrer Uebermacht wurden die Franzosen an allen Punkten geworfen, durchbrochen, umzingelt und dermaßen aufs Haupt geschlagen, daß sie in regelloser Flucht nach verschiedenen Seiten das Weite suchten. Gegen 20,000 Gefangene, 19 Geschütze, 2 Fahnen fielen in die Hände der Deutschen. Auch das hinter Le Mans belegene Lager von Conlie mit all seinen Vorräthen wurde genommen, und während einzelne Truppentheile die Fliehenden bis nach Alençon, selbst über die Sarthe verfolgten, eilte der Großherzog von Meklenburg mit dem 13. Armeekorps nach Rouen, um diese Stadt an Stelle des nach Nordosten abziehenden 1. Armeekorps zu besetzen. Der Prinz Friedrich Karl selbst rückte in südlicher Richtung an die Loire. Am 21. Januar nahm er sein Hauptquartier in Tours. Die republikanische Zweigregierung mußte von hier nach Bordeaux weichen.

So waren bis in die zweite Hälfte des Januar zwei der zum Entsatz von Paris bestimmten Volksheere vollständig vernichtet, das dritte, weit in den Südosten bis an die Schweizer Grenze zurückgetrieben, war dem furchtbarsten Elende preisgegeben und für die weitere Kriegführung lahm gelegt. Alle Hoffnung der Pariser auf Hülfe von außen war damit vereitelt, die Kraft des Landes erschöpft; — bald mußte auch die gewaltige Stadt, zu deren Befreiung die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht waren, sich dem stärkeren Sieger ergeben.

f. Kapitulation von Paris. Ende des Kriegs.

Vor der Uebergabe von Metz war das Belagerungsheer vor Paris kaum ausreichend stark, die Riesenstadt zu cerniren; am meisten aber fehlte es an dem nöthigen schweren Belagerungsgeschütz, und konnte es deshalb vorderhand nicht in der Absicht der deutschen Heeresleitung liegen, die Stadt durch Gewalt zur Uebergabe zu zwingen. Man begnügte sich damit, ihr möglichst den Verkehr nach außen hin abzuschneiden, sie der Verbindung mit dem Lande zu entziehen, ihr weitere Zufuhren an Vorräthen für den Lebensunterhalt wie für die Vertheidigung zu erschweren und etwaige Ausfälle zurückzuweisen. Erst als Straßburg und Metz gefallen und damit ein größerer Theil der hier zur Verwendung gekommenen Truppen und Geschütze vor Paris verwendbar geworden war, konnte die Belagerung mit entschiedenerem Nachdruck betrieben werden. Denn erst seitdem war auch die Verbindung der Belagerungsarmee mit der Heimath auf mehreren Linien hergestellt.

Die Pariser machten sich anfangs wenig Sorgen wegen des cernirenden Heeres. Sie trotzten auf die überaus starke Befestigung, die mehr als 400,000 Bewaffnete zählende Vertheidigung der Stadt, auf die reichen Vorräthe an Proviant, welche Trochu hatte herbeischaffen lassen. Während der ersten Wochen der Belagerung hofften sie außerdem theils auf Hülfe von auswärtigen Mächten, die Thiers auf seiner Rundreise an die europäischen Höfe für die angeblich durch Frankreich vertretene Sache der Civilisation zu gewinnen suchte, theils auf Bazaine, der aus Metz hervorbrechen, das Heer des Prinzen Friedrich Karl zurückwerfen und dann der Belagerungsarmee vor Paris in den Rücken fallen sollte. Allein in dem Einen wie in dem Andern sahen sich die Pariser getäuscht. Thiers hatte zwar an mehreren Höfen die Versicherung der Sympathien mit Frankreichs Schick-

falen empfangen, aber zum thatsächlichen Beistande war man nirgends entschlossen. Noch niederschlagender als dieses unerwartete Resultat von Thiers diplomatischer Reise wirkte für einen Augenblick die Kapitulation Bazaines. So weit noch nicht alle Ruhe der Besonnenheit abhanden gekommen, war man unter dem Eindruck dieses Ereignisses zum Frieden geneigt. Aber natürlich sollte und durfte dieser — denn anders gab das wieder die unverwüstliche Eitelkeit nicht zu — unter keinen für Frankreich empfindlich nachtheiligen Bedingungen geschlossen, namentlich Elsaß und Deutsch-Lothringen nicht abgetreten werden. Bismarck aber wies jetzt wie früher einen Frieden ohne Gebietsabtretung zurück, und da außerdem die Führer der Sozialdemokraten in Paris die zum Frieden neigende Haltung der französischen Regierung dazu beuutzten, dieselbe zu stürzen und — was auf einen Tag (31. Oktober) wirklich gelang, — die Herrschaft der Commune[1]) an ihre Stelle zu setzen, so entschloß man sich, der durch Gambetta allmählich bis zur Raserei gesteigerten Leidenschaft der großen Masse des französischen Volkes nachzugeben und den Kampf fortzusetzen. Auch den Zaghaftesten wuchs wieder der Muth, als fast von allen Enden des Landes Volksheere zum Schutze der Hauptstadt herankamen. Man fing an, wieder den kühnsten Hoffnungen sich hinzugeben und erwartete mit aller Bestimmtheit eine baldige Befreiung aus dem Ring der feindlichen Belagerung durch die überall im Lande entstandenen Heere, über deren Stärke und Bewegungen man durch Luftballons, Brieftauben u. s. w. sehr genau unterrichtet ward. Mit der Hoffnung auf Befreiung von außen her steigerte sich die Energie der Ausfälle auf das Belagerungsheer, die man früher nur wenig und vereinzelt gewagt hatte. Bereits früher, am 13. und 30. Oktober, war es zu solchen gekommen. Bei jenem hatte man vom Mont Valérien ein furchtbares Geschützfeuer auf die Belagerer eröffnet; doch hatte man nichts als die Zerstörung des Schlosses St. Cloud erreicht, das mit einem großen Theil seiner herrlichen Kunstschätze ein Raub der Flammen geworden war. Ein Ausfall von größerem Nachdruck war der vom 30. Oktober gewesen. Es war dabei zu einem überaus blutigen Kampf um das Dorf Le Bourget gekommen, welches die Franzosen mit verzweifelter Anstrengung gegen die Garde vertheidigt, schließlich aber geräumt hatten. Noch weit heftiger aber als an den genannten Tagen begannen die Vorstöße der Pariser zu werden seit Ende November. Man erwartete um diese Zeit das Herankommen der Loire-Armee und strengte sich an, zu ihr durchzubrechen. Gerade an denselben Tagen, an welchen die Armee Friedrich Karls bei Baune la Rolande und bei Orleans sich blutige Lorbeeren errang und die Feinde zurückwarf, eröffneten die Pariser ein heftiges Feuer von allen Forts und brachen dann wiederholt mit der größten Entschlossenheit nach Süden und Südosten vor, wobei sehr erbittert gekämpft wurde. Zuerst wurde am 29. November ein Angriff nach Süden, auf die Stellung des 6. Armeekorps versucht, von diesem aber zurückgewiesen. Erfolgreicher für die Franzosen war der Vorstoß am folgenden Tage. Aber die Positionen, die sie dabei gewonnen,

[1]) Am 18. März 1871 wurde die Herrschaft der Commune von der Arbeiterbevölkerung auf mehrere Monate durchgesetzt. Alle Schrecken der Revolution ergossen sich über Paris. Ganze Stadtviertel, die herrlichsten Gebäude wurden in Asche gelegt und nur mit Mühe gelang es, Ende Mai, den Regierungstruppen, geordnete Zustände zurückzuführen.

gingen während der Kämpfe des 2. Dezember vollständig wieder verloren. Die Württemberger, Sachsen (12. Armeekorps) und Pommern (2. Armeekorps) schlugen sich an diesem Tage mit bewunderungswürdigem Heldenmuth, aber auch unter schweren Verlusten im Südosten von Paris, bei Villiers, Champigny und Brie und warfen den verzweifelt kämpfenden Feind siegreich zurück, so daß er auf einen Durchbruch nach dieser Seite verzichtete. Zu entschlossenen Versuchen kam es dann erst wieder am 21. Dezember. Nachdem die Hoffnungen, welche die Pariser auf die Loire=Armee gesetzt hatten, durch die Siege Friedrich Karls vernichtet worden waren, wendeten sie ihre Augen nach Norden, von wo Faidherbe erwartet wurde. Mit einem gleichzeitigen Vorstoß auf die Sachsen gegen die Marne unternahmen sie am 21. Dezember einen Massenangriff auf die Garde bei Le Bourget, um das Dorf wieder zu gewinnen. Aber auch dies Mal waren alle ihre Anstrengungen vergebens. Trotz aller Mißerfolge bei ihren Unternehmungen nach außen und trotzdem kein Heer zu ihrer Befreiung erschien, gaben sie aber den Glauben an eine baldige Erlösung von der Belagerung nicht auf. Sie lebten in dem Wahne, daß es mit Unterstützung vom Lande her doch noch gelingen werde, den Belagerungsring zu zersprengen, oder falls dieses nicht glücken sollte, würden, so meinten sie, die Deutschen aus freien Stücken die Belagerung aufgeben, da Paris uneinnehmbar sei. Sie ertrugen deshalb alle Leiden einer eingeschlossenen Stadt, die sich immer mehr fühlbar machten, mit der größten Geduld und harrten auch dann noch aus, als von deutscher Seite das Bombardement auf die Befestigungslinien eröffnet wurde. Nachdem nämlich inzwischen ein ausreichend großer Belagerungspark an schweren Geschützen herbeigeschafft war, begann am 27. Dezember die Beschießung zunächst der südöstlichen Forts. Unter diesen hatte der überaus stark befestigte Mont Avron den Deutschen bis dahin den meisten Schaden gethan. Auf ihn und die zunächst liegenden Forts von Noisy, Rosny und Nogent richtete sich das Feuer von 76 Geschützen mit so erfolgreicher Wirkung, daß die Besatzung des Mont Avron am 29. Dezember sich fluchtähnlich zurückzog, und noch an demselben Tage besetzten die vordringenden Sachsen das wichtige Fort. Bald nachher begann dann auch die Beschießung der Forts im Südwesten. Auch diese wurden zum Schweigen gebracht, und nun richteten sich die Geschosse auf die am linken Seineufer gelegenen Stadttheile. Zwar waren die Zerstörungen nicht groß, die man verursachte; — auch kam es der deutschen Heeresleitung durchaus nicht auf diese —, vielmehr darauf an, die Pariser in Schrecken zu setzen und dadurch zur Uebergabe ihrer Stadt zu veranlassen. Und auf die Stimmung des besonneneren Theils der Bevölkerung verfehlte das beginnende Bombardement seine Wirkung nicht. Allein die große Masse verharrte, trotzdem auch bereits der Hunger aufzuräumen begann, auf Fortsetzung des Widerstands. Noch immer vertraute man der Uneinnehmbarkeit der Hauptstadt und hielt es für möglich, durch eigene Kraft oder mit Hülfe von außen sich befreien zu können. Als Faidherbe Mitte Januar 1871 von der belgischen Grenze her die Armee Goebens zu umgehen und so auf die Hauptstadt vorzudringen versuchte (vereitelt durch die Schlacht bei St. Quentin), da beschloß man auch in dieser wieder einen Vorstoß der Massen gegen die Belagerungsarmee, und Trochu brach am 19. Januar mit mehr als 100,000 Mann unter dem Schutze des Mont Valérien nach dem Südwesten vor. Er traf hier auf die Truppen des 5. Armeekorps (v. Kirchbach); und wenn es auch dem mit

dem äußersten Grade der Verzweiflung kämpfenden Gegner gelang, des Parks von St. Cloud, Buzenval's und der Höhen bei Garches sich im Beginne des Kampfs zu bemächtigen, das furchtbare Geschützfeuer der deutschen Batterien und die Tapferkeit des Kirchbach'schen Korps warf ihn am Nachmittage in seine früheren Stellungen zurück und kein Fuß breit des anfangs gewonnenen Bodens blieb in seiner Hand. Gegen 10,000 Todte und Gefangene hatte dieser Durchbruchsversuch den Franzosen gekostet. Und erst jetzt, nachdem auch diese letzte Anstrengung vergebens gewesen, als alle, auch die letzte Kraft der Widerstandsfähigkeit erschöpft war, lenkte man ein. Nachdem endlich, am 21. Januar, die deutschen Batterien auch im Norden, bei le Bourget, Staint und Pierrefitte, ihr vernichtendes Feuer auf die Hauptstadt eröffnet hatten, verstummte auch die heftigste Regung der Leidenschaft vor der eisernen Nothwendigkeit und die durch Hunger und Entbehrungen aller Art in ihrem Trotze gebrochenen, in allen Hoffnungen auf Befreiung getäuschten Pariser ergaben sich. Bereits am 23. Januar kam Jules Favre nach Versailles, am 28. erfolgte die Kapitulation von Paris. Zugleich wurde ein 21tägiger Waffenstillstand geschlossen, während dessen Dauer eine Nationalversammlung in Bordeaux zusammentreten sollte, um über den Frieden zu verhandeln. Die Hauptbedingungen des Waffenstillstandes waren: Besetzung der Pariser Forts durch deutsche Truppen, Kriegsgefangenschaft und Entwaffnung aller Linientruppen und Mobilgarden in Paris, Auslieferung sämmtlicher Waffen und Zahlung einer Kriegskontribution für Paris von 200 Mill. Francs. Alle Departements des Landes wurden in den Waffenstillstand mit aufgenommen; nur auf dem südöstlichen Schauplatz, in den Departements des Doubs, Jura und Cote d'Or, ging der Krieg noch kurze Zeit weiter.

Fast noch ergreifender und furchtbarer als das Elend und die Entbehrungen, welchen die Pariser in der letzten Zeit der Belagerung unterworfen waren, gestaltete sich das Schicksal des Bourbaki'schen Heers. Durch den Heldenkampf an der Lisaine von Werder zurückgewiesen, wurde Bourbaki nicht bloß von diesem, sondern auch von den über Dijon heraneilenden 2. und 7. Armeekorps unter Manteuffel verfolgt, der Alles daran setzte, ihm den Rückzug auf Lyon zu verlegen. Ursprünglich dazu beordert, dem General Werder zu Hülfe zu ziehen, gab Manteuffel auf die Kunde von dem Zurückweichen der Franzosen die Vereinigung mit jenem auf und erreichte in unaufhörlichem Vorwärtsdringen in südlicher Richtung bald einen so weiten Vorsprung vor dem Bourbakischen Heere, daß sich dieses, zwischen ihm und Werder eingekeilt, auf die Schweizer Grenze zurückgedrängt sah. Es war damit in eine ähnliche Lage gekommen, wie die Armee Mac Mahons Ende August an der belgischen Grenze. In den Jura hineingeworfen, von allen Seiten durch die Deutschen bedrängt, versuchte Bourbaki in seiner Verzweiflung sich selber das Leben zu nehmen, während Clinchard, welcher an seiner Stelle das Kommando übernahm, anfangs vergeblich mit Manteuffel, dann mit der Schweiz wegen Uebertritts des Heeres auf deren Gebiet Verhandlungen begann und zum Abschluß brachte. Nachdem die Deutschen Pontarlier angegriffen und einen großen Theil des französischen Heers gefangen genommen hatten, zog der Rest desselben, noch etwa 80,000 M., durch Hunger, Kälte und durch Mühseligkeiten aller Art an den Rand der Vernichtung gebracht, auf den neutralen Boden der Schweiz, wo sie die Waffen niederlegten und bis zum Frieden gefangen gehalten wurden (1. Februar).

Nachdem so auch die letzte der französischen Armeen den Kampfplatz geräumt hatte, stand kein Feind in Waffen mehr den Deutschen gegenüber. Auch Belfort, welches seit dem 3. November durch General Treskow belagert worden war, wurde nach der Beseitigung des Bourbakischen Heers den Deutschen übergeben.

Bereits am 12. Februar trat die in den Waffenstillstandsbedingungen vom 28. Januar in Aussicht genommene Nationalversammlung in Bordeaux zusammen. Von den Mitgliedern derselben wurde Thiers zum Haupte der französischen Republik ernannt, und dieser beeilte sich den Frieden zum Abschluß zu bringen. Nach längeren Verhandlungen zwischen ihm, Favre und Bismarck kamen am 26. Februar die Friedenspräliminarien zu Stande, welche am 2. März von der Nationalversammlung angenommen und beiderseits ratifizirt wurden. Zwei Monate später, am 10. Mai, erfolgte auf Grund dieser Präliminarien der definitive Friede zu Frankfurt a. Main. Laut den Bestimmungen desselben trat Frankreich Elsaß, mit Ausnahme von Belfort, Deutschlothringen mit Metz und den Schlachtfeldern vom 16. und 18. August (zusammen 257 Qu.-Meilen) an Deutschland ab; es verpflichtete sich außerdem zur Zahlung einer Kriegsentschädigung binnen drei Jahren im Betrage von 5 Milliarden Francs. Bis zur völligen Abzahlung dieser Schuld blieben die Pariser Forts auf dem rechten Ufer der Seine und die nordöstlichen Departements Frankreichs von deutschen Truppen besetzt, alle übrigen Theile des Landes wurden von ihnen geräumt. Nach siebenmonatlichen siegreichen Kämpfen hatte Deutschland den ihm widerwillig aufgedrungenen Krieg damit glücklich beendet. In 156 Gefechten, 17 Schlachten war der auf seinen ehemaligen Kriegsruhm eitle und stolze Gegner zu Boden geworfen. 22 feste Plätze, mehr als 7000 Geschütze, 120 Adler und Fahnen waren erobert, 380,000 Feinde, darunter mehr als 11,000 Offiziere gefangen genommen worden. „Der Herr der Heerschaaren hat überall unsre Unternehmungen sichtlich gesegnet und den ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterland mit tiefbewegtem Herzen mein Dank!" mit diesen Worten verkündete König Wilhelm den ersehnten Frieden, nachdem am 2. März die Präliminarien unterzeichnet waren. Am 7. verließ er Versailles und traf am 17. in Berlin ein, wo man ihn mit unendlichem Jubel empfing. Auch der größte Theil unseres tapferen und siegreichen Heeres kehrte nun bald auf den heimathlichen Boden zurück. Am 1. März waren 40,000 der Unsrigen in Paris eingezogen und hatten bis zum 3. zwischen dem Arc de Triomphe und dem Place de la Concorde sich gelagert, — am 16. Juni erfolgte der feierliche Einzug in Berlin. Wie viel Elend, Jammer und Noth, in die ein Volk durch beispiellosen Leichtsinn gestürzt war, hatte sie dort umgeben; welcher Jubel, welch' begeisterte, berechtigte, lautere Freude empfing sie hier!

9. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.

Wem schlüge das Herz nicht höher bei der Erinnerung an die herrlichen Thaten der Freiheitskriege und jener Leipziger Schlacht, durch welche vor 62 Jahren der Uebermuth des Korsen gebrochen, Deutschland sich selber zurückgegeben wurde! Aber befriedigter in unserem nationalen Bewußtsein,

blicken wir auf die gewaltigen Kämpfe der Jahre 1870/71 zurück. Denn was 1813—15 vollbracht wurde, weder war es das gemeinsame Werk des einigen deutschen Volks, noch eine ausschließlich deutsche That, und die auswärtigen Mächte, welche mit uns gefochten, saßen hinterher, als das Getümmel der Schlachten verstummt war, mit über Deutschlands Zukunft zu Rathe. An Stelle des im Jahre 1806 endlich gänzlich zerflossenen alten deutschen Reichs wurde die Bundesverfassung von 1815 gesetzt, und das deutsche Volk kam in die Gefahr, dem nationalen Ruine anheim zu fallen. Ohne fremde Hülfe dagegen, allein durch die eigene, durch Einigkeit siegreiche Kraft, haben wir den Riesenkampf der Jahre 1870/71 bestanden, und durch keinen auswärtigen Einfluß wurde uns der Preis unsres gemeinsamen Ringens verkümmert. Worauf die Edelsten unsrer Nation ein halbes Jahrhundert ihres Geistes Spannkraft gerichtet, was Preußen durch Errichtung des norddeutschen Bundes begründet, das nationale Einigungswerk wurde in seinem äußeren Bau auf Frankreichs Schlachtfeldern vollendet, — der Kaisertraum des deutschen Volks ging in Erfüllung! —

Im Jahre 1866 war die Mainlinie geschaffen worden; aber nur vorübergehend, das sagte sich Jeder, konnte dieselbe dazu bestimmt sein, den Norden und Süden Deutschlands zu scheiden. War doch durch die Schutz- und Trutzbündnisse mit den einzelnen süddeutschen Staaten, durch die Vertretung der gemeinsamen materiellen Interessen, das Zollparlament, die Brücke zu festerer Einigung zwischen den noch getrennten Theilen bereits geschlagen. Als nun Frankreich uns zur Vertheidigung unserer vaterländischen Güter herausgefordert und Alldeutschland zum Kampf sich erhoben hatte, da war es Niemandem zweifelhaft, daß die Stunde gekommen sei zu dauernder nationaler Vereinigung, und wie die Völker, so waren auch die Fürsten von der Ueberzeugung und dem Wunsche erfüllt, daß das auf den Schlachtfeldern vergossene Blut der aus dem Norden und Süden vereinigten Kämpfer die politische Einheit des deutschen Volkes besiegeln müsse. Im Hauptquartiere zu Versailles, nachdem die entscheidenden Schläge gegen den böswilligen Feind gefallen und seine Hauptstadt mit dem Belagerungsringe unsrer Krieger umgeben war, richtete Baierns national gesinnter König, der jugendliche Ludwig II., im Namen sämmtlicher deutscher Fürsten an König Wilhelm von Preußen die Aufforderung, als Haupt des deutschen Reiches die Kaiserkrone anzunehmen, damit so der Einigkeit Deutschlands der entsprechende Ausdruck gegeben werde. Die diesem Akte voraufgegangenen Verträge zwischen dem norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten wurden am 10. Dezember 1870 von dem norddeutschen Reichstage einstimmig angenommen, und eine Deputation desselben, an deren Spitze Simson (S. 358. 364) stand, eilte nach Versailles, wo sie im Namen des Reichstags ebenfalls die Bitte um Annahme der Kaiserwürde an König Wilhelm überbrachte. So von Fürsten und Völkern zu diesem Schritt aufgefordert, nahm der König am 18. Januar 1871, an demselben Tage, an welchem Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die Königskrone einst sich aufs Haupt gesetzt hatte, auf Frankreichs Boden, im Spiegelsaale zu Versailles, die mit der Krone Preußen erblich verbundene Würde eines Kaisers des deutschen Reiches an. Eine an das deutsche Volk erlassene kaiserliche Proklamation verkündigte an demselben Tage das erhebende Ereigniß. „Wir übernehmen", so sprach unser Kaiser, „die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und

seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinigte Kraft seines Volks, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterland die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Am 21. März 1871 wurde nach der Rückkehr des Kaisers aus Frankreich der erste deutsche Reichstag in Berlin eröffnet. In seiner Ansprache an denselben gab Kaiser Wilhelm seinem demüthigen Danke gegen Gott Ausdruck für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen die Gnade des Höchsten die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmuth und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hatte. „Möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches", so schloß der Kaiser, „für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein! Möge dem deutschen Reichskriege ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! Das walte Gott!"

Leider aber sollte dieser kaiserliche Wunsch nicht ganz in Erfüllung gehen. Während die deutschen Reichstage eifrig dem inneren Ausbau der Verfassung sich widmeten, während die auswärtigen Beziehungen zu Rußland, Oestreich und Italien sich in der befriedigendsten Weise gestalteten und die Dreikaiserzusammenkunft (Deutschland, Rußland, Oestreich) im September 1872 als ein den Frieden verbürgender Abschluß der voraufgegangenen großen Ereignisse angesehen werden konnte, war es die ganz von jesuitischem Geiste geleitete römische Kirche, welche gegen das neue deutsche Kaiserthum zu offenem Kampfe heraustrat und den inneren Frieden Deutschlands zu stören versuchte. Nach der Niederlage Oestreichs von 1866 hatte sie auf Frankreich ihre Hoffnungen gesetzt. Auf dem großen vatikanischen Konzil (seit 8. Dezember 1869) hatte die Partei der Jesuiten fast gleichzeitig mit der französischen Kriegserklärung, am 18. Juli 1870, trotz des Widerspruches der deutschen Bischöfe, die freilich hinterher sich dem Beschlusse unterwarfen, die Annahme des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu Wege gebracht und damit Zwiespalt und Zweifel in die Gemüther, die Herausforderung zum Kampfe um die Hoheitsrechte in die ganz oder zum Theil katholischen Staaten geworfen. Zwar wurde bald nach diesem verwegenen, hochmüthigen Schritt die weltliche Herrschaft des Papstthums völlig gestürzt. Von Deutschland bedrängt, sah sich Frankreich im September 1870 genöthigt, seine Truppen aus dem Kirchenstaate zurückzuziehen; Rom wurde von einem italienischen Heere besetzt, bald darauf mit dem Königreich Italien verbunden und zur Hauptstadt desselben gemacht. Aber nur um so erhitzter und giftiger erhob sich die ihrer weltlichen Herrschaft beraubte Kirche zu ihren Ansprüchen auf die geistliche Oberhoheit; sie setzte ihren Willen als den allein gültigen, als Maßstab und Richtschnur für das Verhalten der Fürsten und Völker, und ein gewaltiger geistiger Kampf begann, um diesen Ansprüchen entgegenzutreten. In Deutschland war und

ist es wiederum Preußen, welches in demselben voransteht. Die ersten Schritte, welche geschahen, um der alle staatliche Autorität aus den Augen setzenden Anmaßung der Kirche zu begegnen, waren das **Verbot des Jesuitenordens** und der mit ihm verwandten Kongregationen, die **Wiederaufhebung der katholischen Abtheilung** im preußischen Kultusministerium und die Errichtung eines obersten Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten. Andere Bestimmungen und Anordnungen sind zu dem gleichen Zweck theils für Preußen, theils für das deutsche Reich erfolgt und werden erfolgen, denn noch zur Stunde dauert der große Kulturkampf. Aber auf unserer Seite sind in demselben Wahrheit und Recht! Mit ihnen ist Gott! Er wird Deutschland schützen und seinen Kaiser!

Register.

Die römische II. vor einer Seitenzahl bezeichnet den zweiten Theil.

Berichtigungen.

Thl. I. S. 68. 6. Z. v. u. lies: aus einer gothischen Familie, die in den Dacischen Provinzen jenseits der Donau angesessen war.
" " S. 76. letzte Z. v. u. streiche die Worte: auf die Einladung des unzufriedenen römischen Statthalters Bonifazius.
" " S. 81. Z. 18 v. o. lies: Diese aber soll aus Rache den Vandalenkönig Geiserich aus Afrika herbeigerufen haben.
" " S. 89. Z. 19 v. o. streiche von „da rief Narses" bis „um sich zu rächen, nach Italien."
" " S. 94. Z. 14 v. o. streiche „Vouglé oder".
" " S. 108. Z. 5 v. u. lies: 754.
" " S. 191. Z. 8 v. u. lies: im Jahre 1071.
" " S. 227. Z. 23 v. u. lies: Partenkirchen.
" " S. 231. bemerke, daß die von Friedrich I. bekannte Sage ursprünglich an die Person Friedrichs II. sich geschlossen hatte.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohlrausch, Friedrich,

Deutsche Geschichte

Bd.: 2

Hannover 1875

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 5283 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248722-0